BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<3660500150013

<3660500150013

Bayer. Staatsbibliothek

Dec. 1033

Economia. Lexica. 17.

~~Dec. gen. N°. 22.~~

Fritsch. sc.

Oeconomische Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Zwölfter Theil,

von Fa bis Fet. Mit 13 Kupfern.

Brünn,

gedruckt bey Joseph Georg Traßler, Buchdrucker,

Buch- und Kunsthändler.

1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

F. f.

F, der sechste Buchstab des Alphabetes, bedeutet, in der Lateiner Zahl 40, wenn er aber oben mit einem Puncte oder Strichlein gezeichnet war, hieß er 40000.

Die Römer pflegten den entlaufenen Knechten, wenn sie dieselben wieder habhaft wurden, ein lateinisches F vor die Stirn zu brennen, damit einjeder sehen möchte, daß er ehemals ein Flüchtling gewesen.

Auf den preußischen Münzen zeigt F Magdeburger Gepräge, und auf den französischen, die zu Angers geprägten, an.

Die Rechtsgelehrten verstehen durch ff die Digesta oder Pandecten, welches daher gekommen zu seyn scheint daß einige unverständige Schreiber das griechische Π oder π für ein ff angesehen haben.

Die Aerzte bedienen sich des Buchstaben F in ihren Recepten. Wenn er allein steht, bedeutet er Fiat, d. h. es geschehe oder werde gemacht. FM, heißt Fiat Mixtum. F. a. l. (oder F. l. a.) bedeutet Fiat artis lege, gleichwie F. s. a. Fiat secundum artem; d. h. es geschehe, oder werde nach der Apothekerkunst gemacht oder präparirt.

Die Kaufleute, Banquiers und Buchhalter bedienen sich dieses Buchstaben, die Verweisungen auf unter-

terschiedene Seiten, oder wie sie reden, auf dem Folio ihrer Handelsbücher und Register, damit abzukürzen. Fol. 2, oder Folio 2, heißt: auf dem andern Blatte, oder auf der andern Seite. Sonst brauchen sie auch wohl diese Abkürzungen: F°. R°. anstatt Folio recto, welches die erste Seite eines Blattes, oder diejenige, so einem zuerst in das Gesicht fällt, und F°. V°. anstatt Folio verso, welches die andere oder umgekehrte Seite eines Blattes andeutet. Man bemerkt auch die Florene oder Gulden mit einem F, auf diese vierer-ley Arten: Fl. Fs. ff. oder fl. Insonderheit bedeutet F auch Fatto, daß nämlich sey gewechselt worden. Ferner bedeutet f fein, hingegen ff, superfein.

In England wird der Buchstabe F, nach des Königs Eduard Verordnung, wenn ein Tuch runzelig, bändig, in der Walkmühle geschändet, und löcherig geworden ist, von dem verordneten Schauer, nebst der Stadt ihrem Manufactur- und seinem eigenen Siegel, in dasselbe geschlagen, und damit ein mangelhaftes Tuch oder das englische Wort Faulty, welches eben so viel heißt, angedeutet.

Faba s. Bohne.

Faba crassa, s. Schmeerwurz.

Faba hircina, s. Fieber-Klee.

Faba de Malacca, Faba Malaccana s. Anacardium.

Faba porcina s. suilla, s. Bilsenkraut.

Fabago, Bohnenkapern, falsche oder wilde Kapern; s. unter Kaper.

Fabaria, s. Schmeerwurz.

Fabecoulier, s. Lotusbaum.

Fabrik, L. Fabrica, Fr. Fabrique. 1. Ein jedes hervorgebrachtes Werk, und die Werkstätte, in welcher es hervorgebracht wird, in welcher weitesten Bedeutung dieses Wort doch nur zuweilen im Scherze und im gemeinen Leben gebraucht wird. Das ist ein Mährchen aus seiner Fabrik.

2. In

2. In engerer Bedeutung, eine jede Werkstätte, wo Waaren von mehrern unzünftigen Arbeitern im Grossen verfertiget werden. und zuweilen auch diese Waaren selbst. Eine Band = Leder = Strumpf = Zucker= Zwirn = Fabrik u. s. w.

3. In der engsten Bedeutung, werden nur diejenigen Werkstätten dieser Art mit diesem Namen beleget, in welchen die Waaren durch Hülfe des Feuers und Hammers hervorgebracht werden, um sie von den Manufacturen zu unterscheiden, welche die übrigen Anstalten dieser Art begreifen. Eine Gewehr = Fabrik, Messer = Fabrik u. s. f. Doch wird dieser Unterschied im gemeinen Leben nur selten beobachtet.

Was von den Fabriken überhaupt zu wissen nöthig ist, wird man in den Artitel Manufactur finden.

Fabrikant, Fr. Fabricant, ein jeder Arbeiter in einer Fabrik, in der 2ten und 3ten Bedeutung dieses Wortes. Besonders, der erste und vornehmste unter denselben, der die Stelle des Meisters bey zünftigen Handwerkern vertritt.

Fabriken=Bley, s. Th. V. S. 690, f.

Fabriken=Commissarius, derjenige, welcher über die in einem Lande oder einer Stadt errichteten Fabriken und Manufakturen die Aufsicht hat. S. Commissär. Factor.

Fabriken=Schule, s, unter Schule.

Fabriken=Steuer, s. unter Manufactur.

Façade, s. Fassade.

Face, s. Gesicht. Gesichts=Länge.

Face, (Belle) was bey den Pferden also genannt wird; s. Blässe.

Facette, s. Faserre.

Fach, 1. Eigentlich, ein jeder eingeschlossener oder von einem andern Raume abgesonderter Ort, besonders, andere Dinge darin zu bewahren und aufzuhben, in

welcher Bedeutung dieses Wort doch nur noch in einigen Fällen üblich ist.

(1) Bey den Fischern ist es ein eingezäunter oder umzäunter Ort in einem Wasser, Fische darin zu fangen; s. auch Fisch=Reise und Verfachen.

(2) Die leeren Plätze in einer hölzernen Wand, welche durch Verbindung der Säulenbänder und Riegel entstehen, und entweder ausgemauert, oder ausgekleibet, oder auch wohl zu Fenster oder Luken offen gelassen werden, die Felder, Fr. Vuide. Ein Haus in Dach und Fach erhalten, d. i. im baulichen Stande; s. Th. VIII. S. 611, fgg.

Im Nieders. ist dieses Wort auch von den Zwischenräumen zwischen den Sparren üblich. Ein Haus von sechs Fachen, d. i. sechs Sparren.

(3) Der Platz in der Scheune zu beyden Seiten der Tenne, welcher im Oberd. eine Banse heißt, wird im Nieders. ein Fach genannt.

(4) Die Abtheilung in einem Kasten, Schranke, Bücherbrete, Regale u. s. f. Dinge darin zu verwahren; welche Bedeutung im Hochdeutschen die gewöhnlichste ist. Die Fächer eines Kastens eines Schrankes u. s. f. Fr. Passets oder Rayons. Es ist nicht aus dem rechten Fache, figürlich im gem. Leben, es ist nicht von der rechten Art.

(5) Eine Lücke, ein Loch, im Nieders. Ein gut Fach ausführen, viel essen.

2. Figürlich, die Wissenschaft, die Kunst, darauf man sich vorzüglich geleget hat, Das schlägt nicht in mein Fach, gehört nicht für mich, ich bin dessen nicht kündig. Imgleichen das Geschäft, wozu Jemand berufen oder verbunden ist. Das gehört nicht in mein Fach. Wie auch die Classe, wohin eine Sache gehöret. Das gehört in ein anderes Fach.

Fach, (Deich=) s. in D.

Fach=Baum. 1. Derjenige Baum an einer Wassermühle oder an einem Wehre, welcher das Wasser vor dem Gerinne in der vorgeschriebenen Höhe erhält, vermuthlich, weil er gleichsam ein Fach, d. i. eine Abtheilung in dem Wasser macht. Er wird auch der Grundbaum, Mahlbaum, Spundbaum genannt.

Bey den oberschlächtigen Wassermühlen, ist es der Querbalken, worauf das Gerinne und Wasserbett gesezt wird, oder ein langes, 1 Elle dickes, und 22 Zoll breites Stück Querholz, welches unmittelbar vor den Gerinnen einer Mühle über den Mühlgraben hinüber gelegt ist, und worauf die Griessäulen und Schuzbreter stehen, das Wasser in einer gewissen Höhe aufzuhalten. Daher wird er auch der Mühlenfachbaum genannt, welcher nicht nur für sich allenthalben nach der Bleywage dem Wasser gleich liegen, sondern auch mit dem Mahlpfahle, (Eichpfahl, Sicherpfahl, Marqueur,) nach Abzug des dem Fachbaume gewöhnlichermaßen zugelegten Erbzolles, wagerecht eintreffen muß, und sich auf keiner Seite senken darf, damit das Wasser aller Orten in gleicher Höhe darüber weglaufen möge, weshalb er auch in dem gemauerten Gerinne, oder sonst, befestiget und wohl eingelassen werden muß. Bey den Wehren werden die Fachbäume quer über den Abfallgraben oder das Wehrwasser gelegt, und, zum Unterschiede der Mühlenfachbäume, Wehr-Fachbäume genennet.

Auf den Fachbaum und Mahlpfahl kömmt sonderlich bey dem Mühlenbaue alles an, weil sonst den benachbarten oben oder unten gelegenen Mühlen, durch deren Erhöhung, der grösste Nachtheil zugefüget werden kann. Deswegen ist auch in den Mühlordnungen so scharf verboten, daß kein Müller, bey infamer Ausstoßung aus den Gewerken, sich unterstehen soll, den Fachbaum eigenmächtig, ohne Zuziehung der Nachbarn, von neuem zu legen oder zu verändern.

ändern. Es dürfen auch keine Leisten darauf geheftet werden.

Die häufigsten Streitigkeiten entstehen zwischen denen Mühlen, welche nach einander an einem Flusse gelegen sind, entweder wegen der Haltung des Wassers, da der eine das Wasser zu lange oder zu hoch aufhält, oder wegen Erhöhung des Fachbaumes. Wird der Fachbaum zu hoch geleget, so präjudicirt es sonderlich dem Unternachbar, dem viel Wasser auf- und zurück behalten wird. Es ist auch bey oberschlächtigen Wasserrädern d. i. die von dem von oben herabfallenden Wasser getrieben werden, demjenigen selbst kein Vortheil, der ihn also zu hoch geleget hat, wie viel Wasser in dem Mühlenteiche bleibt, so nicht ablaufen, und folglich zum Mahlen dienen kann. Auf diese Erhöhung des Fachbaumes ist sowohl bey ober- als unterschlächtigen Rädern zu attendiren, da hiedurch das Wasser zu sehr gestämmet, und dem Obermüller zum Nachtheil zurück getrieben, dem Untermüller aber der rechte Zufluß gehemmet wird. Man erfordert daher, daß, bey Anlegung eines neuen Grundbaumes allemal die dabey intressirten und benachbarten Müller, wie auch auf den Dörfern die Schulzen und Gerichte dazu gezogen werden.

Eigentlich muß der Fachbaum über den Mahlpfahl 1 Zoll erhöhet seyn. Die Müller nennen dieses den Zehrzoll, weil er um so viel nach und nach vom Wasser abgezehret wird.

Casp. Henr. Hornii consultatio de arbore molinaria, Fachbaum, secundum jus commune d. d. Wittenberg, den 9. Sept. 1704. st. in Polacks Mathesi forensi, Lpz. 1770, 4. S. 434—442.

2. Siehe den folgenden Artikel.

Fach-Bogen, Fr. Arçon, bey den Hut- und Tuchmachern, ein Bogen mit einer starken Darmsaite, die kurze Wolle oder Haare damit zu zerschlagen und zu schnellen; der Fachbaum. S. Fachen.

Dieses einem Violinbogen ähnliche Instrument, welches 6 bis 7 Fuß lang ist, besteht aus einer horizontal liegenden hölzernen Stange, an deren einem Ende ein ausgeschweiftes Bretchen, die Nase (Fr. Bec de corbin) genannt, und am andern ein durchbrochenes Bret (Fr. le panneau) unten befestigt ist, um welche zwey Bretchen längs herum eine Darmsaite nach der ganzen

Länge

Länge der Stange gespannt ist. Diese Saite (Sehne oder Schnur wird durch das Schlagholz (Fr. la cloche) in eine Schnellung oder Bebung gesetzt, welche verursachet, daß die von der Saite berührte Wolle oder Haare abprellen und in Flocken verstäuben, die auf eine Horde fallen. Der Fachbogen ist in der Mitte seiner Stange an einem Stricke oben an der Decke befestigt, und schwebet etwa 4 Zoll hoch über einem Werktische. Derjenige Theil des Fachbogens, welcher die Saite desselben tönen macht, damit der Arbeiter wissen könne, ob die Saite zum Schlagen und Fachen der Wolle genugsam gespannt sey, heißt im Fr. Chanterelle. Eine ausführlichere Beschreibung hievon, nebst Abbildung wird im Art. Hut vorkommen.

Der Fachbogen ist keine europäische Erfindung; denn in China und in der Levante hat man ihn von undenklichen Zeiten der Bearbeitung der Baumwolle (s. Th. V. S. 101, f.) gebraucht, aber die Europäer haben ihn verbessert.

Fach=Gerte, gespaltene Stäbe, welche in den Fachen oder Fächern der Lehmwände um das Fach = oder Stakholz (um die Fachstaken) geflochten, und mit Lehm, welcher mit Stroh eingeknetet ist, überzogen werden.

Die Fachgerten werden gemeiniglich aus häselnen Stäben, die 1 Zoll auch wohl etwas darüber stark sind, gemacht. Jeder Stab wird gespalten, und giebt also 2 Fachgerten ab, welche 7 bis 8, auch wohl 9 Fuß lang sind. In ein Fach, welches 3 Fuß hoch und 3 bis 4 Fuß breit ist, rechnet man 12 bis 15 Fachgerten. Ein Schock derselben kostet 3 bis 4 Groschen.

Fach=Holz, hölzerne Stangen, mit welchen die Fache einer Lehmwand ausgefüllet werden, um dem Lehme die gehörige Haltung zu verschaffen. Sie werden auch Fachstangen und in Niedersachsen Fachstaken genannt.

Fach=Reuse, s. unter Fisch=Reuse.

Fach=Staken, Fach=Stangen; s. Fach=Holz.

Fach=Tisch, bey den Tuch = und Hutmachern, derjenige Tisch, auf welchen die Wolle gefachet wird.

Fach-Werk, Fr. Charpente, Assemblage, diejenige Art zu bauen, da die Wände, durch die Verbindung der Säulenbänder und Riegel, Fache bekommen; imgleichen die dadurch entstandenen Fache einer Wand mit dem dazu gehörigen Holzwerke. S. Fach (2.)

Fachen, 1. mit Fachen oder Fächern versehen, so doch nur in den Zusammensetzungen ausfachen und verfachen üblich ist.

2. Bey den Tuch- und Hutmachern die kurze Wolle mit einem großen Bogen zerschlagen, und zu einer Art von Schneegestöber zerschnellen, welche Arbeit auch das Bogen schlagen (s. Th. VI. S. 108) genannt wird, Fr. Arçonner. S. Fach-Bogen.

3. Durch Bewegung Wind verursachen, besonders zur Erregung und Verstärkung des Feuers. Indessen ist dieses einfache Zeitwort sehr selten; etwas bekannter aber das zusammen gesetzte anfachen. S. die Anm. zum Art. Fackel.

Facies, s. Angesicht. Fassade. Faße.

Facit, aus dem Latein. Facit, in der Rechenkunst, eine jede durch Rechnung herausgebrachte Antwort auf eine Rechnungsfrage oder Aufgabe. Besonders diejenige Summe, welche in der Addition und Regel de Tri gefunden wird.

Fackel, (*) L. Fax, Fr. Flambeau, Torche, ein großes, aus Holz, Wachs oder Pech verfertigtes Licht, welches, wenn es angezündet wird, einen starken Schein von sich

(*) Dieses Wort lautet schon bey dem Ottfried Fakol, bey dem Tatian Faccola, in Borhorns Glossen Facolo, im Angels. Faecele, im Schwed. Fakla, im Dän. Fakkel, im Walliss. Fagl. im Ital. Fiaccola, im wendischen Bakla. Alle diese Wörter kommen mit dem Lat. Fax und Facula genau überein; allein daraus folgt noch nicht, daß sie von denselben abstammen.

Die alten nordischen Völker hatten ein Wort Fach oder Fak, welches Feuer bedeutete, und vielleicht war fachen, welches jetzt

Feuer

sich giebt. Weil es dem Winde widersteht, so wird es auch wohl ein Windlicht genannt.

Von Wachsfackeln hat man in Berlin zwo Arten. Einige heißen schlechthin Wachsfackeln, oder auch Kutschen- und Windfackeln; andere nennt man Stockfackeln.

Zu den Windfackeln läßt sich der Wachslichtzieher von dem Seiler einen Docht von Hanf- oder Flachswerg spinnen, zieht diesen durch gemeines schwarzes Pech, welches er in einen Kessel erwärmt hat, steckt den Henkel des Dochtes durch ein Loch eines Zieheisens oder einer Ziehscheibe, und hängt den gepichten Draht irgendwo an seinem Henkel auf. Das Zieheisen hat nur ein einziges Loch, dagegen die Zieheisen der Wachsstöcke dergleichen mehrere und kleinere hat. Das Zieheisen streift er auf dem gepichten Drahte von oben bis unten hinab, wenn das Pech noch warm ist, und wiederholt diese Arbeit mit zwey andern Zieheisen. Das Loch des nächstfolgenden Zieheisens ist aber beständig etwas kleiner, als das Loch des nächstvorhergehenden. Durch die Zieheisen wird der gepichte Draht rund und glatt. Wenn das Pech völlig kalt ist, bestreicht man dasselbe mit geschabter und in Leimwasser eingerührter Kreide, damit es das Wachs annehme. Ueber dieser angetrockneten Kreidenrinde wird die Fackel nachher mit Wachs begossen, und überhaupt auf gleiche Art, wie ein Wachslicht, tractirt. Hieraus erhellet, daß eigentlich das Pech die Fackel in Wind und Wetter im Brande erhält, und daß die Ueberkleidung von Wachs der Fackel bloß ein gutes Ansehen geben soll. Diese Wachsrinde ist nur dünn, und daher kann der Wachslichtzieher die Fackel für einen mäßigen Preis verkaufen. Alles dieses gilt nun auch von der Stockfackel. Man nimmt nämlich einen Stock von Kiefern-

Feuer machen heißt, ehedem auch für brennen üblich. Von diesem Zeitworte ist Fackel, vermittelst der Endsylbe el, welche ein Werkzeug ausdrückt, sehr regelmäßig gebildet. Im Oberdeutschen ist dafür auch Tortsche, Torsche Torz, und im Nieders. Torbize, Torwisse üblich, welche mit dem Ital. Torcia. Engl. Torch, Holländ. Toorts, Franz. Torche, Span. Antorcha, und Schwed. Torr und Torrisa, überein kommen, so, dem Herrn Ihre zu Folge, von dem Angels. torht, hell, klar, berühmt, abstammen. S. Theer.

fern- oder Fichtenholz, umwickelt ihn mit Hanfwerg, pichet, zieht und begießt ihn eben so mit Wachs, wie die Windfackel.

Sprengels Handwerke und Künste, 13. Samml. Berl. 1775, 8. S. 431, f.

In Frankreich werden sechserley Arten Wachsfackeln gemacht; als: 1) Fackeln mit einem Docht zum Gottesdienst, oder Verwandlungskerzen; 2) Zimmer- oder venetianische Fackeln; 3) Fackeln mit Dochten von grobem guibrayischen Zwirn; 4) ordentliche Kutschen- oder Handfackeln; 5) Brüßler Fackeln, und 6) mit Wachs überzogene Pechfackeln.

Von der Art, wie diese verschiedenen Fackeln gemacht werden, und von ihrem Gebrauche, s. Hrn. dü Hamel Kunst des Wachsziehens, im I. B. des übers. Schaupl. der Künste und Handw. Berl. Stett. und Lpz. 1763, gr. 4. S. 218—222.

Die Pechfackeln werden von den Seilern aus Harz, Pech, Terpenthin und den Hülsen, welche nach dem Auspressen der Wachsscheiben übrig bleiben, oder Wachs von alten halbverbrannten Fackeln, gegossen, welches sie mit grobem Werg vermischen. Ehemals gab man den gemeinsten, anstatt des Dochtes, einen mit Dochtgarn umwundenen harzigen Kiefernstock.

Hrn. Hofr Beckmann Anleit. zur Technologie, Gött. 1777, 8. S. 143, f.

Vom Gebrauche der Fackel bey hochzeitlichen und festlichen Tänzen, s. Fackel-Tanz.

Nach den königl. preuß. Feuerordnungen, und unter andern auch der für die Residenzstadt Potsdam und Vorstädte *d. d.* Berl. d. 13. Oct. 1772, (s. den Nachtrag der Verordn. zum Jahrg. de 1775, No. XII.) §. 25 und 26, ist den Seilern und Fackelmachern nicht erlaubt, Fackeln in ihren Häusern zu verfertigen, sondern sie müssen selbige an sichern Orten vor den Thoren machen, auch nirgends als in Kellern und Gewölben, wo man mit Feuer und Licht nicht hinkommen darf, aufheben. Und da nicht geringe Gefahr davon zu besorgen ist, wenn die Pechfackeln von Domestiken bey großem Winde gebrauchet, an den Häusern, Brücken und Laternenpfosten abgeklopfet, und also die glimmenden Funken in die Höhe getrieben werden: so soll eine jede Herrschaft zu ihrem Dienst bey windigem Wetter, statt der Fackeln Laternen

ternen gebrauchen lassen. Auf den Fall aber, daß die Domestiken, wenn sie nur verschicket werden, sich, vor sich selbst, brennender Fackeln bedienen sollten, sollen ihnen solche allenfalls mit militärilcher *Assistence* abgenommen, und sie dafür gehörig bestrafet werden.

Fackel-Baum, ein Name, der in einigen Gegenden dem Afholder oder Wasserhohlunder, Viburnum Opulus *Linn.* gegeben wird, dessen rothe Beeren alsdann auch Fackelbeeren genannt werden. Siehe Schwalkenbeerstrauch.

Fackel-Distel, L. Cereus Fr. Cierge. Diesen Namen führen verschiedene südamerikanische Pflanzen, deren eckiger, gefurchter und stacheliger Stamm weder Zweige noch Blätter hat. Die Arten unterscheiden sich von einander hauptsächlich durch die verschiedene Zahl der Ecken ihres Stammes. Die Rinde desselben ist von einem lebhaften Grün, zart und glatt, und überdeckt eine fleischichte weißliche Substanz, welche einen schleimigen Saft in Menge in sich hält, und einen in ihrer Mitte befindlichen harten, holzigen, dünnen Körper umschließt. Die Wurzel ist klein, zaserig und fortdauernd. Die Blüthe hat keinen Geruch, und besteht aus ungefähr 30, mehrentheils 2 Zoll langen Blumenblättern, die an ihrem äußersten Ende eine hellpurpurrothe Schattirung haben. Die Frucht, (welche aber in Europa nicht zur Reife gelangt,) ist von der Größe und Gestalt einer kleinen Bergamotte, und soll sehr angenehm riechen und schmecken. Diese Pflanzen heißen Fackeldisteln, weil man in Amerika ihre abgeschnittene und getrocknete Stämme in Oehl eintauchet, und als Fackeln gebrauchet. Von einigen wird es gestirnt Rohr, auch Sonnenfeind, genannt. Von den verschiedenen, zu dem eigentlichen Fackeldistelgeschlechte gehörigen, und wegen des sonderlichen prächtigen Ansehens, indem sie einen, anstatt der Blätter, mit Stacheln besetzten, eckigen Stamm mit dergleichen Aesten darstellen, auch wegen der schönen Blumen merkwürdi-

gen

gen Arten, bemerke ich vorzüglich diejenigen, welche in unsern Gärten vorzukommen pflegen.

1. Die sechseckige surinamische Fackeldistel, Cereus Surinamensis; Cactus hexagonus *Linn.* Der einfache, fast durchgehends grüne, Stamm erreichet nach dem Alter eine verschiedene Höhe; man sieht dergleichen von 6, 8 und mehrern Ellen. Wegen der Höhe des Glashauses muß man solchen endlich abstutzen, wodurch denn auch geschieht, daß derselbe, sonderlich am untern Theile, einige Aeste hervor treibt. Diese, wie auch der Stamm, haben nicht überall gleiche Stärke, richten sich aber gerade in die Höhe, und stehen von selbst aufrecht; der Länge nach sieht man vertiefte Furchen, und weit vorragende Ecken, deren Anzahl und Größe nicht immer einerley ist. Die Ecken laufen auch nicht alle von unten bis oben in einem fort; einige fangen unten an, und hören in der Mitte, oder sonst unbestimmt auf, da hingegen andere erst in der Mitte ihren Anfang nehmen. Gemeiniglich zählt man 6, selten über 8 Ecken. Die Ecken sind der Länge nach mit vielen, nicht weit von einander entfernten, kleinen Erhebungen bezeichnet, auf welchen zarte, aber steife, wie ein Stern ausgebreitete Stacheln, und zwischen diesen kleine wollichte Haare sitzen. Die Stacheln sind Anfangs grünlich, werden nachher braun und endlich schwarz. Und solchergestalt zeigt sich die Pflanze viele Jahre. Wenn die Blume erscheinen soll, läßt sich nicht bestimmen; es kömmt von ungefähr. Aus einer Ecke über dem stacheligen Sterne erscheint zu erst ein rundliches Knöpfchen, welches ungefähr binnen 20 Jahren solchergestalt wächst, daß es sich in die Blume selbst ausbreiten kann. Die Oeffnung der Blume geschieht niemals am Tage, sondern wenn die Sonne untergegangen ist. Sie ist in der Nacht in dem vollkommensten Zustande, zieht sich gegen den Morgen schon wieder zusammen, öffnet sich auch nicht wieder, sondern verwelket in kurzer Zeit.

Sie

Sie dauert also nur wenige Stunden, und hat einen starken, aber nicht sonderlich angenehmen Geruch.

2. Die siebeneckige Fackeldistel, Cereus oder Cactus heptagonus *Linn.* wächst in Amerika, und ist von der vorigen vielleicht nicht wirklich unterschieden.

3. Die fünfeckige Fackeldistel, Cereus oder Cactus pentagonus *Linn.* wächst in Amerika, ist den vorigen Arten im Wachsthume auch ähnlich, lang, aufgerichtet, hat aber gemeiniglich nur 5 Ecken, und ist gleichsam durch Gelenke abgetheilt.

4. Die viereckige Fackeldistel, Cereus oder Cactus tetragonus *Linn.* wächst in Curacao und dem wärmern Amerika, hat mit der vorigen gleiche Gestalt, ist lang und aufgerichtet, aber im Umfange viel dünner, und mit zusammengedrückten Ecken versehen.

5. Die achteckige ausgeschweifte Fackeldistel, Cereus oder Cactus repandus *L.* wächst aufrecht und lang, ist im Umfange dünn, und in 8 zusammengedrückte, wellenförmig erhabene Ecken abgetheilt, und diese mit Stacheln besetzt, welche die dabey sitzende Wolle an Länge übertreffen. Die Frucht ist auswendig gelb, inwendig schneeweiß, mit vielen schwarzen Samen erfüllt.

6. Die achteckige stumpfe Fackeldistel, die peruvianische Fackeldistel, Cereus s. Cactus Peruvianus *L.* wächst in den dürren Gegenden am Seestrande in Jamaika und Peru, erreicht eine ansehnliche Höhe, und ist gemeiniglich in 8 stumpfe Ecken abgetheilt.

7. Die neuneckige wollichte Fackeldistel, Cereus s. Cactus lanuginosus *L.* ist in Curacao zu Hause, wächst aufrecht und lang, hat gemeiniglich 9 kleine unmerkliche Ecken, deren Stacheln kürzer, als die dabey befindliche Wolle, sind.

8. Die sechseckige, kriechende, großblumichte Fackeldistel, Cactus grandiflorus *L.* wächst in Amerika und Veracrux. Der schwache, dünne, etwa einen Finger

dicke

dicke, und in viele Aeste verbreitete Stängel, muß an der Wand oder einem Geländer in die Höhe gezogen werden; ist überall, der Länge nach, mit 5 oder 6 Furchen und eben so viel kleinen Ecken besetzt, und auf diesen sitzen in regelmäßiger Entfernung kleine sternförmig ausgebreitete Stacheln. Die Aeste treiben öfters in der Luft Wurzeln. Das Ansehen der Pflanze ist schlecht, aber desto schöner die Blume. Diese übertrifft alle Arten dieses Geschlechts, und hat einen starken angenehmen Geruch; die innern Abtheilungen des Kelches sind goldfarbig, die Einschnitte des Blumenblattes aber schneeweiß.

9. Die zehneckige kriechende oder rankenförmige, rothblühende Fackeldistel, Cactus flagelliformis L. wächst im wärmern Amerika. Aus der faserigen Wurzel entspringen viele Stängel, welche wieder Aeste treiben. Alle sind nach dem Alter von verschiedener Länge, zuweilen wohl zwo Ellen lang. Sie haben ungefähr die Dicke des kleinen Fingers, sind jedoch hin und wieder enger zusammen gezogen, und niemals durchaus von einerlei Stärke. Die ganze Oberfläche ist mit kleinen Erhebungen regelmäßig und dicht besetzt, so, daß man die eigentlichen Furchen und Ecken kaum wahrnehmen kann, sondern da diese Erhebungen der Länge nach gestellt sind, scheinen selbige die Ecken selbst zu formiren; dergleichen kleine, fast unmerkliche Ecken kann man gemeiniglich 12 zählen. Auf den Erhebungen sitzen viele kleine, ungleiche, weißliche Stacheln, zwischen welchen aber kein wollichtes Wesen ist. Sie blühet bey uns jährlich und häufig. Die Blume ist zwar in Ansehung der übrigen Arten klein, aber schön hochroth durchaus gefärbt, bleibt Tag und Nacht über geöffnet, und verwelket erst nach einigen Tagen.

10. Die dreyeckige kriechende Fackeldistel, Cactus triangularis L. Die Frucht wird nach Miller'n die wahre Stachelbirn genannt, wächst in Brasilien und

Jamai-

Jamaika, öfters viele Ellen lang, und besteht aus lauter dreyeckigen, ungefähr eine Spanne langen Gliedern, welche durch Gelenke von einander unterschieden sind. An den Ecken sitzen sternförmige ausgebreitete Stacheln. Gemeiniglich ist die Pflanze grün, doch erscheint auch selbige zuweilen weißröthlich oder scheckig; sie blühet selten. Die Blume ist von ansehnlicher Größe, und kömmt fast durchgehends mit der, bey der ersten Art beschriebenen, überein. Sie öffnet sich auch nur des Abends, und dauert wenige Stunden. Man kann selbige am besten an der Wand in die Höhe ziehen, und an einem Geländer befestigen.

Die Fackeldistel mit Hirschzungenblättern, Cereus scolopendriæ folio, kann füglich zu den Arten der Opuntien gerechnet werden.

Mehrere Sorten des Cereus findet man unter andern in dem Verzeichniß der in- und ausländischen Gewächse des Caspar Bosischen Gartens, Lpz. 1747, 8. S. 10. fgg.

So hoch auch alle diese Arten von den Gartenliebhabern geschätzt werden, so haben selbige doch weiter keinen Nutzen. Sie kommen alle aus den wärmern Gegenden, und müssen daher bey uns in dem Glashause verwahret werden. Die neunte Art ist am wenigsten zärtlich, und kann im Sommer mit ihrem Geschirre in die freye Luft gesetzet werden, welches zwar auch die erste und einige andere Arten vertragen, doch leiden selbige gar leicht, theils von der Nässe, theils von den kalten Winden. Doch verlangen auch die zärtesten nicht allzu starke Wärme; die Nässe ist ihr größter Feind. Im Winter muß man selbige gar nicht, im Sommer aber sparsam begießen. Sie brauchen überhaupt nicht viel Nahrung; man setzt sie daher in kleine Töpfe, und in magere sandige Erde.

Sie werden insgesamt durch abgeschnittene Zweige fortgepflanzt; man kann auch, wenn keine Zweige zugegen sind, den Stamm selbst zerschneiden, und die

Stücke

Stücke einsezen. Dergleichen Stücke und abgestuzte Stämme treiben hernach lauter Aeste. Man leget dieselben einige Tage an einen trocknen Ort, damit der abgeschnittene Theil recht austrockne, und nicht leicht faule, wenn er in die Erde kömmt. Diese Ableger kann man mit ihren Geschirren in ein Mistbeet sezen, damit sie desto eher Wurzeln treiben.

Von dem blühenden Cereo Peruano, s. Bresl. Samml. Jul. 1719. Cl. IV. Art. 15. No. 7. Jul. 1720. Cl. IV. Art. 8. Sept. 1720. Cl. IV. Art. 5. No. 1. Sept. 1721, Cl. IV. Art. 8. Jun. 1723. Cl. IV. Art. 8. Jun. 1726. S. 713. Oct. 1726, Cl IV. Art. 5.

Nachricht von der Fackeldistel überherhaupt, und insbesondere dem Cereus americanus major articulatus flore maximo, nocte se aperiente & suavissimum odorem spirante, welcher d. 13. Jul. 1756 in dem hochfürstl. Lustgarten zu Bareuth geblühet, st. im 92. St. der Berl. wöchentl. Relat. ꝛc. v. J 1756, S. 741, f. und im 8. St. der Fränk. Sammlungen ꝛc. Nürnb. 1756, 8. S. 189, f.

Nachricht von einer im Jahr 1758 im academischen Garten zu Tübingen blühenden siebenwinklichten und neunwinklichten Fackeldistel, st. in No. 43 der Tübing. Ber. v. gel. S. a. d. J. 1758, S. 602.

Nachricht von einer im J. 1759 eben daselbst blühenden großen aufrecht wachsenden Fackeldistel aus Surinam von 7 Winkeln, st. im 32. St. ders. a. d. J. 1759, S. 417—419.

Nachricht von einer im Sept. 1758 eben daselbst blühenden aufrechten langen, sechswinklichten, surinamischen Fackeldistel, st. im 37. St. ders. S. 489—494.

JO. PHIL. BREYNII descriptio fructus Cerei americani majoris articulati, flore maximo &c. st. im Append. ad Act. phys. med. Acad. N. C. Vol. IX. S. 173—176.

Fried. Friese zwey wunderwürdige Gewächse, Cereus peruvianus angulosus minor. und Ananas, so Ao. 1717 zu Altenburg geblühet.

Description du Cierge epineux du jardin du Roy, appellé en latin Cereus peruvianus, par Mr. de JUSSIEU, st. in den Memoir. de l'Acad. de Par. a. d. J. 1716, S. 146—151.

JO. JAC. KIRSTEN delineatio cerei cujusdam scandentis, haud ita pridem Altorfii in horto medico florentis, st. im VI Bande der Act. phys. med. Acad. N. C. Obs. 141.

Nachricht von einer Fackeldistel (Cereus scandens minor articulatus, polygonus,) welche Hr. Bürgerm. Christ. Reichard in Erfurt, am 20. Jul. 1760 zur Blüthe gebracht, st. im 60 St. des Beytr. zum Reichspostreuter, v. J. 1760.

Eb. Dess. Nachricht von 2 blühenden Fackeldisteln, st. n. 1. K. T. in dessen gemischten Schriften, Erf. 1762, 8. S. 377—385.

Description Cacti repentis triangularis *Linn.* Aut. JAC. RISLERO, st. n. e. Abbild. im V. B. der Act. Helvet. Basil. 1762, 4. S. 268—274.

CPH.

CPH. JAC. TREW Obſ. de Cereo, Peruviano vulgo dicto, Norimbergæ in horto Do. Jo. Magni Volkammeri florente, ſt. in Conſult. ulter. de univ. commercio litter. inſtit. d. d. 20. Nov. 1730.

Engl. überſ. im 36 B. der Philoſ. Tranſact. No. 416, S. 462—465.

Eb. Deſſ. Continuatio obſervationis de Cereo Peruviano, ſt. im Commerc. litter. Nor. A. 1731, Specim. 26, S. 202—205.

Eb. Deſſ. Supplementum obſervationis de Cereo Peruv. ſt. eb. daſ. Specim. 50, n. 2, S. 393, f.

Eb. Deſſ. Obſ. de Cerei plantæ charactere generico, ejusque ſpeciei Surinamenſis ſpecifico, ſt. n. K. im 3. B. der Act. phyſ. med. Acad. N. C. Obſ. 129.

Eb. Deſſ. brevis hiſtoria & fuſior deſcriptio Cerei ſerpentis, vulgo ſic dicti, ſt. n. K. im Append. ad Act. phyſ. med. Acad. N. C. Vol. IX, S. 177—209.

Eb. Deſſ. Spicilegium de Cerei triangularis flore denuo examinato & delineato, ſt. im Append. ad Act. N. C. Vol. X, S. 349—354.

Jo. Cph. Volkamers Nürnbergiſche Hesperides, 1. Th. Nürnb. 1708, f. S. 233, n. 1 K. T.

Fackel-Fliege, Laternenträger, ein gewiſſes Inſect in Amerika, welches die Schwarzen des Abends und Nachts auf den Spann oder vor die Stirn binden, und vermittelſt deſſen Lichtes nicht nur im Hauſe ſehen, ſondern ſogar über Feld reiſen können; ſ. Th. I, S. 393,

Neues Hamb. Mag. 84. St. Lpz. 1774, 8. S. 515, f.
Neue Mannigfaltigkeiten, 4. Jahrg. S. 226, f.
Berlin. Sammlungen, 8. B. 5. St. 1776, 8. S. 460.

Fackel-Holz, ſ. Schwalkenbeerſtrauch.

Fackel-Jagd, eine im Herbſte oder Winter zur Nachtzeit angeſtellte Jagd, da die Haſen durch brennende Fackeln in die Garne getrieben werden; ſ. unter Haſe.

Fackel-Kraut, Verbascum Thablus *Linn.*; ſ. Woll-Kraut.

Fackel-Tanz, an Höfen, ein feyerlicher ernſthafter Hochzeitstanz, mit welchem die Neuvermählten in das Brautbette geführet werden; weil die Kammerherren und Pagen mit brennenden Wachsfackeln neben her gehen.

Der Fackeltanz (*) iſt eine Feyerlichkeit, die nur bey hohen Vermählungen fürſtlicher, gekrönter und regierender Häupter

(*) In der berliniſchen Ueberſetzung des Hrn. v. Cahüſac vom Tanzen, hat man das Wort Danſe des Brandons, Fackeltanz ver-

ter Statt hat, und auch nur Statt haben kann. Es ist ein Ceremonien- und Prunk-Tanz, welcher aus den Ritterspielen des hohen Adels deutscher Nation übrig geblieben, und noch gegenwärtig im höchsten Ansehen ist, auch sich in allen Stücken dem ehemaligen Rittertanze aus den gothischen Zeiten, welches nicht nur in seiner Würde geblieben, sondern sich auch darin erhöher hat.

Die Griechen hatten im Gebrauche, bey rechtlichen Vermählungen, die Verlobte den Bräutigam, durch den so genannten Paranymphen, tanzend ins Haus zu führen, und ihr dabey eine brennende Fackel vortragen zu lassen, und diese wurde dann ausdrücklich die Hochzeitfackel genennet. Die Römer, welche der Griechen Gebräuche, Ceremonien und Feyerlichkeiten überall nachahmten und einführten, gaben auch bey solennen Vermählungen der Braut einen Führer, den sie Patrinus nannten, und ließen der Braut nicht nur eine, sondern zwo, auch wohl drey Fackeln vortragen, weil sie die Fackeln für ein gutes Zeichen hielten. Bey den Griechen und Römern waren die Brautführer (nach den Umständen der Braut) nicht nur die angesehensten und ehrwürdigsten Personen, sondern auch mehrentheils Agnaten derselben, und wurden so wie bey uns die Taufzeugen und Pathen betrachtet; die Fackelträger aber hatten nach ihnen die Ehre der Ceremonie; und da der Aufzug öffentlich, mit allem damaligen Pomp, mit Gesang und Klang, tanzend über die Gassen gieng, so wurden, bey Griechen und Römern, zu diesem Ehrenwerke junge Leute von Geschicklichkeit und Ansehen ausgelesen, welche diesem Gepränge einen Anstand geben konnten. So war der hochzeitliche Fackeltanz bey den Griechen und Römern beschaffen.

Allein, diese Feyerlichkeit war ein bloßer Religionsgebrauch. Es war ein heidnischer Kirchen-Ritus, der, wie eine Menge so genannter heiligen Tänze, die sich zu heidnischen Zeiten überall mit in den Götterdienst mischten, auch mit den römischen und heidnischen Zeiten untergegangen, und doch bey den christlichen Zeiten, als eine weltliche Feyerlichkeit, wieder hervor gekommen, und fast unter eben dem Namen, und beynahe unter eben

verdeutschet. Aber ganz irrig. Danse des Brandons ist in Frankreich ein Baurentanz, oder vielmehr ein in der Fastenzeit gewöhnlicher nächtlicher Auflauf bey Strohfackeln (Brandons,) welcher von der Polizey, um der Gefahr willen, verboten ist. Es hat also dieses Pöbelspiel mit dem Fackeltanze gar nichts gemein.

eben den Ceremonien und Gepränge, in Ansehen ist. Das findet sich vornämlich beym Fackeltanze.

Da der erste christliche Kaiser, Constantin der Große, die Residenz von Rom nach Byzanz verlegte, und die Stadt nach seinem Namen Constantinopel nennen ließ, so wurde daselbst nicht nur der größte und prächtigste Hofstaat damaliger Zeit angeleget, sondern auch das Hofgepränge und die Etiquette in Regeln und Vorschriften verfasset, die noch unverändert beybehalten sind.

Constantini Porphyrogeniti Imperatoris Constantinopolitani de Ceremoniis Aulæ Byzantinæ. Lpſ. 1751, f. Der Text ist griechisch, die Uebersetzung und Noten lateinisch, von Joh. Heinr. Leich und Jo. Jac. Reiske.

Der Tanz, der bey den öffentlichen Auftritten sich allemal im Feyerkleide zeigen mußte, wurde bey allen Gelegenheiten erhoben, und unter andern tanzenden Ceremonien ward auch am byzantinischen Hofe der Fackeltanz eingeführet. Das Fackeltanzen ist also bey den Hof- und Ceremonientänzen schon im vierten Jahrhunderte unter dem ersten christlichen Kaiser bekannt gewesen, und wahrscheinlicherweise ist davon die erste Idee mit aus Rom gekommen.

Das byzantinische Ceremoniel verbreitete sich bis zu den occidentalischen, bis zu den deutschen Kaisern. Da nun im zehnten Jahrhunderte, König Heinrich der Vogler, in deutschen Landen Thurniere und Ritterspiele auszuschreiben und anzustellen beliebte, und dazu den hohen Adel deutscher Nation an einem Orte zusammen rufen ließ: so suchte er auch den halsbrechenden Uebungen der kühnen Ritterschaft, Ergötzungen und Annehmlichkeiten an die Seite zu setzen, und dabey ihr Bezeigen, in Scherz und Ernst, den Augen des schönen Geschlechtes bloß zu stellen; daher wurden zu allen Ritterspielen die Damen vom hohen Adel und fürstlichen Personen eingeladen. Diese Damen waren nicht nur Zeugen des Kampfes, sondern sie hatten auch auf sich die Prämien, Kleinodien und den Dank auszutheilen, so wie solche dem siegenden Ritter, von den Kampfrichtern und Thurniervögten zugesprochen waren. Dafür mußte sie der Ritter mit dem Vortanze beehren. Dieser Vortanz ward nur von dem siegenden Ritter mit der Dame, die ihm den Preis gegeben hatte, ganz allein, unter dem Vor- und Nachtragen angezündeter Fackeln, getanzet. Das Vortragen der Fackeln hatte wohl keine andere Absicht, als die Ceremonie, wie bey dem byzantinischen Fackeltanze, zu illustriren. Der Rittertanz war ein öffentlicher

Triumph, den nicht nur die Dame als Mittänzerin beehrte, sondern auch die vor- und nachtanzenden Ritter, mit den tragenden Fackeln, als Zeugen bestätigten.

Der Fackeltanz, so wie er bey Höfen an den fürstlichen Vermählungsfesten, zu unsern Zeiten gewöhnlichermaßen gehalten wird, ist fast in allen Stücken eine ganz genaue Nachahmung des ehemaligen Rittertanzes.

Ein Mehreres hievon findet man in Hrn. C. Pauli historischer Beschreibung vom Fackeltanz, im 32. und 33. St. der Göttinggemeinnütz. Abhandlungen, a. d. J. 1774.

Fackeln, (*) sagt man von der Flamme des Lichtes, wenn dieselbe sich hin und her beweget. Das Licht fackelt gar zu sehr. Mit dem Lichte herum fackeln, unnöthig hin und wieder laufen.

Façon, s. Fasson.

Factor, (der Ton auf der letzten Sylbe) L. Commissionarius, Institor, Fr. Facteur, sonst auch Commissionaire, oder Commis, und öfters auch Courtier, heißt derjenige, der eines andern Aufträge, besonders in Handlungssachen, für Geld besorget, für ihn ein- oder verkauft, Waaren und Geld empfängt oder wegsendet; daher auch solcher Leute ihre Handlung eine Factoreyhandlung genennet wird. Selbige sind nun von verschiedener Gattung. Denn einige dienen

1. nur Potentaten, Fürsten und Herren, in Anschaffung desjenigen, was sie zu ihrer Hofhaltung an Victualien, Kleidern, und andern Dingen, nöthig haben, und diese werden insgemein Hof-Factors, auch wohl dem heutigen Style nach, Commerciencommissarien, ja wohl gar Commercienräthe, genennet, sonderlich wenn ihre Anschaffungen etwa auf was mehreres als auf das bloße Verlegen der Hofstatt gehen, und sie etwa ganze Armeen oder Regimenter mit dem Nöthi-

(*) Dieses Wort, welches die Oberdeutschen fucheln aussprechen, gehört wohl nicht zu dem Hauptworte Fackel, sondern allem Ansehen nach zu wegen, wackeln, Angels. wagian, Schwed. hweka.

Nöthigen zu versorgen, oder über herrschaftliche Gelder zu disponiren haben. Bisweilen sind auch solche Factors großer Herren nichts anders als Agenten in grossen Reichs- und Handelsstädten, und werden alsdann mehrentheils mit dem Titel königlicher oder fürstlicher Agent beleget.

2. Andere stehen bey ganzen Handlungscompagnien in Diensten, wie denn die holländischen, englischen und andere Compagnien, an den meisten Orten, wohin sie handeln, dergleichen haben. Wieder andere sind

3. über gewisse Manufacturen und Fabriken gesetzt. So hat man z. B. bey uns nicht allein Spiegel-Salz-Glasfabriken- Porzellanfabriken- Gewehrfabrikenfactors ꝛc. sondern es werden auch in andern Ländern, sonderlich in Frankreich, in den ansehnlichsten Tuchmanufacturen, dergleichen Factors (die aber daselbst eigentlich Contre-Maitre genennet werden) gehalten, welche von dem Entrepreneur derselben eingesetzt werden, und über alle dabey befindliche Arbeiter, als: die Wollkämmer, Streicher, Spinner, Weber, Tuchscheerer, Tuchbereiter, Presser, Walker ꝛc. die Aufsicht haben.

4. Bey den Bergwerken giebt es ebenfalls verschiedene Factors; und diese sind entweder 1) Verleger der Gewerke: oder aber 2) zu Anschaffung und Berechnung der zum Berg- und Stollenbau ꝛc. erforderlichen Materialien gesetzt, und heißen daher, nach Beschaffenheit ihres Amtes, Stockfactors, Stollenfactors ꝛc. oder sie haben 3) bey einer Seigerhütte, Blaufarbenwerke, Eisenhütten ꝛc. ihre Verrichtung, und bekommen daher ihre Benennungen; oder sie haben endlich 4) mit der Zubereitung, dem Verkaufe und der Berechnung der Fossilien zu thun, und diese werden denn Fossilienfactors genennet.

5. Einige sind nur einzelnen Kaufleuten, die an fremde Orte weitläuftige Handlung treiben, an diesen fremden Orten bedient. Endlich nennet man auch

6. diejenigen Handelsdiener Factores, die in großen und weitläuftigen Kauf- oder Buchhandlungen und Buchdruckereyen, entweder nach Absterben des Principals, oder auch noch bey dessen Lebzeiten, sonderlich aber in dessen Abwesenheit, die Direction haben. In den Apotheken wird ein solcher ein Provisor genannt.

Von den Eigenschaften, die ein jeder Factor, von was für einer unter den vorhin gemeldeten Gattungen er sey, nothwendig haben muß; von der Pflicht und Obliegenheit eines Factors, und den Klugheitsregeln, die er bey seiner Factorey zu beobachten hat; von den Speditionen eines Factors; von der Rechnung, welche die Factors, sonderlich auswärtige, mit ihren Principalen zu führen haben, und von den Rechnungen, die einem Factor von seinem Principale gehalten werden; imgleichen von den Wechseln, die ein Principal und Factor an einander remittiren, s. Ludovici Kaufmannslexicon, 2. Th. Col. 1490-1496.

Ein Formular von einem Contracte, der mit einem Factor aufzurichten ist, st. in Marpergers Handelsdiener, S. 85, fgg.

S. auch die Art. Commissionär, und Complementirer.

Factorey, Fr. Factorerie, Factorie, der Ort, wo ein Factor seßhaft ist, oder ein Gebäude, worin er für seine Herren oder Committenten Handlung treibt. Dieses Wort ist nur in den ostindischen und andern asiatischen Handelsplätzen gebräuchlich, wohin die europäischen Nationen ihre Schiffe zu handeln schicken, und wo sie ihre Factors und Commissionärs unterhalten, den Einkauf der Waaren des Landes zu besorgen, und die, welche sie aus Europa dahin bringen, zu verkaufen oder zu vertauschen. Insonderheit nennen die Engländer alle in Ost-Indien befindliche, und den verschiedenen europäischen Nationen zugehörige Comptoirs Factoreyen; die Holländer aber nennen sie gemeiniglich Logen.

Von dem Nutzen der Factoreyen in fremden Landen, zu Erhaltung blühender Manufacturen und Fabriken, s. unter Manufactur.

Factorey, Factoreyhandlung, Commissionsbedienung, diejenige Art der Handlung, da man für andere Leute

und

und auf ihre Rechnung Waaren ein- und verkaufet; s. Commissionshandlung- und Factor.

J. Mösers Gedanken über die Anlage einiger Factoreyen, st. im 34. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1765) in No. 20 des Lpz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 171, f. und No. 21, S. 176, f. und im 41. St. der gel. Beytr. zu den Braunschw. Anz. v. J. 1765.

Factorey-Gebühren, s. Commissions-Gebühren.

Factur, Factura, Fr. Facture, Ital. Fattura, ist eine Rechnung über solche Waaren, welche für eines andern Conto eingekauft worden sind, oder ein Verzeichniß der Waaren, die ein Factor seinem Principal, ein Commissionär seinem Committenten, ein Compagnon oder auch ein Kaufmann dem andern, überschickt. Sie hat diesen Namen von demjenigen, der die Waaren eingekauft hat, und bey den Kaufleuten ihr Factor genennet wird; welche Factur mit den übersandten Waaren in allen Numern, Stücken, Maßen und Gewichten genau überein kommen muß. Gemeiniglich werden die Facturen entweder zu Ende der Advisbriefe, oder auf fliegende Blätter geschrieben, und in diese Briefe mit eingeschlossen.

Die Facturen müssen folgende Stücke enthalten: 1) das Datum, oder den Tag, da die Versendung geschieht; den Namen dessen, der sie thut, wie auch dessen, an wen sie geschieht; die Zeit der Bezahlung; den Namen des Fuhrmannes, und die Zeichen und Numern der Ballen, Packe, Kisten und Fässer. 2) Die Gattungen, nebst der Qualität und Quantität der Waaren, die und wie sie eingepackt sind, wie auch ihre Numern, Gewichte und Maße. 3) Ihren Preis, und die ihretwegen gemachten Unkosten, als: die Ein- oder Ausfahrtszölle, die Commissions- und Mäkler Gebühren, wie man sich darüber verglichen hat, und endlich, was das Packer- und Trägerlohn, und andere solche kleine Unkosten betragen, von welchen allen vorgeschossenen Summen, bezahlten Abgaben und gehabten Unkosten man zum Schlusse der Fakturen einen Hauptbetrag formiren muß. Daher sagt man: daß man seine Waare auf den Fuß der Factur, anstatt, daß man sie im Courantpreise verkaufe.

Einige halten auch wohl ein so genanntes Factur-Buch oder Waarenrechnungsbuch, in welchem sie die

Facturen, wie sie solche absenden, und andern Theils auch wie sie solche empfangen, ordentlich einschreiben.

Das Facturbuch ist von den Extraordinär- oder Neben- und Hülfsbüchern das dritte, weil, sobald Jemand seine Handlung anfängt, und daher Waaren dazu einkauft, er die Conten und Facturen darüber von Wort zu Wort in das Facturbuch notiren muß.

Verschiedene aus der Erfahrung genommene Facturen, findet man in Bohn's Kaufmann, 2. Th. S. 529, fgg.

Ludovici Kaufmannslexicon, 2. Th. Col. 1497—1500.
May Einleit. in die Handlungswiss. 1. Th. Alt. und Lüb. 1770, gr. 8. S. 405.

Faden, (*) L. Filum, Fr. Fil. 1. Aus vielen Härchen des Flachses, der Wolle, Baumwolle, Seide und allerley Arten von Haaren ꝛc. vermittelst des Drehens, und auch bisweilen angewandter Näſſe, einfach und mehrmal, jedoch hart verfertigte Längen oder Garntheilchen, die man gedrehetes oder gesponnenes Garn nennet. Wenn aber zwey oder mehr solche Fäden zusammen gedrehet werden, so wird es Zwirn oder gezwirntes Garn genennet. Das gesponnene unterscheidet sich theils nach der Materie, woraus es verfertiget wird; theils nach derselben Zubereitung; z. B. ob es gekrämpelte oder kardetschte Wolle, daher Krämpelgarn, theils nach der Art des Gespinnstes, indem es links oder rechts, fest oder offen und locker gedrehet; theils nach der Feine, indem es grob, fein, glatt, gleich, krumm oder rauch (wohin auch das Satingarn gehöret, welches

(*) In den gemeinen Mundarten sowohl Ober- als Niederdeutschlandes lautet dieses Wort Fadem, Faem, bey dem Ottfried Fadom, im Engl. Fadom, Fathom, im Angels. Faedm, im Schwed. Famn, im Dän. Favn. In beyden Bedeutungen kömmt dieses Wort unstreitig von fahen, fassen, Schwed. famna, Angels. faedmian, her, weil ein Faden ursprünglich, doch wohl zunächst zum Fahen, oder Umfassen, gebraucht worden ist. In der zweyten Bedeutung ist diese Abstammung noch deutlicher, indem dieses Maß, so wie Klafter, durch die ausgebreiteten Arme eines Menschenn bestimmt wird. Siehe auch Fase, Fehm und Fehmen.

welches fest, glatt, und aus langen Haaren gekämmter Wolle nach Seidenart kömmt;) theils nach der Menge der Haare; theils endlich nach dem Zwecke, ob es zum Tuch= Zeug= oder Stoffweben, zum Stricken, zum Zwirnen ꝛc. gebrauchet werden soll.

Oft wird der Singular auch collective gebraucht. Einen groben, zarten Faden spinnen. Spanische Tücher haben den besten Faden; englische und holländische führen einen dickern.

Den Faden ausbrechen, heißt bey den Tuchmachern und Webern so viel, als den Faden abreißen; s. Abläufer.

Zu Faden schlagen, den Faden schlagen, bey den Schneidern, zwey Stücke Zeug mit weitläuftigen Stichen verloren zusammen nähen, damit man sie ordentlich zusammen nähen könne; anschlagen, s. Th. II, S. 235.

In der Garnhandlung bedeutet dieses Wort oft einen Faden von bestimmter Länge, mehrentheils von 4 Ellen, so viel nämlich der Umfang des Haspels beträgt. Alsdann machen 20 Faden ein Gebünde, 20 Gebünde eine Zaspel, 3 Zaspeln ein Strähn, 4 Strähn aber ein Stück Garn. S. den Art. Garn.

Figürlich wird Faden im gem. Leben zuweilen für den daraus gewirkten Zeug genommen.

Nach einer andern Figur pflegen die Jäger auch wohl den kleinen Strich in des Hirsches Fährte, so von dem Näslein über den Ballen geht, den Faden, oder das Fädlein zu nennen.

2. Ein Längenmaß, welches vornämlich in der Seefahrt und in dem niedersächsischen Forstwesen für Klafter gebraucht wird. Auf den Schiffen ist Faden, L. Orgya, Fr. Braſſe, Holl. Vaam, Vadem, ein gebräuchliches Maß, eine Klafter lang, oder so lang, als der Raum zwischen den äußersten Theilen der Hände eines Menschen ist, wenn er die Arme ausstrecket; nämlich

12 Pariser Fuß, jeden zu 12 Daumen gerechnet. Auf solche Weise mißt man die Tiefe der Flüsse und des Meeres. An verschiedenen Orten in Niedersachsen und Pommern, ist der Faden auch ein Maß des Brennholzes, und so viel, als an andern Orten eine Klafter; doch mit einigem Unterschiede. Denn so ist z. B. ein Faden Holz in Hamburg 6 Fuß 8 Zoll lang, und eben so hoch; folglich $44\frac{4}{9}$ Quadratfuß in der Fläche an der Seite. In Lübek ist ein Faden Holz 6 Fuß $9\frac{1}{2}$ Zoll lang, und eben so hoch; folglich $46\frac{1}{2}$ Quadratfuß an der Seite in der Fläche. Holz in Faden setzen, zu Faden schlagen. S. Klafter.

Faden, (Bind=) ein starker Faden aus Hanf zum Binden; s. Th. V, S. 317, f.

— — (Gold= und Silber=) s. Th. IX, S. 473, fgg.

— — (Heft=) s. in H.

— — (Wasser=) Conferva *L.*; s. Gras=Leder.

Faden=Butter, s. Th. VII, S. 473.

Faden=Halter, in den Seidenmanufacturen, ein umgebogener Draht an dem Seidenhaspel, wodurch die Fäden der Cocons versammelt und zu dem Fadenleiter geführet werden.

Faden=Holz, in Niedersachsen, Brennholz, welches nach Faden verkauft wird; s. Klafter=Holz.

Faden=Kraut, Filago *L.*; s. Ruhr=Kraut.

Faden=Leiter, in dem Seidenbaue, ein perpendikuläres Stück auf dem Laufstocke des Seidenhaspels, so die zween Fäden auf den Haspel leitet.

Faden=nackend, in der niedrigen Sprechart, völlig nackend und unbekleidet, so daß man fast keinen Faden auf dem Leibe hat; auch wohl fasennackend, mutternackend, Nieders. stocknackend.

Faden=Nudeln, s. unter Nudel

Faden=recht, dem Faden gemäß, dem Faden nach. Ein Tuch fadenrecht zerschneiden, so daß man einem und eben demselben Faden mit der Scheere folge.

Faden-scheid, was es bey Gold- und Silberfaden heiße, s. Th. IX, S. 474.

Faden-scheinig, was den Faden durchscheinen läßt. Das Tuch wird fadenscheinig, wenn es abgetragen ist.

Fadenscheiniges, haarloses oder dünnhäriges Tuch, Nieders. faemscheerig, Fr. Découvert, Effondré und Veule, ein fehlerhaftes Tuch, welches auf der guten Seite nicht vollhärig ist, und wenn die Fäden nicht bedeckt sind, weil sie entweder auf den Rahmen allzu sehr gestreckt oder aber, weil sie allzu glatt und kurz abgeschoren, oder auch gleich auf dem Stuhle nicht gut gewirket, noch mit genugsamer Wolle versehen sind.

Es ist für ein Tuch oder wollenen Zeug ein großer Fehler, sowohl wenn sie allzu dünn und kurzhärig oder fadenscheinig, als auch, wenn sie allzu dickhärig, oder mit allzu vieler Wolle überzogen sind. Den ersten Fehler pflegt man auch dadurch anzuzeigen, wenn man spricht: das Tuch hat keine Mühle, d. h. keine Walkmühle oder Walke mehr. Denn die Tuchscheerer richten kein Tuch auf beyden Seiten recht zu, sondern nur auf einer. Die andere aber wird nach ihrer Sprache nur etwas **verhauen**, d. i. es wird ihr kein Strich mit der Karde gegeben, damit das Tuch nicht auf beyden Seiten zu stark angegriffen werde, und die Mühle darüber weggehe, welches eben geschieht, wenn es fadenscheinig wird.

Faden-Schlänglein, s. **Faden-Wurm**, N. 1.

Faden-Schneide, in den Tapetenmanufacturen, ein etwa 9 Zoll langes Werkzeug, welches eine 3 Zoll lange polirte Klinge an einem gekrümmten Griffe hat, um welches die Umwickelungen oder Augen der Flietenwolle kommen.

Sprengels Handwerke und Künste, 15te Samml. Berl. 1777, 8. S. 72.

Faden-Silber, s. unter Silber.

Faden-Wurm, Gordius *Linn.* ein langer dünner fadenähnlicher Wurm, mit einem ganz glatten Körper, an dem man keine Erhöhungen oder Glieder wahrnehmen kann. Der Aufenthalt dieser Würmer ist verschieden, und sie selbst zeigen sich auf verschiedene Art. Es giebt sonderlich fünf Arten. Am merkwürdigsten ist:

1. Der

1. Der Hautwurm. Es hat derselbe seinen Sitz unter der Haut in dem Zellgewebe des menschlichen Körpers. Die arabischen Aerzte kannten schon diese Krankheit, und weil sie vorzüglich in Medina sich äußerte, und der Wurm für eine Blutader angesehen wurde, belegten sie dieselbe mit dem Namen Vena Medinensis, und daher nennet auch Hr. v. Linné diesen Wurm Gordius Medinensis. Weil aber diese Krankheit in ganz Persien Mode ist, auch in Guinea bemerkt worden, und man den Wurm als einen Drachen sich vorgestellet hat, wird solcher auch Dracunculus Persarum und der guineische Drache genannt. In neuern Zeiten hat man noch in andern Ländern dergleichen beobachtet, als: auf der Insel Curacao und in dem spanischen West-Indien, wo man den Wurm, wegen seiner schlangenförmigen Gestalt, Colebrilla nennt. Er heißt auch Fadenschlänglein, Nervenwurm, und Nestelwurm. Von der eigentlichen Beschaffenheit dieser Krankheit und des Wurmes, welcher dieselbe verursachet, hat man verschiedene Nachrichten. Die neueste Abhandlung ist vom Hrn. Gallandat, welcher in Afrika, sonderlich in der Stadt Flissingen, vielmals Gelegenheit gehabt hat, diese Krankheit zu bemerken und zu curiren. Es steht solche in dem Anhange zum 5. B. der Nov. Act. phys. med. Acad. N. C. S. 103, fgg. und von mir übersetzt, im 90. St. des neuen Hamb. Magaz. S. 526—549. Diese Krankheit befällt ohne Unterschied Einheimische und Fremde, von jeder Nation, Alte, Jünglinge, Kinder, beyderley Geschlechts. Sie äußert sich nicht allein, wie man ehedem glaubte, an den Füßen, sondern auch, obgleich seltener, an dem Ober- und Unterleibe, dem Hodensacke, und den Armen; bloß der Kopf bleibt davon verschont. Man spüret den Wurm fast nicht, bis er die Haut durchbohren will. Es nimmt die Krankheit mit einer entzündeten Geschwulst ihren Anfang. Es erfolgt hierauf eine Oeffnung, aus welcher eine wässe-

richte

richte oder eiterhafte Feuchtigkeit bringt, und mit dieser zugleich der Kopf des Wurmes heraus kömmt. Zuerst erscheinen 2 Hörner, die nicht dicker, als die feinsten Haare, aber wohl einen Fingerbreit lang sind; bald hernach folgt der Kopf, welcher sehr platt ist, und alsdann der dünne, runde, weißliche, einem Faden oder einer Schnur ähnliche Körper. Um nun den Wurm geschickt heraus zu ziehen, fasset man den äußersten, an dem Geschwüre sich zeigenden Theil mit einer Zange, zieht und windet solches, und nach und nach den Wurm um ein Stöckchen. Dieses Herausziehen und Aufwickeln muß ganz gelinde, und nach und nach geschehen. Es wird den Tag über etlichemal wiederholet, und doch soll man 20 bis 40 Tage zubringen, ehe der ganze Wurm, welcher gemeiniglich 8, 10 bis 12 Fuß, sehr selten, wie **Fermin** in der Beschreibung von Surinam angiebt, 8 Ellen lang ist, heraus kömmt. Wenn der Wurm ganz heraus gebracht ist, heilet die Wunde bald; wenn derselbe aber abreißt, wie leicht geschehen kann, so verursachet der zurück bleibende Theil heftigen Schmerz, eine Entzündung, und gemeiniglich den kalten Brand.

Wie der Wurm in den menschlichen Körper und in das zellichte Gewebe komme, ist nicht zu bestimmen. Diejenigen, welche öfters mit bloßen Füßen in Morästen oder in dem Morgenthaue herum laufen, sollen vorzüglich damit beschweret werden. Gallandat behauptet, daß dieser Wurm zugleich mit den Nahrungsmitteln, und insonderheit mit dem Wasser, in den menschlichen Körper komme, indem er bemerkt haben will, daß diejenigen, welche sich in Guinea des an der Küste daselbst vorhandenen Wassers enthalten haben, von dergleichen Krankheiten niemals befallen worden sind.

2. Der **Wasserfadenwurm**, (*) Gordius aquaticus *Linn.* Gordius Seta *Müll.* hält sich in dem Wasser auf,

(*) Andere Schriftsteller nennen diese Art den Borsten- oder Bürstenwurm, Haarwurm, Zwirnwurm. Hr. Hanow will solchen Pferdehaarwurm, oder, weil er der Quinte auf der Violine gleichet, Quintwurm nennen.

Bey den Aeltern kömmt er unter dem Namen Wasserkalb vor, weil er den Kälbern schädlich ist, wenn sie ihn mit dem Wasser einsaufen.

auf, ist lang, glatt, allenthalben gleichförmig, und von einerley Dicke, nicht dicker als ein Pferdehaar, und öfters in sich selbst verwickelt. Daß dergleichen Würmer, entweder wenn sie noch ganz klein sind, oder in ihren unsichtbaren Eyern mit dem Wasser von Menschen und Thieren eingeschlucket, und dadurch mancherley Zufälle erreget werden können, wird Niemand zweifeln; und daher ist die Vorsorge derjenigen, welche das Wasser durchseihen, nicht unnütz. Es ist auch das Wasser nicht in allen Gegenden mit diesem Wurme besetzt, und die davon zu befürchtende Gefahr gar nicht allgemein. Es soll dieser Wurm sich auch in der Thonerde aufhalten, und dieselbe, wie der folgende, durchbohren. Doch erhält ein anderer den Namen:

3. Thonfadenwurm, Gordius argillaceus, welcher dem vorigen gleich, aber etwas größer, gelblich, am Schwanze etwas spitziger und an beyden Enden schwarz ist. Dieser hat seine Wohnung allein in dem Thone, durchbohrt denselben, und soll daher zu neuen Quellen Gelegenheit geben.

4. Der Seefadenwurm, Gordius marinus *Linn.* ist von diesen beyden Arten merklich unterschieden. Man hat dergleichen nur in den Eingeweiden der Seefische in Norwegen gefunden. Sie erscheinen als kleine Wärzchen, aus welchen man aber einen platten, spiral gewundenen, $\frac{1}{2}$ Zoll langen, und nicht spitzigen weißen Wurm ziehen kann. Wenn ein Mensch viel dergleichen Fische ißt, soll davon ein Ausschlag auf der Haut entstehen.

5. Der Sumpffadenwurm, Gordius lacustris *L.* ist der vorigen Art ziemlich ähnlich, platt, spiral gewunden, an beyden Seiten spitzig, weiß, glatt, aber noch einmal so lang. Er soll in der Leber der Hechte sich aufhalten. Vielleicht sind nur die in Sümpfen wohnenden Hechte damit angesteckt.

Gordier, Knoten- oder Fadenwürmer, bey Fischen und Menschen gefunden, mit versuchten Mitteln, solche zu vertreiben, von Ant. Roland-

Rolandson Martin, st. im 33. B. der übers. Abhndl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a d. J. 1771, S. 258, fgg.

Faden=Yucca, s. Yucca.

Fächel, siehe den folgenden Artikel.

Fächer, (*) Wedel, L. Flabellum, Fr. Eventail, ein Werkzeug, durch dessen Bewegung Wind erreget wird. Dergleichen ist der Feuerfächer, dessen man sich in den Küchen zu Erregung und Verstärkung des Feuers bedienet; s. unter Feuer.

Besonders führt den Namen eines Fächers oder Sonnenfächers ein Werkzeug der Frauenzimmer, sowohl die Strahlen der Sonne von dem Gesichte abzuhalten, als auch sich durch Erregung eines sanften Windes abzukühlen. Es werden aber diese Fächer auf vielerley Manier von den Galanteriearbeitern gemacht. Gemeiniglich bestehen solche aus Stäbchen von mancherley Materien, als: Holz, Elfenbein, Fischbein, Knochen, Schildkrötenschale, Perlmutter oder Rohr, die sich an dem einen Ende um einen Stift bewegen, auch aus und über einander schieben lassen; mit dem andern schmalen und spitzigen Theile hingegen werden sie zwischen die doppelten und gebrochenen Falten von Papier, zarten Leder, Taffet oder Atlaß ꝛc. gestecket und fest angeleimet; oder aber es werden an solchen Stäben die Theile, welche man sonst spitzig oder pfeilförmig machet (Fr. Brins,) und in die gebrochenen Falten eingeschoben hat, von ganz schwachen und feinem Elfenbein ziemlich breit gelassen, und mit durchbrochener Arbeit auf das sauberste gezieret, und, damit sie sich nicht weiter, als nöthig ist, aus einander geben, sowohl zu oberst, als

(*) Dieses Wort ist von dem 2ten oder 3ten der Zeitwörter Fachen (s. oben, S. 8.) gebildet, und lautet in einem alten Vocab. des 15ten Jahrhunderts Döchlair, in einigen Gegenden Fächel, bey dem Logau Fechel, in andern Focher, und in Nürnberg gar Fucker. In Schlesien ist dafür Schatten, im Oesterr. Waderle, im Niedersf. aber Waier oder Wegger üblich.

als weiter unten bey dem Stiele, mit einem zarten und schmalen Taffetstreife eingefasset, und an denselben angeleimet. Beyde, und sonderlich die ganz überzogenen, werden auf der einen Seite sauber und oft sehr künstlich und kostbar gemalet, auf der andern aber nur etwas weniges mit Malerey geschmücket. Die beyden äußern Hauptstäbe (Fr. Maitres brins), sind zuweilen mit Gold oder Silber, oder auf andere Art ausgelegt und geziert, oder durchbrochen gearbeitet. Man bediente sich vor diesem der auf eben solche Art zusammen gesetzten Straußfedern; wie man denn auch noch jetzt zuweilen dergleichen aus schwarzen Federn zusammen gesetzte Fächer sieht.

Zu Paris machen die Fächermacher (Eventailliers, oder Eventaillistes) eine eigene Zunft aus, und es geht eine unglaubliche Menge französischer Fächer nach auswärtigen Ländern, da zumal die Moden hiebey, wie in allen Galanteriewaaren, sich sehr oft ändern. Die englischen Fächer schätzt man besonders wegen ihrer saubern Arbeit, und die chinesischen und ostindischen wegen ihres vortrefflichen Lackes. In Deutschland verfertigt man eine sehr wohlfeile Art Fächer, die mit gemalten schlechten Kupferstichen überzogen sind. Zur Trauer hat man schwarze Fächer. Vormals band man schöne Bänder, Quasten oder Troddeln an die Fächer, ließ auch wohl aus Rom und Spanien parfümirte, oder mit wohlriechendem Leder überzogene Fächer kommen; beydes ist aber nunmehr aus der Mode gekommen. Die jetzigen kostbarsten Gattungen der Fächer, sind von Perlmutter mit Gold ausgelegt ꝛc. Die vor einigen Jahren neu erfundenen Fächer *à la Grecque*, können zugleich als Schirme gebraucht werden.

Geschichte der Fächer, st. in den Leipz. gel. Zeitung. v. J. 1761, S. 73, f

Die Fächer, diese schön gemalten Zierden schöner Hände, sind öfters nichts anders, als scharfe Messer in den Händen unvorsichtiger Kinder. Der Zuschauer, welcher die militärischen Uebungen des Frauenzimmers mit diesen Instrumenten, in eine sehr gute

Ord-

Ordnung gebracht hat, und alle Schönen, die sich nach seinen Vorschriften richteten, mögen mirs vergeben, wenn ich, so lange ich als ein Arzt spreche, gebiete, und das von Rechtswegen gebiete, diese schädliche Werkzeuge zu Hause zu lassen, oder sich derselben künftig behutsamer zu bedienen. Es ist ausgemacht, daß nichts gefährlicher sey, als bey erhitztem Leibe einen besondern Theil desselben geschwinde zu erkälten. Durch die Fächer geschieht diese unerkannte Sünde wider die Gesundheitsregeln alle Tage, den ganzen Sommer hindurch. Man wehet sich die kühle Luft an die Stirn, in das Gesicht, auf den Hals und die Brust, welche öfters voller Schweiß stehen und äußerst erhizt sind. Ist dieses nicht eben so viel, als wenn man diese Theile einer gelinden Zugluft aussezte? und wie oft hat ein solches Verfahren hizige Fieber, Entzündungen, Raserey und den Tod selbst nach sich gezogen. Man wird sagen, daß es an Beyspielen fehle, daß Frauenzimmer vom Fächern gestorben wären; allein, dieses kann vielleicht bloß daher rühren, weil die wenigsten bisher daran gedacht haben, daß es wohl möglich wäre, daß hieran die Schuld der darauf erfolgten Krankheiten liegen könnte. Und gesezt, daß auch nicht allemal das ärgste geschieht, was geschehen könnte: so mindert dieses doch nicht allein die Gefahr im geringsten nicht, der man sich aussezt, sondern es kann auch kleinere Uebel nach sich ziehen, welche allemal beschwerlich genug sind. Kopfschmerzen, Husten, Schnupfen, Flüsse, Stockungen und Entzündungen, ja tausend andere Zufälle, welche das Frauenzimmer in den schönsten Sommertagen oft von einer Spazierfahrt oder Visite mit nach Hause bringt, sind vielleicht öfters vom Gebrauch des Fächers, als allen den Ursachen, denen sie gemeiniglich zugeschrieben werden, hergekommen.

Neues Hamb. Magaz. 82. St. Lpz. 1774, 8. S. 328, f.

Fächer-Schwamm, s. Meer-Schwamm.

Fächlein, ein Kopfputz der Ulmer Frauenzimmer, bey Ehrengelagen. Er besteht in einem aus weißer Leinwand geschnittenen Schleyer, welcher von den Ohren breit und weit absteht.

Fächser, (*) Fr. Provin, überhaupt ein jeder zur Fortpflanzung bestimmter und in die Erde gepflanzter Zweig eines

(*) Fächser, ist von dem noch im Oberdeutschen sehr bekannten Zeitworte fächsen, bauen, durch Bearbeitung des Erdbodens her-

eines Gewächses. Besonders werden in dem Weinbaue die zur Fortpflanzung in die Erde gelegten Reben oder Knothölzer des Weinstockes, wenn sie zwey Jahre alt sind, Fächser genannt, weil sie alsdann zu bekleiben und Wurzel zu fassen anfangen. Im ersten Jahre heißen sie nur noch Gräslinge. S. Weinstock.

Die Fächser sind die Viviradices bey dem Cicero, dagegen seine Sarmenta unsere Reben und Knothölzer, seine Propagines aber unsere Senker sind.

In der deutschen Bibel, z. B. Es. V, 7. XVI, 8. XVII, 10. Nahum II, 3. lautet dieses Wort oft Fäser oder Feser, wo aber in einigen Stellen, dem Grundtexte zu Folge, Gesenke oder Senker verstanden werden müssen.

Fädelein, s. oben, S. 25.

Fädeln, von dem Worte Faden, wovon aber nur die zusammen gesetzten ausfädeln und einfädeln üblich sind. Im gem. Leben sagt man doch an einigen Orten die Nadel fädeln, für einfädeln, das Zeug fädelt sich, fädelt sich aus, läßt die Fäden fahren.

Fädenig, Fäden habend, doch nur in den Zusammensetzungen grobfädenig, klarfädenig u. s. f. im g. L. auch wohl — fädenicht, — fädemig, fädemicht; wofür aber im Hochdeutschen — fädig üblicher ist. Für zweyfädig, dreyfädig sagt man im gem. Leben oft zweydrähtig, dreydrähtig. Im Oberdeutschen hat man auch das Beywort fäden, für zwirnen, fädene Strümpfe.

Fähe, bey den Jägern, das Weibchen der Hunde und aller vierfüßigen Raubthiere.

Fähm, Fähmen; s. Fehm und Fehmen.

Fähre,

hervor bringen; Hanf, Safran fächsen, d. i. bauen, die Hanffächsung, der Hanfbau. Dieses Zeitwort aber scheint zu faben, ehedem fachen, zu gehören, welches auch als ein Neutrum für gehen, bekleiben u. s. f. üblich war. Noch jezt sagt man, daß die Gewächse Wurzel fassen. In Böhmischen heißt Fazar, der Setzling eines jeden Gewächses.

Fähre, Ponte, L. Ponto, Navicula oraria, Fr. Bac, Ponton, Traverſier, eine Art einer beweglichen Brücke, ein etwas großes, meiſt viereckiges und ganz flaches Fahrzeug, ſo hinten und vorn einen niedrigen Bord hat, und nur 1 bis 2 Fuß tief im Waſſer geht, auf welchem man große Laſten mit Wagen und Pferden quer über einen Strom führet. Eine große Fähre, oder eine Fähre in Geſtalt eines Schiffes, mit Maſt und Segeln, wird ein Fährſchiff; das ſtarke über einen Fluß geſpannte Seil, an welchem die Fähre fort gebracht wird, das Fährſeil; derjenige, der eine Fähre in Beſtand, d. i. in Pacht hat, der Fährpachter, im Oberd. ein Fährbeſtändner; der Schiffer, welcher einer Fähre vorgeſetzt iſt, und die Ueberfahrt der Perſonen und Sachen auf derſelben beſorget, der Fährmann, an einigen Orten Fährmeiſter, im Oberd. Ferge, Färge, Ferig, Verch; der Gehülfe eines Fährmannes, der bey ihm die Stelle eines Knechtes vertritt, der Fährknecht; dasjenige Geld, welches man dem Fährmanne bezahlt, wenn er uns auf einer Fähre überſetzt, das Fährgeld, und die nahe an der Fähre befeſtigte Tafel, worauf das feſtgeſetzte Fährgeld verzeichnet iſt, die Fährtafel genannt.

Fähren müſſen ſonderlich alsdann angeleget werden, wenn eine Heerſtraße oder andere ſtarke Paſſage durch einen Strom abgeſchnitten wird, deſſen allzu ſtarke Breite nicht zuläßt, daß man ohne viele Koſten eine Brücke darüber ſchlägt und in baulichem Stande unterhält. Zu der Fähre wird eine Stelle ausgeſuchet, wo der Strom nicht allzu breit, nicht zu ſchnell, und nicht zu ſeicht iſt. Hohe Ufer hat man in ſo fern zu vermeiden, wenn es nicht möglich iſt, eine bequeme Zu- und Abfahrt daſelbſt anzulegen. Es iſt unbeſchreiblich, was es für Gefahr bringt, wenn bey ſchlüpfrigem Wege ein großer Laſtwagen bergab ſich in dergleichen Fahrzeug gleichſam hinab ſtürzen ſoll. Eben ſo geht es bey

der Abfahrt her. Alsdann sollen die wenigen Pferde, welche vor dem Wagen haben stehen bleiben können, die ganze Last bergan ziehen; bekommen diese zu viel Peitschenhiebe, so werden sie toll, schlagen und beißen um sich herum, und verwickeln das Geschirr; alles geräth in Unordnung und Lebensgefahr. Diesem kann vorgebeuget werden, wenn die Ein- und Abfahrt kaum merklich sich gegen den Strom zu senken, und auch ein Geländer haben.

Anfänglich gab man den Fähren die Gestalt eines viereckigen Kastens, dessen Hinter- und Vorderwände schräger und niedriger waren, als die Seitenwände, um Kutschen und Lastwägen mit einiger Gemächlichkeit hinein und heraus zu fahren. Hierauf ward man inne, daß dergleichen Kasten sich nicht gut wenden ließen, keinen gemessenen Strich in der Fahrt hielten, und ohne Unterlaß bald rechts bald links wichen; daher gab man den Seitenwänden eine Schmiegung gegen den Vorder- und Hintertheil, so, daß sie in der Mitte am breitesten waren, und eine schiffmäßige Gestalt erhielten. Indessen haben fast alle Fähren einen noch viel zu niedrigen Bord, als daß man bey jeder Witterung sich mit Pferden und Wagen ohne Gefahr ihnen anvertrauen könnte. Der Fährbaumeister ist zufrieden, ein Gefäß zu Stande gebracht zu haben, welches bey ruhigen Winden vermögend ist, seine Befrachtung zu tragen ohne zu sinken. Er bedenkt aber nicht, daß Beyspiele in Menge vorhanden sind, wo die durch das Getöse anschlagender Wellen, durch das Rufen der Bothsleute und das Herumfahren der Bothshaken scheu gemachten Pferde, über Bord gesprungen sind, und das Fahrzeug, mit allem, was darauf befindlich war, zu Grunde gestürzet haben. Wenn auch auf diesem oder jenem Strome der gewöhnliche Wellenschlag keinen höhern Bord erfodert, so sollte doch die Fähre mit einem Geländer auf allen Seiten versehen seyn, daß unbändig gewordene

Thiere

Thiere nicht hinüber sprängen, und alles in Verwirrung und Lebensgefahr setzten. Für die Bothsknechte müßten Lauf- und Ruderbänke angeleget werden, damit sie sich der Schultern zum Fortschieben bedienen könnten, welcher Kunstgriff bey gar zu hohen Seitenwänden nicht anzubringen ist. Es ist überdem noch eine Ursache vorhanden, welche eine größere Brethöhe anräth. Hohe Kutschen und Lastwägen sind wie unbewegliche Segel anzusehen; hat nun die Fähre den Wind zur Seite, so laviret sie mit dem gegenüber stehenden Borde, welcher sich tiefer eintauchet. Wie leicht können da überschlagende Wellen den schwankenden Fährkasten füllen und versenken, wenn die Wand nicht hoch genug ist, sie abzuweisen.

Die Art und Weise, wie man dergleichen Gefäße bey der Ueberfahrt regieret, ist sehr verschieden. An den meisten Orten werden gewisse Fährleute gehalten, welche dieses Fahrzeug herüber rudern müssen. Dieses aber kömmt mir bey starken Winden gar zu gefährlich vor. Bey Rhenen in den Niederlanden, liegt ein schlaffes Tau im Grunde, welches quer durch den Leck geht, und zu beyden Seiten des Ufers an standhafte Pfähle gebunden ist. An diesem hängt die Fähre mit zween kurzen Stricken, durch deren Ringe das Fährtau geht. Der Schifffahrt ist dieses Tau nicht hinderlich, denn es liegt im Grunde, und läßt alle Schiffe ungehindert über sich wegfahren. Bey der Ueberfahrt aber ergreift der Fährknecht das Tau, welches sich nach und nach aus dem Grunde erhebet, an welchem sodann das Fahrzeug mit Händen fort gezogen wird, bis die Anfurth erreicht worden ist. Anderswo spannet man ein so genanntes *Fährseil* quer über den Strom, und zieht es mit Haspeln dergestalt an, daß es in der Mitte einige Fuß hoch über dem Wasser hängt. An diesem Seile ist die Fähre vermittelst einer Flasche angehängt, die zugleich an dem Seile mit fortläuft, dergestalt, daß die Fähre dadurch auf dem Wasser, theils durch dessen Ge-

walt, theils durch das Arbeiten der darauf befindlichen Leute an dem Seile hin und her getrieben werden kann.

Eine Fähre mit dem Seile, findet man Fig. 584 abgebildet. A, die Fähre. D, das über den Fluß gespannte starke Seil, welches bey C an einen starken, mit Streben befestigten Baum angehängt, in D aber vermittelst eines Haspels angezogen wird. Wo Schiffe auf dem Strome gehen, ist es also eingerichtet, daß eine einzige Person, vermittelst eines Haspelrades, welches mit dem Getriebe an seiner Welle in ein anderes Rad eingreift, über dessen Welle man das Seil aufwinden und niederlassen kann, daß es ins Wasser sinkt, und die Schiffe darüber hinweg passiren können; wie dergleichen über der Saale bey Giebichenstein unter Halle befindlich ist. An diesem über den Fluß gespannten Seile sind zwo Scheiben mit ihren Flaschen, E F, nebst zwo Ketten G H, davon die eine an der Fähre befestigt ist, die andere aber H, vermittelst eines Haspels K aufgewunden, und dadurch bald länger, bald kürzer, gemacht wird, und zwar, wenn die Fähre von C nach D gehen soll, so wird die Kette H länger, als die Kette G, gemacht; soll hingegen die Fähre von D nach C gehen, muß H länger seyn; alsdann treibt der Strom die Fähre allemal nach dem Ende, wo die kürzeste Kette ist. An beyden Enden oder Ufern sind die Brücken von Holz und Pfosten, L M, gemacht, daran dieselbe anstößt, damit man füglich an das Land und Ufer kommen könne.

Nach dem Berichte des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1772, S. 165. ist für die hallische Fähre, welche über die Saale bey Naumburg geht, vor 2 Jahren, ein neues Seil in Hamburg verfertigt worden, welches 240 Ellen lang durch den Theer gesponnen ist, 15 Centn. 75 Pfund wiegt, und franco Naumburg 198 Rthlr. 12 Gr. in Conventionsgeld, gekostet hat.

Das Wurzner Fährseil hat um eben diese Zeit gefertiget werden müssen, und ist 225 Ellen lang; am Gewicht ohne Theer 15 Cent. oder 1650 Pfund, und hat 395 Thlr. 7 Gr. 6 Pf. gekostet; wobey zu bemerken ist, daß der dazu genommene Theer 3 Centn. betragen hat, und vier Seiler 8 Wochen, auch dreyßig Tagelöhner mit 2 Pferden, 2 Tage daran gearbeitet haben.

Einige Fähren werden mit Pferden gezogen; welches noch kostbarer, als die vorige Art, ist. Denn, da muß nicht nur ein eben so großes Fährseil über den Strom gespannet werden, sondern es gehören auch

noch

noch Zugseile dazu, und Pferde, die beynahe das ganze Jahr hindurch bereit stehen, und auch an denen Tagen, in welchen nichts zu verdienen ist, unterhalten werden müssen. Eine solche Fähre, welche mit Pferden über den Strom hin und her gezogen wird, dergleichen bey Wien über einen Arm der Donau geht, stellt Fig. 585 im Grundriß vor.

A B, das auf gewöhnliche Art übergespannte Seil. C D die Fähre. E F, die beyden Flaschen mit ihren Ketten, welche an der Fähre fest sind. g h, zwo etwas hohe Säulen, an deren jeder ein viereckiger Ring, und an diesem die Ketten E g und F h. Ferner ist an jedem Ringe ein dünnes Seil h i k und y l m n o befestigt, davon das eine h i bey i über eine bewegliche Scheibe, und das andere g l m gleichfalls über eine dergleichen Scheibe bey l, und dann bey n, geht. Soll nun die Fähre von A nach B gehen, wird das Pferd an das Seil h i gespannet; wenn sie hingegen von B nach A gehen soll, an das Seil n o. Es ist hier gezeichnet und eingerichtet, daß die Pferde längs am Ufer hinauf gehen sollen; ist aber Raum da, so kann es auch geradeaus geschehen. Die Scheiben i, n und l, sind gleichfalls an viereckigen Ringen fest, welche an viereckigen Säulen stecken, und mit denen an der Fähre bey g h zugleich hoch und nieder gelassen werden können, nachdem das Wasser steigt oder fällt. Bey P ist die Fähre mit den Säulen und Ringen im Prospect zu sehen.

Eine solche Fähre ist nöthig und bequem auf einem Strome, welcher keine Forçe hat, die Fähre fort zu treiben, sondern ganz still geht, und so tief ist, daß man mit Stangen nicht beykommen kann.

Nach Hrn. O. C. und O. B. R. Silberschlag Vorschrift, in dessen Abhandlung vom Wasserbau an Strömen, Lpz. 1766, 8. S. 123, ist die beste Art der Ueberfahrt, wenn, nach Fig. 586, die Fähre an einer Kette, welche wenigstens die Breite des Stromes zu der Länge hat, in A, wo die Mitte des Stromes ist, vor Anker geleget wird. Die in dem Ringe B laufenden Ketten, sind an zween Haspeln auf der Fähre befestigt, damit sie verkürzet oder verlängert werden können, um die Fähre in eine solche Lage gegen die Direction des Flusses zu setzen, daß der Strom

selbst sie herüber treibe. Ob der Fährmann gleich nicht weiß, daß der Winkel x = 35 Grad ihn am geschwindesten hinüber führen wird, so kann er doch gar bald solches aus Versuchen lernen. Auf solche Art wird durch die Fähre niemals der Schifffahrt ein aufhaltendes Hinderniß in den Weg geleget. Je länger die Ankerkette ist, desto besser ist es. Sollte sie aber gar zu lang, kostbar und schwer werden, so können lange Stangen, im Durchmesser von 4 bis 6 Zoll, mit eisernen Gelenken an einander befestiget werden, welche oben schwimmen, und öfters besichtiget werden können, ob etwas daran schadhaft zu werden drohe; welches bey einer auf den Grund sich senkenden Ankerkette nicht wohl angehet.

Das bequemste und sicherste Mittel, zu allen Zeiten mit allen Gattungen von Lastwägen bey der häufigsten Passage ohne Mühe über die größten Flüsse zu setzen, sind die Fährbrücken, oder so genannten fliegenden Brücken, die man am Rheine auch Gierbrücken, wegen ihrer schrägen Richtung, zu nennen pflegt. Es werden nämlich zwey Schiffe, welche wenigstens 6 Fuß über dem Wasser Bord halten, durch ein Gebälke mit einander unzertrennlich verbunden. Sie haben Steuerruder und Nothanker, nur keine Maste. Auf gedachtes Gebälke wird ein Lastboden geleget, der wohl vier Wägen mit dazu gehörigen Pferden beherberget, und rings herum mit einem starken Geländer verwahrt ist. Am Ende des Lastbodens, gegen die Vordertheile der Schiffe, zu, sind zwo mit Flaggen gezierte Säulen aufgerichtet, die oben mit einem Querriegel verbunden sind. Ueber diesem Riegel geht ein bewegliches Seil, welches also bald zu der einen, bald zu der andern Säule, nachdem die Lage der Brücke solches erfordert, hingeschoben werden kann. Dieses Seil hängt über 8 und mehrern Kähnen in den Strohm hinab, und wird zuletzt mit einem mitten im Strohme liegenden Anker auf dem Grunde befestiget. Auf jedem dieser kleinen Kähne ist

eine

eine kurze Stange aufgerichtet, welche das Seil über dem Wasser trägt. Die Kähne, welche in einer ziemlichen Entfernung in gerader Linie auf einander folgen, tragen dieses Seil, und bewegen sich mit demselben nach dem Zuge und der Richtung der Gierbrücke. Sobald die Brücke losgelassen worden ist, steuert der Brückenmeister dieselbe etwas schräge gegen den Schuß des Strohmes, alsdann treibt sie der Fluß hinüber; und eben so verfährt man umgekehrt, wenn die Brücke wieder zurück kehren soll. Der Mann wohnt in den Schiffen, und ist ohne fremde Beihülfe und Ansträngung seiner Kräfte allemal im Stande, die Fahrt zu regieren. Damit nun nicht die Auf- und Abfahrt der Wägen durch die verschiedene Höhe des Flusses beschwerlich gemacht werde, so ist an beyden Ufern eine Anfahrt auf Kähnen gebauet, welche sich mit dem Strohme erheben und erniedrigen. Wird das Seil mürbe, so kann der vorsichtige Brückenmeister solches vorher sehen, und der Gefahr zuvor kommen, indem es allemal über dem Wasser schwebet. Gesetzt aber auch es risse, so ist dieser Unfall von keinen weitern Folgen, als daß ein Anker ausgeworfen, und die Brücke aufgehalten wird, daß sie nicht durchgehe; man kömmt gleichwohl glücklich zu Lande.

Hrn. Silberschlag ausführlichere Abhandlung der Hydrotechnik, 2. Th. Lpz. 1773, gr. 8. S. 230, f.

Beschreibung und Abbildung einer fliegenden Brücke bey der churfürstl. Festung Mannheim, st. in Leupolds Theatro pontificiali, S. 111, f.

Nachricht von der fliegenden Brücke zu Cöln, st. in No. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1768, S. 322.

Die Fährgerechtigkeit, d. i. die Gerechtigkeit, oder das Recht, Fähren anzulegen oder zu halten, ist ein Wasserregale, welches allein dem Landesherrn, vermöge der ihm gehörigen Landeshoheit, zusteht. Denn, da ihm letztere das Recht giebt, den Strand der Ströme und Flüsse, samt dem Wasser, in so fern es res nullius ist, einzunehmen und zu gebrauchen: so folgt auch daraus,

daß er allein das Recht habe, Fähren darüber anzulegen, oder dieses Recht einzelnen Unterthanen zu verstatten.

Der Nutzen dieses Wasserregales ist leicht einzusehen. Die Fähren dienen gar sehr zu der Bequemlichkeit der Reisenden und Beförderung der Gewerbe. Wenn Ströme und große Flüsse an den Gränzen des Landes sind: so kann man dieselben zugleich als gute Pässe gebrauchen, um sowohl die Ein- und Ausfuhre der Waaren zur Aufnahme der Commercien zu dirigiren, als auch in Pestzeiten und andern dergleichen Vorfällen desto wirksamere Anstalten zu treffen. In solchem Falle muß auch ein Hauptzoll bey der Fähre angelegt seyn, dessen Bediente zugleich das Fährgeld mit einzunehmen haben. Ueberhaupt kann sich der Regent seines Rechtes, die Landstraßen zu bestimmen, gar füglich bedienen, um in einer gewissen Gegend einen Hauptübergang über einen Fluß zu verordnen. Und wenn die Passage stark und frequent ist, so können aus diesem Regale beträchtliche Einkünfte für den Landesherrn entstehen, indem außer denen Fährgeldern, welche das Jahr über öfters eine ansehnliche Summe betragen können, auch Strafen dabey vorfallen, wenn diese Anstalt zugleich mit dem Zolle verbunden wird. Außerdem aber werden die Fährgelder wohl die einzigen Revenüen seyn, die aus diesem Regale entstehen.

Wenn die Fähranstalten mit dem Zollwesen nicht füglich vereiniget werden können: so werden die Einkünfte davon am besten durch die Verpachtung in die herrschaftlichen Cassen eingebracht. Man verpachtet gern an Fischer, weil diese gemeiniglich, von Jugend auf, der Wasserfahrt gewohnt sind, und also am besten damit umzugehen wissen. In Ermangelung der Fischer aber muß man sich nach tüchtigen und geschickten Schiffern umsehen. Der Anschlag wird aus den vorhergehenden Rechnungen nach einem sechs- oder neunjährigen Durchschnitte gemacht. Sind dergleichen Rechnungen

mungen nicht vorhanden, so muß man die Zollregister von so viel Jahren von dem nächsten auf eben derselben Straße gelegenen Zollamte zu Rathe ziehen; wenn nämlich die gute Einrichtung bey den Zollämtern Statt findet, daß daselbst nicht allein die Last- und Güterwägen, und wer sonst Zoll zu geben schuldig ist, sondern auch alle und jede Reisende überhaupt, wenn sie gleich keinen Zoll entrichten, aufgeschrieben und in den Zollregistern angemerket werden. Die Verpachtung geschieht, wie bey den Kammern gewöhnlich ist, durch die Licitation oder Versteigerung, wobey der Meistbietende den Vorzug behält. Doch ist hiebey auch auf die Tüchtigkeit und Geschicklichkeit des Pachters zu sehen; und ein Einheimischer würde einem Fremden aus vielen guten Ursachen vorzuziehen seyn.

Was die Pachtbedingungen betrifft, so würden dieselben hauptsächlich in folgenden bestehen: 1) Muß der Pachter mit der von der Herrschaft in vollkommen gutem und tüchtigem Stande erhaltenen Fähre nach allem Vermögen pfleglich umgehen, selbige fleißig säubern und das Wasser heraus schöpfen, dasjenige, was etwa daran schadhaft wird, und er selbst repariren kann, ohne Verzug ausbessern, was ihm aber zu machen nicht möglich ist, sofort gehörigen Orts anzeigen, damit das Nöthige in Zeiten vorgekehret werden könne, wo sodann dergleichen Hauptreparaturen auf der Herrschaft Kosten geschehen sollen; wie dann auch die Herrschaft dem Pachter den halben Schaden und Einbuße an seinem Verdienste, die Zeit über, so lange die Fähre außer dem Wasser ist, wie man sich deshalb nach Beschaffenheit der Umstände mit einander vergleichen wird, tragen will. Wogegen der Pachter allen und jeden Schaden, den die Fähre durch seine eigene oder seiner Fährknechte Schuld, Liederlichkeit oder nicht zu entschuldigende Unachtsamkeit, leiden würde, allein zu tragen hat. 2) Eben also hat der Pachter alle im Inventario empfangene Fährgeräthschaften an Ankern, Ankerketten, Tauen, Seilen u. d. gl. wohl in Acht zu nehmen, damit daran nichts ohne Noth verdorben werde, noch verloren gehe. Kleine Ausbesserungen, die nicht über 10 Rthlr. gehen, besorget hiebey der Pachter auf seine Kosten; die großen Reparaturen aber, sonderlich wenn neue Ketten oder Taue gemacht

macht werden müssen, übernimmt die Herrschaft. 3) Muß der Pachter das herrschaftliche Fährhaus in dem Stande erhalten, in welchem es ihm nach dem Inventario übergeben worden ist. Alle Reparaturen dabey, welche unter 5 Rthlr. betragen, besorget er auf seine Kosten, wozu ihm jedoch das nöthige Bauholz forstfrey angewiesen werden soll; wie er denn auch 4) solches zu Unterhaltung der Ein- und Abfahrten, der Fährbrücken, Fährstangen u. d. gl. auf diese Art erhalten soll. 5) Ist der Pachter verbunden, sowohl Tages als Nachts, die Leute, sobald sie sich melden, unverzüglich überzubringen, ohne sie bis zur Ankunft einer stärkern Anzahl Leute warten zu lassen. Er soll auch 6) weder für sich noch die Seinigen, ein mehreres, als in der zu empfangenden Taxe und Vorschrift erhalten und bestimmet ist, bey Vermeidung nachdrücklicher Ahndung, nehmen, sondern sich an dem festgesetzten Fährgelde begnügen lassen, ohne den Reisenden nur auf irgend einige Art mit Unhöflichkeit zu begegnen. 7) Soll sich der Pachter, bey Vermeidung der härtesten Strafe, nicht unterstehen, Soldaten, die mit keinen Pässen versehen sind, noch auch fremde Bettler oder anderes verdächtiges Gesindel, so sich in das Land einschleichen will, überzusetzen, noch weniger aber dergleichen Leute in das Fährhaus aufzunehmen und zu beherbergen; wie er sich dann auch 8) nicht gelüsten lassen soll, einiges Vieh, welches von Orten herkömmt, wo die Viehseuche grassiret, überzufahren. 9) Hat sich der Pachter und seine Leute aller Unterschleife und Partiereren, wodurch der Zoll oder die Accise beeinträchtiget wird, zu enthalten, sondern vielmehr diejenigen, die dergleichen vorhaben, sofort gehörigen Orts anzuzeigen. 10) Wird ausdrücklich vorbehalten und ausbedungen, daß von nachstehenden Personen, Wägen und Pferden kein Fährgeld genommen, sondern die Ueberfahrt derselben unentgeltlich geschehen soll. Also sollen alle herrschaftliche Personen, nebst ihrem Gefolge, Wägen, Pferden, auch Frohnvorspann, allemal vom Fährgelde frey bleiben. Wer von den Civil- und Militärbedienten diese Befreyung genießen soll, wird hier gleichfalls festgesetzet. Ferner sind befreyet alle herrschaftliche Zins- und Zehendfuhren, wie auch diejenigen Fuhren oder Pferde, welche für die Herrschaft etwas geladen haben; imgleichen die Magazinfuhren, nicht weniger die ordinären reitenden und fahrenden Posten und von der Herrschaft abgeschickten Estafetten ꝛc. 11) Sind mit den Nachbarn oder gewissen andern fremden Gemeinden Verträge errichtet: so müssen solche genau befolget, und davon dem Pachter ausführliche Nachricht mitgetheilet

theilet werden. Vermöge dergleichen Verträge sind zuweilen einige ganz oder halb frey vom Fährgelde; einige geben jährlich ein Gewisses an Gelde, Haber, oder Brod; andere thun gewisse, oder auch wohl ungemessene Baudienste, mit der Hand oder an Fuhren, zum Fähr- und Ufer-Bau u. d. gl. 12) Wenn die Nachbarn in Feuers- Wassers- oder anderer dringenden Noth einander zu Hülfe eilen, so sind sie ohne allen Verzug und unentgeltlich überzusetzen. 13) Leute, welche von herrschaftlichen Aemtern ein und andere Producte, als: Ziegel, Holz, u. d. gl. kaufen und überführen, desgleichen die Bittfuhren für Abgebrannte, Wetterbeschädigte, oder andere Verunglückte, pflegen, gegen vorzuzeigende Attestate, nur die Hälfte, oder gar nur ein Drittel des gewöhnlichen Fährgeldes zu entrichten. 14) Wird festgesetzet, wo die Fähre bey hohem, mittelmäßigem und niedrigem Wasser abfahren und anstoßen soll, und nirgend anderswo am Ufer; dessen sonstige Beschädigungen auch sorgfältigst vermieden werden müssen. 15) Wird zu Winterszeit Bahn und Eisbrücke geschlagen, muß der Pachter diese Arbeit ohne Entgeld verrichten, auch das benöthigte Stroh dazu geben, die Fährknechte aber dieselbe in Acht nehmen, auch, wenn sie unsicher sind, in Zeiten Wuhlen auf beyden Seiten des Flusses vorhauen, um Unglück zu verhüten. 16) Wird der Punct wegen der zu leistenden Caution in Ansehung der Fähre, des Fährhauses, Fährgeräthschaften und übrigen Inventarii reguliret. 17) Wird ausbedungen, daß der Pachter, zu desto mehrerer Sicherheit, das festgesetzte Pachtgeld alle Vierteljahr prænumerando an die angewiesene Casse in guten gangbaren Münzsorten entrichten soll. 18) Hat der Pachter bey dem Fährhause zugleich etwas Garten- und Feldbau: so ist er die darauf haftenden Onera und Abgaben zu entrichten schuldig, dagegen aber von allen Oneribus personalibus und Diensten billig zu befreyen. 19) Ist mit dem Fährhause die Schank- und Wirthschaftsgerechtigkeit verbunden, welches, nach Beschaffenheit der Umstände, sowohl der Bequemlichkeit der Reisenden sehr zu Statten kommen, als auch dem herrschaftlichen Interesse vortheilhaft seyn kann: so wird dergleichen Gerechtigkeit besonders in Anschlag gebracht, doch aber kein besonderer Pachtcontract darüber ausgefertiget; und eben also wird es 20) gehalten, wenn dem Fährmanne zugleich die Fischerey mit verpachtet wird.

Von der Fährgerechtigkeit, s. Hrn. v. Rohr Haushaltungsrecht, Lpz. 516, 4. S. 300—1312.

S. auch Prahm.

Fähre, nennt man auch den beständigen Ort an einem Flusse, wo man für Geld übergefahren wird.

Fähr-Beständner, s. oben, S. 35.

Fähr-Brücke, s. oben, S. 40.

Fähr-Geld, s. oben, S. 35.

Was man bey dem Johanniter- oder Malteserorden also nennt, s. unter Johanniterorden.

Fähr-Gerechtigkeit, s. oben, S. 41.

Fähr-Knecht, Fähr-Mann, Fähr-Meister, s. oben, S. 35.

Fähr-Mutter, in einigen Gegenden, z. B. in der Lausitz, ein Mutterschwein, ein Schwein weiblichen Geschlechtes, eine Sau, sowohl von zahmen als wilden Schweinen.

Fähr-Pachter, s. oben, S. 35 und 42, fgg.

Fähr-Schiff, s. oben, S. 35.

Fähr-Seil, s. oben, S. 35 und 37.

Fähr-Tafel, s. oben, 35.

Fährig, in dem Forstwesen, ein fähriger Wald, fähriges Holz, ein junges Gehau, oder junges Holz, welches abgehauen worden, aber schon dergestalt wieder erwachsen ist, daß das Wild und Vieh an den jungen Bäumen die obersten Sprossen nicht mehr erreichen und abfressen kann.

Fährt, ein nur im Oberdeutschen bekanntes Nebenwort der Zeit, im vorigen Jahre. Fährt ist gurer Wein gewachsen. Eben daselbst hat man auch das Beywort fährtig. Fährtiger Wein, fährtiges Korn, so im vorigen Jahre gewachsen ist.

Fährt-gerecht, Fährt-laut, s. im folgenden Artikel.

Fährte. 1. Im Bergbaue zuweilen eine Leiter, wofür doch Fahrt üblicher ist.

2. Der Weg, in welcher veralteten Bedeutung Ferti noch bey dem Ottfried und andern alten Schriftstellern

stellern vorkömmt, wo es auch von der Fahrt oder Reise gebraucht wird.

3. Bey den Jägern, das Merkmal des genommenen Weges, die Spur des großen Wildbretes auf der Erde. Der Hund nimmt die Fährte an, wenn er sie gewahr wird, und auf derselben nachsuchet. Zu Fährten kommen, eine Fährte entdecken. In engerer Bedeutung wird nur die Spur des mit Klauen versehenen Wildbretes die Fährte, oder das Gefährt, Fr. Foulée, Menée, Passée oder Piste, genannt. Eine Wiederfährte aber heißt diejenige, die von einem Stücke Wild im Zurückgehen gemacht wird. Ein Jäger, welcher die Fährten des Wildes gehörig zu beurtheilen weiß, heißt fährtgerecht.

Bey den Jägern wird der Hund fährtenlaut, oder fährtlaut, wenn er zu hitzig ist, und schon bey der Fährte laut wird, oder anschlägt, ehe er noch das Wild aus seinem Lager gebracht hat, welches auch vorlaut und freylaut genannt wird.

Wie die Fährte bey einem jeden Wilde beschaffen sey, und was ein jedes für ein Zeichen in seiner Fährte gebe, wird man bey der Beschreibung eines jeden Thieres angezeigt finden.

Fährten-Acker, in einigen Gegenden ein Acker, auf dessen einem Ende man mit dem Pfluge umwenden muß, daher dasselbe mit Kohl, Rüben oder anderm Gemüse bepflanzet wird.

Von Fährte, vielleicht so fern es einen Weg bedeutet.

Fährten-laut, s. unter Fährte.

Fährtig, s. unter Fährt.

Fael, nennen die Portugiesen eine chinesische runde Kupfermünze, die ungefähr 1 Rthlr. 9 Gr. unsers Geldes macht.

Fälbe, **Fälbel**; s. Felbel.

Fälber, eine oberdeutsche Benennung der gemeinen weissen Weide, Salix alba *Linn.* von der falben Farbe. In weiterer Bedeutung werden in Oberdeutschland alle

Weiden-

Weidenarten wegen der bleichen Farbe ihrer Rinde und ihres Laubes Fulben, Felben, Felbern, Falbinger, Felbinger genannt.

Fälle, s. Fall.

Fällen, fallen machen. 1. In der eigentlichen und weitern Bedeutung. (1) Umhauen. Holz fällen, stehende Bäume umhauen; s. unter Holz. Einen Baum fällen. (2) Einreißen, von Mauern und Gebäuden, ein nur im Oberdeutschen üblicher Gebrauch. (3) Zu Boden fallen machen. Den Anker fällen, ihn auswerfen, in der Schifffahrt. In der Chemie wird ein in einem flüssigen Körper aufgelöseter fester Körper gefället, wenn man ihn vermittelst eines dritten zu Boden fallen macht, welches auch niedergeschlagen genannt wird. (4) Werfen, doch nur im Oberdeutschen. (5) Einen Schacht fällen, im Bergbaue, ihn tiefer machen, welches auch sinken genannt wird. (6) Wasser fällen, auch nur im Bergbaue, sie gewältigen, sie wegschaffen. (7) Eine Perpendikularlinie fällen, nach unten zu ziehen, in der Geometrie.

2. Figürlich. (1) Durch ein Geschoß tödten. In dieser Bedeutung ist es nur noch in der höhern Schreibart und bey den Jägern üblich. Die letztern brauchen dieses Wort von Thieren, welche durch einen Schuß oder Fang erleget werden. (2) Zu Grunde richten.

In Niedersachsen bedeutet die Zähne fällen, von Pferden, dem Rindviehe, auch wohl von Kindern, die Zähne wechseln, die Zähne ausfallen lassen und neue bekommen.

Fällchen, im Bergbau; s. Fall 2. a.

Fällig, was im Begriffe ist zu fallen, doch nur in figürlicher Bedeutung und im gem. Leben von Geldsummen, Abgaben u. s. f. deren bestimmte Zahlungszeit vorhanden ist, zahlbar. Das Geld ist noch nicht fällig. Fällige Zinsen. Ein fälliger Wechsel. Wofür auch gefällig üblich ist.

Fälschen, einer Sache aus betrüglicher Absicht ein besseres Ansehen geben, als sie hat. Eine Waare fälschen. Die Fleischer fälschen das Fleisch, wenn sie es aufblasen.

Fänge, s. Fang.

Fayanzer-Geschirr; s. Fayanee.

Färbe-Distel, Serratula tinctoria *L.*; s. Scharte.

Färbe-Flechte, Lichen tartareus *L.*; s. unter Flechte.

Färbe-Holz, ein jedes Holz, welches zur Färberey gebraucht wird. In engerer Bedeutung werden das Campecheholz, das Brasilienholz und das Fernambuckholz mit diesem Namen beleget, besonders aber das erste.

Färbe-Kraut, Rubia tinctorum; s. Röthe.

Färbe-Kunst, Färberey, die Kunst oder Wissenschaft zu färben. Die Ausübung derselben, wird das Färben genannt; s. dieses Wort.

Färbe-Läppchen, s. Bezette.

Färbe-Pfriemen, s. Genster.

Färben. 1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, eine gewisse Farbe bekommen. In dieser Bedeutung ist dieses Wort nur bey den Jägern an statt des Reciproci sich färben üblich. Das Wildbret färbet des Jahres zweymal, der Hirsch dreymal, d. i. es haaret sich.

2. Als ein Activum, eine Farbe geben, d. i. einen Körper so verändern, daß er dem Auge andere Farben zuschickt, als vorher; wo doch dieses Wort nur von einigen besondern Arten dieser Verrichtung gebraucht wird, welche sich dadurch von dem Anstreichen, Malen, u. s. f. unterscheiden. Färbende Körper, welche andern Körpern eine gewisse Farbe mittheilen. Der Indig färbt blau, Grünspan grün. Gefärbtes Glas, wo der färbende Körper mit der ganzen Masse des Glases verbunden wird. Gefärbtes Wasser. Imgleichen durch Auftragen der Farbe auf die Oberfläche eines Kör-

pers, wenn solches ohne Kunst geschieht. Kreide färbt die Hände weiß, Kienruß schwarz. Den Schnitt der Bücher färben, bey den Buchbindern, welche auch das Leder zu färben pflegen. Besonders, wenn solches vermittelst einer Beize geschieht. Elfenbein, Holz, Knochen, Stroh u. s. f. färben. Im Niedersächsischen ist dieses Zeitwort auch für anstreichen üblich. Auch das Auftragen des Goldes auf das Leder, bey dem flandrischen oder französischen vergoldeten Leder wird färben genannt. Die Sonne färbt die Körper, wenn sie durch ihre Strahlen die Oberfläche derselben so verändert, daß sie nunmehr andere Lichtstrahlen zurück werfen, als vorher. Am häufigsten braucht man dieses Wort von den Zeugen, und deren Bestandtheilen, wenn ihnen durch Eintauchen eine gewisse Farbe gegeben wird. Baumwolle, Garn, Seide, Wolle färben.

Das Reciprocum sich färben, wird auch von manchen Körpern gebraucht, wennn sie nach den Gesetzen der Natur eine gewisse Farbe bekommen. So färben sich die Trauben, die Aepfel u. s. f. wenn sie reifen, Hirsche und Wildbret, wenn sie neues Haar bekommen.

Das Färben, L. Tingere, Fr. Teindre, die Färbe- oder Färber-Kunst die Färberey, L. Ars tinctoria, Fr. Art de teindre, ist ein zum Flor und Aufnehmen des Mauufacturwesens ganz unentbehrliches und sehr wichtiges Nahrungsgeschäft. Die besten Manufacturanstalten in Wolle, Baumwolle, Leinen und Seide, werden allemal einen schlechten Fortgang haben, und ihre Manufacturwaaren niemals in einen blühenden Zustand kommen, wenn es ihnen an dauerhaften und schönen Farben fehlt. Die feinen Tuch- und Wollenmanufacturen mögen an sich ohne Tadel seyn, sie werden dennoch in dem auswärtigen Handel keinen Absatz finden, sobald man wahrnimmt, daß ihre Farben nicht ächt sind, sondern bald verschießen, und kein schönes Ansehen haben. Wenn demnach die Landespolizey ihre

Wollen-

Wollen = Baumwollen = Leinen = und Seiden = Manufacturen in einen blühenden Zustand setzen will: so muß sie ihr vornehmstes Augenmerk mit auf die Färberey wenden, und alle mögliche Maßregeln ergreifen, um bey ihren Manufacturen im Lande zu recht dauerhaften und schönen Farben zu gelangen.

Diejenigen Professionisten, welche das Färben verrichten, werden, wie bekannt, Färber, L. Tinctor, Fr. Teinturier, genannt. Es wird dieser Name theils im weitläuftigen, theils im engern oder eigentlichen Verstande genommen. Unter jenem begreift man alle Arbeiter, welche sich mit dem Färben beschäftigen, sie mögen solches außer einem Handwerke oder Profession, oder zum Behuf derselben, verrichten, unter welche letztern z. B. die Hutmacher, Senkler, Corduanmacher, Lederbereiter, Tischler, ꝛc. gerechnet werden, als welche das Färben nur als ein Nebengeschäft bey ihrem eigentlichen Handwerke verrichten, um dabey mehrern Gewinn zu ziehen. Man kann leicht erachten, daß ich hier mit dieser Art von Färbern nichts zu thun habe, sondern es werden lediglich diejenigen Professionisten, die im eigentlichen und engern Verstande Färber genennet werden, der Gegenstand dieser Abhandlung seyn.

Heut zu Tage theilen sich die Färber 1) in Schwarz- und Schön-Färber, 2) in Waid und Schön-Färber, und 3) in Kunst- und Seiden-Färber, ein. Unter diesen Färbern haben die so genannten Schlecht- oder Schwarz-Färber, welche im Anfange sogar nur Leinwandfärber hießen, in Deutschland ohne Zweifel am ersten die Zunftmäßigkeit erhalten, und sind auch daher noch durch das ganze Reich mit einem geschenkten Handwerke versehen. Denn diese sind schon in Deutschland nicht anders, als zünftig, bekannt; da hingegen die andere Art, die eben von den besondern schönen Färbekünsten, womit sie vornämlich zu thun haben, Kunst oder Schön-Färber heißen, erst in den neuern Zeiten

aus Venedig, Frankreich und Holland zu uns gekommen ist, und anfänglich sehr lange Zeit und durchgängig die Färbekunst ohne Zunft und Zunftrechte getrieben hat, und an vielen Orten auch noch also treibt. Als nun die eigentlichen Schönfärber, welche sonderlich dem ganzen wollenen Gewebe, nämlich Tüchern und Zeugen, und zwar vermittelst vieler ausländischen Farbesachen, vornämlich aber durch Hülfe des Waids, und einer von Indig, Waid und warmem Wasser zugerichteten Küpe, viel schöne, bunte und höhere Farben gaben, gleichwohl aber nicht gleich Mangen hatten, und deshalb von den Schwarzfärbern mit neidischen Augen angesehen, ja als Unzünftige und Pfuscher gehalten wurden: so haben diese und andere Ursachen mehr, die Schönfärber endlich an vielen Orten bewogen, theils eigene Zünfte aufzurichteten und Zunftrechte zu erlangen, ob sie gleich kein geschenktes Handwerk im eigentlichen Verstande haben, theils aber, wenn sie keine Innung aufrichten konnten, mit den Schwarzfärbern in eine Zunft zu treten; wiewohl dieses letzte an einer und der andern Seite oft vielen Schwierigkeiten unterworfen gewesen ist; theils aber sich mit privilegirten Schönfärbereyen zu versehen. Ja, an einigen Orten hat es, um des gemeinen Besten willen, die Landesobrigkeit durch Zwang zuwege bringen müssen. Auf diese Weise sind auch in den königl. preußischen Landen die Schwarz- und Schönfärber mit den Waid- und Schönfärbern gewisser Maßen in eine Zunft gezwungen, wiewohl dennoch unter ihnen selbst, sonderlich in Ansehung der Arbeit und anderer Dinge, einiger Unterschied geblieben ist. (*) Man muß aber hiebey noch dieses merken, daß mit der Zeit viele Schwarzfärber auch etwas von der Schön-

(*) Jedoch sind in Schlesien die Schwarz- und Schönfärber von den Waid- und Schönfärbern noch unterschieden, und jede haben ihre besondere Innung.

Schönfärberey begriffen haben. Andere aber bleiben bey ihrer alten schlechten Leinwand- und halbwollenen, sonderlich aber Barchet-Färberey; und daher entstand unter diesen beyden Sorten der Färber ein neuer Zwiespalt, weil sich die ersten von den Leinwandfärbern unterschieden, und so gut, als die eigentlichen Schönfärber seyn wollten, bis endlich die sämtlichen Schwarzfärber unter dem Namen der Schwarz- und Schönfärber an verschiedenen Orten unter eine Zunft gebracht und zu gewissen Hauptladen gewiesen worden sind.

Was die Waid- und Schön-Färber, welche auch Waid- Schön- und Rheinisch-Färber genennet werden, insbesondere betrifft, so sind selbige nicht an allen Orten zünftig, sondern freye Künstler, und geben sich auch dafür aus. Wer eine eigene Werkstatt hat, und sich in seinen Farbekünsten als ein Meister zeigt, der ist ein Meister. Viele Kaufleute und Manufacturiers üben die Schönfärberey auch bey ihren Waaren, die sie von Seide, Leinen, Wolle ꝛc. verfertigen lassen, oder selbst verfertigen, entweder selbst aus, oder lassen sie durch angenommene Färbeknechte, oder Waidschönfärber, die, wie anderes Gesinde, bey ihnen dienen, färben; wozu sie denn auch selbst, mit landesherrlicher Concession, schöne Färbereyen gebauet und angeleget haben, wovon man in Berlin, Leipzig, Gera, Altenburg, Grätz, Weyda, und an andern Orten, Beyspiele findet. Noch ist zu merken, daß die ersten Waid- und Schönfärber eigentlich nichts als Schafwolle, oder daraus bereites Garn und Tücher, nebst andern dergleichen Zeugen, sonderlich feine, gefärbet, hauptsächlich aber sich der Waid- und Indigküpe ohne Kleyen bedienet, hernach aber sich auch auf höhere und schönere Farben, sonderlich auf melirte, und auf unzählige und immer neue Farben geleget haben.

Die Seidenfärber halten es weder mit den Schwarz- und Schönfärbern, noch mit den Waid-Schönfärbern,

und haben auch nichts Innungsmäßiges, sondern sie sind ganz freye Künstler.

Hieraus kann man nunmehr den Ursprung und den Unterschied der drey Sorten unserer eigentlichen Färber deutlich erkennen, und zugleich sehen, daß diejenigen irren, welche den Unterschied derselben in der Küpe überhaupt suchen, oder die Mange dafür angeben, als weswegen auch die Schwarzfärber sonst Mangeler, imgleichen Blaufärber, genennet worden sind. Sie haben alle drey Küpen, nur daß die Zu- und Einrichtung derselben unterschieden ist. Die beyden ersten haben nunmehr auch alle beyde Mangen. Nur die Arbeit, das Farbezeug, die zu färbenden Sachen, das Zunftwesen, und die mehrere und wenigere Kunstmäßigkeit, unterscheiden sie.

In Ansehung des Zunftwesens aber muß man obige drey Arten der eigentlichen Färber in Deutschland folgender Gestalt unterscheiden. 1) Sind die bloßen und für sich zünftigen Schwarzfärber. 2) Diejenigen Schwarzfärber, welche sich zugleich auf die Schönfärberey geleget haben, und daher mit den insbesondere so genannten Schönfärbern in einer Zunft stehen. 3) Die nur die Schwarzfärberey gelernt haben und auch wirklich treiben, gleichwohl aber mit den Schönfärbern in einer Zunft stehen. 4) Die Waid- und Schönfärber, welche die eigentliche Schönfärberey allein treiben, und mit den Schwarzfärben in einer Innung sind. 5) Diejenigen Schönfärber, die ihre eigene Zunft haben. 6) Die unzünftigen Schönfärber hin und wieder, welche entweder privilegirte Schönfärber haben, oder nur für sich schlechthin die Sache als eine Kunst treiben, oder in einer Manufactur dienen. Und endlich 7) die ganz freyen Künstler, nämlich die Seidenfärber.

Die Menschen haben nicht so bald Zeuge oder Gewebe von Wolle, Leinen oder Seide zu ihrer Bekleidung machen gelernt, als sie vermuthlich auch darauf gefallen sind, diesen Zeugen allerley

lerley Farben zu geben. Sie sahen ein, daß dadurch die äußerlichen Zierrathen ihres Körpers verschönert würden; und die menschliche Eitelkeit hat niemals unterlassen, ihrem Stolze mit dergleichen Ausputzungen zu schmeicheln. So gar die Wilden, die entweder wegen der Wärme der Himmelsgegend, oder wegen ihrer noch ungesitteten und dummen Wildheit, noch nicht bis zur Erfindung von Zeugen und Kleidern gekommen sind, haben doch nie unterlassen, ihre nackten Leiber mit allerley Farben zu bemalen.

Die Entdeckung derjenigen Dinge, womit man färben konnte, ist vermuthlich nur zufälliger Weise geschehen. Man entdeckte an Kräutern, an Wurzeln, oder an dieser oder jener Holzart, als worin die Farbematerialien noch jetzt am meisten bestehen, (s. Farbe-Materialien) und in den ältesten Zeiten vermuthlich allein bestanden haben, diese oder jene Farbe. Die menschliche Neugier zerrieb oder zerquetschte sie; und man fand, daß die Finger und die Zeuge davon gefärbet wurden. Die erste Art der Färberey ist vermuthlich nicht weiter gegangen, als die Leiber oder Zeuge mit dem ausgepreßten Safte, oder der Brühe von ihrer Einweichung, zu bemalen und zu befeuchten. Nach und nach ist man immer weiter gegangen. Zufälle oder Nachsinnen haben die Menschen darauf gebracht, daß die Farben auf den Zeugen schöner und dauerhafter würden, wenn die Farbematerialien mit den Zeugen gekocht würden.

Die Färberey ist so alt in der Welt, daß man gar keinen Zeitpunct von ihrer Erfindung angeben kann. Sowohl in der Bibel als in den ältesten weltlichen Geschichtschreibern, wird zwar von den Farben der Kleider geredet, aber allezeit, als von einer gewöhnlichen und bekannten Sache, die folglich schon einen sehr langen Zeitraum hindurch Statt gefunden haben mußte. Man kennet in der Bibel den bunten Rock des Josephs, welcher unter den Söhnen Jacobs so viel Neid erregte; aber wahrscheinlich gar nicht seiner Farben halber, sondern weil er eine vorzügliche Gunst ihres Vaters anzeigte. Vermuthlich haben die bunten Streifen oder Flecken in diesem Rocke aus Purpur bestanden; denn die Stadt Tyrus in Phönicien ist schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt wegen ihres Purpurs berühmt gewesen.

Es giebt nicht leicht eine andere mechanische Kunst oder Fabricatur, worin ein guter Verstand, Nachsinnen und unermüdete Versuche und Bemühungen so schöne und nützliche Erfindungen machen, zugleich aber dieselben für sich allein behalten

könnte, als in der Färberey. Bey andern mechanischen Künsten und Fabriken ist es fast gar nicht möglich, gute und nützliche Erfindungen vor den Gesellen und Nebenarbeitern geheim zu halten; allein in der Färberey geht es gar wohl an, daß der Herr oder Meister dieses oder jenes Salz, oder andere Auflösung in Abwesenheit seiner Arbeiter hinzu setzen kann, ohne daß er nöthig hat, Jemand an seinem Geheimnisse Theil nehmen zu lassen. Eben deshalb aber läßt sich einsehen, wie in der Färberey schöne Erfindungen, wie z. B. der Purpur der Alten war, ganz und gar wieder verloren gehen können; wenn diejenigen, welche die Wissenschaft von dergleichen Farben besitzen, solche niemals offenbaren, sondern mit sich in das Grab nehmen. Aus eben dieser Ursache läßt es sich begreifen, wie in der ganzen Kunst der Färberey große Revolutionen vorgehen können, und diese Kunst eine Zeitlang in großem Aufnehmen und Flor stehen, bald darauf aber wieder gänzlich in Verfall gerathen, und einen großen Zeitraum hindurch darin verharren kann. In der That ist dieses auch die Geschichte der Färberey.

Diese Kunst, welche, wie aus dem Purpur und andern Nachrichten der Geschichte zu schließen ist, bey den alten in großem Flor war, gerieth im vierten und fünften Jahrhunderte in einen sehr großen Verfall; und sie zeigte sich nicht eher wieder im Aufnehmen, als bis im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte die Manufacturen in den Niederlanden, in Deutschland und in Italien, in großen Flor geriethen. Diejenigen Städte in Deutschland, welche in dem hanseatischen und rheinischen Bunde waren, hatten eine große Menge von allerley Manufacturen in ihren Mauern, welche die Hanseestädte durch ihre blühende Schifffahrt in auswärtigen Ländern absetzten. Man findet noch in den Archiven und Chroniken solcher Städte zuverlässige Nachricht, was für eine große Menge von allerley Manufacturarbeitern sich in jeder Stadt befunden haben. Blühende Manufacturen, die einen auswärtigen großen Absatz finden, setzen allemal voraus, daß auch die Kunst der Färberey sich in großem Aufnehmen befunden habe. Als aber die deutschen Fürsten über den Reichthum und den blühenden Zustand der Städte in dem hanseatischen und rheinischen Bunde, die größtentheils ursprünglich ihre Landstädte waren, sehr eifersichtig wurden, und alle ersinnliche Mittel vorkehrten, sie wieder vollkommen unter ihr Joch zu bringen, und als Carl der V. dem hanseatischen und rheinischen Bunde, zum Besten seiner Niederlande, den letzten Stoß gab: so geriethen sowohl die Manufactu-

nufacturen in Deutschland, als auch mit denselben die Kunst der Färberey, in gänzlichen Verfall. Die Färberzünfte in Deutschland bestanden, zu Ausgange des funfzehaten Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des sechszehnten, bloß aus den so genannten Schwarzfärbern, welche nichts als schwarz, braun und blau zu färben wußten.

In der andern Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, fieng die Färberey an etwas wieder hervor zu keimen, weil vermuthlich erfindsame Köpfe durch allerley Versuche bessere Farben zu Stande brachten. Sie wurden, zum Unterschiede der Schwarzfärber, Schönfärber genennt, hatten aber, bereits erwähnter Maßen, große Mühe, sich in den Städten zu etabliren, und in die Zünfte aufgenommen zu werden, daher sie sich an Orten, wo sie Schutz fanden, eigene Zünfte errichten mußten. Diese Schönfärber fiengen an, sich allerley Farbematerialien zu bedienen, z.B. des Indigo, welche den alten Schwarzfärbern unbekannt waren. Allein, die Gesetzgeber waren gar nicht auf der Seite der Schönfärber. Man findet hier einen überzeugenden Beweis, wie sehr sich die Gesetze irren können. Der Indigo wird in den alten Reichspolzeygesetzen, und in den Polizeyordnungen verschiedener mächtigen Reichsstädte, mit den allerhäßlichsten Namen beleget. Man nennet ihn eine fressende Corrosivfarbe, eine Teufelsfarbe, und was dergleichen schöne Benennungen mehr sind, worüber wir heut zu Tage nichts anders als lächeln können, weil wir gewiß wissen, daß der Indigo dergleichen Eigenschaften nicht an sich hat. Die Schönfärber, welche sich des Indigo und anderer neuen Farbematerialien bedienten, fanden in den Gesetzen keine bessere Begünstigung, bis endlich zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts die Manufacturen in Deutschland wieder gegründet wurden, und mit dem Wachsthume derselben sich auch der Verstand der Gesetzgeber wieder aufklärete.

Nichts ist so gewiß und ungezweifelt, als daß, wie bereits zu Anfange dieses Artikels erwähnt worden ist, der Flor der Manufacturen gar sehr auf die Schönheit und Tüchtigkeit ihrer Farben ankömmt. Dieser blühende Zustand der Manufacturen kann ohne starken auswärtigen Absatz nicht erreichet werden; und dieser auswärtige Vertrieb wird sich ohne Schönheit und Tüchtigkeit der Farben niemals finden. Man glaubte daher in Frankreich, als man mit so großem Eifer und Fortgange an dem Aufnehmen der Manufacturen in der letztern Häfte des vorigen Jahrhunderts arbeitete, das man diese Absichten nicht

erreichen könnte, wenn man nicht über die Schönheit und Dauerhaftigkeit der Farben ausführliche Gesetze und Reglements verfertigte. Der einsichtsvolle und unermüdete Colbert ließ viele geschickte Leute wegen der Schönheit und Tüchtigkeit der Farben Versuche und Proben machen. Einem jeden wurde nur eine einzige Farbe aufgegeben, um dieselbe vollkommen zu bearbeiten, und durch unermüdete und manigfältige Versuche dasjenige zu bestimmen, worauf die Schönheit und Dauerhaftigkeit einer jeden Farbe ankäme, und was für Proben dieselbe aushalten müßte, wenn sie dafür erkannt werden sollte. Hieraus kam nun das berühmte Färberreglement in Frankreich zu Stande, welches Frankreich, noch mehr aber seinem großen Colbert, so viel Ehre gemacht hat. An dieser Versorge für die Schönheit und Tüchtigkeit der Farben hat auch Frankreich seit der Zeit niemals etwas ermangeln lassen. Es ist allezeit einem Mitgliede der Pariser Academie der Wissenschaften aufgegeben gewesen, seine vornehmste Bemühung und Beschäftigung in Versuchen über die Schönheit und Dauerhaftigkeit der Farben bestehen zu lassen, und was er darin nützliches erfände, dem Minister über das Commercienwesen anzuzeigen. Diese Aufträge sind auch in keine unwirksame oder untüchtige Hände gefallen. Es ist den Gelehrten nicht unbekannt, was für schöne Abhandlungen, die Farben betreffend, die Welt dem Hrn. Hellot und seinen Nachfolgern zu danken hat.

Die Farben sind nichts Wesentliches; sie sind eine bloße Erscheinung auf der Oberfläche der Körper. Ihr wesentlicher Grund beruhet in den siebenerley Farben der Sonnenstrahlen oder des Lichtes. Der vortreffliche Newton, der Herr Graf v. Büffon, und andere berühmte Naturforscher, haben dieses genugsam erwiesen; und es ist also nicht nöthig, diese Beweise hier zu wiederhohlen. Indessen will ich die Sache hier, so viel möglich erläutern.

Wenn die Sonnen- oder Lichtstrahlen auf die Oberfläche eines Körpers fallen, so brechen sich diejenigen von den siebenerley Farben der Sonnenstrahlen, und fallen von dessen Oberfläche zurück, welche die Erscheinung einer gewissen Farbe, die man diesem Körper zueignet, oder welche das Aug an einer gewissen Materie

terie wahrzunehmen glaubt; die übrigen sechserley Farben der Lichtstrahlen aber verlieren sich in seiner Oberfläche, und prallen davon nicht zurück; oder man kann sagen: die übrigen Farben der Sonnenstrahlen verwickeln sich in die zarten Theilchen auf der Oberfläche eines Körpers, so, daß nur eine einzige Art von diesen siebenfarbigen Strahlen ihren Schein zurück wirft. Es ist freylich nothwendig erforderlich, daß diese Oberfläche dieses Körpers oder diese Materie in ihren zartesten Theilchen eine gewisse Beschaffenheit haben muß, welche den Grund davon ausmacht, warum nur die eine von den siebenfarbigen Sonnen- oder Lichtstrahlen zurück pralle, die andern aber nicht. Indessen kann man doch diese Beschaffenheit nicht als einen wesentlichen Grund der Farben ansehen. Es ist leicht begregreiflich, daß diese Beschaffenheit nicht auf wesentliche Bestandtheile eines Körpers oder einer Materie ankömmt, sondern das Zurückprallen einer gewissen Art von Lichtstrahlen beruhet bloß auf einer gewissen Lage seiner zartesten Theilchen, wodurch dieselben geschickt werden, diese und keine andere Farbe von den Lichtstrahlen zurück zu werfen. Die Lage der zarten Theilchen aber ist nichts Wesentliches in den Körpern und Materien; sie ist bloß etwas zufälliges, und kann verändert werden, ohne daß dadurch das Wesen und die Natur des Körpers eine Abänderung erleidet. Wollte man einwenden, es sey um deshalb sehr wahrscheinlich, daß die Farben etwas Wesentliches seyn müßten, weil die Farbematerialien gemeiniglich schon eben die Farben an sich hätten, die sie auf den Zeugen hervor brächten: so läßt sich hierauf sehr leicht antworten. Es ist zuvörderst nicht allgemein gegründet, daß die Farbematerialien eben diejenige Farbe, welche sie wirken, an sich haben. Bey den meisten Farbekräutern und Rinden findet dieses keineswegs Statt, insonderheit bey allen Kräutern, Rinden und Hölzern, womit man gelb und blau färbet.

Der

Der Waid zeigt nicht einmal die Blüthen von derjenigen Farbe, die er hervor bringt. Seine Blüthen sind gelb, und doch färbet man mit diesem Material blau. Wenn aber auch bey vielen Farbematerialien, insonderheit bey denen, welche roth färben, zugegeben werden muß, daß sie selbst diejenige Farbe schon an sich haben, die sie auf den Zeugen hervor bringen: so folgt daraus keinesweges, daß die Farben etwas Wesentliches sind. Man kann daraus weiter nichts schließen, als daß diese Farbematerialien bereits in ihren zartesten Theilchen eben diejenige Lage haben, wodurch der rothe Sonnen- oder Lichtstrahl zurückprallend gemacht wird. Es ereignen sich vielmehr bey der Färberey vielerley Umstände, welche eine Art von Beweis abgeben, daß die Farben nichts Wesentliches sind. Es ist in der Färberey gar sehr bekannt, daß man mit eben denjenigen Farbematerialien und Zubereitungen, womit man wollene Zeuge färbet, keinesweges seidene und leinene Zeuge, und nicht einmal bey allen Farben baumwollene Zeuge färben kann. Wenn man in einerley Kessel, worin man wollene Zeuge färbet, zugleich seidene oder leinene Zeuge mit hinein thut, so nehmen die letztern die Farbe keinesweges an. Scheinen sie auch etwas von der Farbe angenommen zu haben, so darf man sie nur in warmem, ja öfters nur in kaltem Wasser abspühlen, um wahrzunehmen, daß alle Farbe sogleich wieder abgeht, und daß sich nur etwas von der Farbe auf ihrer Oberfläche leicht angehängt hat. Wenn aber die Farben etwas Wesentliches wären, und die Farbematerialien, ihren wesentlichen Eigenschaften nach, ihre Farben den Zeugen mittheilten: so müßten sie gleichförmig auf alle Arten von Zeugen wirken.

Man muß also hieraus nach richtigen Folgen den Schluß ziehen, daß die Farbematerialien keinesweges allein die Farbe wirken, sondern daß die zartesten Theil-

chen der Farbematerialien, welche durch das Kochen aufgelöset und in Bewegung gesetzt werden, sich mit den zartesten Theilchen auf der Oberfläche der Zeuge vereinigen, und beyde zusammen durch diese Vereinigung eine solche Lage erhalten, daß dadurch diese besondere Farbe von Lichtstrahlen, und keine andere, davon zurück prallen. Es folgt hieraus ferner, daß, wenn die zarten Theilchen eines Zeuges auf seiner Oberfläche nicht also beschaffen sind, daß sie sich mit den Farbetheilchen vereinigen, und beyde zusammen sich in eine gewisse Lage oder Richtung setzen können, auch die Farbetheilchen auf dergleichen Zeuge zu wirken außer Stande sind, und die Zeuge mithin diejenige Farbe keinesweges annehmen, die sonst von diesen Farbematerialien zu entstehen pflegen.

Die meisten vegetabilischen Substanzen, und viele thierische Materien, enthalten gefärbte Theile, die man von selbigen herausziehen kann, um sie hernach auf andere Körper zu bringen; allein, es sind diese gefärbte Substanzen bey weitem nicht alle von einerley Natur und in einerley Zustande, und diese Verschiedenheiten verlangen, daß man verschiedene Mittel anwende, um sie heraus zu ziehen und auf andere Körper zu bringen. Einige sitzen theils in einer seifenhaften Substanz, theils in einer erdichten und harzichten Materie. Wenn man im Wasser Substanzen kochen läßt, deren färbender Theil sich in diesem Zustande befindet, so erfüllen sie das Wasser mit ihrer Farbe, weil ein Theil der harzicht-erdichten Portion sich vermittelst der seifenhaften Substanz mit dem Wasser vermischt und darin ausbreitet. Wenn man ein Stück Tuch oder Zeug in das Decoct von dieser Art tauchet, so legen sich die färbenden Theile vermittelst der Berührung, und auch auf eine sehr feste Art an; weil die färbende erdichtharzichte Substanz, wenn sie sich einmal mit dem Tuche vereiniget, und von der seifenhaften Substanz geschieden

schieden hat, nicht mehr in reinem Wasser, noch auch durch die Seife, durch die Salze und andere sehr wirksame Mittel, auflöslich ist.

Es giebt viele Farbematerialien, deren färbende Substanz sich in diesem Zustande befindet. Die vonehmsten sind: die grünen Nußschalen, die Nußbaumwurzel, der Sumach, das Sandelholz, die Erlenrinde unter den Vegetabilien; und unter den Thieren, eine Art Schalthiere, welche man die Purpurschnecke nennt, und von der man glaubt, daß sie der Purpur der Alten sey. Diese letztere Substanz ausgenommen, welche ein ziemlich schönes Roth giebt, geben die andern alle von dieser Art nur eine rothgelbe Farbe, welche man Wurzelfarbe nennt; sie ist aber, ihres wenigen Glanzes ungeachtet, kostbar, weil sie den andern glänzenden Farben, die man auf selbige bringt, zu einem sehr guten Grunde dient. Es erhellet aus der Natur dieser färbenden Substanzen, daß die Farben, welche man von ihnen erhält, weder von ihrer Seite, noch von Seiten der färbenden Materie, einer Zubereitung bedürfen. Sie geben die einfachste Farbe, welche sich am leichtesten bearbeiten läßt, weil man nichts weiter thun darf, als die Substanz, welche die Farbe giebt, in dem Wasser kochen zu lassen, und das Tuch, welches die Farbe annehmen soll, in dieses Decoct zu tauchen.

Die färbende Substanz von einer andern Art eines zum Färben geschickten Körpers, sitzt in einer bloß harzichten Materie, welche so beschaffen ist, daß sie vermittelst der seifenhaften Substanz von eben diesem Körper nicht mit dem Wasser vermischt werden kann. Die vornehmsten Substanzen dieser Art sind: der Indig, welcher das Blau giebt, und der wilde Saffran, oder Safflor, aus welchem man ein sehr schönes Roth erhält. Diese Materien können ihre Farben dem reinen Wasser nicht geben. Der blaue harzichte Theil des Indigs ist von der Natur derjenigen, welche der Weingeist nicht auflösen kann. Da aber die feuerbeständigen Alkalien in die harzichten Materien jeder Art wirken: so bedient man sich mit glücklichem Erfolge dieser Salze, um den färbenden Theil dieser Substanzen heraus zu ziehen, und sie zum Färben geschickt zu machen.

Was beynahe alle übrige vegetabilische und thierische Materien betrifft, welche der Färbekunst Farben verschaffen, und welche in sehr großer Anzahl sind: so hat ihre färbende Substanz eine bloß seifenhafte Natur; sie kann folglich durch das bloße Wasser mit der größten Leichtigkeit heraus gezogen werden; es läßt aber selbst die Natur dieser färbenden Substanz, welche wesentlich in dem Wasser auflöslich ist, zur Genüge wahrnehmen, daß man, wenn das Tuch oder der Zeug, worauf sie gebracht werden soll, nicht mit einer Materie angefüllt ist, welche geschickt ist, die Natur von jener zu verändern, und sie zum Theil aus ihrer Mischung zu setzen, dieselbe vergebens auf das Tuch bringen würde, weil das bloße Wasser, da sie eben dieselbe Auflöslichkeit behält, die sie in dem vegetabilischen Körper gehabt hat, geschickt seyn würde, dieselbe von dem Tuche mit eben der Leichtigkeit und aus eben dem Grunde wegzunehmen, wie sie anfänglich aus der Substanz herausgezogen worden ist, in welcher sie ursprünglich enthalten war.

Man ist endlich dahin gekommen, diese Farben auf den Tüchern vermittelst verschiedener Salze, womit man sie anfüllt, ehe sie gefärbt werden, zu befestigen. Die Färber nennen dieses die Beize; und sie glauben, daß dadurch keine andere Wirkung entstehe, als daß die Zeuge dadurch geschickt gemacht werden, die Farbe desto besser und dauerhafter anzunehmen. In der That kömmt es auch in Ansehung der Dauerhaftigkeit der Farben gar viel darauf an, ob man dieses oder jenes Salz zusetzt, oder zu der so genannten Beize gebraucht; wie denn auch die Färber gar wohl wissen, wie viel die Wahl der Salze zur Schönheit der Farbe beyträgt. Allein, man irret dem ungeachtet gar sehr in der Vorstellung von der Art und Weise, wie die Salze in der Färberey wirken.

Es ist die Natur der Salze, daß sie in Krystallen, d. i. in spitzig und eckige Gestalten anschießen; und so sehr sie auch durch gefällige Umstände und die Beschaffenheit der Flüssigkeit genöthiget werden, sich in die zartesten Theilchen zu vertheilen, so behalten sie doch immer ihre krystallenförmige Gestalt, weil dieses eine ihrer wesentlichen Eigenschaften ist. Dieses sind bekannte Wahrheiten, die Niemand läugnen kann, eben so, daß ein jedes Salz seine eigene und besondere Krystallen hat, wodurch es sich vermöge der Anzahl seiner Ecken und der Gestalt seiner Spitzen, die allein seiner Natur zukommen, von allen andern Salzen unterscheidet. Hellot glaubt, daß dadurch eben die Güte und Dauerhaftigkeit der Farben entstehe. Ein jedes zartes Salztheilchen nähme nämlich ein Farbetheilchen in sich, und umschlöße dasselbe mit seiner krystallinischen Gestallt, wodurch die Farbetheilchen folglich desto dauerhafter würden, nach der Maße, wie die Salzkrystallen zu Folge der Natur des Salzes fest und hart wären. Ich will dieses eben nicht bestreiten, ob sich gleich hiewider viele gegründete Zweifel aufwerfen ließen; z. B. daß die Salze niemals ihre Natur verlieren, von Wasser aufgelöset zu werden, und daß, da alle gefärbte Zeuge nach der Färbung in vielem Wasser gespühlet werden, der ganz natürliche Erfolg entstehen müßte, daß die meisten dieser Salzkrystallen wieder aufgelöset werden würden.

Ohne zu dieser gekünstelten Einschließung der zartesten Farbetheilchen in die eben so feinen Salzkrystallen seine Zuflucht zu nehmen, kann man eine weit richtigere Ursache angeben, welche mit den vorhin gezeigten Gründen von der Entstehungsart der Farben viel besser überein stimmet. Die Salze nämlich, wenn sie sich mit den zarten Farbetheilchen, und den kleinsten Theilchen des zu färbenden Zeuges, vereinigen, und sich fest mit einander verbinden, tragen zu der Lage und

Richt=

Richtung der kleinsten Theile der Materie sehr viel bey, aus welcher Lage und Richtung durch das Zurückprallen der Lichtstrahlen eben diese oder jene besondere Farbe entsteht. Wenn man ein Salz trifft, welches sich in seinen zartesten Theilchen mit den eben so feinen Farbetheilchen genau vereiniget, und der Materie in ihren kleinsten Theilchen eben die Lage und Richtung giebt, welche die Farbetheilchen anzunehmen und zu bewirken vermögend sind: so wird dadurch die Farbe nicht allein dauerhaft gemacht, sondern auch verschönert. Erwählt man hingegen ein Salz zur so genannten Beize, dessen zarteste Theilchen zwar eben die Lage und Richtung annehmen, welche die Farbetheilchen haben, sich aber nicht genau und fest mit den letztern vereinigen; so kann zwar eine eben so schöne, und öfters noch schönere Farbe entstehen, sie ist aber nicht dauerhaft, oder sie ist dasjenige, was man, zum Unterschied von den guten und dauerhaften Farben, eine schlechte Farbe nennet. Es bedarf aber keines weitläuftigen Beweises, daß die Farbematerialien in ihren kleinsten Theilchen sich mit den Salzen fest, oder nur leicht, vereinigen können. Es mögen dieselben aus dem Pflanzen- oder Thierreiche seyn, so bestehen ihre feinste Theilchen aus Fettigkeit, Salzen und Erdartigen Wesen; denn diese dreyerley Beschaffenheiten in allen Körpern und Theilen des Thier- oder Pflanzenreiches sind durch unzählige Versuche und Erfahrungen genugsam erwiesen. Alle diese dreyerley Materien aber lassen sich mit den Salzen vereinigen; und nach der Maße, wie ihre Natur mit einander übereinstimmet, geschieht ihre Verbindung genau und fest, oder im gegenseitigen Falle nur schwach und leicht. Setzt man hingegen ein Salz zu den Farbematerialien, dessen feinste Theilchen eine ganz andere und entgegen gesetzte Lage und Richtung annehmen, als die zartesten Theilchen der Farbematerialien: so ist es so weit gefehlt, daß dieses Salz diejenige Farbe ver-

schönern sollte, welche sonst gewöhnlichermaßen durch die gebrauchten Farbematerialien entsteht, daß vielmehr diese Farbematerialien alle ihre vorige Wirkung verlieren, und eine ganz andere Farbe zum Vorschein kömmt.

Es ist dieses eine neue Entdeckung, welche Herr v. Justi durch eigene Erfahrung gemacht, und bey einer Menge mit verschiedenen Farbematerialien, mit welchen man die drey Hauptfarben, roth, gelb und blau zu färben pflegt, angestellter Versuche allemal richtig befunden hat. Er machte von einem jeden Farbematerial durch Kochen eine stark gesättigte Brühe oder Lauge, ohne einiges Salz bey dem Kochen hinzu zu setzen. Diese schön gefärbte Brühe hat er durchgeseihet, und in ein großes Zuckerglas von einigen Quarten klar abgegossen. Er hatte hernach kleine Zuckergläser von sehr weißem Glase bey der Hand, davon jedes nur etwa 3 Loth fassen konnte. In jedes dieser kleinen Gläser that er so viel von dieser Farbebrühe, daß es etwas über die Hälfte davon erfüllet war. In das erste derselben schüttete er eine kleine Messerspitze voll von demjenigen Salze, welches man bey diesem Farbematerial gemeiniglich zur Beize gebraucht, oder bey dem Färben zusetzt; und die Farbe der Brühe ward dadurch allemal verschönert. In jedes der übrigen, eben so weit mit der Farbebrühe angefüllten, Gläser that er gleichfalls eine kleine Messerspitze voll von einem andern Salze; und die Farbe der Brühe ward, sofort nach demUmrühren, augenblicklich verändert. Ein jedes Salz von eben der Farbebrühe brachte sogleich eine andere Farbe hervor. Nach der Maße, wie die Natur eines jeden Salzes mit dem zuerst gebrauchten einige Uebereinstimmung hatte, offenbarte sich die Veränderung nur in der Schattirung eben dieser Farbe, indem sie bald heller, bald dunkler, ward. Allein, Salze von einer ganz andern Natur und Beschaffenheit, wirkten auch ganz andere und öfters entgegen gesetzte Farben. Die größten Veränderungen haben fast allemal Vitriol, Pottasche, Urinsalz, und zuweilen auch das englische Bittersalz, und der Cremor tartari, hervor gebracht.

Auf diese Art hat Derselbe allemal aus einerley und eben derselben Farbebrühe, über 10 bis 12, ganz von einander verschiedene und öfters entgegen gesetzte Farben darstellen können. Wenn dieses oder jenes Salz eine große Veränderung in der Farbebrühe wirkte, und eine gute und brauchbare Farbe hervor

vor brachte: so nahm er eine größere Portion von dieser Farbebrühe, setzte eben dieses Salz verhälnißmäßig hinzu, und ließ einen Probelappen darin sieden. Die Farbe desselben war allemal derjenigen gleichförmig, welche durch Zusetzung des Salzes in dem kleinen Zuckerglase zum Vorschein gekommen war, obgleich die Farbe nicht allemal gut und dauerhaft war, und der Probelappen die Prüfung in kochendem Seifenwasser nicht aushielt. Indessen entdeckte er doch hiedurch sehr viel schöne, rothe und dauerhafte Farben.

S. Dessen gesammleter chymischer Schriften, 3. Band, Berlin 1771, gr. 8. S. 149, fgg.

Das beste unter den Salzen, welche für dergleichen Farben als beizende Mittel bis jetzt für geschickt, befunden worden sind, ist der Alaun. Dieses Salz wird überhaupt bey allen seifenartigen, schleimichten und gummichten Farben gebraucht, als welche sehr zahlreich sind, und wovon die vornehmsten die Wiede und alle gelb färbende Körper, der Grapp, die Scharlachbeeren, die Cochenille, das Campecheholz, das Brasilienholz, und andere zum Färben dienliche Hölzer und Wurzeln, sind. Doch ist es nicht das einzige, welches zu diesem Gebrauche angewendet werden kann. Die meisten Mittelsalze, welche einen metallischen Grundtheil haben, sind geschickt, gedachte Farben eben so, wie der Alaun, zu verwahren; allein, einige sind sehr theuer, andere haben die Unbequemlichkeit, daß sie die Farben verändern, oder gar verderben; endlich sind sie auch nicht alle versucht worden, so, daß bis jetzt der Alaun allein, für alle namhaft gemachte Farben, als das allgemeine beizende Mittel übrig geblieben ist.

Obgleich der Alaun eins der vorzüglichsten Mittel ist, wodurch viele Farben festgesetzt werden können: so kann er doch nicht allezeit gebraucht werden, weil er die Farben bisweilen dunkel, bisweilen aber auch heller macht, und nicht allemal festsetzen kann. Man mache nur Versuche mit der Curcuma und dem Grapp in Wolle und Baumwolle, so wird man sich hievon überzeugen können. Man muß also bey dem Alaun nicht allein beruhen, sondern auch auf andere zusammenziehende und beizende Körper Acht haben. Ein selenitisches Salz, d. i.

Vitriolsaures mit Kalkerde gesättigt, wovon ein Theil sich krystallisirt, ein Theil aber als eine Gypserde erscheint, ferner blauer Vitriol, und einige mit Scheidewasser gemachte metallische Solutionen, lassen sich bey einigen Farben mit Nutzen gebrauchen, zumal wenn man sich eines Gallapfeldecoctes entweder beym Ansud, oder bey der Brühe, bedienet.

Die Metalle und Halbmetalle, wenn sie in sauern Geistern aufgelöset worden sind, haben ebenfalls eine große Wirkung bey der Färberey. Die Veränderungen, welche dadurch in der Brühe eines Farbematerials hervor gebracht werden, sind bewundernswürdig. Bald verschönern sie diejenige Farbe, welche das Farbematerial sonst zu geben pflegt, und geben derselben einen besondern Glanz; bald erhöhen oder verdunkeln sie eben diese Farbe nach verschiedenen Schattirungen; bald aber bringen sie eine ganz andere und entgegen gesetzte Farbe hervor, als man sonst durch dieses Farbematerial zu erhalten pflegt. Was aber noch mehr ist, so bringt nicht nur jedes Metall, sondern auch jedes besondere Auflösungsmittel von eben diesem Metalle, eine besondere Veränderung hervor. Queckſilber, z. B. in Scheidewasser aufgelöset, thut eine ganz andere Wirkung, als eben dieses Halbmetall, wenn es in Königswasser abgelöset worden ist.

Diejenigen, welche sich mit der Färberey beschäftigen, hätten schon längst darauf geführt werden können, was für große Wirkung und Nutzen man sich von den aufgelöseten Metallen in dieser Kunst zu versprechen hätte. Es ist längst bekannt gewesen, daß eine mit gehöriger Vorsicht gemachte Zinnsolution die gewöhnliche Farbe der Cochenille, welche carmesin ist, in das schönste Scharlachroth verändert. Der berühmte Scharlach der Gobelins wird bloß dadurch zu Stande gebracht; nur daß die Zinnsolution mit großer Vorsicht gemacht, und die aufsteigenden rothen Dämpfe vermieden werden müssen. Eben so hat Hellot eine Art Purpur mit dem Grapp zu färben bekannt gemacht, welcher Purpur bloß daher entsteht, daß man einen geringen Antheil von aufgelöſetem Wismuth der Brühe von Grapp hinzu setzt.

Die

Die in diesem Jahrhunderte neu entdeckten so genannten sächsischen Farben von Blau und Grün leiten uns gleichfalls zu einer Laufbahn von großen und nützlichen Entdeckungen in der Färbekunst. Es ist nunmehr bekannt genug, daß das Hauptsächlichste dieser Farben darauf ankömmt, daß der Indigo von dem Vitriolöhle vollkommen aufgeschlossen, und auf die zu färbenden Zeuge genugsam zu wirken geschickt gemacht wird. Eben so bekannt ist es, daß man nach einer solchen Auffschließung und Zubereitung des Indigo mit 4 bis 6 Loth davon, eben so viel Zeuge färben kann, als man vorher kaum mit 1 Pfund Indigo zu leisten vermögend gewesen ist. Hieraus erhellet also, daß das bloße Kochen eines Farbematerials, oder die Fermentation desselben, wie in den Blaufarbenküpen, nicht genugsam vermögend ist, alle färbende Theilchen desselben zu extrahiren, aufzuschließen, und dermaßen fein zu machen, daß sie sämtlich mit genugsamer Thätigkeit auf die zu färbenden Zeuge wirken, sondern daß bisher bey jedem Farbematerial der größte Theil der färbenden Materie gleichsam ungebraucht verloren gegangen, und mit weggeschüttet worden ist. Ein jedes Farbematerial ist geschickt in einer gewissen salinischen oder spirituösen Flüssigkeit durch das Digeriren mit derselben recht eröffnet, aufgeschlossen, und zur künftigen Färbung geschickt gemacht zu werden.

Um von den ganz außerordentlichen Veränderungen, welche die Salze und Metalle in der Färberey hervor bringen, desto mehr überzeugt zu werden, hat Herr v. Justi mit dem Fernambuckholze eine Menge von Versuchen angestellt, welche ich an seinem Orte erzählen werde.

Unter allen Substanzen, die man färben kann, sind die Wolle und alle thierische Substanzen diejenigen, welche sich am besten zu den Operationen der Färbekunst bequemen; das leinene Garn und alle bloß vegetabilische Materien hingegen diejenigen, welche am schwer-

sten zu färben sind, die geringste Anzahl von Farben und überdieß die am wenigsten schönen und weniger dauerhaften annehmen. Die Seide und andere Substanzen, scheinen zwischen den bloß thierischen und den bloß vegetabilischen Materien, und auch in dieser Betrachtung bey den Operationen des Färbens, das Mittel zu halten.

Die Werkstätte eines Färbers, das Färbehaus, die Farbe, oder Färberey, muß, zumal wenn sie groß seyn soll, wegen des vielen Wassers, welches dabey ganz unentbehrlich ist, sich an einem Fusse befinden.

Sinceri Cordati Vorschlag, wie das Wasser bey Anlegung der Färbereyen zu untersuchen und zu verbessern, st. in Dithmars ökonomischer Fama, 7. St. Frf. und Leipz. 1732, 8. S. 41—53.

Es muß ein geräumiges wohl bedecktes Gebäude seyn, auch hell und wohl erleuchtet, um bey dem Färben die Farben genau beurtheilen zu können. Der Boden dieses Gebäudes muß entweder gepflastert oder mit Estrich hart geschlagen, auch entweder Rinnen darin angebracht seyn, oder solche Vertiefungen, daß das Wasser und die unnützen Farbenbrühen ablaufen können. Es hat mehrentheils zwey Nebenbehältnisse: das eine, für die Färbekessel und andere Wasserbehälter und Farbefässer; das andere aber für das Farbezeug, wenn solches nicht auf dem Boden oder in Gewölbern aufgehoben zu werden nöthig ist, imgleichen allerley Werkzeuge und Geräthe aufzuheben.

Sobald man in eine Färberey kömmt, so ist das erste, was in die Augen fällt, eine Reihen eingemauerter Kessel, welche von Zinn, Bley, Kupfer oder Messing, und folgendergestalt eingerichtet sind. Fig. 587 stellet zween solche Kessel vor, welche nach Beschaffenheit einer Färberey, bald grösser bald kleiner sind. An einer starken Feuermauer ist ein jeder dieser Kessel von guten Backsteinen nach einem halben Zirkel eingemauert, und die Kessel sind in dem Mauerwerke so gestellet,

stellet, daß sie recht in der Mitte desselben zu stehen kommen, und der Rand der Mauer rings um den Kessel gleich breit ist. a b c d stellet dieses Mauerwerk vor; e f die darin befindlichen Kessel, wovon der eine e einen Deckel aufliegen hat, welcher dergestalt eingerichtet ist, daß die Hälfte davon aufgemacht werden kann. In dem Gemauer der Kessel ist unter diesem so viel Raum, daß Feuer darunter gemacht werden kann, welches von der andern Seite der Feuermauer geschieht. Fig. 588, stellet diese Feuermauer von der andern Seite vor, wo a b die Löcher zum Einfeuern, c d aber die Zuglöcher sind. Das Gemauer überhaupt muß recht stark und von guten Steinen errichtet seyn, weil beständig unter den Kesseln ein starkes Feuer unterhalten wird. Das vornehmste Gefäß ist die Küpe, welche in einer Entfernung von einigen Fußen von den Kesseln gestellet werden muß. Man hat solche von verschiedener Art; als: die hölzernen oder so genannten Waidküpen, die holländischen, deren Obertheil von Kupfer ist, und die Indigoküpen, welche ganz von Kupfer sind. Von den beyden erstern, s. Th. V, S. 636, f. und von den letztern eb. das. S. 624, f. Damit die zu färbende Waare, wenn sie lang ist, nicht bis auf den Boden der Küpe reiche, und zu dem daselbst liegenden Farbenmarke gelange, bedienen sich die Färber eines gewissen Instrumentes, welches sie den Drift, Einsenker, oder Setzer, Fr. Champagne, nennen; s. Fig. 589. Dieses ist ein Ring von eisernen Stäben, dessen Diameter nach Proportion des Bodens der Kessel groß ist. Der äußere Ring a b, ist mit Stricken als ein Netz ins Kreuz geflochten, damit die zu färbende Waare nicht bis auf den Grund kommen kann. Damit aber dieser Ring in dem Kessel oder der Küpe fest liege, so hat derselbe an vier Seiten starke Schnüre, c d e f, welche an ihren Enden Haken, g h i k, haben, vermittelst deren er an den Rand des Kessels über dem

Gemauer angehängt wird. Die Schnüre sind so lang, als die Tiefe des Kessels bis an den Boden genau beträgt, damit der Setzer, nachdem er eingehängt worden ist, fest auf dem Boden liegen bleibe. Wenn lange Tücher gefärbt werden, so steht über dem Kessel eine Winde, dergleichen bey dem Färbekessel in der Kattundruckerey anzutreffen ist, um die zu färbende Waare in der Farbe herum zu winden. Sind hingegen kleine Sachen, als: Stücke leinen Garn oder Wolle, zu färben, so zieht der Färber solches bloß mit den Händen durch; und wenn er es, währendem Durchziehen, über dem Kessel oder Küpe aufhängen will, so ist an der Mauer über den Kesseln ein wagerechter hölzerner Nagel, der Windenagel genannt, s. h, (Fig. 587) angebracht, worauf er selbige hängen kann, um die Farbe abtröpfeln zu lassen. Der Reibekessel, worin der Indigo gerieben wird, Fig. 590, ist ein kleiner runder kupferner Kessel, mit einem conisch erhobenen Boden, welcher auf einer Bank b steht. Damit derselbe bey dem Reiben auf der Bank fest stehe, wird er auf einen von Stroh geflochtenen Kranz geleget. Das Reiben des Indigo geschieht vermittelst eiserner Kugeln c, deren er einige auf dem einen Ende der Bank, in d, in einer mit Leisten abgeschlagenen Rinne zu liegen hat. Ein auf vier Füßen ruhender halbrunder Block, der Bock genannt, Fig. 591, dient dazu, das Gefärbte sowohl vor dem Spühlen, damit die darin noch steckende Farbebrühe abtröpfeln möge, als auch währendem Spühlen, darauf zu hängen.

Der Schwarzfärber, da er sich insbesondere mit dem Leinwandfärben beschäftiget, und auch öfters rohe Leinwand rollen lassen muß, ja zuweilen sich auch mit Drucken der Leinwand im blauen Grunde mit weißen Blumen abgiebt, braucht auch nothwendig eine Rolle oder Mange, welche ziemlich groß ist, und von einem Pferde gezogen wird. Fig. 592, stellt diese Rolle,

und

und Fig. 593, die durch das Pferd getriebene Bewegung derselben vor.

Zur Unterlage der Rolle, sind recht starke, gleiche und glatte, Bohlen a b c d (Fig. 592.) auf starken Balken befestigt, welche auf guten Stützen unbeweglich stehen. Der ganze Boden der Rolle ist ungefähr 12 Fuß lang, und 3 Fuß, auch etwas darüber, breit. Auf diesen Boden sind auf beyden Seiten 2 Rahmen, e f g h, vermittelst zweener senkrechter Ständer, e f, und durch einen wagerechten Balken i vereinigt, angebracht. Diese Rahmen sind beynahe so hoch, als die Rolle selbst, und etwas länger, als dieselbe, nicht aber so lang als ihr Boden. Zwischen diesen Rahmen geht die Rolle k. Diese ist von starken Bohlen, ein ungefähr 8 Fuß langer, und 3 Fuß breiter, starker Kasten, welcher ganz mit Steinen angefüllt, und gemeiniglich oberwärts mit einem fest einpassenden Deckel versehen ist. Unter diesem Kasten auf dem Boden, liegen 2 runde Walzen oder Rollen l m, welche so lang sind, daß sie von beyden Seiten unter der Rolle hervor ragen, und an 4 Zoll dick sind. Auf diesen Walzen kann der Rollkasten k hin und wieder geschoben werden. Zu dieser Absicht liegt über dem Kasten eine wagerechte starke Welle n o, welche über einen Fuß im Durchschnitt dick, und an 12 Zoll lang, ist. Mit dem einen Ende o, ist dieselbe in einem an der Wand des Gebäudes angebrachten Balken p, mit ihrem Zapfen q, in einer eisernen Pfanne r eingelegt, so, daß der Zapfen Spielraum in der Pfanne hat, und sich darin gemächlich umdrehen kann. Mit dem andern Ende n geht sie gleichfalls mit ihrem Zapfen s, in der Pfanne t des Balkens u, welcher in gerader Linie mit dem Balken p in dem Gebäude angebracht ist. Ueber dem Rollkasten ist die Welle n o, in v etwas dicker, als die ganze Welle, und es sind hier zwo starke Ketten mit Klammern, die eine in v, die andere in w, befestigt. Jedes andere Ende dieser Kette ist an dem Kasten selbst an beyden Enden, in x und y, gleichfalls mit Klammern befestigt. Mit den Ketten dieser Welle wird der Rollkasten folgendergestalt in Bewegung gesetzt. Auf dem Ende n der Welle ist, neben ihrem Zapfen s, ein Kammrad z, auf 4 Armen tz befestigt, angebracht; und dicht neben dem Balken u liegt in gerader Linie noch ein anderer Balken aa. Bey diesem Balken steht auf dem Ende, da wo sich das Kammrad befindet, eine senkrechte Welle a (Fig. 593.) welche mit dem einen Ende b mit ihren Zapfen, in einer eisernen Büchse c,

welche in einem auf dem Boden des Gebäudes befestigten starken Klotze d stecket, und mit dem Zapfen in der Büchse spielet: mit dem Zapfen des andern Endes der Welle a spielt dieselbe, bey e, in dem Balken aa. Auf diesem Ende steckt ein Trilling f mit neun Stöcken, so, daß die Zähne des Kammrades z die Stöcke ergreifen können, und dasselbe solchergestalt in Bewegung gesetzt wird.

Zum Umdrehen dieser senkrechten Welle mit ihrem Trillinge wird ein Pferd gebraucht. In der Welle steckt ein nach einem rechten Winkel gestellter Arm, woran der wagerechte Balken g in der Welle eingezapft ist. Auf diesem wagerechten Balken befindet sich wieder ein anderer sekrechter h unbeweglich fest, welcher zu mehrerer Dauer, oben mit einem eisernen Ringe i beschlagen ist. An dem Ende dieses senkrechten Balkens h, bey k, ist gleichfalls ein eiserner Ring gelegt, wodurch ein anderer eiserner Ring l geht, und woran ein hölzernes Ortscheit m an seinen eisernen Haken n hänget. An eben dieses Ortscheit nun wird das Pferd o, mit seinem Geschirre, wie gewöhnlich, angespannt. Weil das Pferd gemeiniglich so eingerichtet ist, daß es ohne eine andere Leitung die Rolle mit dieser senkrechten Welle a in Bewegung setzt, und also in einem Kreise um die Welle herum läuft, so hat es auch keinen Zügel. Damit es aber doch in seinem gewöhnlichen Kreise bleibe, und sich nicht von der Welle entferne, so ist es, anstatt des Zügels, mit einer starken eisernen Kette p, mit dem einen Ende derselben an dem Hauptgeschirre in q, und mit dem andern Ende an der Welle in r, befestigt. Demselben sind mit blechernen Kappen die Augen verdeckt, damit es nicht in seinem Kreislaufe durch andere Gegenstände irre gemacht werde. Sobald also nun die Rolle in Bewegung gesetzt werden soll, so wird das Pferd, welches schon durch öftere Anführung und angestellte Versuche dazu abgerichtet ist, gleichsam durch einen Zuruf befehliget fort zu gehen; und sobald solches geschieht, so läuft es, es sey nun rechts oder links, herum; und da der Rollkasten k das erstemal sich auf einer Seite aufrichten muß, um eine mit Zeug bewickelte Rolle unterlegen zu können, so thut derjenige, der bey den Rollen die Aufsicht hat, nur einen dem Pferde schon bekannten Zuruf, so thut das Pferd, wenn es zu Ende seines Kreises kömmt, einen stärkern Ruck, und alsdann hebt sich vermittelst seiner überwiegenden Schwere durch diesen Ruck der Kasten auf der Seite, wo es seyn soll, wonach das Pferd auch schon seinen Gang verrichtet hat, in die Höhe, und man kann alsdann die Rolle

herun-

herunter legen oder hervor nehmen. Wenn solches geschehen ist, ergeht ein anderer Zuruf an das Pferd, worauf sich dasselbe umdrehet, um den Kreislauf zurück zu nehmen; womit es dann auch zugleich den Kasten niederleget, und nach der andern Seite fortzieht, da dann auf dieser Seite, wenn es nöthig ist, eben so verfahren wird.

Wenn das Pferd rechts im Kreise herum geht, so geht auch die senkrechte Welle a, mit ihrem Trillinge f, rechts herum. Der Trilling nimmt mit seinen Stücken die Zähne des Kammrades z mit, und dreht solches mit seiner wagerechten Welle no (Fig. 592) links herum, und alsdann wickelt sich auch die an derselben und an dem Kasten befestigte Kette w y auf die Welle, und vermittelst dieses wird der Kasten k von g nach h gezogen. Sobald das Pferd sich umdrehet, und seinen Kreislauf zurück verrichtet, und also links herum geht, so geschieht hier das Gegentheil; denn, da die Welle links herum geht, so geht das Kammrad mit seiner Welle rechts herum, und die Kette x v wickelt sich auf die Welle, und zieht den Kasten von h nach g. Das Pferd kann nicht mehr als einen Kreislauf verrichten; denn, wenn es gleich weiter wollte, um noch ein- oder mehrmal einen Kreislauf herum zu thun, so wird solches von selbst gehemmet, weil es nicht weiter fort kann. Denn die Ketten an dem Rollkasten sind schon so abgemessen, daß sie nur so lang sind, als ein Umlauf des Kreises beträgt, so, daß, wenn dieser vollführt ist, die Kette sich auf die Welle aufgewickelt hat, und folglich der Kasten nicht weiter gehen kann, sondern, da es schon dazu abgerichtet ist, sobald es spüret, daß es nicht weiter kann, sich umdrehet und seinen Lauf nach der andern Seite verrichtet; welches es so lange thut bis derjenige, welcher darauf Acht hat, ihm einen schon bekannten Zuruf thut, um die verlangte Seite, wonach das Pferd auch in seinem Gange ist, auf oben beschriebene Art in die Höhe zu heben.

Da der Färber öfters Leinwand zu großen runden Stücken, nachdem solche gerollt ist, aufwickeln lassen muß, und solches ganz glatt und eben geschehen muß, um der Leinwand ein gutes Ansehen zu geben, solches aber mit den bloßen Händen sich nicht gut thun lassen würde: so hat er dazu eine besondere Winde oder Haspel mit einem Gestelle, Fig. 594.

a b c d, sind 4 Ständer, wovon die beyden a b etwas höher, als die c d, überhaupt aber 4 Fuß hoch sind, und vermittelst

zwee-

zweener Riegel, e f, welche 4 Fuß lang sind, in alle 4 Ständer eingezapfet, und zusammen verbunden sind. Diese Riegel sind gemeiniglich, bessern Ansehenswegen, bogenförmig ausgeschnitten. Damit aber auch dieses Gestell recht fest halte, so ist solches noch in der Breite mit zweenen starken Querriegeln von beyden Seiten verbunden, und zwar in der Mitte der vier Hauptständer, wie in g und h zu sehen ist. Die Mitten der beyden Riegel e f, sind mit 2 eingezapften Ständen i k unterstützt. Diese dienen nicht allein dazu, dem ganzen Gestelle eine mehrere Haltung zu geben, sondern auch, daß darein drey runde, ungefähr 1½ Zoll dicke, Stäbe l m n gesteckt werden können, welche gleichfalls fest eingezapft sind, und in der Folge ihren Nutzen zeigen werden. Alle vier Hauptständer, a b c d, haben auf ihren obern Enden o p q r, halbrunde Ausschnitte, wovon die bey o und p tiefer sind, als die in q und r. Letztere dienen dazu, eine hölzerne Rolle, Fig. 595, worauf die zu wickelnde Leinwand ist, mit ihren beyden Zapfen a b hinein legen zu können; jene beyde Ausschnitte o p aber sind dazu bestimmt, die eiserne Windenstange, Fig. 596, darein zu legen, oder man steckt solche auch in die beyden Löcher s t, welche in den Seitenrahmen e f eingebohrt sind, hinein, da alsdann die zu wickelnde Leinwand vermittelst der Kurbel a aufgewickelt wird. Die drey Stäbe l m n dienen dazu, die aufzuwickelnde Leinwand zwischen denselben gerade und steif zur Winde zu führen, wie an seinem Orte gezeiget werden soll.

Eine Krücke zum Richten der Küpe, Fig. 597, dient dazu, das Mark der Farbe mit dem Flüssigen zu vermengen. Dieses ist ein wie ein halber Kreis zugerundetes Bret, welches an einem langen Stiele befestigt ist, welcher mit seinem Ende bey der Rundung des Bretes in einem Loche stecket, und fest ist.

Der Schöpflöffel, Fig. 598 a), ist ein kupfernes tiefes Gefäß, mit einem conisch oder kegelförmig gestelleten Boden, und einem langen hölzernen Stiele. Die Farbenbrühen werden damit aus den Kesseln und Küpen geschöpfet.

Der Windestock, Fig. 598 b), ist ein in den Boden des Farbehauses eingegrabener senkrechter Ständer oder Säule, von willkührlicher Höhe. In dieser Säule ste-

cken einige wagerechte hölzerne runde Nägel, wie in a und b zu sehen ist, an deren Enden in c runde Knöpfchen sind. Er dient dazu, die zu färbende Seide, auch wenn sie schon gefärbt ist, auf den Nägeln aufzuwinden, und zu drehen, auch die Strehnen und Stücke aus einander zu ziehen, und in Ordnung zu bringen, wenn sie sich bey dem Waschen und Färben in den Bädern verwirret hat. Siehe auch den Art. Garn-Stock.

Außer den jetzt beschriebenen Geräthschaften, braucht der Färber noch verschiedene andere, welche er aber mit andern Professionisten gemein hat. Wenn der Schwarzfärber z. B. die Kunst versteht, auf blauen Grund weiße Blumen zu drucken, (s. Th. V, S. 617, f.) so muß er eben solche hölzerne geschnittene Druckformen haben, dergleichen man sich in der Kattundruckerey bedienet. Ueberdem braucht er ein Chassis zum Anstreichen der Farbe; einen Glätt-Tisch; eine Spühl- oder Wasch-Bank; wenn er wollene Tücher färbet, einen Rahmen, dergleichen die Tuchbereiter brauchen, um die gefärbten Tücher darein auszuspannen; große Wasserbehälter, und andere dergleichen Gefäße von verschiedener Größe und Gestalt.

Da es bey der Färberey, wie schon einigemal erwähnt worden ist, auf die Schönheit und Festigkeit der Farben ankömmt, sonderlich bey den feinen Tüchern und Zeugen: so hat die Landespolizey, wenn sie die Manufacturen des Landes in Flor und Aufnahme bringen will, Vorsorge, Maßregeln und Anstalten auf folgende Stücke zu richten.

1. Muß dieselbe die Färber durch Prämien und andere schickliche Mittel aufzumuntern suchen, daß sie, anstatt bey ihrem Schlendrian zu bleiben, fleißig Versuche anstellen, um nicht allein schöne und dauerhafte, sondern auch neue Farben hervor zu bringen.
2. Weil aber die wenigsten Färber zu Anstellung solcher Versuche die dazu erforderliche Geschicklichkeit

und

und Wissenschaften besitzen: so sollten ihnen hierin billig die Academien der Wissenschaften zu Hülfe kommen. Bey dieser vortrefflichen Einrichtung unserer erleuchteten Zeiten, arbeiten die vortrefflichsten Köpfe und berühmtesten Gelehrten mit vereinigten Kräften, neue Wahrheiten zu erfinden, die menschliche Erkenntniß zu erweitern, und die Wissenschaften in mehrere Ordnung und Vollkommenheit zu bringen. So vortrefflich diese Bemühungen sind, so könnten doch diese Anstalten dem gemeinen Leben weit nützlicher gemacht werden, wenn man bey diesen Gesellschaften eines der wichtigsten Augenmerke hauptsächlich auf solche Wissenschaften richten wollte, welche den Gewerben und dem gesellschaftlichen Leben am meisten zum unmittelbaren Vortheil gereichen. Was deshalb in Frankreich geschehen sey, ist bereits oben, S. 57, f. gezeigt worden. Man muß aber nicht denken, als wenn die Deutschen in diesem Stücke ganz und gar nachlässig gewesen wären. Wem sind die Verdienste des Hrn. v. Justi, des berühmten Hrn. Direct. Markgraf, des Hrn. Hofr. Beckmann, eines Pott, Kurella, Pörner, Sieffert, und der Herren Gebrüdere Gravenhorst, in diesem Fache, unbekannt! und ich kann und werde, in der Folge dieses Werkes, wo ich von den Farben besonders handle, mehrere deutsche Naturkündiger und Gelehrte anzeigen, die sich sowohl in Untersuchung der Farben, als auch in Erfindung verschiedener neuer, viele Mühe gegeben haben.

3. Hat eine Academie der Wissenschaften die Farben von Naturkündigern und Gelehrten untersuchen lassen, und selbige haben sich bey den angestellten Versuchen sowohl schön, als fest und dauerhaft, befunden: so muß die Academie nicht allein ihre Erfahrungen durch den Druck bekannt machen, damit sie den Färbern in die Hände gerathen, sondern es muß auch die Landespolizey durch Verordnungen und Reglements den Fär-

bern vorschreiben, wie sie hinfort nach solchen Erfahrungen und Versuchen färben sollen. Da aber die meisten Färber mehr auf ihren Eigennutz, als auf das gemeine Beste, sehen, und zufrieden sind, wenn sie nur mit wohlfeilen Farben färben können, wenn gleich dieselben weder schön noch dauerhaft sind: so widersetzen sie sich gemeiniglich allen neuen Reglements, und wissen gegen die vorgeschriebenen Farben und Art zu färben immer viel Einwendungen zu machen, so, daß es sehr schwer hält, dergleichen Reglements zur Befolgung zu bringen. Allein, hier muß die Landespolizey, wenn sie von der Güte, Schönheit und Festigkeit ihrer vorgeschriebenen Farben vollkommen überzeugt ist, nicht nachgeben, sondern, ohne auf die Klagen der Färber zu achten, mit allem Ernste und Schärfe auf die Beobachtung der Reglements dringen.

4. Dieser Ernst und diese Schärfe muß sich sonderlich darin beweisen, daß man nicht allein die Färbereyen durch die bestellten Manufacturinspectoren fleißig visitiren, und sich die wahrgenommenen Fehler und Contraventionen anzeigen läßt und solche bestrafet, sondern auch Schauanstalten anordnet, und ein Paar erfahrne Kaufleute und etliche redliche und uneigennützige Färber, zu Schaumeistern bestellet, welche alle Waaren, die gefärbt worden sind, in der Färberey besichtigen, und, was sie fehlerhaft gefärbt antreffen, zu sich nehmen, und der vorgesetzten Obrigkeit zur Confiscation oder anderweitigen Bestrafung einliefern müssen. Daher keinem Färber erlaubt seyn muß, eine gefärbte Waare, ehe und bevor sie die Schau passirt hat, aus der Färberey wegzubringen.

5. Damit der Ausgang des vielen Geldes aus dem Lande für fremde Farbematerialien, so viel möglich, verringert werde, muß die Landespolizey alle nur immer dienliche Maßregeln ergreifen, daß entweder dergleichen Farbematerialien im Lande selbst gezeuget, oder

andere, welche ihnen ähnlich sind, und eine gleich schöne und dauerhafte Farbe geben, aus einländischen Producten erfunden werden.

6. Wenn irgend ein Professionist oder Handwerker eine kräftige und nachdrückliche Unterstützung von der Regierung verdienet und nöthig hat, so ist es der Färber, wenn er seine Profession im Großen treiben will. Denn alsdann hat er, wie vorher mit mehrern gezeigt worden ist, eine Färberey oder Werkstätte von einem ziemlichen Umfange, und in derselben eine Anzahl Kessel, imgleichen ziemzich große Waid- und Indigoküpen, nebst verschiedenen andern Geräthschaften, nöthig. Eine solche völlig eingerichtete Färberey kostet viel Geld; und dann fehlt dem Färber noch ein wohl proportionirter Vorrath an Farbematerialien. Es werden wohl die wenigsten Färber im Stande seyn, sich dieses alles aus eigenem Vermögen anzuschaffen; daher sich auch mancher künstlicher und erfahrner Färbermeister, dem es an Mitteln zu seinem eigenen Etablissement fehlet, genöthigt sieht, bey Kaufleuten, welche große Manufacturen und ihre eigene Färbereyen haben, als Mieth- oder Lohnfärber in Dienste zu gehen, in welchen ihnen denn nicht allemal so begegnet wird, als sie es verdienen. Da nun dieses nicht allen Färbern ansteht: so ist solches mit eine Ursache, daß ihrer viele auswandern, ausländische geschickte Färber aber abgeschreckt werden, in das Land zu ziehen.

Sollen die Wollenmanufacturen im Lande durch ihre Güte und schöne dauerhafte Farben in Flor und Aufnahme kommen, und zu dem Ende tüchtige Arbeiter in das Land gezogen werden: so wird ein weiser Regent die Unterstützung derselben freywillig über sich nehmen; er wird, nach dem Beyspiele des großen Königs von Preußen, außer vielen Befreyungen von Abgaben, und andern Begnädigungen, ihnen nicht

allein

allein Weberstühle schenken, sondern ihnen auch ganze, mit den nöthigen Kesseln vollkommen eingerichtete Färbehäuser bauen, und noch dazu mit ansehnlichen ohnzuverzinsenden Geldvorschüssen zu Hülfe kommen.

Auch könnten die Färber in einer Stadt gar bequem zu einem gemeinschaftlichen Färbehause gelangen, wenn der Magistrat solches aus dem Aerario der Stadt bauen, und mit den erforderlichen Kesseln, Küpen und andern Geräthschaften versehen ließe. Die Stadtkämmerey könnte nachher einen jährlichen Miethzins von den Färbern erheben, welchen diese gern bezahlen würden. Man würde dabey auch den Vortheil haben, daß ein solches Färbehaus an einem dazu recht schicklichen und bequemen Orte, daran es einzelnen Färbern nicht selten fehlt, gebauet werden könnte, weil es dem Magistrate an solchen Plätzen niemals ermangelt.

7. Die Polizey muß es nicht bloß bey den Reglements und Vorschriften bewenden lassen, sondern auch gute Schau- und Visitationsanstalten vorkehren; denn ohne diese würden alle andere Maßregeln und Anordnungen bald vergeblich und unwirksam werden.

Gute Schau und Visitations-Anstalten trifft man in den preußischen Landen an. Den Schönfärbern ist anbefohlen worden, daß sie, bey 20 Rthlr. Strafe, keine, als von den Schaumeistern geschauete Tücher und ganz Wollenzeug färben sollen. Die halbwollenen und andern Zeuge aber können sie färben, sie mögen geschauet seyn oder nicht, imgleichen die aus andern ausländischen Orten ihnen zugeschickte und wieder außer Landes gehende Tücher und allerhand Zeuge, sie haben Namen wie sie wollen. Die Schönfärber sollen alle Tücher recht aufrichtig durch und durch so färben, daß die Farbe, so lange das Tuch halten kann, auch halte, und die Farbe auf den Tüchern und Zeugen lebendig und recht blühend sey. Es sollen daher, bey Leibesstrafe, die Tücher und Zeuge nicht mit falschen Farben aufgesetzet, noch ihnen die ordinären Gewerkssiegel gegeben, sondern dergleichen

mangelhafte Tücher mit einem besondern Stämpel mit der Aufschrift *N. N.* Ausschuß, plombiret werden. Ferner sollen die Tücher nicht halb, sondern wohl genetzet werden, damit sie nicht nur auf den Haaren, sondern durch und durch, wohl gefärbet werden können. Kein Tuch soll mit Kalk, sondern mit Pottasche gescheuert werden. Der Schönfärber soll auf einem Bley seinen Namen und Petschaft an das gefärbte Tuch hängen: Und weil die Erfahrung giebt, daß die Kaufleute und Tuchhändler auf den Messen, und wo sie ihre Tücher verkaufen, oft Tücher gegen Indigo und andere Farbewaaren verstechen, und vielmal schlechtes Gut in hohem Preise annehmen, den Schönfärbern statt baarer Bezahlung aufdringen, und verursachen, daß daraus schlechte und todte Farben gemacht werden, mithin sowohl die Schönfärber als auch die Tücher zum höchsten Nachtheil des Commercii in Verachtung gerathen: so soll kein Kaufmann oder Tuchhändler, die Schönfärber mit solchen und andern Waaren statt baaren Geldes, bey 200 Rthlr. Strafe bezahlen, noch auch der Schönfärber bey gleicher Strafe, dergleichen an Bezahlungsstatt annehmen; sondern es sollen die Kaufleute, Tuchhändler und Tuchmacher, die Schönfärber mit baarem Gelde bezahlen, damit selbige dafür feine und gute Waaren, wo solche am besten zu finden, gegen baare Bezahlung kaufen, folglich gute und lebendige Farben machen können. Weil auch viele Kaufleute und Tuchhändler die Art haben, daß sie bis kurz vor den Messen ihre Tücher weiß, unzugerichtet und ungefärbt liegen, und sowohl die Schönfärber als Tuchscheerer feyern lassen, hingegen wenige Wochen vor den Messen dieselben mit den Tüchern so überhäufen, daß sie sich oft keinen Rath wissen, und zu ihrem größten Schaden mehr Leute annehmen, auch oft die Tücher, bis sie stocken, auf einander liegen lassen müssen: so ist den Handelsleuten bey 50 Rthlr. Strafe anbefohlen worden, ihre Tücher nach und nach sowohl zu den Tuchscherern als Schönfärbern zu schicken, damit sie selbige nach Gelegenheit mit ihren Gesellen und Leuten gut zurichten und färben können, da sie sonst mit ihren Leuten eine gute Zeit müßig gehen, auch Kost und Lohn umsonst ausgeben, die andere Zeit aber doppelt Leute annehmen, und zu ihrem größten Schaden mit Kost und Lohn versorgen

sorgen müssen. Es sollen auch keine in königlichen Städten gemachte Tücher durch einländische Kaufleute, Gewandschneider und Tuchmacher in andere ausländische Städte geschickt und daselbst gefärbet werden, bey Verlust der Tücher; den fremden Kaufleuten aber steht frey die erkauften weißen Tücher färben zu lassen, wo es ihnen gefällig ist. Und damit die Tücher in der Farbe theils durch das allzu lange Kochen, theils daß dieselben in den Kesseln allzu gedränge liegen, oder auch durch des Gesindes Nachlässigkeit nicht verwahrloset, sehr verbrennt oder auch fleckig gemacht werden: so sollen die Schönfärber in ihren Färbereyen fleißig Obsicht halten, und ihre Kessel so machen lassen, daß die Tücher geraum darin liegen, im widrigen Fall aber hart bestraft werden.

S. königl. preußische neu revidirte und verbesserte Tuch- und Zeugmacher- auch Schauordnung für die Neumark, vom 10. Apr. 1754. Art. von den Schönfärbereyen und Schönfärbern.

Königl. preußisches Patent, daß die Tuchfärber, Tuch- und Raschmacher ꝛc. sich nicht unterstehen sollen, Leinen und halbwollene Zeuge zu färben, d. d. 22. May 1717, st. in Mylii Corp. Const. March. 5. Th. 2. Abth. 4. Cap. No. 50, S. 306.

General-Privilegium und Gildebrief des Schwarz- und Schönfärbergewerks im Königreich Preußen, Litthauischen Departements, insonderheit der Stadt Tilsit, d. d. 25. Jul. 1752, st. im Nov. Corp. Const. March. 1. Th. S. 1159.

It. für die Städte Insterburg, Marggrabowa, d. eod. d. eb. das. Rescript wegen des Betrugs in Färbung der Waaren mit unächten Farben, d. d. 28. März. 1758, eb das. 2. Th. S. 291.

It. das Färben der weißen Tücher mit blauem Holze nicht zu gestatten, d. d. 3. May, 1758, eb. das. S. 295.

Die Tücher werden durch die bestellte und verpflichtete, aus dem Gewerke der Tuchmacher erwählte, Schaumeister gemeiniglich dreymal beschauet; nämlich: das erstemal, wenn das Tuch vom Wirkstuhl kömmt; das anderemal, wenn es aus der Walke kömmt; (Von diesen beyden Schauen werde ich in dem Art. Tuchmanufactur mit mehrerm handeln;) und das drittemal, wenn es aus der Farbe kömmt. Bey dieser letzten Schau wird das Tuch an den Rahm geschlagen, wo dann die Schaumeister urtheilen müssen, ob ein melirtes Tuch recht gemenget und nicht streifig oder fleckig sey, Noppen und große Knoten habe, welches am besten am Rahm zu erkennen, und ob die gefärbten Tücher wohl durchgefärbet, daß der Schnitt nicht weiß zu sehen ist, auch Kalk- oder andere Kesselflecken habe. Wenn das Tuch tüchtig und gut befunden wird: so bekömmt ein ordinäres ein, ein Mitteltuch zwey, und ein Korntuch drey

Kleeblätter und Siegel. Wird aber ein Tuch mangelhaft befunden: so kömmt kein Kleeblatt daran, und wer den Mangel verursachet, muß den Schaden ersetzen; dafern er aber solches in der Güte nicht thun will, muß er durch obrigkeitliche Zwangsmittel dazu angehalten werden.

S. die oben angeführte Neumärkische Tuchmacher- und Schauordnung, Art. Schauordnung, §. 4.

In Frankreich verfährt man noch schärfer. Wenn eine Waare angetroffen wird, die zwar das öffentliche Zeichen ihrer Güte trägt, aber doch fehlerhaft und nicht den vorgeschriebenen Regeln gemäß verfertigt ist, so wird dieselbe auf öffentlichem Marktplatze an einen Galgen gehangen, und der volle Name des Meisters darunter geschrieben. Wird dieser zum zweytenmal ertappt, so soll er selbst auf einige Stunden an den Galgen angekettet werden, und seines Meisterrechtes verlustig seyn.

In den preußischen Landen ist an einigen Orten die dritte Schau aufgehoben worden, wie zu Breslau.

S. die schlesische General-Tuch-Schauordnung, vom 2. Apr. 1746, §. 1.

weil sich die Handlung daselbst in Ansehung der Appretirung nicht wohl einschränken lassen will, indem der Kaufmann sich nach seinen Abnehmern richten muß, und eine andere Bereitung der Tücher für Polen, eine andere für Ungarn, eine andere für Rußland und die Ukraine, erfordert wird, mithin auch die Tuchscheerer und Färber die Bestellung der Kaufleute hierunter befolgen müssen.

Außer diesen Schauanstalten, sind in den preußischen Landen noch besondere Fabriken-Inspectores bestellt, welche die Werkstätte der Tuch- und Zeugmacher sowohl, als auch der Färber, fleißig besuchen und nachsehen müssen, ob sie den Reglements gemäß arbeiten, oder nicht; über welche Untersuchungen sie ein ordentliches Journal führen, und dieses dem *Commissario loci* zustellen müssen, damit dieser bey Bereisung des Ortes nachsehen und wissen könne, wie sie ihrer Instruction nachleben. In den Färbereyen muß der Fabrikeninspector fleißig untersuchen, wie die Tücher in der Farbe tractirt, und ob dieselben, zu Ersparung des Farbezeuges, mit zu vielem Kochen etwa verderbet werden, ob die Haken, mit welchen man die Tücher in den Blauküpen umzuwenden pflegt, allzu scharf und spitzig sind, als wodurch öfters in die Tücher Löcher gebracht werden. Auch müssen sie Acht haben, ob man die Tücher über der Blauküpe

allzu

allzu sehr drehe und auswinde, welches denselben schädlich ist, maßen solche hernach gern streifig zu werden pflegen, welche Streifen, sonderlich bey feinen Tüchern, nicht ausgehen, ungeachtet sie gepresset werden.

S. Instruction für die Fabriken-Inspectores in Schlesien, v. 1748, §. 13.

Man hat es hiebey noch nicht bewenden lassen, sondern verordnet, daß alle Vierteljahr durch gedachten Tuchinspector, und eine der Tuchmacherey am meisten kundige Magistratsperson, mit Zuziehung der Tuchmacherältesten, in denjenigen Städten, wo sich Tuchmacher befinden, nach Maßgebung der ihnen vorgeschriebenen *Indagandorum*, eine genaue Untersuchung gehalten, und darüber ein förmliches Protokoll, dergestalt, daß die halben Bogen gebrochen, und auf der linken Seite die *Indaganda*, auf der rechten hingegen die Beantwortung zu finden, unter ihrer Unterschrift aufgenommen, auch dieses Protokoll sodann gegen den 6ten des nächstfolgenden Monates, nebst den Original-Schau- und Streichregistern, bey 2 Rthlr. unerläßlicher Strafe auf jeden Ausbleibungsfall, *ad Cameram* eingesendet werden soll. In Ansehung der Färberey gehen die *Indaganda* dahin: ob die Schönfärber sich nach ihrer Instruction verhalten, und nicht etwa die Tücher durch abschießende, betrügliche und fressende Farben, oder übermäßiges Kochen, verderben, die blauen Rosen in den nicht vorher geblaut-schwarzen und grünen Tüchern zum Betrug des Abnehmers mißbrauchen, und ihre bleyerne Siegel anhängen; auch ob sie ihre Profession mit gelernten Gesellen und Lehrjungen betreiben; ob die Wollenfärber die Wolle vorher, ehe solche gefärbet wird, vom Schmutz und Fettigkeit rein waschen und wieder rein ausspühlen, als wonach die Farben besser an- und lebendiger ausfallen; auch ob die Kämme in der Zubereitung nicht so sehr verwüstet werden.

S. schlesische Cammerverordn. an sämmtl. Magistrate derjenigen Städte, wo sich Tuchmacher befinden, wegen vierteljähriger Einsendung eines Protocolls nach den vorgeschriebenen Indagandis von Revision der Tuchmanufacturen, vom 23. Mart. 1752. Indagand. 13.

Die Schön- und Schwarzfärber haben noch aller Orten eine besondere Zunft und Innung. Die preusi-

schen Zunftartikel verdienen, so wie überhaupt, also auch besonders in diesem Puncte, als Muster angepriesen zu werden, weil sie sehr ordentlich eingerichtet sind, und mit den allgemeinen Reichsgesetzen vollkommen überein stimmen. Die confirmirten Innungsartikel für das Mittel der Schön- und Schwarzfärber zu Breßlau, vom 9. Jan. 1756, findet man in Hrn. H. K. R. Bergius neuen Magaz. 2 Band, S. 319—329. Zum Meisterstück, muß der Einwerber 24 Ellen, oder, wenn es ihm gefällt, ½ Schock und drüber, weiße 2 Ellen breite Leinwand, aus dem klaren Waid gut blau, und eben so viel dergleichen aus dem klaren Indigo, ferner 2 Pfund Wollengarn blau aus dem Waid, und eben so viel aus dem Indigo, grün färben.

Ungeachtet, wie oben erwähnt worden ist, nicht gestattet wird, daß die Schön- und Schwarzfärber sich unter einander wegen eines gewissen Preises bereden: so geschieht es doch oft, daß sie diejenigen, welche bey ihnen etwas färben lassen, in Preise übersetzen. Es gehört demnach mit zu einer guten Polizey, daß auch diesen Professionisten eine gewisse Taxe vorgeschrieben werde, nach welcher sie ihre Arbeit gut und tüchtig fertigen müssen. Ich will zum Beyspiel die Berliner Schwarz- und Schön-Färber-Taxe, v. 1. Febr. 1771, hier beyfügen.

		Rtlr.	Gr.	Pf.
Das Pfund Wollengarn ächt Scharlach Carmesin und Fleischfarben zu färben	—	18	—	
— — ordinär Roth, Braun und Gelb	—	3	6	
— — ächt Roth, Leinen- und Baumwollengarn	—	14	—	
— — *Couleur de Rose* Leinen- und Baumwollengarn	—	18	—	
— — ächt Blau, Leinen- und Baumwollengarn	—	10	—	
— — ordinär Blau und Schwarz	—	4	—	
— — ächt Blau und Grün Wollen-Garn	—	4	—	
— — Gelb und Grün zu färben	—	5	6	

Das

	Rtlr.	Gr.	Pf.
Das Pfund Schwarz, Aschfarben und Mode-Couleuren Wollengarn	—	2	9
Die Elle rothen Flanell zu färben	—	2	—
— — ordinären Fries	—	2	—
— — ordinär rothen Boy oder Futter	—	—	9
— — ächt blaue Leinwand	—	6	6
— — ordinär Blau zu Schürzen	—	3	—
	bis	4	—
Ein Paar Strümpfe ächt Blau oder Grün zu färben	—	2	6
Dergleichen Braun, Grau und Modecouleuren	—	1	6
Das Schock Glanzleinwand, in ordinärer Couleur	1	8	—
— — Kattunleinwand, in ordinärer Couleur	1	6	—
— — rohe Leinwand zu steifen und zu rollen	1	8	—

Die königsbergische Taxordnung v. 25. Jun. 1770, st. im Novo Corp. Constit. Pruss. March. ad h. a. Col. 7196. und in Hrn. Bergius neuen Magaz. 2. B. S. 330; und die Dresdner Taxe, v. 13. Febr. 1764, in Schmieders churfächs. Policeyverfass. S. 616, und in Bergius N. M. S. 329.

Le teinturier parfait, ou Instruction nouvelle & generale pour la teinture des laines & manufactures de laine, comme aussi pour les chapeaux, de toutes sortes de couleus, & pour la culture des drogues, ou des ingrediens qu'on y employe. Ouvrage trés-curieux & trés-utile, (par. Mr. ALBO) à Paris 1672, f. à Bruxell. 1672, 12. à Leide 1708. gr. 12. 179. S. D. übers. u. d. T. Der vollkommene Färber, Sorau 1759, 8. 15 B.

Gründlicher Unterricht von der Färbekunst, Frf. und Lpz. 1702, 8.

Anmerkungen von der Färberey, st. im 2. St. der Leipz. Samml. 1743, 8. S. 154—166, 3. St. S. 268—277, 6. St. S. 557—566, und 8. St. S. 709—718.

Gegründete Vorstellung, wie nützlich es sey, daß die zur Färberey nöthigen und dienlichen Gewächse in dem Lande selbst erbauet werden, st. im 3. St. der Stutg. Select. phys. œcon. 1750, 8. S. 247—255.

Etwas zur Verbesserung der Färberey, st. im 32. St. der Stuttg. phys. öcon. Realzeit. v. J. 1755.

Kunststücke, die schönsten Farben zu verfertigen. Zweyte verm. Auflage, Zittau, 1756, 8.

Nachricht von den Färbereyen in Ostindien, st. im 2 Th. des phycal. und öcon. Patrioten, Hamb. 1757, 4. 37. St. S. 289—296, und im 3. Th. dess. 1758) 4. S. 177—197.

Die rechte und wahrhafte Färbekunst, wie man alle Farben auf vier bis fünferley Art färben kann, was für Waaren dazu können gebraucht werden, und wie die Wässer verbraucht werden sollen, von J. C. G. Dritte Aufl. Langens. 1756, 8. Vierte Aufl. 1765, 8.

Von Verbesserung der Färberey, s. No. 30 des Leip. Intell. Bl. v. J. 1765, S. 270, f.

Neues Färbebuch, oder kurzer Unterricht, Wolle, Seide und Leinwand zu färben; aus dem Dänischen übers. Kopenh. 1768, 8. 8 B. u. 1 K. T.

Le nouveau Teinturier parfait, ou Traité de ce qu'il y a de plus essentiel dans la Teinture, omis ou caché par l'Auteur de l'ancien Teinturier parfait, qui contient l'art de teindre les draps, les étoffes & les laines en toutes sortes de couleurs, celui de les mélanger ensemble & leurs proportions, & le nouveau secret de l' ecarlate tel qu'on le pratique maintenant, avec un Dictionnaire de principaux ingrédiens & des termes propres a l'art de teindre à Paris 1769, 12, 2 Voll.

Von der Wollenfärberey, s. Hrn. Prof. Beckmann Anleitung zur Technologie, Gött. 1777, 8. S. 54—67.

Von der Färberey, s. Hrn. H. K. R. Bergius neues Policey- und Cameralmagaz. 2. Band, Lpz. 1776, 4. S. 289—230.

J. T. Bohadsch Beschreibung einiger in der Haushaltung und Färberkunst nutzbaren Kräuter, die er in seinen durch 3 Jahre unternommenen Reisen im Königreich Böhmen entdeckt hat, Prag 1755, 8.

Jo. Dan. Denso, Vorschläge von Erfindung neuer Färbstoffe, st. in dessen monatl. Beytr. zur Naturkunde, 5. St. Mai 1752, Berl. 8. S. 364—369.

Eb. dess. Anmerkungen von der Chromatik, oder der Wissenschaft und dem Gebrauch des Färberstoffs, st. in dessen physical. Biblioth. 2. B. 1. St. Rostock und Wism. 1760, 8. S. 167—188.

Observations physiques sur le melange de quelques couleurs dans la teinture, par Mr. DV FAY, st. in den Memoir. de l'Acad. de Paris. v. J. 1737, S. 253—268.

Dissertation sur l'art de la teinture des anciens & des modernes, par Mr. DE FRANCHEVILLE, st. im 23. Th. der Hist. & Mem. d. l'Acad. R. d. sc. & b. l. p. l'a. 1767. à Berl. 1769, 4. S. 41—128.

De la maniére de teindre la laine, s. den 13ten Th. des Gentilh. cultivat. trad. de l'angl. de Mr. Hall. à Paris 1763, gr. 12. S. 395—401.

Theorie chymique de la teinture des étoffes, par Mr. HELLOT, st. in den Memoir de l'Acad. de Par. v. J. 1740, S. 126—148; und v. J. 1741, S. 38—71.

D. übers. u. d. T. Chymische Theorie von dem Färben der Zeuge, st. im Hamb. Magaz. 1. B. 5. St. S. 42—72, u. 2. B. 5. St. S. 545—590.

Eb. dess. l'art de la teintute des laines & des etoffes de laine du grand & du petit teint, avec une instruction sur les debouillis, á Par. 1750, gr. 12. 631. S.

D. übers. u. d. T. Hrn. Hellot Färbekunst, oder Unterricht vom Färben der Wolle und wollenen Zeuges, nebst einer Nachricht

von

von der Prüfung des Absiedens; aus dem Franz. übers. von A. G. Käſtner, Altenb. 1751, 8. 1 A. 10 B.

Umſtändlicher Bericht von Hrn Ge. Wilh. v. Heßler, in Dresden, neu erfundenen mineraliſchen Färbereyanſud, ſt. im 11. B. der Leipz. Samml. S. 837, f. und im 22. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1755, Col. 345—350.

Vom Schwarz- und Schönfärber, ſ. J. C. G. Jacobſon Schaupl. der Zeugmanufact. in Deutſchl. 1. Band. Berl. 1773, gr. 8. S. 299—485.

Von den Reglements über die Färberey, ſ. J. H. G. v. Juſti Abhandlung von den Manufactur- und Fabrikenreglements, Berl. und Leipz. 1762, gr. 8. S. 96—118.

Eb. deſſ. Abhandl. von der großen Wirkung der Salze und Metalle in der Färberey, wobey zugleich die erſten Grundſätze eines ganz neuen Farbeſyſtems vorgetragen werden, ſt. in deſſen geſammleter chym. Schriften 3 Band, Berl. 1771, gr. 8. S. 132—159.

PET. KALM Norra-Americanſka färg-örter, von den nordamerican. Farbegewächſen, ſ. das 47. St. der Gött. Anz. v. gel. S. a. d. J. 1765, S. 384.

Fr. Wilh. v. Leyſer, Nachricht von denen um Halle wachſenden Färbekräutern, ſt. in Schrebers Samml. ꝛc. 16. Th. Halle 1765, gr. 8. S. 301—311.

I. LINDER Swänſka färgakonſt, Stockh. 1720, 8.

Carl Linnäi Aufſatz von den Färbekräutern, die in Gothland und Oeland gebrauchet werden, ſt. im 4. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ. a. d. J. 1741, S. 27—35.

Eb. deſſ. diſſ. Plantæ tinctoriæ, Upſ. 1760.

Some obſervations touching Colours, in order to the increaſe of dyes, and the fixation of coulours, by MART. LISTER, ſt. im 6. Bog. der Philoſ. Tranſact. a. d. J. 1761, No. 70, S. 2132—2136.

I. P. de LUDEWIG diſſ. de rebafiaria tinctorum, den Färbereyen, Hal. 1752.

Ein Auszug daraus, ſt. im 1. B. der Leipz. Samml. S. 154. fgg.

Allerhand probate Künſte, den Flachs und das Garn geſchmeidig zu machen, it. die Leinwand und wöllen Zeug auf vielerley Art in allerhand Couleuren zu färben, ſt. in P. J. Marpergers Beſchreib. des Hanfes und Flachs, Leipz. 1710, 8. S. 289—324.

Carl Ludwig Neuenhahns Anmerkung von der Färberkunſt überhaupt, ſt. in No. 24 und 25 der wöchentl. Hall. Anz. v. J. 1756.

Carl Wilh. Pörners chymiſche Verſuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunſt, 3 Theile, Lpz. 1772, 1773, gr. 8.

(GIOV. VENTURA ROSETTI) Plictho dell' arte de'Tentori, che inſegna tenger panni, tele bambaſi e ſede ſi per l'arte maggiore, come per la comune, Venez. 1540. 1548, 4.

Von dieſem ſeltenen Buche, und deſſen Vrfaſſer, ſ. Hrn. Pr. Beckmann, a ang. O. S. 59, f.

Ambroſ. Mich. Siefferts Verſuche mit einheimiſchen Farbenmaterien, zum Nutzen der Färberey. Erſtes Stück. Altenb. 1775. gr. 8. 13 u. ein halb. Bog. Zweytes Stück, 1776, 15. Bogen.

p. M. Sprengels Handwerke und Künste, 15te Sammlung, Berl. 1777, 8. S. 210—287.

Ge. Conr. Stockhausens Nachricht von Färbematerialien aus dem Gewächsreiche, welche im Oberfürstenthum Hessen und der Obergrafschaft Catzenellnbogen theils wild wachsen, theils mit Fleiß angebauet werden, st. in dessen Beytr. zur Rechtsgelahrth. ökonom. Policey- und Cammerwiss. ꝛc. 1. B. 2 St. Frf. M. 1779, 8. S. 39—50.

Färben der Aquavite und Branntweine, s. Th. IX. S. 161, f.

— — der Beine, s. unter Knochen.
— — der Borsten, s. Th. VII, S. 406.
— — der Butter, s. Th. VII, S. 464, f.
— — des Essigs, s. Th. XI, S. 638, f.
— — der Eyer, s. Th. XI, S. 866, f.
— — der Federn, s. unter Feder.
— — der Felle, s. unter Leder.
— — der Folie, unter Edelsteine und Flüsse; s. unter Folie.
— — des Garnes, s. unter Garn.
— — der Geleen, s. unter Gelee.
— — der Glacen zum Backwerk, s. Glaciren des Backwerkes.
— — des Glases, s. unter Glas.
— — der Glasflüsse, s. Th. X, S. 109. f.
— — des Gipses, s. unter Gyps.
— — der Haare, s. unter Haar.
— — des Holzes, s. unter Holz.
— — des Horns, s. unter Horn.
— — der Hüte, s. unter Hut.
— — des Leders, s. unter Leder.
— — der Leinwand, s. unter Leinwand.
— — des Papiers, s. unter Papier.
— — des Pelzwerkes, s. unter Pelz.
— — des Pergaments, s. unter Pergament.
— — der Seide, s. unter Seide.
— — des Strohes, s. unter Stroh.
— — des Wachses, s. unter Wachs.
— — der Wolle, s. unter Wolle.

Färber, L. Tinctor, Colorista, Fr. Teinturier, ist ein allgemeiner Name, welchen man in weitläuftigem Verstande von allen denjenigen Arbeitern gebrauchet, welche sich mit dem Färben beschäftigen; sie mögen nun solches thun: 1) entweder außer einem Handwerke oder Profession, wie man dann so gar Frauenpersonen hat, welche Band, Federn, Flor, Handschuhe, Holz, Stroh ꝛc. färben; oder 2) zum Behuf ihres Handwerkes oder ihrer Profession, wie denn das Färben allerley Künstler und Handwerker, z. B. Corduanmacher, Federschmücker, Hüter, Lederbereiter, Senkler, Tischler, u. s. w. bey ihren Waaren und zum Buhuf ihrer Profession selbst beschäftiget, daher auch so gar aus den Kürschnern eine besondere Art von Färbern, nämlich die Rauch- und Zobel-Färber entstanden sind; oder 3) in einer besondern mit dem Färben im eigentlichen Verstande sich beschäftigenden Profession; und diese sind es, die in eigentlichem und engerm Verstande Färber genennet werden, da im Gegentheile die beyden erstern Arten von Leuten den Namen der Färber nicht wirklich und beständig führen. Diese eigentlichen Färber sind also Handwerksleute oder Künstler, welche die Wissenschaft besitzen, Seide, Wolle, Baumwolle und Garn, und die daraus verfertigten Sachen, durch Eintauchen zu färben. Man hat sie von den Malern und Druckern mit Farben wohl zu unterscheiden, immaßen man zum eigentlichen Färben ordentlicherweise keine Pinsel und Formen, wie bey dem Malen und Drucken mit Farben geschieht, gebrauchet. Von den verschiedenen Sorten der Färber, s. oben, S. 51, fgg.

Färber-Baum, 1. Rhus coriaria *Linn.* siehe Gärber-Baum.

2. Rhus Cotinus *Linn.* s. Gelb-Holz.

Färber-Beere, die Beere des Kreuz- oder Wegedornes, Rhamnus chatarticus *Linn.* und diese Staude selbst; s. Kreuz-Dorn.

Fär-

Färber=Blume, eine Benennung 1. der Genista tinctoria *Linn.* ſ. Geniſte.

2. der Serratula tinctoria *Linn.* ſ. Scharte.

Färber=Farbe, diejenigen Farben, deren ſich die Färber bedienen, und welche von ihnen auch Farbezeuge genannt werden; zum Unterſchiede von Malerfarben. S. Farbe=Materialien.

Färber=Geißraute, Galega tinctoria; ſ. Geiß=Raute, No. 3.

Färber=Geniſte, Färber=Genſter; ſ. Geniſte.

Färber=Gras, Reſeda Luteola *Linn.* ſ. Wau.

Färber=Kraut, Anchuſa tinctoria *Linn.* eine Benennung einer Art von Ochſenzunge, deren Wurzel roth färbet; ſ. Ochſenzunge. (Rothe)

FärberKraut, (Gelbes) Bidens tripartita *Linn.*; ſ. Hanf=Kraut. (Waſſer=)

Färber=Kunſt, ſ. Färben.

Färber=Läppchen, ſ. Bezette.

Färber=Materialien, ſ. Farbe=Materialien.

Färber=Moos, Lichen Rocella *Linn.*; ſ. Orſeille.

Färber=Pfriemen, ſ. unter Geniſte.

Färber=Röthe, Rubia tinctorum; ſ. Röthe.

— — — — (Kleine) Crucianella *Linn.*; ſ. Kreuz=Kraut.

— — — — (Wilde) Aſperula tinctoria *Linn.*; ſ. unter Waldmeiſter.

Färber=Scharte, Serratula tinctoria *Linn.*; ſ. Scharten=Kraut.

Färber=Waldmeiſter, Aſperula tinctoria *Linn.* der rothe Waldmeiſter, deſſen Wurzel eine eben ſo ſchöne rothe Farbe für die Wolle giebt, als die Färberröthe; ſ. unter Waldmeiſter.

Färber=Wegedorn, Rhamus catharticus *Linn.*; ſ. Kreuz=Dorn.

Färber=Weid, Iſatis; ſ. Weid.

Färber=Wurzel, Rubia tinctorum; ſ. Röthe.

Färberey, L. Tinctura, Fr. Teinturerie, bedeutet entweder: 1) eine Werkstätte oder ein Haus, worin gefärbet wird, das Farbehaus; siehe oben, S. 70; oder 2) die Wissenschaft und Kunst zu färben, siehe Färben; oder endlich 3) das Geschäft eines Färbers selbst, es mag solches nun entweder als ein Nebengeschäft mit andern Handwerkern verknüpft seyn, oder als eine eigene Profession getrieben werden.

Färse, in einigen Gegenden, eine junge Kuh, welche noch nicht gekalbet hat; welche in andern Gegenden eine Schelbe, eine Kalbe, genannt wird. Holländ. Varse, Verse, Fr. Génisse. S. Farr.

Färsenkalb, s. unter Rindvieh.

Färthe, s. Fährte.

Fäsche, s. Fasche.

Fäser, s. Fächser.

Fäserchen, s. Faser.

Fäßchen, Fäßlein, Fässel; s. Faß.

Fäule, Fäulniß, Fäulung; s. Fäulniß.

Auf Bergwerken heißt Fäule, wenn der Gang, anstatt des festen Gesteines oder Erzes, ein faules, d. i. mürbes Gebirge führt, dadurch, wie auch durch festes Gestein und übersetzende Gänge, ein Gang also verdrucket, versetzet oder abgeschnitten werden kann, daß er nicht mehr zu erkennen ist.

Fäule, am Horn bey Pferden; s. Horn-Durchfaulen.

Fäule, der Schafe, Fäulung, Anbruch im Leibe, das faule Wasser, die faule Wassersucht, das Faulfressen, das Fäulisch werden, Engl. Rot, eine sehr gemeine Krankheit unter den Schafen, wenn sie an niedrigen, feuchten und mit Thau bedeckten Gegenden geweidet werden. Es giebt sich dieselbe äußerlich durch keine merkliche Veränderung, sondern nur durch das Besehen der Augen, und des Zahnfleisches, zu erkennen. Die Umstände der vorhergehenden Näsſe; der Zustand der Augen, die alsdann matt, blaß und feucht sind, an

statt daß sie lebhaft und glänzend seyn sollten; die Beschaffenheit der Thränendrüse, welche eben so blaß und bleich ist, wie die in dieser Gegend befindlichen Blutgefäße, welche schön roth und vollgefüllt seyn sollten; und endlich das Schwappern einer ergossenen Feuchtigkeit, welches man mit der Hand fühlt, wenn man an den Bauch schlägt, zeigt die Gegenwart dieser Krankheit, doch schon im letzten Grade. Man erkennt, daß sie vorhanden ist, wenn man, bey erwähnten Zeichen und Umständen, eine lockere weiche Geschwulst, wie eine Wasserblase, unter dem Kinne der Schafe wahrnimmt, welche die Franzosen Gourmette nennen. Die characteristischen Kennzeichen sind, nach **Hall** und **Mortimer**, die matten blassen Augen; die wankende Stellung der Schafe; die Mattigkeit derselben, welche alle Tage zunimmt; die Unreinlichkeit der Haut; das leichte losgehen der Wolle; das blasse Zahnfleisch; der dicke Weinstein auf den Zähnen; die Schwere der Thiere ꝛc.

Bey der Oeffnung der an dieser Krankheit gestorbenen Schafe, findet man allemal die Lungen verdorben, und inwendig mit Knoten und Wasserblasen auf der Oberfläche besetzt. Oefters ist die Farbe der Lunge, welche blaßroth seyn sollte, schwarzgrün, und zwar durch die ganze Substanz derselben. Die Leber ist ebenfalls angegriffen, und scheint der Hauptsitz der Krankheit zu seyn; ihre natürliche dunkelbraune Blutfarbe hat sich in eine gelblichblaue oder schwarzbläuliche Farbe verändert, und aus ihrer festen derben Substanz ist eine weiche, leicht mit den Fingern zu zerreißende Masse geworden. Die Gallenblase ist schlaff und enthält eine aufgelöste, wässerige, verdorbene Galle. Auf der Oberfläche der Leber findet man mehr oder wenige große und tiefe, mit einer hellen Feuchtigkeit angefüllte Wasserblasen. Bey genauer Untersuchung ist diese Feuchtigkeit milchfarbig, und die häutigen Wände derselben widerstehen indessen dem Messer noch ziemlich stark. Die meisten dieser

Wasser-

Wasserblasen sind dermaßen voll gefüllt und angespannt, daß die Feuchtigkeit in denselben, nach dem Eröffnen, mit vieler Gewalt weit wegsprützt. Oeffnet man den Sinus der Pfortader, und deren Aeste, so trifft man dieselben mit Egeln angefüllt an. Die Gedärme sind weiß, fahl und bläulich, ohne roth durchwebte Gefäße, dabey feucht, glänzend, und beynahe durchsichtig. Der Talg im Netz und Gekröse ist citrongelb und weich; alle Eingeweide überhaupt, und selbst das Fleisch, sind blaß und weich. Die Wasserblasen, welche man in ihren Körpern findet, sind zwar gemeiniglich nicht größer als Erbsen, doch trifft man auch einige von der Größe der Taubeneyer an. Zu diesen, der Krankheit vorhergehenden Zeichen, kann man noch beyfügen, daß der Athem fast allemal bey diesen kranken Thieren unangenehm riecht.

Auf das Faulfressen der Schafe, ist Hr. Bakewell in England besonders aufmerksam gewesen, und völlig überzeugt, daß diese Krankheit bloß von Ueberschwemmungen herrührt, und nie von nassen Triften, wenn es nur geregnet hat, ohne zu strömen, oder wenn Quellen vorhanden sind. Er vermuthet, daß das junge Gras, welches nach Ueberschwemmungen hervor bricht, so wässerig ist und dadurch diese Krankheit veranlasset.

Einer der merkwürdigsten Versuche in Ansehung des Faulfressens ist folgender, den er sehr oft ausgeführt hat. Wenn einige seiner besten Zuchtschafe nicht mehr zur Zucht taugen, mästet er sie zum Schlachten; um aber sicher zu gehen, daß sie geschlachtet, und nicht an andere wieder verkaufet werden, läßt er dieselben sich faul fressen, welches er aus langer Erfahrung bewerkstelligen kann. Er läßt nämlich eine Wiese überschwemmen, so sind alle darauf getriebene Schafe den nächsten Herbst ganz unausbleiblich faul. Wenn das Wasser nach der Mitte des May über eine Wiese fließt, so ist die Folge davon gewiß, der Boden möge beschaffen seyn, wie er will. Er hat diese Probe mit Feldern von verschiedener Art gemacht, die den Schafen sonst nicht im geringsten schädlich sind. Wenn das Wasser den ganzen Winter bis zu Ende des Aprils darüber fließt, so schadet es nicht; aber nachher bleibt obiger Erfolg nicht nach. Er behauptet, daß Quellen und das davon wachsende Gras

keine

keine Fäule verursachen; eben so wenig rührt dieselbe von der durch anhaltende Regen verursachten Näsſe her, wenn das Wasſer in beyden Fällen nicht strömet.

Youngs öcon. Reiſe durch England, 3. Th. Leipz. 1775, gr. 8. S. 59, f.

Das beſte Mittel, in ſolchen naſſen Jahren die Schafe vor dieſe Krankheit zu bewahren, iſt ſie auf hohe und trockene Weiden zu bringen, wodurch oft der größte Theil gerettet wird. Noch beſſer iſt, wenn es auf dieſen Weiden Pfriemenkraut (Genilta) giebt, deſſen junge Sproſſen ſie abweiden können. Im 100. St. des 2. B. des Muſ. ruſt. & commerciale, wird der Nutzen dieſes Gewächſes wider den Anbruch aus Erfahrung gerühmt. Zeigt ſich der Anfang dieſer Krankheit ſchon durch ihren rülſterichten Huſten, oder daß einige darunter plötzlich dahin ſterben, ſo muß man ſie, wo möglich, zu Salzquellen und auf ſalzige Weide bringen. Da, wo es keine Salzquellen giebt, muß man das Salz ſelbſt zur Cur anwenden. Im wohlerfahrnen Landwirth, wird S. 147, folgende Methode empfohlen, welche der Verf. des obigen Stückes in dem Muſeo ruſt. ebenfalls angiebt, und dabey verſichert, daß ſie bewährt befunden ſey. „Wenn man an den Augen der Schafe wahr„nimmt, daß ſie anbrüchig ſind, ſo ſperret man ſie in „eine Scheune, oder in die Hürden, und ſetzt hölzerne „Tröge darin herum, und füttert ſie 1 oder 2 Tage „mit Haber; alsdann thut man Salz unter den Haber, „und vermehrt die Quantität des Salzes nach und nach, „bis ſie es nicht gern mehr freſſen wollen. Hierauf giebt „man ihnen wieder 1 oder 2 Tage reinen Haber, und „thut nachher wieder ſtuffenweiſe ſo viel Salz dazu, bis „ſie den Appetit verlieren. Dieſe abwechſelnde Fütte„rung ſetzt man ſo lange fort, bis ihre Augen ihre „natürliche Farbe wieder bekommen haben.

Ein anderer Landmann hat, nach dem 47. St. des 1. B. des Muſ. ruſt. das Salz auf folgende Art wieder die Fäule mit dem beſten Erfolge gebraucht. Er nimmt

eine

eine Menge Rautenblätter, zerquetscht sie, und drückt den Saft aus. Zu diesem Safte thut er eben so viel Salz am Gewichte; und wenn die Schafe in großer Gefahr sind, faul zu werden, giebt er ihnen wöchentlich einmal einen Löffel voll davon, und wenn sie noch nicht so schlimm sind, alle zehn oder zwölf Tage einmal.

Bey jedem andern Mittel wider diese Krankheit, ist das Salz allemal das beste Ingrediens. Einige geben es den Schafen im Frühlinge mit gestoßenem Wermuth, Meerrettig, oder Meerrettig und Lorbeeren; andere mischen zu dem Salze Lorbeeren, Wachholderbeeren, Alantwurzel und Liebstöckel, und geben ihnen davon um den andern oder dritten Abend. Andere lassen das Schaf, wenn das Sterben unter sie kömmt, ein wenig unter den Augen bluten, und es eine kleine Handvoll Salz hinunter schlingen, und dieses zwey bis dreymal; nachher setzt man etliche Tage aus. Nach dem Gebrauche müssen die Schafe in etlichen Stunden nichts zu saufen bekommen. Andere kochen 3 Pfund Meisterwurzel in 8 Maß Wasser, zu 6 Maß, auf 20 Schafe, ein, und mischen solches, wohl ausgepreßt und durchgeseihet, in einen Kübel voll Wasser, um die Schafe bey trocknem gesalzenen Futter davon saufen zu lassen. Hastfer giebt den Rath, solche kranke Thiere einige Tage lang mit reinem trockenem Heidekraute zu füttern, und ihnen zwey bis dreymal eine Handvoll Salz mit den Schößlingen von Wermuth zu geben. Wenn auf der Haut Wasserblasen sitzen, so öffnet man sie und wäscht sie mit Wermuth- oder Birkenlaubdecoct aus.

Folgendes Mittel hat ebenfalls guten Nutzen geschafft. Man nimmt 1 Quent Spießglanz, ½ Quent Salpeter, und 1 Handvoll Wermuthspitzen, stößt alles zu Pulver, vermischt es mit 7 bis 8 Händen voll Haber, und giebt es den kranken Schafen. Ein Gemisch von 2 Unzen Spießglanz, 4 Unzen Lorbeeren, 4 Unzen

Schwefel, 2 Unzen Salpeter, und 6 Pfund Salz, einer Heerde zum Lecken vorgelegt, hat ebenfalls Dienste gethan. Man hat auch das Ameisenpulver sehr empfohlen, welches nichts anders ist, als ein Ameisenhaufen mit der Erde in einem Ofen zu Pulver getrocknet, welches man nachher in einem Topfe, worin Bökelfleisch gewesen ist, zum Gebrauch aufhebet. Oder, man nimmt von den Wachholdersträuchern die äußersten weichen Spitzen, nebst den Nadeln, hacket dieselben so klein als möglich, und mischet davon Abends und Morgens für 3 Stück Schafe jedesmal eine gute Hand voll unter das trockene Futter.

Oecon. Nachrichten. 18 St. Lpz. 1750, 8. S. 463, f.
Stutg. physic. öcon. Wochenschr. 30. St. v. J. 1755, Col. 233. fgg.
Oecon. Handbuch, Ulm, 1767. 8. S. 467. fgg.
Fränk. öcon. Landwirthschaftl. Mannigfaltigkeiten, 1. B. 6. St. Schwabach 1777, 4. S. 22.
Hrn. Prof. Gleditsch vermischte phys. bot. öconom. Abhandlungen, 3. Th. Halle 1767, gr. 8. S. 322, fgg.
Paulet Beytrage zu einer Gesch. der Viehseuchen, 1. Th. Dresd. 1776, gr. 8. S. 240, fgg. u. 2. Th. S. 210, fgg.

Die Schafe wider das Verhüten oder Faulfressen zu sichern, hat der um die Landwirthschaft sich so sehr verdient gemachte Hr. Past. Germershausen, den Gebrauch der wilden Kastanie als ein Specificum empfohlen. Er will, daß man das Schafvieh gleich in der Jugend an die Kastanie gewöhnen soll. Zu diesem Ende läßt er sie klein schneiden, und entweder frisch oder getrocknet aus der Hand genießen, da sie dann endlich dahin gebracht würden, daß sie dieselben in der Folge recht gern fressen. Sobald nun starke Nebel oder Reife einfallen, soll man den Lämmern, Morgens und Abends, einige Tage nach einander so viel von dieser Frucht geben, als sie nur fressen wollen. Man soll ihnen dann alle Morgen in die Augen sehen, ob die Aederchen darin roth sind. Sobald sie bleich werden, so empfiehlt er, den Schafen und Lämmern alle Wochen einigemal in grobe Stücke zerschnittene oder gestoßene Kastanien, welche man zu dieser Absicht getrocknet aufbewahren kann, zu geben. Dieses Mittel hat, seiner Versicherung nach, niemals fehlgeschlagen. Auch bey den alten anbrüchigen Schafen sind diese Mittel von guter Wirkung gewesen; wenn nur die Fäule der innern Theile noch nicht zu lange gewährt habe, so sollen

sie

sie sich dadurch völlig wieder ausgeheilt haben, so, daß man auch bey dem selben weiter nichts als einige Schwielen in der Lunge, gefunden haben soll. Zu gleicher Zeit empfiehlt er sehr einen Erziehungsplan, welcher auch wirklich höchst vernünftig ist, und versichert, daß bey diesem Plan, und mit dem Gebrauche der Kastanie, niemals die Fäule in einer Heerde Schafe sich einfinden könne.

S. Wittenb. Wochenbl. v. J. 1773, St. 7, u. v. J. 1774, St. 10.

Hr. Hofchirurgus Rumpelt, in Dresden, hat getrocknete Hohlunderbeeren, mit dem Pulver von wilden Kastanien, bey einigen Schafen, welche diese Krankheit hatten, mit dem besten Erfolge brauchen gesehen.

Da, nach dem Urtheile des Hrn. Präsid. v. Beneckendorf, im 3. B. seiner Oeconomia forensis, Berl. 1777, 4. S. 490, f. das Fäulisch werden der Schafe durch die Unvorsichtigkeit der Schäfer und ihrer Knechte entsteht, wenn sie entweder nicht für die auf dem Felde befindlichen nassen Brücher und Sümpfe vorbey kehren, oder die Schafe zu häufig auf die geile und fette Wendfahre treiben, oder auch wohl die Saaten, wenn selbige mit Glatteis und Rauhreif überzogen sind, behüten, und dieses mithin kein von außen, sondern ex culpa des Pachters und der Seinigen herrührender Unglücksfall ist: so folgt auch von selbst, daß dieses Uebel sich zu keiner Remissionsforderung qualificire. Doch leidet dieses eine Ausnahme, wenn es solche Jahre giebt, wo die Schafe wegen überflüssiger Nässe, aller von den Schäfern gebrauchten Vorsichtigkeit ungeachtet, auch auf den höchsten Feldern fäulisch werden.

Von der Fäule der Füße bey Schafen, s. Fußfäule.

Fäulniß, im Oberd. Fäule, Fäuligkeit, Fäulung, L. Putredo, Putrefactio, Fr. Poutriture, Putrefaction, ist eine innerliche gährende Bewegung, welche zwischen den nächsten Bestandtheilen aller Vegetabilien und Thiere entsteht, woraus eine Zerstörung und gänzliche Veränderung in der Natur dieser Bestandtheile erfolgt, und welche den salinischen Bestandtheilen der zusammen ge-

fetzten Körper, welche in die Fäulniß gerathen, eine alkalische Eigenschaft mittheilt.

Da die Fäulniß eine wirkliche Gährung ist, welche auch als das Ende oder der höchste Grad aller Gährung angesehen wird: so folgt, daß alle gährende und vegetabilische und thierische Materien zur Fäulniß geschickt sind. Es giebt auch Materien, welche nur die Fäulniß, und nicht die beyden ersten Grade der Gährung, d. i. die spirituöse und saure Gährung, ausstehen; es sind diejenigen, welche bereits beyde in ihrem ganzen Umfange ausgestanden, oder diejenigen, deren Bestandtheile von der Natur so eingerichtet sind, als wenn sie dieselben bereits ausgestanden hätten. Die meisten Substanzen, welche völlig thierisch sind, sind auf diese Weise beschaffen.

Wenn die gährenden Materien von dieser Art mit einer hinlänglichen Menge Wassers angefüllt sind, und einem gehörigen Grade der Wärme ausgesetzt werden, kurz, alle zur Gährung überhaupt erforderliche Bedingungen haben, so gerathen sie in die Fäulniß. Die Erscheinungen, welche sich bey diesem letzten Grade der Gährung ereignen, sind beynahe eben diejenigen, wie bey den beyden ersten Graden, außer, daß sie nicht so merklich zu seyn scheinen, wenigstens wenn die Fäulung nur langsam geschieht. Die geschwindesten und merklichsten Veränderungen, welche sich bey einer faulenden Substanz ereignen, betreffen ihre Farbe, ihren Geruch und Geschmack. Jedermann weiß, daß das Fleisch, welches zu verderben anfängt, sehr geschwinde einen durchdringenden und stinkenden Geruch ausdampfet, daß es bläulich und schwärzlich wird, daß sein Geschmack ekelhaft und widrig ist, und daß, wenn es eine durchsichtige Feuchtigkeit, wie der Urin oder die Fleischbrühe, ist, dieselbe trübe wird, wenn sie verdirbt. So, wie die Fäulniß fortgeht, wird der Geruch immer stinkender; er bekömmt aber zugleich etwas leb-

lebhaftes, sehr durchdringendes und stechendes, wie man in den heimlichen Gemächern gewahr wird, wenn in der Atmosphäre eine Veränderung vorgeht vornämlich, wenn es anfängt frostkalt zu werden, oder auch, wenn man die Kessel der heimlichen Gemächer ausräumet. Dieses stechende, welches sich bey dem Geruche der faulenden Materien befindet, ist bisweilen so beträchtlich, daß es den Husten erregt, und die Augen dermaßen reizt, daß die Thränen davon überlaufen. Es rührt dieses von einer sehr großen Menge flüchtigen Alkali her, welches sich entwickelt, wenn die Substanzen zu einer völligen Fäulniß gekommen sind. Wenn es feste Körper sind, welche in Fäulniß kommen, so sieht man, daß sie aufschwellen, sich setzen, weich werden, allen Zusammenhang ihrer Theile verlieren, und sich endlich in eine Art eines Breyes, oder vielmehr eines überaus ekelhaften Eiters, verwandeln.

Man sieht hieraus, daß die Fäulniß alle Substanzen, welche in dieselbe gerathen, ihrer Natur nach ganz und gar verändert, es mögen ihre nächsten Bestandtheile beschaffen seyn, wie sie wollen. Sie verlieren, indem sie solche ausstehen, ihren unterscheidenden Character, und verwandeln sich in flüchtiges Alkali, stinkendes Oehl und Erde. Alles, was von dem organischen Bau der Körper übrig bleibt, wird zerstört; die Gefäße, die Fasern, die Luftröhren, das zellenförmige Gewebe, die durchseihenden Theile, selbst das Gewebe der festesten Theile werden schlaff, verändern sich, trennen und lösen sich ganz und gar auf. Alle diese Veränderungen ereignen sich bey den organisirten Körpern von selbst so gleich, nach dem die zum Leben gehörige Bewegung aufgehört hat. Sobald die Vegetabilien und die Thiere zu leben aufhören, so zerstört vollends selbst die Natur ihr eigenes Werk; sie zerstört die Maschinen, welche hinfort unnütz sind; sie verwandelt die Materialien in einen ähnlichen und solchen Zustand, welcher

allen gemein ist; sie arbeitet sie von neuem aus, damit sie dieselben zur Organisation neuer Substanzen, welche zu ihrer Zeit auch eben die Veränderungen ausstehen sollen, anwenden kann. Auf diese Weise erneuert sie durch eine Arbeit, welche niemals unterbrochen worden ist, ohne Aufhören die Wesen, und ungeachtet des Alters und des Todes erhält sie sich in einer fernern Munterkeit und beständigen Jugend.

Ist die Fäulniß gleich eine ekelhafte Sache, so ist sie doch gewiß der Gipfel aller chemischen Operationen, indem sie die Körper auf das genaueste aufschließt, und, indem sie dieses thut, dieselben zu den schönsten und angenehmsten Zusammensetzungen geschickt machet. Wir werden wenig schönes haben, welches wir nicht dieser garstigen Verwandlung verdanken müssen. Ja, die Fäulniß scheint der wirkliche Schlüssel der wesentlichen und verborgensten Geheimnisse der thierischen Oeconomie zu seyn.

Die Wirkung der Fäulniß ist in der Wirthschaft zu vielen Dingen, insonderheit beym Düngen, nützlich, in andern Fällen aber auch schädlich. In der Fäulniß erzeugen sich die meisten wesentlichen Eigenschaften eines Düngers, woraus sich also von selbst ergiebt, daß alle Dinge, welche in einer faulen Gährung stehen, einen Dünger abgeben müssen. Ich gedenke hier nur zwoer Arten davon, nämlich der verfaulten Rasen und der verfaulten Thiere.

Die verfaulten Rasen sticht man in den sumpfigen Wiesen, bey Hebung der Gräben, oder auch in verfallenen Feldgräben aus, und läßt sie auf große Haufen zusammen werfen, da sie dann nach vollendeter Fäulung auf die Felder geführet werden, wo sie vortrefflich fruchtbaren Boden machen. Siehe Rasen. Hieher sind auch die großen durchwachsenen und verraseten Maulwurfshaufen auf den Wiesen und Aeckern zu zählen.

Verfaulte Thiere, sind eine besonders gute Düngung für die Obstbäume, daher ein guter Wirth alles crepirte Vieh an die Wurzeln derselben, sonderlich derjenigen, welche nicht fortwachsen oder tragen wollen, vergraben lassen muß.

So nutzbar indessen das Düngen mit verfaulten Sachen ist, so wenig nützt es doch, wenn solche die

Ver=

Verwesung gänzlich überstanden haben; und man findet durch Versuche, daß faulende Sachen alsdann den rechten Grad der zur Düngung gehörigen Fäulniß erreicht haben, wenn der faulende Körper zusammen zu fallen, zu schwinden, und durchaus schmierig zu werden anfängt.

Es giebt auch Fälle, wo man der Fäulniß vegetabilischer und animalischer Substanzen vorzubeugen, und ihrem Fortgange sich durch kräftige Mittel zu widersetzen suchet.

Von der Fäulniß der Bäume in Wäldern, und der Fäulniß in hölzernen Gebäuden, s. den Art. Holz-Fäule.

Von der Fäulniß der Obstbäume, siehe unter Obst-Baum.

Von der Fäulniß der Beine, s. Beinfraß.

Die Fäulniß thierischer Körper oder deren Theile, suchet man durch verschiedene Mittel zu verhüten, wie ich unter dem Art. Fleisch zeigen werde.

Es folgt hier eine Untersuchung, ob der Genuß fauler Speisen schlechterdings ungesund sey? Fast Jedermann hält dafür, daß faulende Speisen der Gesundheit höchst nachtheilig seyn, und daß sich die Fäulniß solcher Nahrungsmittel unsern Säften mittheile, und dieselben ebenfalls in Fäulniß setze. Wer weiß nicht, daß der Scharbock, die faulenden Fieber und viele andere Krankheiten der Säfte, von Vielen einzig und allein, oder doch wenigstens hauptsächlich, von dem Genusse faulender Speisen hergeleitet werden! allein, es läßt sich das Gegentheil davon wahrscheinlich machen.

Es ist bekannt, daß die Kräfte der Verdauung unsere Nahrungsmittel in eine ganz neue Mischung setzen, und aus den verschiedensten Dingen einerley Milchsaft verfertigen, ohne daß eine wesentliche Verschiedenheit darin wahrgenommen werden sollte. Aus dieser Voraussetzung folgen zweyerley Wahrheiten. Erstlich können Speisen, welche bey ihrem Genusse keine Spur einer Fäulniß besitzen, durch die neue Mischung, wel-

che sie in den Verdauungswerkzeugen leiden, wirklich in Fäulniß gesetzt werden; und wenn dieses angenommen werden muß, so sind einige frische und ungefaulte Speisen wenigstens eben so schädlich, und können unsere Säfte wenigstens eben so leicht in Fäulniß bringen, als diejenigen, welche wir schon faulend genießen. Zweytens aber kann auch eine faulende Speise, durch die neue Mischung, welche sie in den Verdauungswerkzeugen leidet, ihre Fäulniß verlieren, und in einen guten gesunden Nahrungssaft verwandelt werden; und wenn dieses seine Richtigkeit hat, so hat man faulende Speisen nicht darum schlechterdings für schädlich zu halten, weil sie in ihrer Fäulniß genossen werden, sondern sie sind um deswillen nicht mehr zu fürchten, als viele frische Nahrungsmittel. Ich werde diese Meinung mit einigen Beobachtungen bestätigen.

Es giebt eine unzählige Menge von Thieren, die sich von lauter faulenden Speisen ernähren. Vögel, Fische, Insecten und vierfüßige Thiere leben größtentheils vom Luder und von andern todten Thieren, welche schon in die Verwesung gegangen sind. Vielleicht bringt dieses ihre Natur so mit sich? es kann seyn. Aber so viel folgt daraus, daß faulende Speisen durch den bloßen Mechanismus ihrer Verdauung in einen edeln thierischen Nahrungssaft verwandelt werden können, welcher ihre Säfte keinesweges zur Fäulniß geneigt macht.

Es giebt inzwischen auch Thiere, welche ihrer Natur nach sehr zärtlich, in der Wahl ihrer Speisen sehr ekel, und dennoch in ihrer empfindlichsten Lebenszeit vollkommen vermögend sind, faulende Speisen in den gesundesten Nahrungssaft zu verwandeln. Wenn die Eyer, welche unter einer brütenden Truthenne verfaulen, hart gekocht, und unter das Futter der jungen Calecutenküchlein gemischt werden: so gedeihen diese Thiere, welche sonst sehr empfindlich sind, so wohl, daß man sie mit keiner andern Fütterung vortheilhafter ernähren könnte. Die zärtlichsten Hunde, welche an ihrer Herren Tische gefüttert werden, finden ein Vergnügen an faulendem Kothe, und thun sich, wenn sie auf das Feld kommen, hinter den Zäunen recht viel darauf zu gute, ohne daß dadurch ihre Säfte zur Fäulniß geneigt gemacht werden sollten. So ist auch die gewöhnliche Nahrung der Katzen, und anderer sonst sehr reinlichen Hausthiere, für sie so reinlich nicht, daß sie dieselbe nicht gern mit einem

Stü-

Stücke faulendem Fleische, Kothe u. d. gl. vertauschen sollten, ohne üble Folgen davon zu erfahren. Das Seewasser, welches stets einige Fäulniß bey sich führt, ist an einigen Orten das gewöhnliche Getränk der Kühe, und anderer Arten von Vieh, die sonst gemeiniglich frisches Wasser saufen; und ihre Säfte sind um deswillen nicht verdorben. Ist dieses vielleicht eine Ausnahme bloß für das Vieh? nein, keinesweges. Es giebt auch Menschen, deren Getränk Seewasser ist, und dieses sind, nach übereinstimmigen Zeugnissen der Reisenden, die amerikanischen Wilden. Ja, was will man sagen, wenn ich beweisen kann, daß es ohne Schaden der Gesundheit möglich sey, sich mit faulem Fleische fett zu machen? dieses ist einer Gesellschaft von Leuten in Amerika wiederfahren; sie waren gezwungen, faules Rindfleisch, welches an der freyen Luft gelegen hatte, ohne Salz zu kochen, und die Suppe samt dem Fleische zu verzehren. Im Anfange verursachte ihnen diese ungewöhnliche Kost, weswegen sie nur ein Adler oder ein Wolf hätte beneiden können, wie leicht zu erachten ist, einen Ekel; sie gewöhnten sich aber gar bald dergestalt daran, daß ein jeder von ihnen täglich einige Pfund davon aß, und das Aaß bekam ihnen recht wohl, daß die ganze Gesellschaft davon fett wurde.

Historie aller Reisebeschr. 14. B. S. 587.

Wenn dieses Jemanden außerordentlich scheinen sollte, so wird er sich bald mit Wundern überhäuft sehen, wenn er bedenkt, daß an denen Orten, wo viel Wild zu haben ist, viele Leute ihre gewöhnliche Nahrung davon erhalten, und daß sie dieses Wild nicht eher zu speisen begehren, als bis es einen so starken Grad der Fäulniß erhalten hat, daß man es, wenn es aufgetragen wird, eher riechen als sehen kann; oder wenn er sieht, wie viel Leute sehr oft übelriechende Austern in großer Menge mit vielem Vergnügen speisen; oder wenn er die Liebhaber faulender Käse mit dem besten Appetite täglich so viel verzehren sieht, als sie zu ihrer Sättigung bedürfen. Wie oft müssen sich nicht Schiffer mit faulendem Wasser behelfen! und dennoch ist es sehr wahrscheinlich, daß die gewöhnlichen Schifferkrankheiten mehr von der faulenden Luft, und von dem Mangel hinlänglicher Leibesübung, als von der übeln Beschaffenheit der Nahrungsmittel, ihren Ursprung nehmen.

Ich will indessen doch Niemanden rathen, faulende Speisen zu seinem Unterhalte zu suchen, ob ich gleich glaube, daß er

bey vielen frischen Speisen eben so viel, ja wohl noch mehr, Gefahr laufe, als beym Genusse der faulenden.

Des phys. u. ökonom. Patrioten 3. Th. Hamb. 1768, 4. 43. St. S. 338—340.

Fäulung, s. den vorhergehenden Art.

Fäulungs-Fieber, s. Fieber. (Faules)

Fäumen, s. unter Faum.

Fäustel, bey den Bergleuten, ein eiserner Hammer, welcher, nach dem Unterschiede der Verrichtungen, von verschiedener Größe und Benennung ist, als: Bohr-Fimmel-Hand-Keil-Kunst-Ort-Pfahl-Scheide-Setz-Fäustel.

Fäustling. 1. Im Oberdeutschen, ein Stecken, fustis, von dem Worte fausten, schlagen.

2. Eine Art kleiner Schießgewehre, ein Pistol, Terzerol, Puffer, auch nur im Oberdeutschen; ein Faustrohr.

3. Ein Stein, welcher so groß ist, daß man ihn in der Hand halten kann, im Bergbaue.

4. Ein Handschuh ohne Finger, der nur die Faust bedecket.

Fagara du Ham. s. Hercules-Keule.

Fagopyrum, s. Buchweizen.

Fagot, s. Reis-Bund.

Fagotriticum, s. Buchweizen.

Fagus, s. Büche.

Fahl, (*) bleich, blaß, schwärzlich grau. Ein fahles Pferd. Fahl ausschen. Ein fahles Kleid. Erdfahl, mausefahl, todtenfahl. Imgleichen in weiterer Bedeutung, verschossen, von allen Farben, welcher Gebrauch aber wohl nur im Nieders. üblich ist. In der anständigen Schreibart braucht man dieses Wort nur noch zuweilen von Pferden; in den übrigen Fällen ist falb üblicher; s. dieses Wort.

Fahl-

(*) Dieses Wort lautet im Nieders. vaal, im Angels. falu, fealo, fealw, im Engl. fallow, in den monseeischen Glossen falauvaz, im Schwed. fal, im Isländ. faulur, im Franz. baillet, paillet, im mittlern Lat. fulvus. Das Latein. valius, bälius, pallidus ist genau damit verwandt. Im Dänischen ist fäl, garstig, falme aber verschießen.

Fahl-Erz, im Bergbaue, ein silberhaltiges Kupfererz, welches grau, fast wie weißgülden Erz aussieht. Es führt diesen Namen nur, wenn es viel Silber hält; hat es dessen wenig, so wird es **Fahlkupfererz** genannt.

Fahl-Leder, s. unter Leder.

Fahl-Stein, eine Art eines grauen goßlarischen Schiefers, welcher zu Dachschiefern gebraucht wird; zum Unterschiede von dem blauen Schiefer oder blauen Steine; s. Schiefer.

Fahne. 1. Ein Tuch, Gewebe, eine Windel, eine Binde, in welchem Verstande Fano bey den ältern alemannischen Schriftstellern oft vorkömmt. In einigen oberdeutschen Gegenden ist es in demselben noch jetzt üblich, im Hochdeutschen aber völlig unbekannt. Doch nennt man ein schlechtes, leichtes Kleid zuweilen noch aus Verachtung ein Fähnchen.

2. Ein an einer Stange befestigtes fliegendes Stück Zeug, besonders dasjenige, welches manchen Zünften und Gesellschaften bey feyerlichen Gelegenheiten vorgetragen wird.

Es ist bekannt, daß noch heut zu Tage verschiedene Handwerkszünfte besondere Fahnen, darin ihre gewöhnliche Handwerkszeichen, oder die ihnen ehemals vom Kaiser ertheilten Wappen, gemalt sind, sonderlich bey öffentlichen Aufzügen führen. Die Gewohnheit des Fahnengebrauches, welche sonst eigentlich für den Militärstand gehört, hat man ehemals in der römischen Kirche angenommen, und damit auf die geistlichen Streiter und Sieger gedeutet, sonderlich aber, um solches anzuzeigen, dieselben in öffentlichen gottesdienstlichen Processionen der Christen, vornämlich der geistlichen Mönch- und Nonnenbrüderschaften, gebraucht. Da nun die Zünfte ebenfalls als Brüderschaften angesehen wurden, und bey Processionen mit aufziehen mußten: so ist der Fahnengebrauch auch unter dieselben gekommen, welchen sie denn nachher auch bey andern Handwerksfesten, Lustbarkeiten und feyerlichen Aufzügen beybehalten, und sich dabey sonderlich mit Fahnenschwingen haben sehen lassen. Die hiezu gebrauchten Fahnen müssen nicht allzu schwer, und in rechter Proportion abgetheilt seyn, so, daß der Handgriff, in welchem Bley eingegossen ist, bis an die

Stel-

Stelle, wo der Taffet an den Fahnenstock angenagelt wird, eben so viel, als die übrige ganze Fahne, wiege, und just das Mittel der Schwere mit dem übrigen Stockende und angenagelten Taffet sey.

Viele Handwerker haben auch, aus einem gewissen glücklichen Zufalle, oder einem Verdienste eines ihrer Handwerksgenossen, die Freyheit erhalten, des Jahrs einmal solche öffentliche Processionen mit Musik und Fahnen anzustellen; wie z. B. die Weißgärber in Dresden und andern Orten, weil ein Weißgärber zu Wien bey der Belagerung der Stadt, im J. 1529, die Minirer der Türken entdeckt hat. *) Insonderheit aber pflegen dergleichen Aufzüge an einigen Orten die Bäcker, Böttcher, Fischer, Schlösser, Tischler, Zimmerleute ꝛc. zu halten.

In engerer Bedeutung diejenige Fahne, welche einer Compagnie Soldaten zu Fuße auf dem Marsche vorgetragen wird, damit sie wissen, wohin sie gehören, und an welcher sie ihren Eid ablegen. Bey der Reiterey werden die Fahnen Standarten genannt; nur bey den Dragonern behalten sie gemeiniglich den Namen der Fahnen.

Die Fahnen der Schiffe heißen Flaggen oder Wimpel.

3. Figürlich. 1) Das bewegliche, an einer Stange befindliche Blech auf den Thürmen und Häusern, den Strich des Windes anzuzeigen; die Thurmfahne, Kirchfahne, Wetterfahne, Windfahne, u. s. f. 2) An den Federn der weiche Theil zu beyden Seiten des Kieles. 3. Bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches, das große Blatt an den Schmetterlingsblumen, über den Flügeln und dem Schiffe, so in der Mitte eine Falte hat; Vexillum *Linn.* Fr. Pavillon. 4) Bey den Jägern, der Schwanz des Hasen und Eichhörnchens, so wie er bey dem Wolfe und Fuchse die Standarte heißt; imgleichen ein kleines Garn an einer schwachen Stange, die Lerchen damit zu fangen; das Fähnchen. 5) Bey den Schenkwirthen auf dem Lande die mit Kreide an der Tafel angeschriebene Zeche; da sie nämlich, zu desto deutlicher Berechnung der

*) Es ist allgemein bekannt, daß ein Bäcker, nicht aber ein Weißgärber, die türkischen Minirer entdeckte; so wie auch die Aufzüge der letztern an beyden obengenannten Orten unbekannt sind.

Der Herausgeber.

der ausgetrunkenen Kannen, einen geraden Strich mit Kreide an einer Tafel in die Höhe machen, und allemal 4 Querstriche dieß- und jenseits einen um den andern, doch so, daß der letztere deren drey umfaßt, daß es das Ansehen eines Fähnleins hat, und 4 Kannen bedeutet. 6) Bey den Walkmüllern heißt Fahne ein Verzeichniß der von ihnen gewalkten Tücher. Derjenige nämlich, welcher die Walkzettel ausgiebt, schreibt eines jeden Meisters Namen vorn absonderlich, und füget ihnen eine Fahne, d. i. eine Tabelle bey, worin des Meisters Tücher, so oft er eines gefertigt, und einen Walkzettel gelöset hat, aufgezeichnet werden; welches Verzeichniß sodann bey den halbjährigen Abrechnungen der Herren Beamten, auch Ober- und Vormeister, mit des Verpflichteten von solchen Meistern colligirten Walkzetteln, auch gehaltenen Kerbhölzern, collationirt wird.

Fahnen-Lehen, Fahn-Lehen; s. unter Lehen.

Fahnen-Schmied, Fahn-Schmied, der Hufschmied bey einer Fahne, d. i. Eskadron, Reiterey.

Fahnen-Schwingen, s. oben, S. 107.

Fahr-Bogen, im Bergbaue, der schriftliche Bericht des Geschwornen, was für Gebäude er die Woche befahren, und wie er sie gefunden hat.

Fahr-Buch, im Bergbaue, das Buch auf einer Zeche, in welches die Beamten und Schichtmeister aufzeichnen, welchen Tag sie gefahren sind.

Fahr-Büchse, ist auf den Kreis-Probations-Tagen, welche wegen des Münzwesens zu gewissen Zeiten in den Kreisen des römischen Reiches gehalten werden, eine Büchse, worein der Münz-Wardein das auf der Kreisstände Befehl probirte Geld zu werfen pflegt.

Fahr-Damm, s. unter Straße.

Fahr-Geld. 1. Im Bergbaue, dasjenige Geld, welches der Bergmeister und die Geschwornen für die Befahrung der Grube bekommen.

2. An einigen Orten auch der Zoll, den man für die Ueberfahrt über eine Brücke entrichtet; Brückengeld Brückenzoll.

3. An andern Orten eine Art der Steuer oder Abgabe von liegenden Gründen, in welcher Bedeutung ehedem auch das einfache Fahr üblich war.

Fahr-Genosse, in der Landwirthschaft, der Feldnachbar, Furchgenosse, dessen Acker von dem Acker eines andern nur durch eine Fahre oder Furche getrennet wird.

Fahr-Kappe, im Bergbaue; die Kappe, welche die Bergleute in der Grube auf dem Kopfe unter dem Schachthute, außer der Grube auf dem Grubenkittel aufgesteckt tragen.

Fahr-Kummet, s. unter Kummet.

Fahr-Lehen, s. unter Lehen.

Fahr-Leise, die Leise oder Spur, welche die Räder eines Wagens in dem Erdboden zurück lassen, die Wagengeleise, das Geleise.

Fahr-Maus, Gryllotalpa; s. Reitwurm.

Fahr-Nagel, an einigen Orten der starke Nagel, welcher die Wage an die Deichsel befestiget, der Wagennagel, Deichselnagel.

Fahr-Recht. 1. In einigen, besonders niedersächsischen Gegenden, das Strandrecht, vielleicht weil der Schiffer alsdann auf den Grund fähret.

2. An eben diesen Orten wird es auch zuweilen für das Bergegeld gebraucht, weil dasselbe anstatt dieses größtentheils abgeschafften Rechtes entrichtet wird.

Fahr-Schacht, s. unter Schacht.

Fahr-Sessel, s. Fahr-Stuhl.

Fahr-Steiger, in den mansfeldischen Bergwerken, ein Steiger, der die Aufsicht über den Grubenbau führt, weil er vornämlich die Zechen befahren muß, zum Unterschiede von dem Poch- oder Wäschsteiger.

Fahr-Stuhl, Fahr-Sessel. 1. Ein Stuhl mit Rollen, um sich entweder damit selbst zu fahren, oder durch einen Bedienten in Zimmern, Gallerien, oder auf Sälen bequem herum fahren zu lassen.

Einen solchen Stuhl, für Podagristen, oder andere schwache Personen, auf welchem sie sich selbst, vermöge des daran angebrachten mechanischen Kunstgriffes fahren können, hat der königl. polnische und churfürstl. sächsische Modellmeister, Hr. Andr. Gärtner, erfunden. Siehe Fig. 599, 600 und 601.

Es besteht derselbe aus einem ordentlichen Stuhle, davon AB (Fig. 599) der Sitz, AC die Rückenlehne, und DE der Fußtritt ist. Auf beyden Seiten sind zwo Wände ACDF, welche verhindern, daß die beyden Räder inwendig weder die Person noch ihre Kleidung berühren können. H, ist die Achse von den zwey großen Rädern. i, i, i, i, die Felgen des Rades, worauf der Wagen läuft, und daran die Speichen eingezapfet sind. k, k, k, k, ist ein anderes Rad oder vielmehr ein runder Ring, welcher 2 Zoll im Diameter niedriger, und mit eisernen Aermchen an die Speichen des großen Rades befestigt ist, und 2 Zoll von den Speichen absteht, wie Fig. 600 zeiget, da H die Achse, i die Felge des Rades, l die Speiche, k der Ring, m der eiserne Arm, ist. Die Ringe k k dienen dazu, daß derjenige, welcher im Stuhle sitzt, selbige auf beyden Seiten mit den Händen fassen, und den Stuhl nach Belieben regieren kann. M, (Fig. 599) ist eine Stütze, worauf der Fußtritt sich niederläßt, wenn die Person auf selbigen auftritt, und sich in den Wagen setzt. N, das dritte Rad am Wagen, welches in einer eisernen Gabel a b geht, die aber oben, von a bis c, aus einem runden Stabe besteht, der sich willig in dem Arme PQ, bey P, wendet, und oben bey c in einer Pfanne von Eisen drehen kann. Die Gabel a b ist unten bey a, 2 Zoll weit außer der Perpendikularlinie gesetzt, damit es beym Fortfahren allemal mit den großen Rädern parallel stehe. PQ ist ein Arm, welcher mit zwo Gabeln oder Schenkeln in der Achse H befestigt, und vermittelst der Stütze QR unterstützet wird. CQ, ist ein anderer Arm, in welchen oben die Spitze C von der Stange a b c geht. ST, ist ein rundes Holz, welches zwischen die beyden Rahmstücke FV befestigt ist, und auf der Stütze Q c ruhet, damit ein Diener den Wagen dabey fassen und regieren kann, wenn es die fahrende Person nicht selbst thun will, oder zu unvermögend dazu ist. Ueber die Räder geht oben eine Leiste, welche den Ort, der auf der Erde läuft, bedeckt, damit die Kleider auf selbiger durch den Staub und Unrath, welcher sich

vom

vom Zimmer daran leget, nicht unrein werden. Solche Leiste ist hier d e f, und steht etwa einen guten Viertelz ll davon ab. Fig. 601, stellt den Wagen perspectivisch vor.

Dieser gärtnerische Stubenwagen ist leicht zu regieren, und bequem darauf zu sitzen; anstatt der Knöpfe W, zum Anhalten, kann derselbe auch vorn mit einem Tischchen versehen werden.

Vorstehende Beschreibung und Abbildung, ist aus Leupolds Theatro machinarum, §. 297, f. genommen. Eben dergleichen Stuhl oder Wagen, hat Hr. v. Uffenbach, wie er denselben auf dem herzogl. Lustschlosse Salzdalum angetroffen, im 2. Th. seiner Reisen, Frf. und Lpz. 1753, gr. 8. S. 327, f. beschrieben, und in Kupfer vorgestellt.

Hieher gehört auch die Maschine, wodurch ein Stuhl oder Sessel bewegt werden kann, nach der Erfindung des Hrn. Girard, im 2. Th. des Recueil des Machines &c. 1711, S. 187, und in der Sammlung nützlicher Maschinen und Instrumenten, Nürnb. f. S. 178, Tab. CXXXII. Siehe Fig. 602, 603 und 604.

Diese Maschine steckt in der Höhlung des länglichen Kastens AB (Fig. 602,) auf welchem der Sessel oder Stuhl stehet. An der rechten Seite dieses Stuhles befindet sich eine Kurbel C mit ihrem Trillinge D, welcher in ein horizontal liegendes Kammrad eingreift, an dessen Welle noch ein zweytes Rad, und zwar ein Zahnrad E, befindlich, welches in dem hohlen Räderkasten AB eingeschlossen ist.

Das Zahnrad E (Fig. 604) treibt das große Zahnrad F, und dieses greift in ein drittes Zahnrad G, auf welchem das Kammrad, so den Trilling l herum treibt, befindlich ist. Dieser Trilling ist an der Welle oder Achse der hintern Räder LL befestigt.

Fig. 603, stellt eine Rolle vor, welche an den Vordertheil des Wagens angebracht wird, um denselben dadurch nach Belieben regieren zu können. Die Rollgabel R hat einen Zapfen, welcher lothrecht quer durch den Räderkasten geht, doch aber vollkommen beweglich ist. An diesem Zapfen ist bey S ein Stab TV, an dessen äußern Enden Leitseile sind, vermittelst deren man die Rollgabel R, in welcher die Rolle P befindlich ist, drehen und wenden kann, so, daß also der Wagen den

Weg

Weg nehmen muß, wohin man fahren will. Obgleich die Seile hier so in die Augen fallen, als wenn sie unterhalb dem Sessel weggiengen, so müssen sie doch mit den Händen desjenigen, der auf dem Sessel sitzt, gleich hoch angebracht seyn.

Die Maße dieser Maschine sind folgende. Der Trilling D hält im Diameter 2 Zoll, und hat 6 Stecken. Das Rad, in welches er eingreift, hält im Diameter 6 Zoll, und hat 18 Zähne. Das Zahnrad E hat 9 Zoll im Diam, und 24 Zähne. Das große Zahnrad F hat 18 Zoll im Diam. und 48 Zähne. Das Zahnrad G hat 1 Schuh im Diam. und 40 Zähne. Das Kammrad H ist beynahe im Diameter eben so groß, und hat 24 Kämme. Der Trilling I hat 3 Zoll im Diam. und 6 Stecken. Die Wagenräder LL halten 3 Schuh im Diameter.

Einen von Hrn. Bezú erfundenen Rollsessel, aus dem 2ten Aheile des gedachten Recueil, 1710. S. 173, und der Samml. nützl. Machinen, S. 179, Tab. CXXXIII, stellet Fig. 605 dar.

Auf dem Lauf = oder Rollenbrete AB, steht ein Lehnsessel CD, welcher auf diesem Brete wohl befestigt ist. Dieses Bret selbst ruhet auf 3 Rollen; zwo von ihnen, E und F, dienen zu dessen Bewegung, die dritte G aber zu dessen Lenkung.

Unterhalb dem Sitze des Lehnsessels, und zwar vorwärts zunächst an den Füßen, befindet sich ein viereckiger Stab, oder eine viereckige Kurbelwelle H I, welche mit dem Vordertheile des Sitzes parallel läuft, und zwar in zween abwärts stehenden Oehren, die an den beyden Seitenarmen des Sitzes wohl verzapft sind. Diese Kurbelwelle läuft um sich selbst herum, und zwar vermittelst zween Kurbeln M L, die an ihren beyden äußern Enden angebracht werden. Im Mittel dieser Kurbelwelle, ist eine Scheibe N befestigt, deren runde Kante oder Circumferenz mit eisernen Spitzen besetzt ist, so, daß sie insgesamt in gleicher Weite von einander stehen. Dieser Scheibe gerade gegenüber ist im Mittel der Achse der großen Räder, E und F, eine zweyte Scheibe, P, wohl befestigt, und auf gleiche Art mit eben solchen eisernen Spitzen im Umkreise versehen. Diese letztere Scheibe soll, nach dem Angeben des Erfinders, doppelt so groß seyn, als die erste N.

Nachdem nun die Räderachse E F, an das untere Laufbret AB, auf solche Art befestigt worden ist, daß sie ganz vollkommen frey und unbeweglich bleibt, zugleich auch in eben diesem Brete, bey RS, eine Oeffnung gemacht worden: so läßt man als-

dann über die Scheiben P und N, einen ledernen Riemen P N, oder TV, auf Art einer Kette ohne Ende, herum gehen, welcher vorher mit Löchern versehen werden muß, die eben so weit von einander stehen, wie die eisernen Spitzen auf den Kanten der Scheibe, so, daß also, sobald die Scheibe N in Bewegung gesetzt wird, sofort auch die andere große Scheibe P unter einer gleichen Wendung herum laufen muß.

Das dritte Rollenrad G, steckt in einer Gabel, die mit einer senkrecht stehenden Kurbelstange, XY. verbunden, und an deren obersten Ende Y die Kurbel Z angebracht ist, welche der im Sessel sitzenden Person gerade entgegen steht. Diese Kurbelstange ist im untern Laufbrete, durch welches sie hindurch gehet, vollkommen beweglich; mithin, sobald die Kurbel an derselben herum gedrehet wird, die untere Rolle sich gleichfalls wenden, und solchergestalt der Wagen nach derjenigen Seite hinlaufen muß, nach welcher er seinen Lauf nehmen soll.

Weil die gedachten Riemen sich gern zu verlängern pflegen, so kann es nicht wohl anders seyn, als daß alsdann die Löcher nicht mehr auf die Spitzen treffen werden, nothwendig hernach, wenn die Spitzen neue Löcher machen, daß Leder zu oft durchstochen wird, und also in kurzer Zeit zu Grunde gehen muß.

Wir wollen nunmehr untersuchen, was für einen Weg man mit diesem Fahrsessel oder Rollwagen, in Zeit von so und so viel Rollenwendungen oder Umläufen möchte zurück legen können. Setzen wir den Fall, die große Rolle wäre 6 Zoll im halben Durchmesser; die große Scheibe P, 4 Zoll; die kleine Scheibe N, 2 Zoll, und der halbe Durchmesser der Kurbel 8 Zoll: so verhält sich also die Anzahl der Kurbelumläufe, zu der Anzahl der Umläufe von der Rolle E, wie P zu N, d. i. wie 4 zu 2. oder wie 2 zu 1. Die an der Kurbel angebrachte Kraft verhält sich also zu derjenigen, die man an der Circumferenz der Rolle E anbringen müßte, um solche in Bewegung zu setzen, wie sich verhält das Product aus N in E, zu dem Producte aus N in P, d. i. wie 16 zu 32, oder wie 1 zu 2. Die Stärke der Kurbel verhält sich also zu derjenigen Stärke, die man anwenden müßte, den ganzen Stuhl zu bewegen, wie 1 zu 4. Aus dem ersten Proportionssatze folgt also, daß, wenn die Kurbel sich einmal herum drehet, die Rolle E nur einen halben Umlauf vollendet mithin also der Wagen um die halbe Circumferenz dieser Rolle E, nämlich um 25 Zoll, fortrücken muß. Wenn also die Kurbel viermal herum gedrehet wird, so legt der Sessel einen Weg von 8 Schuh und 4 Zoll zurück.

2. Ein Stuhl, auf welchem man aus einer Etage in die andere durch die geöffnete Decke fahren kann, ohne die gewöhnliche Treppe steigen zu dürfen. Dergleichen Fahrstühle, worauf ein Mensch über und unter sich, und also aus einem Zimmer oder Stockwerke in das andere gelangen kann, sind nicht bloß zur Curiosität, sondern hauptsächlich zur Bequemlichkeit solcher Personen, welche wegen ungesunder Gliedmaßen nicht die Treppen steigen können, erfunden worden, und schon vor langer Zeit und an vielen Orten bekannt gewesen. Ihre Erfindung wird dem ehemaligen berühmten Prof. der Mathematik zu Jena, **Ehrhard Weigel**, zugeschrieben, welcher diese Maschine zu seiner Zeit an verschiedenen Orten ins Werk gerichtet hat, wovon aber keine besondere Beschreibung vorhanden ist, außer was **Sturm**, in seinem Prodromo Architecturæ Goldmannianæ, **Tab. VII**, erwähnet. Es besteht nämlich diese Maschine aus einem Stuhle, welcher gemeiniglich also eingerichtet ist, daß er vermittelst eines Gegengewichtes in einem etwa nur 3 Fuß weiten Einschnitte in der Mauer beweglich ist, und da man sich entweder selbst auf und nieder zieht, oder durch Andere ziehen lässet.

Einen Vorzug vor der Weigelschen Maschine, soll die im Japanischen Palais zu Dresden, angelegte, der sich der damalige König in Polen öfters zum Plaisir bedient hat, nach der Beschreibung und Abbildung, in den Breßl. Sammlungen, v. Jul. 1717, S. 99. gehabt haben. Siehe Fig. 606.

a, Eichene Rahmen, in welchen die Füllungen eingelassen sind. b, Stollen am Stuhle, von 3 Zoll im Gevierte. c, kleine Räderchen am Stuhle. d, Kreuz über den Boden und Decke. e, Füllungen, f, der $\frac{1}{2}$ Zoll Zwischenweite, wo die Räderchen gehen. g, die zwey Seile zum Forthelfen. h, Löcher, wo die Seile durchgehen, welche mit Dillen, die oben und unten wie ein Trichter weit, gefüttert sind. i, der Sitz, welcher in der Mitte etwas aufgeschweift ist, um auch darin ste-

stehen zu können. k, Verzierung, unter welcher das Seil weggeht, wie die punctirten Linien zeigen. l, Canal, in welchem der Kasten m mit dem Gewichte geht, welcher hier, um mehrerer Deutlichkeit willen, auf der Seite gemacht ist, sonst aber hinter die Maschine kommen kann.

Weil bey allen dergleichen Maschinen das Gegengewicht also eingerichtet seyn muß, daß es entweder überhaupt nach der mittelmäßigen Schwere eines Menschen, oder insbesondere auf eine gewisse Person proportionirt ist: so folgt, daß, wenn eine Person sich darauf setzt, welche viel schwerer ist, als gedachtes Gegengewicht, diese auch weit mehr Kräfte anwenden muß, ein Uebergewicht zu bekommen, und sich in die Höhe zu bringen, dahingegen eine leichtere, sonderlich bey Ablösung des Stuhles, wegen der starken Ueberwucht des Gewichtes leicht Schaden nehmen kann, welches andern Theils im Herabfahren der schweren Person widerfahren kann. Es hat daher **Leupold** die bisher gewöhnliche Einrichtung solcher Maschinen verbessert, und einen Stuhl erfunden, darin eine Person, sie möge zu leicht oder zu schwer seyn, sich ohne viele Mühe, und ganz ohne alle Gefahr, selbst auf- und ablassen kann; oder es kann auch solches ein Bedienter, der unten stehen bleibt, verrichten. Ueberdieß kann auch ein solcher Stuhl ledig von oben herunter, und von unten hinauf, durch eine Person gebracht werden, ohne daß es ihr sauer wird, welches bey den andern gemeinen Fahrstühlen nicht practicabile ist. Siehe Fig. 607, 608, 609 und 610.

Fig. 607. stellet den Stuhl seitwärts, und Fig. 608, im Grundriß vor.

a b c, das viereckige Behältniß oder Raum, da ac die Thüre abgiebt. In diesem Gehäuse sind 4 Säulen, d e f g, aufgerichtet, und inwendig ausgeschnitten, daß 4 andere Säulen, h i k l, welche den Stuhl abgeben; und mit Schwingen oder Riegeln, m n o, an einander befestigt sind, darin willig auf und ab gehen, auch nicht weichen können. Oben sind die 4 Säulen vom Stuhl mit zwey Eisen kreuzweise an einander be-

festigt,

festigt, und in der Mitte ein starkes Seil p q angeschlagen, welches bey r das Gegengewicht t hält, und bey s über eine bewegliche Scheibe geht. Bey u ist ein Tritt die Füße aufzusetzen, x aber der Sitz.

Was nun die Verbesserung betrifft, Fig. 609, 610, so ist erstlich an der Welle, daran die Scheibe A steckt, und worüber das Seil p q r s geht, ein Rad mit 6 Zähnen B, in welches eine Schraube ohne Ende, C, eingreift, die an der Welle C D fest ist. An eben dieser Welle befindet sich eine eingeschnittene Scheibe D, über welche und noch eine Scheibe; ein Seil ohne Ende w x geht, welches unten unter den Fußtritt gleichfalls über zwo Scheiben F und G hinweg geht, davon aber G mit einer starken Feder G H angespannt ist, daß das Seil allemal straff anliegt, und nicht glitschen kann, insonderheit auf der Scheibe D, daher das Seil, wie bey Fig. 608 zu sehen ist, ein oder zweymal umgeschlagen werden muß; oder es muß zwischen scharfen Gabeln gehen, wie z (Fig. 607) zeigt, oder das Seil muß also umgeschlagen werden, wie Fig. 610 *) vorstellt. Auch kann, um besserer Sicherheit und Bequemlichkeit willen, dieses Seil mit Knoten oder kleinen Knöpfen, wie bey w (Fig. 607) zu sehen ist, angemacht werden, so fasset sich das Seil leichter, und kann zwischen den Gabeln nicht weichen.

Damit der Gang desto steter seyn möge, kann an die Welle der Schraube ein Schwungrad gemacht werden, welches hier nur mit Puncten unter I angedeutet ist. Vermittelst dieser Schraube wird nicht nur verhindert, daß der Stuhl, wenn er auch ledig, und dazu nicht angehangen ist, dennoch nicht in die Höhe schnellen kann; auch kann eine Person, sie möge weit leichter oder schwerer seyn, als die Proportion genommen worden ist, sich bequem aufziehen oder ablassen. Denn macht man die Scheibe A im Diameter von 1 Fuß, und die Scheibe D 3 bis 4 Zoll, so entsteht ein Vermögen von mehr als doppelter Kraft. Will man noch mehr Vermögen haben, kann entweder das Rad A, oder die Scheibe D, größer gemacht werden. Das Gegengewicht t kann hinter dem Stuhle in einem besondern Verschlage auf und ab gehen; auch kann diese Fahrt also angeleget werden, daß es durch mehr als ein Stockwerk geht; wozu an Scheiben und Wellen nicht mehr nöthig ist, nur muß jedes Stockwerk seinen besondern Stuhl haben. Das Gewicht muß auf eine mittelmäßige Person eingerichtet seyn; es wäre denn, daß Jemand dergleichen Maschine bloß für seine Person

brauchen wollte, alsdann dürfte es nur nach der Schwere dieses Körpers proportioniret werden.

Weil es manchen zu beschwerlich und kostbar seyn möchte, eine solche Maschine mit der Schraube anzuschaffen, so zeigt Leupold, in seinem Theatr. machinar. §. 279, noch eine Art an, womit Personen von unterschiedener Schwere ohne einigen Schaden fahren können. Solches bey großer Differenz mit wenig Kraft zu thun, ist ein Flaschenzug, oben mit 2 Scheiben, und unten mit 1, angeordnet. Damit es nicht schnellen oder durchgehen könne, ist ein Rad mit einem Getriebe oder Windfange angebracht.

Der Fahrstuhl der Schieferdecker, dessen sich dieselben beym Ausbessern eines Daches einer Thurmspitze bedienen, Fig. 611, cd, ist von Eichenholz, etwa 4 Fuß lang, und halb so breit. Er ist auf allen Seiten mit einer 4 bis 6 Zoll hohen und starken Leiste umgeben, ausgenommen an dem Orte ce, wo die Füße des Schieferdeckers hinab hängen. Zwo andere Leisten, fg und hi, sondern den Ort fiab, wo der Schieferdecker sitzt. Hinter diesen Leisten liegen auf einer Seite die Schiefersteine, auf der andern die Werkzeuge, der Schieferhammer und die Klammer. Vier Seile kl vereinigen den Stuhl mit dem Kloben a. In diesen Stuhl setzt sich nun der Schieferdecker dergestalt, daß der Kloben a vor seiner Brust schwebet, und hält sich im Nothfalle an dem Seile fest. Will er sich in die Höhe ziehen, so hebt er sich etwas auf dem Stuhle, und erleichtert hiedurch die Last seines Körpers. Dieses hat zur Absicht, die Schlinge, womit er das durch den eisernen Ring b gezogene Tau an seinem Fahrstuhle angeknüpft hat, zu lösen und aufzuknüpfen. Vermittelst seiner Füße bewegt er den Fahrstuhl nach dem Umfange der Thurmspitze. Das Seil des Fahrstuhles wird an der Helmstange befestigt.

Sprengels Handwerke und Künste 9te Samml. S. 267, f.

Fahr=Weg, Fr. Charran, Chemin charriau, ein Weg, auf welchem man mit Wägen fahren kann, zum Unterschiede von dem Fußsteige. Zuweilen auch das Recht, über des andern Acker fahren zu dürfen.

Wie Fahrwege und Fußsteige von fruchttragenden Feldern am leichtesten abzuweisen seyn, siehe unter Land=Straße.

Fahr=Zeug, Niedersächs. Fartüg, Fr. Batiment, ein jedes Schiff oder Schiffgefäß, in welchem man auf dem Wasser fähret. In engerer Bedeutung führen diesen Namen nur diejenigen Schiffe, welche nicht zum Kriege gebraucht werden; und in der engsten und gewöhnlichsten, die kleinern Arten dieser letztern, zum Unterschiede von den eigentlichen Schiffen.

Fahr=Zins. 1. Ein Zins, der, wenn er nicht zu der bestimmten Zeit abgetragen wird, beständig steiget; Gefahrzins. Siehe Kutscher=Zins.

2. An einigen Orten auch der Brückenzoll; siehe Fahr=Geld.

Fahr=Zoll, Fahrtgeld, Passagezoll, Fr. Passage, Droit de Passage, heißt an einigen Orten eine Auflage oder Abgabe an Gelde, welche einige Fürsten an gewissen engen, und gleichsam gesperrten Wegen und Straßen in ihren Staaten, sowohl zu Lande als zu Wasser, von den Kutschen, Frachtwägen und andern Arten des Fuhrwerkes, wie auch von den Schiffen und Waaren, und manchmal auch von den Personen, die an denen Oertern, wo in solcher Absicht besondere Einnahmen und Zollhäuser angelegt sind, ein = und aus = oder durchgehen, durch gewisse dazu bestellte und verpflichtete Personen einnehmen lassen. Siehe Zoll; und von der deshalb berufensten Einnahme von solcher Art in Dännemark, den Art. Sund.

Fahre, 1. In der Landwirthschaft Ober = und Niedersachsens, eine Furche, besonders die größere Furche, welche die Ackerbeete absondert, in einigen Gegenden

Fuhre, Fahrt, im Niederſ. Fore, Fahre, von fahren, ziehen.

2. In einigen Gegenden, beſonders Oberdeutſchlandes, bedeutet es auch eine Fähre; ſ. oben S. 35, fgg.

Fahren. I. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte ſeyn, ſich bewegen, den Ort verändern.

1. In der eigentlichen und weitern Bedeutung.

a) Sich bewegen, oder beweget werden, doch nur noch in einigen Fällen. Mit der Hand auf dem Tiſche hin und her fahren. In den Rechten iſt noch die fahrende Habe für bewegliche Güter üblich, im Gegenſatze des Erbes und Eigen, oder der unbeweglichen; in welcher Bedeutung dieſes Wort ſchon alt iſt. Siehe Fahrniß.

b) Mit dem Nebenbegriffe der Geſchwindigkeit; eine ſchnelle und mehrentheils unerwartete Bewegung anzudeuten, ſowohl von lebendigen als lebloſen Dingen. Ich möchte aus der Haut fahren, ein im gemeinen Leben üblicher Ausdruck der Ungeduld. Vor Schrecken zurück fahren. Es iſt mir durch alle Glieder gefahren, ſagt man von einem großen Schrecken.

Bey den Jägern fährt der Haſe, wenn er ſich auf den Hinterläuften ſchnell fort bewegt. Man braucht aber dieſes Wort auch ſonſt von den Haſen. So ſagt man: der Haſe fährt bey Suchung ſeiner Nahrung, wie etwa von dem Hirſche geſagt wird: er zieht ins Gras.

c) In engerer Bedeutung, ſich wohin begeben, den Ort verändern, reiſen, von Menſchen, ohne allen Unterſchied der Art und Weiſe. In dieſer nur noch in einigen Fällen üblichen Bedeutung, ſteht es α) für gehen. In der Schweiz fahren die Sennen oder Hirten noch zu Alp, wenn ſie mit ihren Heerden auf die Alpen ziehen; und die Bergleute brauchen fahren in dieſer Bedeutung beſtändig, ſie mögen nun auf einer horizontalen Fläche gehen, oder in die Gruben und aus denſelben ſteigen. β) Für reiten. γ) Für reiſen. So pflegen die Hand-

Handwerksbursche ihr Reisen und Wandern noch ein Fahren zu nennen. Mit einem verächtlichen Nebenbegriffe ist es in diesem Verstande im Oberdeutschen sehr gewöhnlich, für herum streichen. Ein fahrender Bettler, Ritter ꝛc. der im Lande herum zieht, und keine gewisse Stätte hat. Ein Landfahrer, ein Landstreicher. Vor diesem sagte man fahrende Schüler, anstatt wandernde Handwerksbursche. Die fahrende Wuth der Hunde, wobey sie in der Wuth so lange herum laufen, bis sie umfallen; im Gegensatze der fallenden.

d) In noch engerer Bedeutung, welche aber im Hochdeutschen die gewöhnlichste ist; den Ort auf einem Fahrzeuge und Fuhrwerke, d. i. auf einem Schiffe, Kahne, Wagen, Karren, Schlitten, u. s. f. verändern. Auf einem Schiffe, Kahne, Wagen, Schlitten fahren. Irre fahren, sich im Fahren verirren. Sich müde fahren, von langem Fahren müde werden. Die fahrende Post, im Gegensatze der reitenden. Der Schiffer ist auf den Grund gefahren, ist mit dem Schiffe auf den Grund gerathen. Von dem Fahren auf und mit großen Schiffen ist indessen segeln und zuweilen auch schiffen üblicher. Auch braucht man dieses Zeitwort von Schlittschuhen und Schubkarren. Auf Schlittschuhen fahren. Mit dem Schubkarren in die Stadt fahren, ob er gleich nur geschoben wird. In einigen Fällen ist es auch von Personen üblich, wenn sie mit Seilen in die Höhe gezogen werden. S. Fahr-Stuhl.

2. Figürlich ziehen, eine Bedeutung, welche nur noch bey den Tuchscherern vorkömmt, welche das Schrauben, d. i. wenn sie die große Schraube der Presse zuziehen, fahren nennen. Siehe auch Fahre.

II. Als ein Activum, mit dem Hülfsworte haben. Auf einem Fahrzeuge oder Fuhrwerke von einem Orte zum andern bringen, wofür im Oberdeutschen führen üblicher ist. Reisende, Waaren über einen Fluß, über eine Meerenge fahren, auf einer Fähre, einem Kahne

oder Schiffe. Holz zur Stadt, in die Stadt fahren. Zuweilen auch mit einigen Ellipsen. Holz fahren, anfahren, aus dem Walde holen, oder in die Stadt fahren. Mist fahren, auf das Feld führen.

Ehedem bedeutete fahren auch pflügen; siehe Fahre, Fahrt 1, und Furche.

Fahrenkraut, siehe Farnkraut.

Fahrniß, ein oberdeutsches im Hochdeutschen wenig bekanntes Wort. 1. Als ein Collectivum, bewegliche Güter, fahrende Habe, anzudeuten. Siehe Fahren I, 1, und Bewegliche Güter.

2. In engerer Bedeutung bezeichnet dieses Wort nur allein den Hausrath, zum Unterschiede von dem baaren Gelde und andern zum beweglichen Gute gehörigen Stücken. Es ist dises die sogenannte todte Fahrniß, wohin in Ansehung des Ackerbaues hauptsächlich allerley Arten von Wägen, Pflügen, oder, wo solche nicht gewöhnlich sind, Haken, Egen, Walzen, Sielen und Geschirre, Sensen, Heu- und Mistgabeln und Schneideladen; in Absicht des Gartenwerkes, Spaden, Hacken, Schaufeln, eiserne Harken und Gartenscheeren; in Betracht der Fischerey, Kähne und allerley Arten von Netzen, und überhaupt bey allen andern Wirthschaftsrubriken, die zu deren Abnutzung unentbehrlichen Geräthschaften und Utensilien gehören.

3. In einigen Gegenden ist dieses Wort auch für Gewandfall üblich; siehe dieses Wort.

Fahrt, von dem Zeitworte fahren. 1. Der Zustand, da man den Ort verändert. 1) In der weitern Bedeutung des Zeitwortes, wo Fahrt noch zuweilen, besonders im Oberdeutschen, für einen Gang, eine Reise überhaupt gebraucht wird. So kömmt dieses Wort noch im Bergbaue für einen Gang, imgleichen von dem Ein- und Ausfahren in die Grube vor. 2) In engerer Bedeutung von der Reise des Schiffes und zu Schiffe. 3) In dem Landbaue einiger Gegenden, wird das Pflügen

des

des Ackers die Fahrt genannt. Die Brachfahrt, Saatfahrt, Wendefahrt.

Im Schwed. bedeutet fara noch jetzt pflügen, und daß auch das deutsche fahren ehedem diese Bedeutung gehabt habe, erhellet unter andern auch aus dem Worte Fahre, Furche.

2. Dasjenige, worauf man gehet oder reiset. 1) Der Weg, in welcher Bedeutung es bey den ältern und neuern oberdeutschen Schriftstellern sehr häufig ist. Auch im Hochdeutschen sagt man zuweilen, eine neue Fahrt über den Acker machen, d. i. einen Fahrweg. S. Furth. 2) In dem Bergbaue werden Fahrten oder Fährten dasjenige genannt, was im gemeinen Leben Leitern heißen, welchen Namen aber die Bergleute, nach ihrer eigensinnigen Gewohnheit, durchaus nicht leiden wollen. Sie werden gemeiniglich in ganze und halbe eingetheilet, davon jene 12 Ellen lang sind, und 24 Sprossen haben; letztere aber betragen 6 Ellen, und haben 12 Sprossen. Man bedient sich der Fahrten, um in den Gruben hinab und heraus, oder aus- und abzufahren, d. i. zu steigen. Sie werden aus gerissenen Stangen, welche Fahrtschenkel oder Fahrtstangen heißen, gemacht, und dazwischen die Sprossen eingezapfet und befestiget. Fahrten einhängen, einhaspen, heißt dieselben befestigen.

3. Dasjenige, was den genommenen Weg zu erkennen giebt. Die Spur, besonders bey den Jägern, wofür doch das Wort Fährte üblicher ist. Siehe das Gefährt. Einige Jäger nennen auch das Blut von allerley Thieren Fahrt oder Fährt, vielleicht weil es den Weg, den ein Thier genommen hat, verräth, daher es auch Gemerk heißt. Siehe auch Farbe, und das Ferch.

4. So viel als man auf einem Fahrzeuge oder Fuhrwerke auf einmal fahren kann. Eine Fahrt Heu, Holz, Wasser u. s. f. S. Fuder und Fuhre. Auch so viel, als man auf einmal tragen kann, führt zuweilen diesen Namen. Eine Fahrt Wasser holen, eine Tracht.

5. Die

5. Die Zeit, da man fähret, d. i. einen Dienst oder eine Wohnung verändert, welcher Gebrauch doch größtentheils niedersächsisch ist.

Im Eiderstättischen versteht man unter einer Fahrt, eine Zeit von sieben Jahren, so lange nämlich ein Miethmann einen Hof ordentlich behält. Vierzehen Jahre werden alsdann eine doppelte Fahrt genannt.

Fahrt-Geld, s. Fahr-Zoll.

Fajance, Faïence, s. Fayance.

Failine, Feline, eine Art wollener Sarsche, welche in Frankreich an verschiedenen Orten in der Generalität Bourgogne fabricirt wird.

Die Failins müssen, wenn sie aus der Walkmühle kommen, $\frac{1}{2}$ Elle breit seyn. Ihre Kämme haben $3\frac{1}{2}$ Viertel in der Breite. Ihr Aufzug besteht aus 880 Fäden, oder aus 22 Lesen, und jede Lese aus 40 Fäden, worunter die Sahlleisten mit begriffen sind.

Faille, s. Stein-Wand.

Failli, Faillite; s. Bankerot.

Faim, Faimen; s. Fehm, Fehmen.

Faine, Buchecker, die Frucht der Buche; s. unter Buche.

Faisan, s. Fasan.

Faisch, Faischhund, Faischschnur; s. Schweiß. Schweißhund. Schweißschnur.

Faisil, s. Krätze.

Faisses, s. Kimm-Weiden.

Faîtage, Faîte; s. Giebel. Gipfel.

Falabriquier, Celtis, *Linn.* s. Lotusbaum.

Falb (*). 1. Blaß, bleich, im gem. Leben fahl.

2. Von Farben, welche ihre gehörige Lebhaftigkeit verloren haben, verschossen. Ein falbes Roth, ein falbes Grün. Im gem. Leben gleichfalls fahl.

Besonders 3. bleichgelb, blaßgelb. Ein falbes Pferd; s. Falbe.

Ehedem

(*) Falb, Ital. falbo, Fr. fauve, in einigen Gegenden Oberdeutschlandes falch, kömmt mit flavus, im mittlern Lat. falvus, favellus genau überein. Siehe Fahl, Faul, Gelb, Welk.

Ehedem hatte man die sprichwörtliche R. A. den falben Hengst streichen, den falben Hengst reiten, wofür man auch nur sagte, den Falben streichen, d. i. schmeicheln, den Fuchsschwanz streicheln.

4. Schwärzlich, dunkelgrau, doch nur in der Stelle, das falbe Haar, 3 Mos. XIII, 31. 37.

Das Falbe ist eine von den Hauptfarben der Wollfärber, welche zu sehr vieler Farben Zusammensetzung gebraucht wird. Zum Falbfärben braucht man verschiedene Theile des Nußbaumes, als: die kleinen Wurzeln, die Rinde, die Blätter, und die grüne fleischichte Schale der Nüsse; ferner Erlenrinde, Sandelholz, Sumach, Ruß ꝛc. wie ich unter jedem dieser Artikel zeigen werde.

Falb-Silbererz, s. unter Silber.

Falbala, s. Falbel.

Falbe. 1. Ein falbes, d. i. bleichgelbes Pferd, wird gemeiniglich die Falbe, auch wohl der Falbe genannt. S. Falb 3. Gemeiniglich nennet man Falbe, Fr. Auber, oder Aubère, ein Pferd von pfirsichblüthfarbigem Haar, oder eine Vermischung von braun, weiß und Fuchs. Diese dreyerley Arten von Haaren stehen nicht etwa fleckenweise, sondern vielmehr verwirrt und unregelmäßig durch einander, wodurch dieser Schein zuwege gebracht wird. Ueberhaupt giebt es dunkle und lichte Falben. Zu den dunkeln rechnet man die schwarzfalben und mausefalben; zu den lichten aber die goldfalben mit schwarzen Strichen über den Rücken, die hirsch- oder rehfalben, die perlfarben Hermeline, wie auch die ganz schneeweißen. Vor Alters wurden sie sehr hoch gehalten, weil sie den Göttern geweihet waren.

2. S. Fälber.

Falbel, aus dem Franz. Falbala, nennet man allerley in Falten gelegte, oder bogenweise und kraus gezogene, zuweilen auch mit Figuren von Blumen und Laubwerk besetzte Streifen (oder Blätter) von Stoff, oder von Spitzen, Blonden, Bändern, u. d. gl. als ein Zierrath

an

an den Roben und Röcken der Frauenzimmer, so auch eine Frisur genannt wird; s. dieses Wort. Sie dienen auch Tischdecken, Bett- und Fenstervorhänge u. d. gl. zu zieren.

Der Ursprung des Wortes Falbala soll folgender seyn. Als einst ein auswärtiger Prinz in Paris durch die Städte des Palais gieng, und sich über die Menge Galanteriehändler, die daselbst mit ihren Waaren ausstanden, wunderte, so sagte einer von seinem Gefolge: das curiöseste ist, daß diese Leute jede Waare, die man von ihnen verlangt, sollte sie auch nie existirt haben, augenblicklich liefern können. Der Prinz sagte lachend: ich will doch sehen, ob das wahr ist! gieng vor die Bude einer Galanteriehändlerin, und fragte: Madame! haben sie wohl auch — falbalas zu Kauf? damit aufzuwarten! antwortete sie, ohne von diesem Worte, das sie in ihrem Leben nicht gehört hatte, eine Erklärung zu verlangen, suchte geschwinde einige Fränschen hervor, die sich zur Besetzung eines Damenkleides schickten, und sagte: hier, gnädiger Herr! sind die falbalas, wonach sie fragen. Und nun war das Glück des Wortes falbala gemacht.

Falcade, aus dem Franz Falcade, (*) das Falkiren, heißt, auf der Reitschule, eine gewisse Bewegung eines Pferdes, eine Art Courbette, welche hauptsächlich darin besteht, daß das Pferd, indem es der Reiter vorn scharf anhält, mit den Hanken und Schenkeln einige sehr kurze und schnelle Tempos so nahe an der Erde macht, daß es gleichsam darauf zu sitzen scheint, und mit den Extremitäten seiner Füße bis zur Directionslinie seines Schulterpunctes kömmt. Das Pferd falkiren lassen, Fr. faire falquer un cheval, das Pferd plötzlich anhalten, daß es seine Hinterfüße senken muß.

Falcata, Rivini, s. Klee. (Sichel-)

Falchom, ein russisches Maß, welches 7 englische Fuß und ungefähr $\frac{1}{10}$ Zoll in sich hält, nach französischem Maße aber etwa 6 Fuß, 7 Zoll und einige Lin. beträgt.

Falci-

(*) Nicht Faliade, wie in einigen Büchern von der Reitkunst, z. B. in der edlen Reitkunst, Eisenach 1771, gr. 8. S. 82, u. a. steht.

Falcinellus Linn. Domschnepfe; s. unter Schnepfe.

Falcinellus arboreus noſtras Klein. s. Grau-Specht.

Falck, s. Falk.

Falerner oder falerniſcher Wein, L. Vinum Falernum, Fr. Vin de Falerne, ein ſtarker, dunkler und italiäniſcher Wein, der auf dem falerner Gebiete in Campanien wächſt, und bey den älteſten Römern für den edelſten und geſundeſten gehalten wurde.

Falgen, in einigen Gegenden, einen Acker zum zweyten oder drittenmal pflügen, von dem holländ. velghen, Angelſ. walwian, umwenden, umdrehen; zumal da dieſes Pflügen im Oberſächſiſchen wenden und rühren genannt wird. S. Felge, Felgen und Wälzen.

Falk. (*) Dieſen Namen führt ein weitläuftiges Geſchlecht der Raubvögel, welches der Ritter v. Linné zur Ordnung der Habichtartigen Vögel rechnet, und wohin folglich nicht nur die eigentlichen Falken, ſondern auch die Adler, Habichte, Sperber ꝛc. gehören. Im gemeinen Leben aber nennt man Falken nur diejenigen Falkenarten, welche ſich zur ſogenannten Beize, d. i. zur Jagd, abrichten laſſen. Denn, es kann dieſer Vogel, wie ich bald ausführlicher zeigen werde, von den Menſchen dergeſtalt gezähmet und abgerichtet werden, daß er, nach ſeines Herrn Willen, in freyer Luft andere Vögel oder Thiere greift; bey demſelben, ſeiner vorigen Freyheit vergeſſend, ſich jederzeit wieder einſtellt, und das gefangene Wildbret überbringt.

Der Falk an ſich iſt ein wilder Vogel, und eben ſo ſchwer zu fangen, als zahm, oder vielmehr gelehrig zu ma-

(*) Dieſer Vogel heißt bey den ſchwäbiſchen Dichtern Valke, Valk, im Schwed. und Dän. Falk, im Ital. Falcone, im Engl. Falcon, im Franz. Faulcon, Faucon, im Walliſ. Gwalk, im Isländ. Valur, und im Angelſächſ. Vealhafoc. Der lat. Name Falco ſcheint von dem krummen Schnabel und Klauen hergenommen zu ſeyn, da Falx um eben deswillen auch eine Sichel bedeutet. S. Felge. Ehe die Deutſchen dieſe Benennung annahmen, begriffen ſie die meiſten Falken mit unter dem Namen der Habichte.

machen; denn wirklich zahm wird er niemals. Er hält sich in den steilsten Klippen der höchsten Berge auf, und hier sucht er sich noch die unzugänglichsten Löcher und Klüfte zu seinem Aufenthalte aus. Gemeiniglich soll er vier Junge im Winter ausbrüten. Sobald die Jungen fliegen können, werden sie von den Alten aus dem Horste getrieben, und müssen für sich selbst sorgen. Unter den Stoßvögeln ist er der allerherzhafteste. Er stößt senkrecht mit einer Geschwindigkeit, die alles übertrifft, und wobey er kaum gesehen werden kann, auf seinen Raub, auf Fasanen, als seine liebste Beute, auf andere Vögel, so gar auf größere, als auf verschiedene Geyer und Weihen. Daß man sie so häufig auf den hohen Inseln findet, scheint daher zu kommen, weil die Inseln nichts enders, als Klippen und hohe Spitzen des Erdreiches sind, welches aus dem Meere hervor raget; vermuthlich aber auch, weil die Inseln verhältnißmäßig nicht so häufig bewohnt, und nicht den vielen menschlichen Geschäften so ausgesetzt sind, als das feste Land, und weil manche unter ihnen noch dazu hohe Berge und Felsklippen haben. Der gemeine Falk ist etwa so groß als eine Henne; das Männchen aber ist kleiner, und zwar gemeiniglich um $\frac{1}{3}$, als das Weibchen, daher dasselbe, so wie auch das Männchen anderer Beizvögel, Terzelot, Fr. Tiercelet genannt wird.

Die Falken haben insgesamt ein sehr scharfes Gesicht in die Ferne, welches zu dem Sprichworte: er hat Augen wie ein Falk, d. i. sehr helle, scharfe Augen, Anlaß gegeben hat. Ihr Körper hat wenig Fleisch, aber desto mehr Sehnen und Nerven. Ihr ganzer Bau ist hiernächst so beschaffen, daß sie sich in der Höhe aufhalten, ihren Raub von weitem erkennen, senkrecht mit entsetzlicher Schnelligkeit auf ihn herab stoßen, und mit sich fortführen können.

Da der Falk immer in seiner einsamen Freyheit lebet: so sind seine Abänderungen nicht so mannigfaltig,

als

als man sich gemeiniglich vorstellt. Die Schriftsteller von der Falknerey, denen auch Hr. Graf v. Büffon geneigt ist, theilen die Falkenkunst nur in zwo Hauptarten, in den edeln oder gemeinen deutschen, L. Falco gentilis s. nobilis, Fr. Faucon gentil, und in den fremden oder Wanderfalken, L. Falco peregrinus, Falco Commeator s. Migrator, Fr. Faucon pélerin. Alle übrige Abänderungen sollen zu einer von diesen Arten gehören. Der edle Falk muß jung aus dem Neste genommen und aufgezogen werden; fängt man sie später, z. B. im 9ten oder 10ten Monate ihres Alters, so sind sie schon zu sehr an ihre Freyheit gewöhnt, und werden niemals recht folgsam. Die Wanderfalken hingegen werden auf ihrer Reise und Zuge, vornämlich auf Inseln oder steilen Ufern des Meeres gefangen, und sind viel folgsamer, gelehriger und geschickter, als die erstern.

Die Arten der Falken werden von den Naturgeschichtschreibern unstreitig zur Unzeit gehäufet. Klein führt deren 35 an. Ich erwähne hier nur kürzlich die vornehmsten, und insonderheit diejenigen, welche sich zur Beize abrichten lassen. Ausführlichere Nachrichten hat man in Hrn. v. Büffon Naturgeschichte der Vögel, nach der Uebersetz. des Hrn. D. Martini, 2 B. Brünn, 1787, 8. S. 74. fgg. und in den von Letzterm daselbst angeführten Werken; und in eben derselben, nach der Uebersetzung des Hrn. D. Oehme, 2 Th. Lpz. 1776, gr. 4. S. 3, fgg. zu suchen.

1. Der Ger- Gier- oder Geier-Falk, Falco rapax s. vulturinus, Fr. Gerfalcon, Gerfaut. Der Schnabel ist stark, dick und kurz; der Rücken und Flügel sind braun, bey andern aschgrau, ins Weiße fallend, mit schwarzen Flecken geziert; die Füße hellblau. Er ist der vornehmste und größte unter allen Falken; von der Größe des Taubengeyers. Die Flügel reichen fast bis an die Spitze des Schwanzes. Er ist in Island sehr

gemein, doch auch in allen nördlichen Gegenden Europens und Asiens zu Hause. Nach dem Adler ist er der stärkste unter allen Raubvögeln, und stößt nur auf grosse Vögel, als: Kraniche, Reiher, Schwäne, Störche, Trappen ꝛc. wie auch auf Hasen; doch giebt es einige darunter, die sich auch auf die Rebhühner gut abrichten lassen.

2. Der Sakerfalk, Großfalk, Falco sacer, Fr. Sacre. Hr. v. Büffon nennt ihn den brittischen Falken. Er kömmt den Geyerfalken am nächsten, ist etwas kleiner, aber stark und schnell. Der Kopf aschgrau, der Leib rothbraun und rauchfarbig, die Füße blau, der Schwanz mit krummen Streifen geziert, und etwas länger als beym Geyerfalken. Diese zwo Arten werden sonderlich bey der Kranich- und Reiherbeize gebrauchet. Er läßt sich auch gewöhnen, auf Trappen, Fasanen, Rebhühner, Hasen und allerley Wildbret, zu stoßen. Er ist aber von widerspenstiger und tückischer Art, daher man auch große Geduld mit seiner Abrichtung haben muß.

3. Der gemeine deutsche Falk, welcher alsdann, wenn er abgerichtet ist, edler Falk genannt wird. Eine Abänderung von ihm, ist der fremde oder Wanderfalk. Es ist ihrer bereits vorher gedacht worden.

4. Der barbar- oder tunesische Falk, Falco barbaricus, tunetanus, punicus, Alphanet, Fr. Faucon de Barbarie, Faucon punicien oder tunisien. Er ist ursprünglich aus Afrika, und der Barbarey um Tunis. Der Schnabel und die Füße sind gelb; der Körper hat bläuliche und schwarzbraune Flecken, die Brust aber ist nicht gefleckt; der Schwanz ist schwarz-bandirt. Er ist kleiner, aber von schönerm Ansehen, als der gemeine Falk, Wanderfalk und Bergfalk, und gleichet in manchen Stücken theils einem Adler, theils einem Goldammer. S. auch Th. 1, S. 583.

5. Der

5. Der Kirchen- oder Thurm-Falk, Falco Tinnunculus *Linn.* Fr. Cercerelle, Cresserelle. Er hält sich auf alten Schlössern oder abgelegenen Thürmen auf. Man sieht ihn besonders des Morgens und Abends um dergleichen alte Mauern und Gebäude herum fliegen; doch hört man ihn fast öfter, als man ihn sieht, weil er im Fliegen beständig ein heftiges Pliplipli oder Pripripri von sich hören läßt, womit er alle kleine Vögel in Schrecken setzt, auf die er wie ein Pfeil herabschießt, und selbige in seinen Klauen gefangen hält. Thut er ungefähr einmal einen Fehlstoß, so verfolgt er seine Beute, ohne Gefahr zu scheuen, bis in die Häuser. Ehe er seinen Raub verzehrt, pflegt er ihn zu tödten und aufs zierlichste zu rupfen. Bey den Spitz- und Feld-Mäusen erspart er sich diese Mühe; die kleinern verschluckt er ganz, die größern aber reißt er vorher in Stücke. Da er nach dem Regen besonders die Felder besuchet, und sie von den Mäusen reinigt, wird er von den Landleuten sehr geliebt. Nach Hrn. Günther Versicherung, nährt er sich auch von Heuschrecken und Käfern. Man kann ihn auch zur Beize abrichten. Ob er gleich gewöhnlicher Weise die alten Gebäude besucht, so horstet er doch viel seltener in diesen, als in den Wäldern. Wenn er also seine Eyer nicht in Löcher an Mauern oder hohlen Bäumen legt, so bauet er ganz nachlässig eine Art von einem Neste aus Zweigen und Wurzeln, auf einen der höchsten Bäume des Waldes. Zuweilen bemächtigt er sich auch eines von den Krähen verlassenen Nestes.

Das Weibchen des Kirchenfalken nennen einige neuere Naturforscher den Lerchenfalk oder Lerchen-Sperber, Accipiter Nisus, alaudarius, Fr. Emérillon, und machen eine besondere, vom Kirchenfalken unterschiedene Art daraus. In Preußen fängt man, nach Hrn. Kleins Bericht, mit diesem Vogel zu Pferde Lerchen, in der Mausezeit, d. i. zu Ende des Augustes.

Derjenige, auf dessen Faust er sitzt, pflegt ihn oft zu bewegen. Wenn die Lerche auf der Erde sitzt, ergreift ein anderer Jäger das andere Ende des Strickes, der in der Mitte mit einer Netzwand, von ungefähr 2 Klafter lang und breit, versehen ist, reitet um die Lerche herum, und fängt solche, indem er auf den Wink des Falkeniers die Wand niederläßt.

6. Der Baumfalk, Schwimmer, (weil er beym Fliegen sich in der Luft so still und unbeweglich erhält, als wenn er schwämme,) Dendrofalco, Falco arboreus, Fr. Hobereau, Haubereau, Hobreau, ist merklich kleiner, als der gemeine Falk, und unter allen Falken am schönsten gezeichnet, insonderheit am Kopfe und Halse, mit schwarzen, gelben, röthlichen, weißen und grauen Federn. Der Schnabel ist blau, und die Füße sind gelb. Er unterscheidet sich auch von den gemeinen Falken durch seine natürliche Lebensart. Der gemeine Falk besitzt mehr Verwegenheit, Lebhaftigkeit und Muth, und stößt auf weit größere Vögel, als dieser. Der Baumfalk ist weit furchtsamer; wenn er nicht besonders abgerichtet ist, stößt er bloß auf Lerchen und höchstens auf Wachteln; bloß durch seine Emsigkeit weiß er den Mangel an Muth und Eifer hinlänglich zu ersetzen. So bald er einen Jäger oder dessen Hund gewahr wird, folgt er ihnen beständig in der Nähe, oder schwebt gerade über ihnen, und bemühet sich, die kleinen Vögel, welche sie verscheuchen, zu erhaschen. Wenn der Hund eine Lerche oder Wachtel aufjagt, und der Jäger fehlschießt, so ist er dagegen sicher, keinen Fehlstoß zu thun. Er hält sich am liebsten nahe bey Gehölzen in den Ebenen auf, wo die Lerchen häufig anzutreffen sind. Ob sich gleich die Lerche sehr hoch in die Luft schwingt, so steigt ein Baumfalk doch noch weit höher, und läßt sich so gut als ein anderer sehr hoch streichender Raubvogel, an das Federspiel gewöhnen. Er pflegt in Wäldern auf den höchsten Bäumen zu horsten und sich aufzuhalten. Uebrigens

hält

hält er sich auf der Faust ohne Kappe so gut, als das Schmierlein, der Sperber und Taubengeyer; und man bediente sich desselben vormals fleißig zur Wachtel- und Rebhuhnbeize.

7. Der Berg- oder Birk-Falk, Falco montanus, Fr. Faucon de montagne, oder le Montagner, ist etwas kleiner, als der gemeine oder edle Falk, hat einen dicken, kurzen und schwarzen Schnabel, einen röthlichen Körper und gelbe Füße. Hr. v. Büffon hält ihn für eine Varietät der Kirchenfalken.

8. Der Steinfalk, Lithofalco, Falco lapidarius Fr. Faucon de Roche, oder le Rochier, ist kleiner als der Kirchenfalk, und scheint nur eine Abänderung von diesem oder dem Baumfalken zu seyn. Er pflegt sich in den Felsen aufzuhalten, und daselbst zu horsten.

9. Der Blaufuß, Sprinz, Schlechtfalk, Falco cyanopus, ist eine von seinen blauen Füßen also genannte Falkenart. An Größe übertrifft er den Hühnerhabicht nicht viel; im Fangen und Würgen aber hat er einen merklichen Vorzug, indem er Fasanen, Aenten, Rebhühner und Tauben, und zwar nicht, wie andere Falken, mit dem ersten Schlage fängt, sondern mit seinen Ballen schlägt, daß sie gleich fallen, und alsdann von ihm erst gegriffen werden. Er horstet in Wäldern, und auf alten wüsten Thürmen und Gemäuern, und zieht im Herbste hinweg. Er wird auch von den Falkenieren zur wilden Aenten- Rebhühner- Krähen- Aelster- und Reiherbeize abgerichtet und gebraucht.

10. Der schwarze, schwarzbraune oder Kohlenfalk, Falco fuscus oder niger; Fr. Faucon noir, ist vom Leibe etwas kürzer, als der Bergfalk, hat lange Schwingen und Schenkel, kurze Füße und einen kurzen Schwanz. Außen an demselben sowohl, als an den Flügeln, ist er ganz schwarzbraun, an der Brust aber schwarz gesprengt, und hat unter den Augen schwarze, mit Dunkelbraun vermischte und schattirte Flecken.

Herr v. Büffon hält ihn mit dem Wanderfalken für einerley. Man findet ihn in Malta, auch in Frankreich und in Deutschland.

11. Der weiße, weiße isländische oder russische Falk, Falco albus, Falco islandicus, Falco candidus moscoviticus, Fr. Faucon blanc, Faucon d'Islande, ist gegen den vorigen mit vieler weißen Farbe gesprengt und vermischt, hat auch größere Füße und Knochen, als derselbe, und wird aus den mitternächtigen Ländern zu uns gebracht. Die isländischen Falken werden für die geschicktesten in ganz Europa zur Beize gehalten: weshalb auch der König von Dänemark alle Jahr einige aus Island bringen läßt, theils zur eigenen Jagd, theils auch solche an fremde Herrschaften zu verschenken.

12. Der rothe Falk wird also genannt, weil er beym Ausstrecken seiner Flügel eine dunkle Röthe zeigt; und was sonst an andern Falken weißfleckig ist, das ist an diesem roth mit Schwarz gesprengt. Er ist etwas kleiner, als die vorigen, doch stark an Klauen, Schnabel und Füßen, auch schnell im Fluge, wiewohl er dieses nicht lange aushalten kann.

13. Der Mäusefalk, Mäuseaar, Mäusegeyer, Mäusehabicht, Mäusewächter, Mauser, Bußaar, Bußhard, (*) Falco Buteo *Klein.*, ist eine Falkenart mit gelber Nasenhaut und gelben Füßen, dunkelbraunem Körper, und einem blassen dunkelbraun-gefleckten Unterleibe. Er ist in den europäischen Wäldern sehr gemein, und wegen seiner Dummheit und Faulheit berüchtigt, daher ihn auch die Falkeniere le Brutier nennen. Er ist so

(*) Der Name Bußaar, der auch Bußhard geschrieben und gesprochen wird; ist alt, und liegt schon in dem mittlern Latein Busio zum Grunde. Die Engländer nennen diesen Falken Buzzard, die Franzosen Busard, Buisard, Buisard, Buse, die Italiäner Buzzago. Den Namen soll er von seinem beständigen Schreyen und Busen, d. i. blasen, haben, daher einige Italiäner ihn auch Trombone nennen. Bey einigen Oberdeutschen heißt er Bußfahrn.

so groß als ein Fasan, nährt sich von Mäusen, Fröschen und todtem Aaße, wird aber nicht zur Jagd gebraucht.

Eine gewisse Art dieser Falken, welche ihre Jungen mit aufgesammelten Bienen und andern Insecten auch Insectenpuppen ꝛc. zu füttern pflegt, wird Bienenfresser, Honigbußhard, Falco apivorus, Buteo vespivorus, Fr. Bondrée, genannt.

14. Der kleine Falk, das Schmierlein, der Schmerl, Falco parvus, Falconellus, Falco Aesalon, Merlinus, Fr. Merlin. Das Schmierlein der Falkeniere, welches von der unter den Naturforschern bekannten Art unterschieden ist, und welches man zur Beize abrichtet, ist, wenn wir die Würger oder Neuntödter (Lanius) ausnehmen, der kleinste unter allen Raubvögeln, welcher an Größe kaum die Drossel übertrifft. Er gleicht dem Falken in Ansehung der Federn, der Form und der Stellung. Er hat sogar eben ein solches Naturell, eben so viel Gelehrigkeit, und nicht weniger Feuer und Muth, als die Falken. Man kann ihn zu einem vortrefflichen Beizvogel für Lerchen, Wachteln und Rebhühner abrichten, die er stößt und mit sich fort nimmt, ob sie gleich schwerer sind, als er selbst. Oft tödtet er sie mit einem Fange, indem er sie entweder auf den Magen, auf den Kopf, oder auf den Hals schlägt. Er gleicht übrigens, in Ansehung der Figur, mehr dem Baumfalken, am meisten aber dem Steinfalken. Er fliegt niedrig, aber sehr schnell und leicht. Er hält sich vorzüglich in Wäldern und Büschen auf, um daselbst kleine Vögel zu stoßen.

15. Der Taubenfalk, Taubengeyer; siehe unter Geyer.

Die Falken fängt man auf unterschiedene Weise, und zwar, wie alle andere Raubvögel, mit aufgerichteten Garnen, Wänden, Rinnen, Schleifen, Leimruthen ꝛc. und mit Habichtsfängen. Zum Abrichten, werden sie jung aus dem Neste genommen.

Nach Hrn. D. Lepechin Bericht, im 2. Th. seines Tage-Buches der Reise durch versch. Provinzen des russ. Reiches, im J. 1770, erheben die Baschkiren, welche von Natur große Jäger auf die Raubvögel sind, und immer darnach trachten, junge Falken aus den Nestern zu bekommen, und sie zu Hause sorgfältig aufziehen, wenn sie die Falken aus ihren Nestern holen wollen, ein großes Geschrey, pochen und lärmen dabey mit Steinen, damit sie in den Steinklüften, wo die Falken zu nisten pflegen, das Loch entdecken, wo der Falk sein Nest hat. Durch dieses Schreyen werden die Falken verscheucht, und verlassen ihre Nester. Das Herausholen der Beute selbst aber wird den Falkenjägern nicht so gar leicht; denn die Falken suchen sich ihre Höhlen mitten in den steil abgestürzten hohen Wänden aus, wohin man sich 30, zuweilen auch wohl mehr Faden von oben herab lassen muß. Sie binden Stricke an einander, und lassen sie oben vom Berge so lange hinunter, bis das Ende, an welchem ein Knüttel angebunden ist, gerade vor dem Falkennneste ist. Daran läßt sich ein Baschkire hinab, und holt die jungen Falken aus dem Neste. Mit diesen muß man ihn nachher bis vollends ganz auf den Fuß des Berges hinunter lassen, welches zuweilen an 70 bis 80 Faden beträgt.

Aus Holland kömmt jährlich ein gewisser Falkenfänger nach dem Herzogthume Bremen, welcher sein Glück daselbst versuchet. Er findet sich gemeiniglich um Bartholomäi ein, und hält sich daselbst bis Martini, nach Beschaffenheit des Wetters zuweilen auch wohl bis Weihnachten auf. Der Fang ist nicht allemal gleich. Wenn auch nur 6 bis 8 große Falken gefangen werden, so hält der Falkenfänger seine Müh und Arbeit schon belohnt. Denn sie werden, nachdem sie abgerichtet worden, nach Frankreich gebracht, und daselbst sehr theuer, das Stück oft, wenn sie recht schön sind, zu 600 holländische Gulden verkauft. Zuweilen fängt er wohl noch einmal so viel. Im J. 1765 bekam er 13 Stück, und darunter einen ganz weißen.

Es darf aber nicht ein jeder, der da will, in gedachtem Herzogthume einen Falkenfang anlegen, sondern der die Erlaubniß dazu vom königl. Amte erhalten hat. Ein solcher mußte ehedem, wenn ihm die Concession ertheilt ward, einen abgerichten Baumfalken, und dann jährlich 1 Pfund Pfeffer liefern. Den Baum-

falken

falken erhielt die Herrschaft, der Pfeffer aber war ein Accidens für den Beamten. Doch mußte derselbe nicht gestoßen, sondern ganz seyn, damit man von der Güte desselben desto besser urtheilen, und sich vor aller betrüglichen Vermischung hüten konnte. Um sich auch, bedürfenden Falles, des Schutzes und Beystandes des Amtsunterbedienten desto besser zu versichern, pflegte der Falkenfänger demselben jährlich gleichfalls ein Pf. Pfeffer zu geben. Beyde Pfunde Pfeffer sind nachher eben so wohl, als der abgerichtete Baumfalk, zu Gelde angeschlagen, und in das Amtsregister gezogen worden. Der Baumfalk wurde mit 1 Rthlr. 12 Mgr. jedes Pfund Pfeffer aber mit 12 Mgr. bezahlt.

Hannov. Magaz. v. J. 1766, Col. 1483—1488.

Die Kunst, die Falken und andere Raubvögel zur Jagd abzurichten, wird die **Falkenierkunst**, oder die **Falknerey**, L. Res accipitraria, Fr. Fauconnerie, genannt. Auch versteht man darunter alle zur Falkenjagd gehörige Personen, imgleichen den Ort, wo diese Personen mit den abgerichteten Falken wohnen; das Falkenierhaus. Die Jagd mit Falken oder andern abgerichteten Raubvögeln selbst, heißt die **Falkenbeize**, Fr. Fauconnerie, das Haus mit dem dazu gehörigen Hofe, wo die zur Beize abgerichteten Falken aufbehalten werden, der **Falkenhof**. Ein Jagdbedienter, der die Falken und andere Raubvögel zur Beize abrichtet, wird ein **Falkenier**, **Falkner** oder **Falkener**, L. Accipitrarius, Falconarius, Fr. Fauconnier, genannt. Wo viel Falkeniere sind, ist ihnen ein **Oberfalkenier**, oder **Oberfalkenmeister**, Fr. Grand-Fauconnier, vorgesetzt, welches gemeiniglich an großen Höfen eine hohe und adelige Bedienung ist. Nach ihm folgen die **Falkenmeister**, Fr. Maître-Fauconnier. Chef de vol. S. auch **Hof-Falkenmeister**.

Wenn man junge Falken ausnimmt und aufziehen will, muß man ihnen allezeit frisches Fleisch von Tauben und Waldvögeln geben, welches nicht über einen Tag alt ist, dieselben aber damit nicht überladen, und sie also 9 Monate alt werden lassen, ehe man sie auf die Hand sitzen läßt. Wenn man sie zum Auffsitzen ge-

wöhnen will, muß man sie erst auf Stangen und Aesten von Bäumen sitzen lehren. Hernach werden sie durch langwieriges Wachen, welches sie zahm und kirre machen muß, zum Haubentragen, und nachher zum Luder und auf Weidwerk gewöhnt, indem man sie in das Feld nimmt, und ihnen daselbst allerley Thiere zeigt, worauf sie gerichtet werden sollen.

Es ist leicht zu begreifen, daß ein Falk, wenn man ihn fangen und wieder fliegen lassen wollte, sich wenig um das Wiederkehren bekümmern würde, weil er die Gesellschaft von Natur nicht liebt, und ihm auch die guten Leckerbissen gewöhnlicher Weise nicht vorgesetzt werden, die er sich in seiner Freyheit zu verschaffen beflissen ist. Man bedient sich daher folgenden Mittels, ihm die Lust des Entfliehens zu benehmen. Man setzt ihn in einen hölzernen Reif, der an einer Schnur frey aufgehangen ist, damit er sich leicht bewege. Sobald man merkt, daß der Vogel schlafen will, wird der Reif angestoßen, und der Falk dadurch genöthigt, sich fest zu halten, und also beständig zu wachen. Zu diesem Ende wechseln die Jäger einander ab, und verhindern auf diese Weise, daß er in drey Tagen und Nächten nicht schlafen kann. Dieses gewaltsame Wachen verrückt dem Falken seinen Verstand; d. i. er erinnert sich nicht mehr, weder seiner vorigen Freyheit, noch der Lebensart, die er sonst geführt hatte. In seinen Vorstellungen fängt nun eine große Dunkelheit an zu herrschen. Wenn der Falk, vermöge dieser wohl ausgesonnenen Erfindung, welche unstreitig den nordischen Völkern zu zuschreiben ist, vergessen hat, wie es vorher mit ihm beschaffen war, so läßt er mit sich umgehen, wie man will; er kömmt wieder zu dem Jäger zurück, der ihm zu fressen giebt, und verlangt nicht mehr nach der vorigen Freyheit, deren er sich nun gar nicht mehr erinnert.

Nur eine Gewohnheit ist ihm von seinem alten Zustande noch übrig, nämlich die Begierde, sich

hoch

hoch in die Luft zu schwingen. Diese äußert sich unaufhörlich an ihm, daher wird er auch mit Riemen oder so genannten Fesseln, Fr. Jets, welche ihm um die Füße geschlungen sind, fest gehalten. Diese schneidet man von guter gar gemachter Hirschhaut, an einem Ende meist eines Fingers breit, am andern Ende aber schmäler zu, welche 1 Spanne lang seyn müssen. Alsdann nimmt man einen Riemen, schlägt denselben am breiten Ende zweymal um, sticht mit einem Sattlerpfriemen ein Loch durch das doppelt umgeschlagene, und zieht sodann das schmale Ende des Riemens durch das Loch ganz durch; doch muß das umgeschlagene nur so dicht seyn, daß dadurch des Vogels Fang über dem Gelenke der Finger (Klauen) just Platz habe. Sodann sticht man zwischen das umgeschagene hinein, und zieht es etwas auf, daß die Klauen durchzuziehen sind, und hierauf wird wieder an dem dünnen Theile des Fanges das schmale von dem Riemen fest heran gezogen. Auf diese Art wird es an beyden Fängen des Falken gemacht. Dieses heißen nun die Kurz- oder Wurf-Fessel. Hiezu wird ein Wirbel verfertigt, welches zween Ringe wie ein starker Draht sind, daß kaum ein kleiner Finger durchgesteckt werden kann. Die zween Ringe aber sind mit einem Wirbel an einander gemacht, daß sie sich leicht herum drehen; da dann an einen Ring die Kurzfessel eingeschleift werden, am andern Ringe aber kommen die Langfessel, welche gleichfalls von guter Hirschhaut, und einen kleinen Finger breit, jedoch zwo Spannen lang geschnitten sind. Diese Riemen, woran die Wurfriemen befestigt werden, heißen bey den Falkenieren das Geschühe, das Gefäß oder Geschütz, und ein einzelner Riemen dieser Art, ein Falkenschuh. Es werden daran zugleich zwo hellklingende Schellen befestigt, damit man den Vogel, wenn er sich etwa verfliegen, oder vom Kampfe ermüdet, in einen Baum fällt, hören, finden und los machen kann.

An

An den Wurfriemen hält man ihn bey der Hand; wenn aber der Falk steigen soll, wird der Wurfriemen vom Geschühe abgezogen, um ihn ledig zu lassen.

Weil es aber dennoch, bey dem unaufhörlichen Bestreben des Falken zum Auffliegen, sehr beschwerlich seyn würde, ihn beständig auf der Faust zu tragen, so häubelt man ihn, d. h. man streift ihm eine Kappe oder Haube von Leder, welche die Falkenkappe oder Falkenhaube, Fr. Chaperon, genannt wird, über den Kopf, welche ihm die Augen bedeckt. Selbige muß von einem Sattler oder Riemer sehr accurat gemacht werden. Es muß nämlich von Holze ein Stock, wie ein Falken- oder Habichtskopf geschnitten werden, und wo die Augen sind, daselbst muß der Stock etwas erhabene Hügel haben, damit die Kappe inwendig Höhlen bekomme, und dem Vogel nicht auf den Augen allzu dicht anliege, und ihm dadurch dieselben verlezе. Hiezu werden nun drey Theile von Leder geschnitten. Der obere Theil ist fast gerade, nur daß er in der Mitte etwas breiter fällt. Die beyden Seitentheile werden unten gerade, und oben hinauf rund, wie ein halber Mond, geschnitten. Auf den Seitentheilen wird auch wohl zum Zierrath Sammet oder feine Tuchläppchen gelegt. Alsdann werden die drey Theile über den Stock zusammen mit einer subtilen Stoßnaht genähet. Der Obertheil wird sodann vorn ausgeschnitten, daß der Schnabel des Falken durchgehe. Hinten im Obertheile wird ein Schlitz geschnitten, darin zween Riemen gegen einander durchgezogen, und an den Enden Knöpfchen daran gemacht werden, damit man die Kappe auf erfordernden Fall auf- und zuziehen könne. Unten herum wird die Kappe eingefaßt. Dergleichen Kappe nun wird über den Kopf des Falken gesetzt, der Schnabel durchgestochen, und hinten zugezogen.

Wenn der Vogel verkappet und gefesselt ist, setzt man ihn erst einen Tag auf die Erde in einer Kammer,

oder legt ihm auch wohl eine Stange auf den Boden, so wird er ganz still sitzen, so lange er die Kappe auf hat. Den andern Tag zieht man einen starken ledernen Handschuh auf der linken Hand an, (weil der Falk ordentlicher Weise jederzeit auf der linken Faust stehen und getragen werden muß,) geht zu seinem Vogel, und schleift vorher den einen Langfessel an der Stülpe des Handschuhes, fasset ihn sodann an die Kurzfessel, und hebt ihn auf die Faust, wobey man die Finger in die Hand hinein gelegt und allezeit so halten muß. Wenn nun der Vogel solchergestalt auf der Faust steht, trägt man ihn etliche Stunden herum, zieht alsdann die Kappe bey den Riemen auf, und nimmt ihm die Kappe subtil ab. Daß er sich dabey wild umsieht, und gern fortfliegen will, ist leicht zu erachten, deswegen redet man ihm zu: O ho! Männchen! pfeift auch dabey, daß er es gewohnt werde. Will er aber gleichwohl fort, und fliegt gar öfters von der Faust, so muß man ihn kürzer fassen, und ihn so an der Hand wenden, bis er nach und nach aufsitzen lernt. Wollte er jedoch sich noch nicht bequemen aufzusitzen, so verkappet man ihn wieder, klopfet ihn sanft mit einer Feder, und streichelt ihn damit, um seine Unruhe zu besänftigen, und setzt ihn auf eine Stange, welche so frey an einem Orte in einer Kammer angemacht werden muß, daß, wenn er ja herab fiele, er nicht mit den Flügeln an die Wand treffe, und die Schwingfedern zerstoße. Den dritten Tag nimmt man ihn auf vorgedachte Weise auf die Faust, kappet ihn ab, und probirt ihn sodann, ob er kröpfen (fressen) will, hält ihm von einer Taube, der die Haut mit den Federn etwas abgezogen ist, in der Faust, und unten an seinen Fängen, spricht ihm zu: Kup an, Männchen! streicht ihn auch sacht mit einer langen Feder, damit ihm seine Federn fein glatt an und gleich liegen. Wollte er nun noch nicht kröpfen, so

setzt man ihn, nachdem man ihn vorher etliche Stunden getragen hat, verkappt wieder auf die Stange.

Mancher hartnäckige Vogel sitzt wohl 4 bis 5 Tage, ehe er auf der Faust zu kröpfen sich getrauet; deshalb muß man ihn den Tag über fleißig tragen, damit er dessen gewohnt werde, und ihm was besonders hinzu werfen. Daß er von selbst kröpfen sollte, taugt nicht, es sey denn, daß er übermäßig hartnäckig wäre, und man befürchtete, er möchte gar zu schwach werden, da man ihm dann wohl, nachdem man ihn in einer Kammer auf der Erde angefesselt hat, etwas hingeben kann. Wenn er auf der Hand zu fressen gewohnt ist, darf man ihm alle Tage nur einmal, Tauben oder Rindfleisch das nicht fett ist, oder vom Herzen, des Viehes, welches auch jederzeit sein Fraß ist, geben. Will man ihn noch sparsamer behandeln, so schießt man Krähen, und giebt ihm die Brüste und das Derbe davon zu fressen.

Wenn nunmehr der Falk in etlichen Tagen ruhig auf der Faust fressen gelernt hat, fängt man alsdann an, ihn abzutragen oder abzurichten. Man setzt ihn, wenn man ihn von der Stange auf die Faust genommen und abgekappet, auch vorher ein Paar Stunden getragen hat, in einer Kammer auf eine Stuhllehne, behält aber den Langfessel an den Handschuh gebunden, nimmt dasjenige, womit man ihn äzen will, in die Faust und auf den Handschuh, ruft ihm zu, und hält ihm den Fraß vor, so, daß er nur vom Stuhle auf die Faust und zu seinem Fraße springen darf, giebt es ihm aber anders nicht, als daß er sich bemühen muß, darauf zu springen. Thut er dieses, so tritt man den andern Tag, nachdem man ihn vorher getragen hat, wieder weiter von ihm, wenn er fressen soll, daß er schon fliegen muß. Hat er sich nun ein Paar Tage auch hiezu bequemet, daß er allemal nach der Faust fliegt, auffsetzt und frißt, zieht man ihm gemächlich den Fraß weg, setzt ihn wieder hin, und läßt ihn jederzeit etwas

nehmen,

nehmen, welches etlichemal so hinter einander gethan wird. Zuletzt wird ihm auch satt gegeben. Wenn man ihm sodann den andern Tag wieder etwas geben will, trägt man ihn erst ein Paar Stunden, und geht mit ihm ins Freye, macht die Langfessel vom Handschuhe ab, und bindet einen langen Bindfaden daran, setzt ihn von der Faust ab, tritt 40 bis 50 Schritt weit von ihm, ruft ihm zu: Ho! Männchen! pfeift auch wohl, und hält die Faust mit einer todten Taube vor sich in die Höhe: so muß er gezogen kommen, und sich auf die Faust setzen. Alsdann aber bringt man unvermerkt die Taube weg, setzt ihn wieder ab, läßt ihn noch ein oder zweymal so kommen, und giebt ihm nach und nach satt. Hierauf wird noch etliche Tage so mit ihm exercirt, daß er etwas weiter kommen muß. Weil man ihm aber nun nicht so recht trauen darf, muß allezeit ein Bindfaden angemacht werden, um ihn damit, wenn er ja durchgehen wollte, zurück zu halten. Den andern Tag geht man mit ihm in das Freye, macht ihm den langen Bindfaden wieder an die Langfessel, und probirt, ob er fertig kommen will, wenn man ihm ruft, pfeift und die Faust zeigt. Sollte er sogleich nicht kommen wollen und muckisch aussehen, so geht man ihm nach und nach etwas näher, damit man ihn nicht gar rappelköpfisch mache.

Wenn man den Vogel ins Freye setzt, und er auf die Faust kommen soll, muß man allemal über den Wind treten, weil der Vogel gegen Wind zieht. Merkt man nun an ihm, daß er nicht recht willig kömmt, so läßt man ihn zwar etwas fressen, aber nicht recht satt, damit er nicht gar von Kräften kommen möge, und giebt ihm auch etwas Gewölle mit ein; d. h. man nimmt Federn, und wickelt Fleisch darum, daß er also etliche Stückchen mit Federn hinein bekomme; oder man nimmt Werk von Flachse, macht Kügelchen daraus, umwickelt dieselben mit Fleische, und giebt es ihm, daß

er

er es mit hinein schlinge. Solches wirft er des Morgens wieder aus, und er wird davon wieder recht hungerig und begierig. Man nennt dergleichen Kugeln in der Falkenierkunst mit einem besondern Worte Cures, oder Falkenpillen. Bey Abtragung des Vogels muß man allemal Hunde bey sich herum laufen lassen, damit er der Hunde gewöhne.

Um die Falken zum Hasenfange abzurichten, muß man ein ganzes Hasenfell haben, und dasselbe mit Heu ausfüllen, so, daß es die rechte Gestalt eines Hasen wieder bekomme; darnach bindet man eine lange Schnur daran, und läßt Jemanden damit, so geschwinde als er kann, im Felde laufen. Dieses läßt man den Vogel, welchen man dazu abrichten will, etlichemal sehen, und ätzet ihn einige Tage mit einem angenehmen Fraße auf gedachter Haut. Wenn er sie erkennen gelernt hat, muß man sie ihm dergestalt zeigen, daß sie von einem schnellen Pferde an einer langen Schnur gezogen werde, so, daß das Pferd bisweilen still stehe. Endlich muß man ihn mit einem Kaninchen speisen, damit der Vogel meine, er fresse von einem Hasen.

Andere nehmen ein großes Kaninchen, binden demselben zween Hühnerschenkel an den Hals, und lassen den Vogel dasselbe auf einer Wiese sehen, doch so, daß das Kaninchen sowohl, als der Vogel, an einer Schnur gebunden sey, damit, wenn sie einander ansichtig werden, der Vogel nicht sehr davor erschrecke; man läßt sie also zusammen, und speiset den Vogel mit den von des Kaninchens Halse abgenommenen Schenkeln, bis der Vogel solches etlichemal versucht hat, und darauf hitzig wird, alsdann läßt man ihn los, damit er das Kaninchen fälle, und von demselben giebt man ihm einen Lauf, und etwas von dem Eingeweide zu fressen.

Will man die Falken, auf größeres Weidwerk, als: Trappen, Reiher u. d. gl. zu stoßen, gewöhnen, muß man sie mit lebendigen Vögeln, welche denjenigen, welche man damit beizen will, ähnlich sind, als: indianischen Hähnen, Löffelgänsen, auch wohl mit jun-

gen Reihern, wenn man sie haben kann, ätzen. Die Vögel, welche man dem Falken zur Uebung vorbringt, kann man, damit man solche öfters gebrauchen könne, dadurch beym Leben erhalten, wenn man ihren Hals mit geschmeidigem Leder bekleidet, und so bald der Vogel sie angegriffen hat, ihm sofort die Haube aufsetzt, und eine gemeine Henne in die Hände giebt, damit er meine, es sey das Wildbret, welches er gefangen hat.

Die Perser, welche sich vollkommen auf die Abrichtung der Beizvögel verstehen, gewöhnen die Falken, auf alle Arten von Vögeln zu stoßen. Zu dieser Absicht wählen sie Kraniche und andere Vögel, welche sie, nachdem sie ihnen vorher die Augen verbunden haben, frey laufen lassen. So bald sie hernach dem Falken seine Freyheit geben, oder ihm zu steigen erlauben, ist es ihm ein leichtes, diese Vögel zu schlagen. Sie haben so gar Falken zur Gemsen- und Gazellen-Jagd, welche sie auf folgende Art abrichten. Sie nehmen ausgestopfte Gazellen, und legen für die Falken beständig etwas zu fressen auf die Nase dieser künstlichen Thiere. Die auf solche Weise abgerichteten Falken werden sodann auf das freye Feld gebracht. Entdecken hier die Falkeniere eine Gazelle, so lassen sie gleich zween dieser Vögel steigen, wovon der eine sogleich auf die Nase der Gazelle herab stößt, und mit seinen Händen und Fängen derb auf das Thier los hacket. Die Gazelle steht sodann still, und schüttelt aus allen Kräften, um sich von diesem Ueberfalle zu befreyen. Der Falk schlägt mit seinen Flügeln, um sich fest und im Gleichgewichte zu halten, wodurch die Gazelle noch mehr vom Laufen abgehalten, zugleich aber verhindert wird, vor sich zu sehen. Wenn sie endlich mit vieler Mühe sich vom ersten Falken befreyet hat, stößt sogleich der andere in der Luft schwebende herab, und setzt sich auf die Stelle des vorigen, der sich nun wieder in die Luft schwinget, um seinen Kameraden gleichfalls abzulösen, wenn er abgeschüttelt worden ist. Auf diese Art halten sie den Lauf der Gazellen dermaßen auf, daß die Hunde hinlängliche Zeit gewinnen, sie einzuholen.

Thevenots Reisen, 2 Th. Frf. M. 1693, 4. S. 150.
Voyage de *Jean Ovington*, To. I, S. 279.

Es pflegen auch die Perser die Falken zur Jagd des Roth-Wildbretes abzurichten, und zwar auf folgende Art. Sie stopfen ein dergleichen getödtetes Wildbret mit Stroh aus, und befestigen allemal das Fleisch, welches die Falken fressen sollen,

auf dem Kopfe des ausgestopften Thieres, welches auf einer Maschine mit 4 Rädern beweget wird, so lange der Vogel frißt, um ihn daran zu gewöhnen. Wenn das Wildbret groß ist, läßt man viele Vögel auf einmal auf dasselbe jagen, welche dasselbe, einer nach dem andern, wechselsweise beunruhigen müssen. Sie bedienen sich dieser Vögel so gar auf Morästen und Flüssen, auf welchen sie das Wildbret gleich den Hunden aufjagen. Weil hier alle Soldaten zu gleicher Zeit Jäger sind, haben sie an ihren Sattelbogen gemeiniglich eine kleine Pauke von 8 bis 9 Zoll im Durchmesser, wodurch sie die Vögel zurück rufen können.

Voyage de *Chardin*, To. II, S. 32, f.

In der Falknerey bedient man sich auch des so genannten Federspieles, welches man auch das Vorloß nennt. Es besteht dasselbe aus zwey mit Riemen fest zusammen gebundenen großen Vogelfittigen, woran ein Windstrick hängt, und am Ende ein Häckchen von Horn angemacht ist. Mit diesem Federspiele wird der geworfene Falk zurück gelocket, damit er, in Meinung, es sey ein lebendiges Huhn, oder ein anderer Raub, wieder zurück zu dem Falkenier kehre. S. auch Th. IV, S. 173.

Was bey dem Gebrauche der Falken bey den Reiher- und Rebhühnerbeizen insonderheit zu bemerken ist, s. unter Reiher und Rebhuhn; und wie mit einem todten oder hölzernen Falken, Lerchen zu fangen, s. unter Lerche.

Wenn der Falken Mausezeit ist, d. i. wenn ihnen die alten Federn ausfallen, und neue dafür wachsen, welche gemeiniglich zu Ende des Märzes angeht, giebt man ihnen kurz vorher Schaffleisch in Baumöhl genetzt, welches in frischem Wasser ein wenig abgeschlagen ist; so oft man ihnen aber frisches giebt, muß man das alte Geäse wegnehmen; und wenn die Mausezeit bald zu Ende ist, muß man sie, ehe man sie aus dem Zimmer, worein sie solche Zeit über versperrt gewesen sind, heraus nimmt, mit einer gelinden Purganz reinigen. Hat der Vogel nur einmal seine Federn verändert, so nennt man ihn vermauset; diejenigen aber, welche mehr als einmal sich verneuert haben, nennet man madrirt.

Von

Von den verschiedenen Krankheiten und Zufällen, denen die Falken unterworfen sind, und deren Cur, als: den Augenmängeln und Gebrechen; dem Krebs an dem Schnabel; den Finnen oder dem Pips; dem Schnupfen; der Räude: der Epilepsie; dem kurzen Athem; dem Podagra; der Schwindsucht; dem Gries; wie die zerbrochenen Federn an dem Falken zu heilen, auch andere versehrte einzusetzen oder einzupfropfen; und wie allerley Brüche und Wunden an den Falken zu heilen, auch wenn ihnen sonst die Hände verletzt sind, findet man einen hinlänglichen Unterricht in der neuen lustigen und vollständ. Jagdkunst, Lpz. 1782, 8. S. 396—428.

Die waidmännischen Redensarten von dem Falken, sind folgende. Der Falk zieht in die Höhe; er senkt sich wiederum; er siehet auf den Raub; er reißt den Raub mit den Hinterklauen; er greift an, liegt unter, verliert das Feld. Die Nester der Falken heißen Gestäude. Wenn sie gefangen werden, werden sie mit Reuschhauben gehaubet; wenn man sie aber anfängt zu tragen, werden sie erst recht gehaubet. Sie stehen auf der Hand oder der Stange, und sitzen nicht: sie werden berichtet, d. i. abgerichtet, zahm gemacht; man locket und ätzet sie auf das Luder; das Luder giebt man aus; sie werfen alle Morgen ihr Gewölle, d. i. sie speyen die Haare oder Federn, welche sich von dem am vorigen Tage gefressenen Raube, oder der Aetzung, in dem Kropfe angesetzt haben, wieder aus, da sie außerdem sonst nicht das geringste zu schlagen oder zu fangen tüchtig sind. Wenn sie fliegen, nennt man es steigen. Sie schlagen die Reiher oder wilden Aenten von oben herab, und steigen alsdann wieder. Wenn sie verirren, so sagt man: sie fallen in ein ander Land. An statt zu sprechen, man habe den Falken los gelassen, muß man sagen, man habe ihn geworfen. Der Falk blockt, oder hat geblockt, sagt man, wenn er sich, nachdem er ein Rebhuhn aufgetrieben hat, nach seinem Vortheile auf einen

Baum oder Busch setzt. Ludern heißt, den Falken mit Schwingung des Luders, Federspieles oder Handschuhes, zu sich locken. Rufen nennet man, wenn man ihn mit dem Zieher und der Stimme allein auf die Hand bringt, wie man bey den Habichten zu thun pflegt.

Die deutschen Falkeniere geben auch den Theilen des Leibes dieser Vögel kunstmäßige Benennungen, da ihre Füße Hände, die Zehen Finger, und die Flügel Schwingen heißen. Der Falk hat viererley Federn. Die Federn, welche dem Vogel auf der Haut liegen, heißen Flaumfedern; die Flügelfedern zusammen Wammen; die erste kurze und äußerste, wird die Schwingfeder, die zweyte die lange Penn, die dritte die vorlange Penn, und die andern insgemein Pennen genannt, deren 10 in einem Flügel gefunden werden. Es werden auch die 12 Schwanzfedern Pennen genannt, die mittelste aber, als die 13te, heißt die Decke, weil sie über die von beyden Seiten hergehenden liegt, und sie decket, da sie zusammen stoßen.

Was in Absicht auf den Falkenfang Rechtens sey, s. unter Raubvogel.

Die Falkenfedern, welche aus Norden, und sonderlich aus dem schwedischen und dänischen Lapplande gebracht werden, sind eine Art sehr feiner, leichter und warmer Federn, und eigentlich nichts anders, als diejenigen Flaumfedern, welche man den Falken, und insonderheit den so genannten Gerfalken, die in Island und Norwegen gefangen werden, an dem Halse, Bauche und unter den Flügeln ausrupfet. Man verkauft dieselben nach dem Gewichte, und kostet das Pfund davon auf der Stelle gemeiniglich 6 bis 7 Livres, nach dem sie fein und schön sind; in Frankreich aber bezahlt man das Pfund mit 15 bis 25 Livres. Uebrigens sind sie von den sonst so genannten, und bereits an ihrem Orte (Th. X, S. 331, fgg.) beschriebenen Eiderdunen, unterschieden.

Falken-Beize, s. oben, S. 137.

Falken-Geschühe, s. oben, S. 139.
Falken-Haube, s. oben, S. 140.
Falken-Hof, s. oben, S. 137.
Falken-Kappe, s. oben, S. 140.
Falken-Meister, s. oben, S. 137.
— — (oberste Erb-Land-) } s. Th. XXVIII, S. 330.
— — (Obrist-Hof-) }
Falken-Pillen, s. oben, S. 114.
Falken-Schelle, } s. oben, S. 139.
Falken-Schuh, }
Falkenier, Falkenierkunst; s. oben, S. 137.
Falkiren, s. Falcade.
Falkner, Falknerey; s. oben, S. 137.
Falkaune, Falkonett, Arten des groben Geschützes; s. unter Kanone.

Fall. 1. Der Zustand, da eine Person oder Sache fällt.

1) In der eigentlichen Bedeutung des Zeitwortes fallen. Einen gefährlichen, einen schweren Fall thun, von Menschen und großen Thieren.

Von einem schweren Falle, welchen Leute gethan haben, findet man Beyspiele, daß selbige todt geschienen, und dennoch wieder zu sich selbst gekommen sind. Es kann vielleicht durch eine starke Erschütterung unsere Lebenskraft Noth leiden, ohne daß selbige vernichtet wird. Auch der Schreck kann solche Leute dermaßen betäuben, daß sie einem Todten vollkommen ähnlich werden. Man muß daher mit der Beerdigung solcher Unglücklichen nicht zu sehr eilen.

Wenn Jemand einen schweren Fall gethan hat, daß er ohne Verstand und ganz betäubt da lieget, und das Blut durch die Nase und Ohren dringt, oder daß er sehr engbrüstig, oder sein Unterleib stark gespannt ist, welches anzeigt, daß entweder im Haupte, oder in der Brust, oder im Unterleibe Blut ausgetreten sey: so muß man ihm zuerst eine Ader öffnen, ihn ganz ruhig lassen, und ihn übrigens mit kühlenden Arzeneyen,

Klystiren, und mit dem gehörigen Verhalten vollkommen eben so, wie einen Verwundeten, pflegen, wenn man einer zu befürchtenden Entzündung vorbeugen will. Man würde ihm wirklich vollends den Rest geben, und die Austretung des Blutes vermehren, wenn man ihn, in der Meinung, ihn wieder zu sich selbst zu bringen, schütteln und stoßen wollte. Man muß, wenn der Schade am Haupte ist, dasselbe mit gewürzhaften Kräuterdecocten bähen. Man nimmt dazu Betonienkraut, Raute, Rosmarin- oder Lavendelblumen und rothe Rosen, von jedem 1½ Hände voll, kochet sie eine Viertelstunde in einem bedeckten Topfe mit 3 Nößel alten weißen Wein, gießt den Wein durch, und drückt die Kräuter stark aus. Zum Getränke sowohl als zu den Klystiren, nimmt man Molken mit Honig.

Wenn ein Greis einen Fall thut, welches ihm desto größere Gefahr bringt, je älter und völliger von Leibe er ist: so muß man ihm, ob er gleich davon keinen Schaden genommen zu haben scheinet, wenn er nur blutreich und noch bey Kräften ist, nur etwa 6 bis 8 Loth Blut abzapfen, hierauf ihm alsobald einige Tassen voll von einem etwas gewürzhaften warmen Getränke, z. B. Melissenthee, mit Honig, reichen, und ihn gemächlich auf und ab gehen lassen. Er muß einige Tage etwas weniger, als gewöhnlich, speisen, und täglich zweymal von selbigem Thee trinken, auch ordentlich den Leib ein wenig bewegen. S. auch Quetschung.

Man kennt unter dem Namen Falltrank, den auch die Franzosen adoptirt haben, einen berühmten, aus schweitzerischen Alpenkräutern gemachten Trank, den man Personen, welche gefallen oder sonst verwundet sind, trinken läßt. Er besteht aus einer Mischung der frischen Blätter von folgenden Kräutern: Sinngrün (Vinca minor *Linn.*), Sanikel (Sanicula europæa *Linn.*), Ehrenpreis (Veronica officinalis *L.*), Güldengünsel (Ajuga reptans & pyramidalis *L.* sonst Bugula), Sinau (Alchemilla officin. & pentaphylla *L.*),

L.), Johanniskraut (Hypericum L.), Hirschzunge (Asplenium scolopendrium L.), Frauenhaar (Adiantum Capillus Veneris L.), Beyfuß (Artemisia vulgaris L.), Lungenkraut (Pulmonaria officin. L.), Betonien (Betonica officin. L.) u. m. d. g. Von den verschiedenen Arten der Zubereitung dieses Fall- oder Wundtrankes, und dessen Nutzen, findet man eine von mir übersetzte Abhandlung des Hrn. D. Apples zu Lausanne, im 24. Bande des hamb. Magaz. S. 246—261.

Je größer Baum, je schwerer Fall. Zu Falle kommen, für fallen, ist im Hochdeutschen nur noch im figürlichen Verstande üblich, s. im folgenden; in andern Mundarten aber noch in dem eigentlichen. Von Gebäuden ist Einfall üblicher.

2) In der figürlichen Bedeutung. a) In Rücksicht auf die verminderte Höhe. α Der Fall des Queck-Silbers in der Röhre, des Wassers in dem Teiche. Der Fall eines Ganges, einer Fläche, wenn sie sich unter den angenommenen Horizont verlieret, wo doch das Fallen üblicher ist. β Verschlimmerung des bürgerlichen und sittlichen Zustandes; Abnahme an Macht, Ansehen und Wohlstande. Der Fall eines Ministers, eines Günstlings. Hochmuth geht vor dem Falle. In einer sehr eingeschränkten Bedeutung ist dieses Wort im gemeinen Leben ein gelinder Ausdruck der Schwängerung einer unverehelichten Person. Eine Jungfrau zu Falle bringen, sie schwängern. Sie ist zu Falle gekommen, geschwängert worden. b) Mit dem Nebenbegriffe des Unerwarteten bezeichnet dieses Wort nur den Umstand, wenn ein Grundstück durch Absterben seines Besitzers einen andern Herrn bekömmt, besonders von Lehengütern, wenn sie dem Lehenherrn anheim fallen. Ein Gut stehet auf dem Falle, wenn es wahrscheinlich bald an den Lehensherren fallen wird. S. Lehensfall.

2. Dasjenige, was fällt, doch nur in einigen bereits eingeführten Arten des Gebrauches.

a) Im Bergbaue, eine gewisse Art von Klüften. Die Fälle verrücken den Gang. Der Gang wirft sich den Fällen entgegen, wenn er auf die Fälle zustreicht. In Flötzgebirgen nennet man Erz, welches in Nieren oder Nestern bricht, gleichfalls in dem sonst ungewöhnlichen Diminut. ein Fällchen. b) Bey den Jägern heißt gefallenes, d. i. an Krankheit oder vor Hunger gestorbenes Wildbret, nicht nur Fallwildbret, sondern oft nur schlechthin Fall. c) Der Theil des beweglichen Nachlasses eines verstorbenen Leibeigenen, der an den Grundherrn fällt, heißt an einigen Orten gleichfalls der Fall. Siehe Gewandfall, Hauptfall. Imgleichen das Recht diesen Theil zu fordern.

3. Die Höhe, um wie viel ein Körper fällt; doch nur von der Höhe, um welche die Oberfläche eines Körpers, besonders eines flüssigen, an einem Orte dem Mittelpuncte näher ist, als an dem andern. Das Wasser hat hier einen starken Fall. Der Fluß, die Wiese, der Fußboden hat vier Fuß Fall. S. auch Gefälle.

Wer die Größe des Falles, oder derjenigen allerkürzesten Entfernungslinie, um welche eine Sache mit ihrer obern Fläche an einem Orte von der wahren Horizontallinie weiter entlegen ist, als an einem andern, zu wissen begehrt, der muß vorher die richtige Horizontallinie zu finden, geschickt seyn. Die Wissenschaft, solche zu suchen, nennet man das Nivelliren oder Wasserwägen, davon ich an seinem Orte handeln werde. Wenn also über eine sonst ebene Fläche, z. B. eine Wiese, von einem Ende derselben bis zum andern, eine Horizontal- oder wagerechte Linie gezogen, und dabey befunden würde, daß die Weise mit dem einen Ende durch den Hang oder ihre schiefe Lage um 1 Fuß von gedachter wagerechten Linie tiefer liege: so sagt man von selbiger, sie habe bis an den abgemessenen Ort 1 Fuß oder $\frac{1}{2}$ Elle Fall oder Gefälle.

Gemeiniglich giebt man dem Wasser auf 100 Fuß Länge $\frac{1}{4}$ Fuß Fall; zu den Wasserleitungen aber, wo dergleichen am meisten und genauesten in Acht zu nehmen ist, setzt Vitruv auf 100 Fuß Länge, $\frac{1}{2}$ Fuß Fall.

Fall-Baum. 1. Starke, unten mit spitzigen Eisen beschlagene Bäume oder Pfähle, welche durch einen Querbalken gehen, der sie in gleicher Weite und Ordnung hält; jeder von ihnen aber hängt an seiner besondern Kette, welche, gleich den Fallgattern zu Verschließung der Thore dienen, und vermittelst einer Zugwelle herunter gelassen werden können. S. Fig. 612. Man nennt dergleichen auch Fallpfähle, und wegen des äusserlichen Ansehens, eine Orgel, Fr. Orgues. Sie sind besser als die Fallgatter, weil man durch einen einzigen starken Baum, der z. B. unter diese letzte etwas schief gestellet wird, verhindern kann, daß sie nicht auf die Erde fallen.

2. Bey den Vogelstellern, ein Baum neben einem Vogelheerde, auf welchen die Vögel fallen, d. i. sich setzen können.

Fall-Blech, Fr. Bacule, Bascule; bey den Kaufleuten, die im Einzelnen handeln, ein kleines viereckiges Eisen- oder Messingblech, welches in der Mitte eines Schreibetisches auf und nieder geht, durch dessen Loch die Kaufleute in einen verschlossenen Schubkasten, der unter diesem Tische ist, das Geld, welches sie täglich für ihren Waarenverkauf einnehmen, fallen lassen.

Fall-Block, Fr. Mouton, der Block, welcher mitten in der Ramme geht, und auf den einzuschlagenden Pfahl trifft. S. Ramme.

Fall-Brücke. 1. Eine Brücke, welche so zugerichtet ist, daß sie niederfällt, wenn Jemand darüber geht. Dergleichen betrügliche Fallbrücken, (die auf einmal, und in einer Secunde, mit allem darauf sich befindenden einfallen, vermittelst Zurückziehung nur eines Riegels, so ein einziger Mensch in einem Augenblicke ver-

richten kann,) lassen sich füglich bey einer Festung, wo man öfters einen feindlichen Ueberfall zu befürchten hat, und dennoch der Brücken benöthigt ist, anlegen. Man findet dergleichen in Leupolds theatr. pontific. §. 313, beschrieben und abgebildet.

2. Zuweilen auch eine Aufzieh- oder Zugbrücke, weil man sie niederfallen lassen kann; siehe I Th. VII, S. 52, f.

Fall-Bund, s. Fall-Hut.

Fall-Gänge, nennet man bey der Fischerey gewisse Ableitungen oder Abtheilungen der Fischwässer. Dergleichen Fallgänge und neue Striche zu machen, und sich eigene Gehäge und Fischwässer nach seinem Belieben zu zueignen, wodurch eines andern Gerechtigkeit geschmälert wird, ist nicht erlaubt.

Fall-Gatter, Fall-Thor, Schutzgatter, Fr. Herce, Herse, Serrazine, ein starkes Gatterwerk von unterschiedener Art, indem etliche von Holz mit eisernen Blechen und Spitzen beschlagen, andere aber ganz von Eisen zugerichtet sind. Beyde hängen an starken Ketten, woran sie vermittelst eines Rades und seiner Welle aufgezogen und niedergelassen werden können. Ein Muster davon zeigt Fig. 613. Andere Arten derselben findet man in *Dilichii* Peribologia, Tab. 61 und 62, wo auch S. 80 der Nutzen dieser Gatter gezeigt wird. Man leget sie gemeiniglich in den Durchgang eines Thores oder einer angern Passage, um dadurch den Ueberfall der Feinde zu verhindern, und von dem Eindringen abzuhalten. Weil aber doch der Feind, indem diese Gatter kleine Oeffnungen haben, öfters verhindert, daß sie nicht, wenn sie herunter gelassen werden, auf die Erde fallen und den Weg gänzlich verschließen können, so will man in dieser Absicht die vorher beschriebenen Fallbäume diesen Gattern noch vorziehen.

Fall=Geld, an einigen Orten das Lehengeld, weil es entrichtet wird, wenn ein Lehen zu Falle kömmt, d. i. dem Lehensherrn anheim fallen sollte.

Fall=Gut, ein Gut, welches bey jedem Todesfalle dem Herrn wieder anheim fällt, Fallehen, Schupflehen, bona caduca; dergleichen Güter in Schwaben sehr häufig sind.

Fall=Haus, im Oberdeutschen, das Haus eines Abdeckers, wo er die Häute und den Kern von dem gefallenen Viehe verwahret. S. Fall=Meister.

Fall=Holz, s. Wind=Bruch.

Fall=Hut, Fallbund, Fallmütze, Wulsthut, im Oberd. Hauptring, Bausch, Nieders. Fallhoot, in Preußen eine Butzmütze, Fr. Bourrelet d'enfant, ein gemeiniglich von Sammet oder auch Tuch und anderm Zeuge gemachter, und mit Leinwand, Wolle oder Pferdehaaren derb ausgestopfter, am Kopfe aber fest anliegender Bund, welcher denen Kindern, die zu laufen anfangen, aufgesetzet wird, damit selbige, wenn sie fallen, nicht so leicht mit dem Gesichte aufschlagen können. Bey der obersten Oeffnung ist er über das Kreuz mit breiten Streifen versehen, daß er desto fester auf dem Kopfe sitze, und nicht hinunter in das Gesicht rücken möge.

Wenn die Fallhüte so dick sind, daß sie über die Nase und den Rand der Augenhölen hervor ragen, so sind sie sehr nützlich; außerdem aber thun sie der Gestalt und dem Wachsthume des Kopfes großen Schaden. So bald die Kinder fertig laufen können, sind sie ganz unnütz. Durch einen besondern Antrieb der Natur, beugen sie, so oft sie fallen, den Kopf zurück, und beschädigen daher allezeit eher das Kinn, als die Nase oder einen andern Theil des Gesichtes. Es muß daher der Fallhut alsdann gänzlich abgeschaffet werden, damit der Kopf freyer ausdunsten könne.

Fall=Klappe; eine Klappe, welche unter gewissen Umständen nieder fällt, dergleichen die Klappen über den Wolfsgruben sind. S. Wolfs=Grube.

Fall=Kraut, Panacea lapsorum; s. *Arnica*.

Fall=Lehen, s. Fall=Gut.

Fall=Meister, in einigen oberdeutschen Gegenden, eine anständige Benennung des Abdeckers, weil er nur mit gefallenen Thieren umgeht. S. auch Fall=Haus.

Fall=Mütze, s. Fall=Hut.

Fall=Netz, Schlagnetz, im Jagdwesen, ein Netz, welches aufgestellet wird, und bey der geringsten Berührung niederfällt, und das Thier fängt.

Fall=Pfahl, s. Fall=Baum.

Fall=Reif, s. Fall=Tau.

Fall=Sack, ein großer mit langen Wänden versehener Garnsack, mit welchem man einen großen Bach oder mäßigen Fluß überspannet, und auf welchen man mit Hamen und Wathen zufischet.

Fall=Strick, Piège; s. Schlinge.

Fall=Sucht, s. Epilepsie.

Fall=Tau, an den Schiffen, ein mit Knoten versehenes Tau an der außen am Schiffe angebundenen Treppe, worauf man sich im Auf= und Absteigen hält, damit man nicht falle; ein Fallreif, Fallreep, Fr. Tireveille, Tirevieille.

Fall=Thor, s. Fall=Gatter.

Fall=Thüre, Fr. Trape, eine horizontale oder hängende Thür, welche eine Keller= oder Bodentreppe bedeckt, von selbst zufallen und beyder Zugänge verstopfen kann; besonders wenn sie klein ist, eine Klappe.

Man versteht auch darunter eine Thür, die man durch ein daran gehängtes Gewicht zuzieht, dadurch sie von selbst nach ihrer Eröffnung wieder zufällt.

Fall=Trank, s. oben, S. 150, f.

Fall=Tuch, in dem Jagdwesen, ein jedes Tuch, welches man aufheben oder niederlassen kann, damit das Wildbret, wenn es nöthig ist, hindurch gehen könne; ein Hebetuch, Schnapptuch, Schnappe.

Fall-Wildbret, bey den Jägern, Wildbret, welches todt gefunden wird, lahm ist, oder sonst einen beträchtlichen Fehler hat, und auch nur schlechthin Fall genannt wird.

Falle, L. Decipula, Fr. Trape. 1. Ein Werkzeug, welches in gewissen Umständen zu- oder niederfällt. Besonders 1) ein mit einer Fallthüre versehenes Behältniß, vornämlich für wilde Thiere, in den Thiergärten und Amphitheatern, damit man sie ohne Gefahr öffnen und verschließen könne. 2) Ein Werkzeug, Marder, Maulwürfe, Mäuse, Ratzen und andere schädliche Thiere zu fangen, weil gemeiniglich ein Körper darin sich befindet, der unter gewissen Umständen niederfällt, und dem gefangenen Thiere den Ausgang versperret.

Diese in der Wirthschaft höchst nöthigen und nützlichen Werkzeuge werden von Holz, Eisen und Draht gemacht, und im Großen von verschiedenen Handwerksleuten nach dem besondern Angeben verfertiget. Allein die gemeinen Fallen sind eine Arbeit der so genannten Hechelmacher und Mäusefallenträger, welche am Thüringer- und Böhmerwalde auf den Dörfern wohnen, und sich auf diese Arbeit besonders, als eine freye Landhanthierung legen. Einige Fallen aber, welche von Draht gebogen werden, sind eine Arbeit der Nadler.

Unter jeder Benennung wird von jeder besonders gehandelt, und die Art und Weise ihres Gebrauches gezeiget.

2. In den Schlössern, ist die Falle ein rechtwinkelig gebogenes Eisen, an dessen hinteres Ende sich die Feder des Schlosses anleget.

S. Sprengels Handw. und Künste, 6te Samml. S. 66.

Eine schießende Falle, Fr. Bec de cane oder de canne, heißt eine Art kleiner Thürschlösser, deren Riegel mit dem halben Schlusse schräg gehauen ist, damit die Thür, wenn man sie stößt, einschließe. Vornämlich nennt man kleine Schlösser so, die keinen Schlüssel haben, sondern mit einem Knopfe aufgezogen werden.

Hrn. du Hamel Schlosserkunst, im IX. B. des übers. Schaupl. der Künste und Handw. S. 264. fgg.

Sprengel, a. angef. O. S. 44. 58.

Falle, eine Münze; s. Forle.

Fallen. Dieses Wort drückt überhaupt diejenige Bewegung aus, nach welcher ein Körper durch seine Schwere nach dem Mittelpuncte der Erde zu getrieben wird. Figürlich haben die damit verbundenen Begriffe der verminderten Höhe, der Geschwindigkeit, des Unerwarteten, eine Menge bildlicher Bedeutungen veranlaßt, von welchen ich hier nur diejenigen, welche nicht Jedermann bekannt seyn dürften, anführe.

Man braucht dieses Wort von Flüssen, wenn sie in andere tiefer liegende Gewässer ausfließen. Der Main fällt in den Rhein, der Rhein in die Nord-See. In der Mathematik sieht man bey dem Fallen des Wassers mehr auf das Maß, um wie viel es sich von der angenommenen Horizontallinie entfernet; doch sagt man alsdann lieber, das Wasser hat drey Fuß Fall oder Gefälle, als: es fällt um drey Fuß. S. Fall und Gefälle.

Im Bergbaue und gemeinen Leben braucht man dieses Wort von der Richtung einer jeden Fläche unter einen angenommenen Horizont. Der Gang fällt seiger, erstreckt sich senkrecht in die Tiefe. Fallende Gänge oder Linien, welche unter den angenommenen Horizont niedersinken.

Vermindert werden, am Preise, an Güte, an innerer Stärke abnehmen. Die Preise steigen und fallen. Das Korn ist gar sehr gefallen, d. i. im Preise.

Besonders mit dem Nebenbegriffe der Verschlimmerung, aus einem vollkommenern Zustande in einen unvollkommenern gerathen; an Macht, Ansehen, bürgerlichem Wohlstande abnehmen. Von einem Minister, der sein Ansehen bey Hofe, von einem Günstlinge, der die Gnade seines Herrn verloren hat, sagt man, daß

sie

sie gefallen sind. Ein Handelshaus fällt, wenn es in Abnahme geräth, oder wohl gar bankerot wird.

Bey den Handwerkern heißt fallen, das gesuchte Meisterrecht aus eigener Schuld nicht erlangen, und einen solchen fallen lassen, ihm das Meisterrecht versagen; wo dieser Ausdruck der Gegensatz des Bestehens ist.

Umkommen, sterben; von dem Wildbrete und andern großen Thieren. Gefallenes Wildbret, welches vor Krankheit oder Hunger gestorben ist; s. Fall-Wildbret. In dieser Bedeutung ist auch umfallen üblich.

Oft wird dieses Wort auch von Thieren für laufen, fliegen, springen gebraucht. Die Vögel fallen auf das Aas. Bey den Jägern fallen die Falken in ein fremdes Land, wenn sie sich in Verfolgung ihres aufgestoßenen Raubes verirren, und oft auf viele Meilen Weges weit von dem Orte, wo sie geworfen worden, hinweg fliegen. Das Wildbret fällt über den Graben, wenn es darüber springet. Der Hirsch fällt über den Zeug, wenn er darüber setzt. Die Sau fällt in den Zeug, wenn sie hinein läuft. Zu Baume fallen, wird bey den Jägern von den Birk- und Haselhühnern gesagt, wenn sie auf die Bäume fliegen.

Geboren, gezeuget werden, doch nur von größern Thieren, und allemal mit einem oder dem andern Beysatze. Von schönen Pferden fallen schöne Füllen. Ein Hund, der von einem Budel und einer Schweißhündin gefallen ist. Wo der Hase fällt, da ist er am liebsten.

Fallende Sucht, s. Epilepsie.

Falliren, oder **fallit werden**, aus dem Ital. Fallire, Fr. Faillir, heißt bey den Kauf- und Handelsleuten nicht Wort halten, oder mit Bezahlung der Wechselbriefe zu ihrer Verfallzeit nicht inne halten, sondern sie protestiren lassen, und den Gläubigern aus dem Wege gehen, oder sich zu Vermeidung ihrer Strenge zu verbergen suchen; daher dann gemeiniglich ein so genann-

tes Fallîment, oder ein Bankerott entsteht, diejenigen aber, welche dergleichen veranlassen, Falliten oder Bankerottier genennet werden. S. Bankerott.

Falot, s. Laterne. Pech-Pfanne.

Falquer, s. Falcade.

Falsch, Nieders. falsk, L. Falsus, Fr. Faux. 1. Was nicht dasjenige ist, was es zu seyn scheinet, folglich auch nicht die Güte des wahren hat.

1) Unächt, nachgemacht. Falsches Gold, falsches Silber, so aus Composition besteht und den äußern Schein des Goldes und Silbers hat. Falsche Tressen, so aus solchem Metalle verfertiget sind. Falsche Edelsteine, nachgemachte, im Gegensatze der ächten. 2) Besonders, wenn diese unächte Beschaffenheit zum Schaden anderer gereicht, betrüglich. Ein falsches (nachgemachtes) Siegel. Ein falsches (untergeschobenes) Testament. Falsche Urkunden, Briefe u. s. f. Falsche Münzen, falsches Geld. Derjenige, der Briefe und Schriften verfälscht, imgleichen eines andern Namen mißbrauchet, Leute dadurch zu betriegen, wird ein Falsarius genannt.

2. Was nicht dasjenige ist, was es seyn sollte. 1) der Wahrheit zuwider, unwahr. Ein falsches Zeugniß ablegen. Ein falscher Eid, worin man eine Unwahrheit beschwöret; ein Meineid, s. Th. X, S. 325, f. 2) Den Regeln der Kunst zuwider. Ein falsches Licht in einem Gemälde, wenn es nicht nach den Regeln der Kunst vertheilt ist; Fr. Faux jour. Ein Gemälde hänget in einem falschen Lichte, wenn es nicht an seinem rechten Orte hängt, d. i. wenn das in das Zimmer fallende natürliche oder Tageslicht, nicht von eben der Seite kömmt, von welcher das künstliche, oder das von dem Maler in dem Gemälde angenommene zu kommen scheinet, und die auf dem Bilde gemalten Gegenstände auf eine andere Art beleuchtet werden, als sie es

seyn

seyn würden, wenn sie wirklich und in der Natur wären, und an dem Orte ständen.

Das falsche Licht kann dem Gemälde viel Schaden thun, weil es die dunkeln Stellen heller, und die hellen dunkeler machen, folglich die Haltung und Harmonie vermindern kann. Die beste Stellung für Gemälde ist die, nach welcher alle Theile desselben ein gleich starkes Licht bekommen, weil auf diese Weise das Helle und Dunkele in demjenigen Verhältnisse bleibt, welches der Maler ihm gegeben hat. Also müßte in Bildergallerien entweder das Licht gerade von vorn auf die Gemälde fallen; oder noch besser, da dieses in gewissen Stellen blendet, von oben, so daß es sich an alle Seiten des Zimmers gleich stark ausbreitet, so wie in dem runden Salon der Gallerie in Sans-Souci.

3) Was nicht die gehörige innere Güte hat. Falsche Wage, falsches Maß, falsches Gewicht. Falsche Farben, welche entweder nicht beständig sind, oder doch den Zeug zerfressen. Falsche Waare.

Falsch-Nagel, bey verschiedenen Metall-Arbeitern, ein verlornes Nieth, ein falsches Nieth.

Falte, (*) L. Plica, Fr. Pli, zusammen gelegte Theile eines biegsamen Körpers, und die Schnur dieser Zusammenlegung. Die Falten im Papiere, in einem Zeuge.

1. An einem Tuche oder Zeuge, versteht man durch Falte einen Bruch oder ein Zeichen, welches macht, daß es nicht gleich ausgeht, oder welches an demselben zurückbleibt, nachdem man ihn die ganze Länge herunter,

(*) Falte, Angels. Fealde, Engl. Fold, Schwed. Fall, Poln. und Böhm. Fald, im mittlern Lat. Faltus, im Span. Falta, im Ital. Falda, im Holl. Voude, soll, dem Wachter und Ihre zu Folge, von dem Lat. plica, und dem Griech. πλους abstammen. Das Nieders. Ploje, kömmt dem Lat. plica näher. Uebrigens heißen die Falten in einem Kleide im Niedersächs. Flunken, unförmliche Falten aber im Papiere, Zeuge, u. s. f. Krunkeln oder Fissen. Ehedem bedeutete dieses Wort auch ein Fach, imgleichen eine Hürde, vermuthlich, weil man sie zusammen zu legen pfleget. In andern Umständen lautet dieses Wort Falz.

ter, in der Mitte und in der Breite, zusammen geleget hat.

Das Falten, in Falten bringen, auffalten, auftafeln, Fr. Pliage, Fr. Plier, ist sonderlich bey den Tüchern und wollenen Zeugen gebräuchlich, und kömmt den Tuchbereitern zu, da sie nämlich ein völlig fertiges Stück Tuch oder Zeug gehörig zusammen schlagen. In England muß dieses, bey Verlust des Stückes, so geschehen, daß der Käufer an den Falten desselben die Länge und Breite sogleich erkennen könne. Es geschieht aber dieses Falten oder Zusammenschlagen auf zweyerley Art. Nämlich die Tücher und breiten Zeuge werden auf einer Art von einem Tische oder Stuhle, welcher auch daher der Faltrisch oder Faltstuhl heißt, die schmalen aber nur mit einem hölzernen Instrumente, welches die Gestalt eines großen Messers mit einem runden Griffe hat, und der Faltstock heißt, zusammen gefaltet, und sodann zwischen zwey dünnen Bretchen in die Presse gesetzt, und recht derb zusammen gepresset. Die andern Zeuge aber werden erst doppelt zusammen geleget, so daß beyde Sahlleisten einander berühren, und sodann gefaltet, ehe man sie noch heftet.

Ueberhaupt können die Manufacturisten und Kaufleute bey Zusammenlegung ihrer Zeuge nicht Vorsicht genug gebrauchen, damit sie keine falsche und betrügliche Falten bekommen. Insonderheit müssen die Kaufleute, welche Waaren kaufen, die aus Manufacturen kommen, von denen man sonst schon weiß, oder den Verdacht hat, daß sie darin nicht gut gefaltet werden, sie wohl examiniren, und besonders darauf Achtung geben, ob die Falte recht in der Mitte ist; wie denn in der That auch viel Geschicklichkeit dazu gehört, ein Stück Tuch oder Zeug recht gut und zierlich zu falten. Sonderlich müssen die Querfalten, oder welche in der Breite eines Stückes zu liegen kommen, gleich weit von einander abstehen, und wechselsweise ein- und auswärts über einander her geleget werden.

Von diesen Falten, welche die Tücher und Zeuge nothwendig haben müssen, sind die so genannten fal-

schen

schen Falten oder falsche Brüche wohl zu unterscheiden, welche entweder von den Tuchscheerern, oder auch in der Walkmühle darein gemacht werden. Die erste Art, welche im Franz. besonders Ancrure heißt, ist eigentlich ein falscher Bruch oder Bug, welcher in einem Zeuge, den man scheeren will, gemacht wird, weil er nicht recht ausgespannt und mit den Häkchen an den Sahlleisten auf dem Tische oder Scheerkissen nicht recht fest angemacht worden ist. Diese Arten von Falten oder Brüchen ist ein großer Fehler in der Zubereitung der Waare; weil die Scheere, wenn sie über diesen Bug weggeht, der manchmal fast nicht wahrzunehmen ist, beynahe die Wolle von dem Zeuge wegschneidet, daß man daher den Boden oder Faden gänzlich entdecket.

Diesem Fehler abzuhelfen, bedient man sich gemeiniglich einer Bürste von Disteln, mit welcher man neue Wolle aufkrazet, die man nachher wieder schiert, damit man es dem übrigen gleich mache. Allein man möge machen, was man will, diesen Fehler zu verbergen, so ist es fast unmöglich zu verhindern, daß man ihn nicht wahrnehmen sollte, und man sieht diesen Fehler allemal als einen wirklichen Abgang des Zeuges an.

Was aber diejenigen falschen Falten oder Brüche betrifft, welche die Tücher oder wollenen Zeuge in der Walkmühle bekommen, wenn sie nicht gut in Acht genommen, und unrecht unter die Stampfen geleget werden: so heißen selbige bey den Franzosen insbesondere Bourlets, Bourrelets, oder Riboudures, und die kleinen von solcher Art Pinceures. S. auch Strecken.

Noch eine Art von falschen Falten oder Brüchen, Faux oder Mauvais Plis genannt, ist die, welche den Zeugen von den Kaufleuten selbst, insonderheit von denen, die im Kleinen handeln, beygebracht wird, wenn sie solche aus einander legen, um sie den Käufern zu zeigen, und bey dem Wiederzusammenlegen nicht darauf Achtung geben, daß sie selbige wiederum in eben die

Falten, die sie vorher gehabt haben, sondern ganz anders zusammen legen, indem nichts einen Zeug mehr verstellen, und schwerer zu verkaufen machen kann, als wenn er solche falsche Falten oder Brüche bekommen hat.

Endlich nennet man auch an der Leinwand, die im französischen Bisthume Rennes in Bretagne fabricirt wird, und insonderheit an derjenigen, die zu Segeltüchern gebraucht wird, kurze Falten, Fr. Courts Plis, wenn dieselbe nicht auf eine dem Reglement gemäße Art zusammen gelegt ist, und die Falten weniger, als 1 Elle, in der Länge haben.

2. In weiterer Bedeutung werden an den Kleidungsstücken auch die aufgeschwollenen Theile eines Gewandes, welche der weite Umfang des Zeuges macht, Falten genannt.

So zufällig die Kleider selbst und die Falten derselben, besonders für den Menschen sind, so wesentlich sind die Falten der Gewänder in den Gemälden, zur Annehmlichkeit, Schönheit und zur Harmonie des Ganzen. Die Kunst, die Gewänder, womit Personen, oder Zimmer und Geräthe bekleidet werden, in gute Falten zu legen, ist wirklich ein wichtiger, zugleich aber schwerer Theil der zeichnenden Künste, vornämlich aber der Malerey. Diese Kunst hat ungemein viel schlaue Veranstaltungen nöthig, um das Aug zu täuschen und ihm zu schmeicheln, so, daß sowohl an der Zeichnung der Formen, als in der Farbengebung, und besonders in demjenigen Theile, der das Helle und Dunkle, und die Wiederscheine betrift, fast nichts für unwichtig zu halten ist. Jedermann fühlt, daß in einem Gewande die Falten so widersinnig, so seltsam und verworren seyn können, daß das Aug dadurch verwirrt und von wichtigen Gegenständen abgezogen wird. Dazu kann denn noch eine so seltsame Verwirrung des Hellen und Dunkeln und der Farben kommen, indem das hervorstehende in den Falten hell, und das eingebogene dunkel wird; jeder Theil des Gewandes aber, nach dem er mehr oder weniger aus- oder eingebogen ist, eine andere Farbe bekömmt.

Hieraus läßt sich begreifen, wie durch ungeschickte Falten alle Ruhe und Befriedigung des Auges kann zernichtet, wie dadurch die Haltung und Harmonie des Gemäldes kann zer-

ſtöret werden, und wie, dieſer übeln Folgen halber, ſo unbeträchtlich ſcheinender Theil der Kunſt ganz wichtig wird. Ich will das Weſentlichſte, worauf der Zeichner und Maler zu ſehen haben, anführen, um die jungen Künſtler, welche dieſes etwa leſen möchten, zu genauem Nachdenken über dieſen Theil der Kunſt zu vermögen.

In Anſehung der Form ſind drey Dinge ſorgfältig zu vermeiden. 1) Falten, welche verworren durch einander laufen, und durch ihre Höhen und Tiefen unangenehme Figuren mit ganz ſpitzigen Winkeln verurſachen. Das Aug liebet überall die Rundungen, über deren Umriſſe es ſanft hinglitſchen kann; hingegen iſt ihm das Eckige und beſonders das Spitzige, wo es den Sachen nicht ſchlechterdings weſentlich iſt, höchſt unangenehm. Die Falten müſſen ſanfte und allmähliche Erhöhungen und Vertiefungen machen, wie die Hügel und Thäler in einer Landſchaft, nicht Ecken und Höhlen, wie ein Haufen groſſer über einander geworfener Klumpen von Felſen. 2) Vermeide der Zeichner unnatürliche Falten. Er hüte ſich, Vertiefungen zu zeichnen, wo das Gewand nothwendig hervor ſtehen muß, und umgekehrt. Die Lehrer der Maler geben überhaupt dieſes Punctes halber die Regel, daß die Falten genau mit der Stellung des Körpers überein kommen, ſo, daß man, der Bekleidung ungeachtet, die Lage und Beugungen der bedeckten Gliedmaßen mehr merken, als deutlich ſehen könne. Denn ſo genau anklebend an den Gliedern müſſen die Gewänder auch nicht ſeyn, wie die naſſe Leinwand. 3) Auch iſt das häufige allzu kleine in den Falten zu vermeiden; ſie müſſen, wie die Gruppen der Figuren und des Lichtes, wenig und große Maſſen ausmachen, ſo daß jede kleine nicht für ſich allein ſteht, ſondern als ein kleiner Theil einer Hauptgruppe untergeordnet iſt. Die kleinen, dürftigen, allzu häufigen und allzu gepreßten Falten, (Fr. Plis papillotés, Papillotage) ſind überaus unangenehm. Wenn man den Gottheiten, obrigkeitlichen Perſonen und vornehmen Leuten Gewänder giebt, müſſen die Falten majeſtätiſch und wohl gewählt ſeyn, doch dürfen die Glieder nicht allzu ſtark angedeutete Falten leiden. Wohl angebrachte Falten müſſen der Bewegung der Gliedmaßen folgen, und ihnen in ihrer Handlung alle Gemächlichkeit laſſen. Man muß jederzeit auf die Beſchaffenheit des Zeuges ſehen: denn die Atlaßfalten ſind ganz anders, als die Falten von Sammet, oder von einem wollenen Zeuge. Ein Maler muß nicht immer dem Naturelle folgen, ſondern bisweilen die Zahl der Falten ver-

mindern, wenn sie das Gewand trocken und dürftig machen würden. Man muß die Mittelstraße zwischen allzu großen und allzu kleinen Falten zur Regel nehmen, was hievon abgeht, ist allzeit zu vermeiden.

In Rücksicht auf die Haltung und Harmonie der Farben, scheint dieses die wichtigste Regel zu seyn, welche schon da Vinci, in seinem Traité de la peinture, Cap. 358, gegeben hat: Falten, in deren Tiefe sehr dunkle Schatten seyn müßten, sollen nicht an den Stellen des Gewandes kommen, auf welche das stärkste Licht fällt; und im Gegentheil sollen an den dunkeln Stellen keine Falten so heraus stehen, daß ein starkes Licht auf sie fallen müßte. Hernach aber muß auch besonders in Absicht auf die Theile, auf welche die Hauptmasse des Lichtes fällt, alles das beobachtet werden, was vorher über die Form der Falten angemerkt worden ist, weil es sonst nicht möglich ist, der Hauptmasse des Lichtes die wahre Haltung zu geben. Maler, die sich einbilden, es sey schon genug, daß sie die Falten nicht aus dem Kopfe, sondern nach der Natur, wie sie etwa an einem bekleideten Gliedermanne liegen, nachmachen, betriegen sich; denn schon in der Natur können sie schlecht und dem Gemälde nachtheilig seyn.

Dieser Theil der Kunst erfodert einen großen Geschmack, so gut als irgend ein anderer. Darum übertrifft Raphael auch hierin alle Maler, so wie er sie in Zeichnung und Ausdruck übertrifft. Diesen großen Mann müssen angehende Künstler zum Muster nehmen. Uebrigens verdient vorzüglich über diese Sache da Vinci, am angef. O. und Köremons Natur und Kunst in Gemälden, Th. 1. Cap. 18, nachgelesen zu werden.

Eben die Gesetze hat auch der Kupferstecher zu beobachten. Wenn er ein Gewand arbeiten will, muß er die Einschnitte auf solche Art machen, daß sie die Falten desselben wohl bezeichnen, und er muß sich nicht daran binden, einen Schnitt, welcher eine Sache genau zu bilden gedient hatte, fortzuführen, wenn er ihn nicht für den rechten hält, die folgende Sache wohl auszudrücken; es ist besser, denselben abzusetzen, und einen andern zu nehmen, welcher schicklicher ist. Nur muß er hiebey Acht haben, daß er einen Schnitt über den andern als den zweyten, oder wenigstens als den dritten, gehen lasse. Unterdessen ist es nicht dienlich, in den Stücken des Gewandes gerade kreuzweise gegen einander gezogene Striche anzubringen, wenn nicht die durch das Faltenspiel verursachte Absonderung überaus merklich ist. Die Schnitte müssen, wie die Höhl- und Tiefungen der Falten sind, schlangenförmig seyn.

Falten-Blume, Convolvulus; ſ. Winde.

Falten-Haube, ſ. unter Haube.

Falten-Magen, ſ. unter Magen.

Falten-Schwamm, Elvela, Helvela *Linn.* ſ. unter Schwamm.

Falten-Tuch, ein aus Baumwolle verfertigtes, zartes, weißes, klares und auf beſondere Art dicht zuſammen geſchlagenes Tuch, das aus lauter kleinen und nahe an einander hängenden Fältchen beſteht, welches das Frauenzimmer zu allerley Puze und weißem Geräthe, zu gebrauchen pflegt.

Falun, ſ. Muſchel-Sand.

Falx, ſ. Senſe.

Falz, die Falz, die Balz, ein bey den Jägern üblicher Ausdruck, wo er von der Begattung der größern Vögel, beſonders der Auerhähne, gebraucht wird. Die Auerhähne ſind in der Falz, oder Balz, d. i. ſie wollen ſich gatten. Auf die Auerhahnbalz gehen, d. i. auf die Jagd der Auerhähne, wenn ſie in der Balz ſind. S. auch Falzen.

Falz, der Falz, ein Wort, welches mit Falte einerley Urſprung und Bedeutung hat, aber nur in einigen beſondern Fällen gebraucht wird.

1. Eine regelmäßige Falte in dem Papiere bey den Buchbindern. Hinten an dem Bogen, wo der Falz iſt.

Eben dieſelben brauchen es auch von den zuſammen gelegten langen ſchmalen Stücken Papier, welche in einem Buche mit eingeheftet werden, Landkarten und Tabellen, welche nicht mit geheftet werden können, daran aufzukleiſtern.

2. Bey den Riemern und Gärbern iſt der Falz der umgelegte Theil an dem Falzmeſſer und Falzeiſen, von welchem ungebogenen Theile dieſes Werkzeug und die bey ihnen übliche Verrichtung des Falzens den Namen zu haben ſcheinen, obgleich Friſch ſolchen von Fell her-

leitet. Einen Falz schleifen oder legen. S. auch Falz-Bock.

Die Kupferschmiede machen an denen Theilen, die sie mit einander verbinden wollen, gleichsam einen Falz. S. Falz-Amboß.

Von Falzen an Dächern von Kupfer oder Bley, s. Th. VIII. S. 609.

3. Eine Rinne, Hohlkehle, Fuge. Die Falze an den Säulen, welche bey manchen Säulen längs dem Schafte angebracht werden, wo auch das weibliche Geschlecht die Falze üblich ist; L. Stria.

Bey den Buchbindern, der Ort an einem Buche, wo die Deckel angesetzet werden. Ein Buch mit einem tiefen Falze.

Der Falz, d. i. die Rinne, Hohlkehle, an einem Büchsenschafte, wo dieses Wort in einigen Mundarten gleichfalls die Falze lautet.

Auch die Tischler haben Falze oder Falzen, d. i. Fugen, oder Rinnen, zwey Breter an einander zu fügen. Fr. Couliſſe, Entaille. S. auch Falz-Bank. Falz-Hobel.

4. Die abgestoßene oder verdünnte Ecke, bey verschiedenen Holzarbeitern, um dieses Stück dadurch an ein anderes zu fügen. Auch die Buchbinder stoßen einen Falz an diejenigen Breter, welche zu Deckeln eines Buches bestimmt sind, damit sie gehörig in den Falz des Buches passen.

Falz-Amboß, bey den Kupferschmieden, ein Amboß, zwey Stücke Kupfer an einander zu falzen. S. Falz 2.

Falz-Bank, bey den Zimmerleuten und Tischlern, eine Bank, worauf die Breter befestiget werden, denen man vermittelst des Falzhobels einen Falz geben will.

Falz-Bein, Fr. Plioir, ein breites, dünnes, glatt geschliffenes Werkzeug von Buchsbaumholz, Knochen oder Elfenbein, Papier damit zu falzen, und den Falz glatt zu streichen; besonders bey den Buchbindern.

Das

Das Falzbein des Buchbinders ist ungefähr 6 Zoll lang, und gegen das Falzende zu, so wie an den Seiten, etwas schneidend gemacht, um die Fugen des Leders damit einzureiben.

Sonst ist das Falzbein auch den Kaufleuten, die sich dessen beym Zusammenlegen ihrer Briefe auf dem Contoir bedienen, imgleichen den Gelehrten nicht unbekannt.

Falz-Bock, ein Bock, d. i. ein hölzernes Gestelle der Gärber, das lohgare Leder darauf zu falzen.

Falz-Bret, bey den Buchbindern, ein Bret, die Bögen eines Buches darauf zu falzen.

Falz-Eisen, bey den Lohgärbern, eine gerade, breite Klinge, deren Schneide umgeleget ist, um mit dieser etwas aufgeworfenen Schneide das untaugliche Fleisch von den Häuten zu schaben. Der eine Griff daran ist der Länge nach, der andere der Quere nach angebracht, um das Eisen mit beyden Händen über die Fleischseite desto besser zu führen. Eine Abbildung davon, stellet Fig. 614 dar. Es wird auch das Falzmesser, oder Gärbereisen, Fr. Drayoire, genannt. S. auch Falzen. Fleischen. Schabe-Eisen.

Falz-Haken, bey den Drechslern, ein Haken, dessen sie sich bedienen, Sachen von innen auszudrehen.

Falz-Hammer, bey den Kupferschmieden, ein Hammer, kupferne Geschirre damit zu falzen. S. Falzen 2.

Falz-Hobel, s. unter Hobel.

Falz-Messer, s. Falz-Eisen.

Falz-Zange, s. Zange der Klempner und Schuster.

Falzen, (*) balzen, sich paaren, sich gatten. Die Jäger brauchen dieses Wort von allen großen Vögeln. Die Auerhähne, die Birkhühner balzen, oder falzen, d. i. sind in der Brunstzeit. S. auch Falz.

Falzen. 1. Eigentlich umlegen, in Falten oder Falze legen. So falzen die Buchbinder die Bogen eines Buches, wenn sie dieselben auf regelmäßige Art zusammen

(*) An statt falzen, wird in den gemeinen Mundarten auch pfalzen geschrieben und gesprochen.

men legen und den Bruch oder Falz glatt streichen. S. Falz 1, Falz=Bein und Falz=Bret.

Vom Falzen der Buchbinder, s. Anweis. zur Buchbinderkunst, 1. Abtheil. Lpz. 1762, 8. S. 28. fgg.

Hallens Werkstätte ꝛc. 2. B. S. 107.

Einen Brief falzen, zusammen legen.

2. Durch Umlegung der äußern Theile zusammen fügen, auf welche Art die Kupferschmiede ihre Arbeiten falzen. S. Falz 2, Falz=Amboß, und Falz=Hammer.

3. Mit Falzen d. i. Fugen, oder Hohlkehlen, Rinnen, versehen, bey verschiedenen Holzarbeitern, sowohl zwey Stücke dadurch zusammen zu fügen, als auch zur Zierde. S. Falz 3. 4.

4. Mit dem Falzeisen oder Falzmesser bestoßen, bey verschiedenen Lederarbeitern. Eine Haut falzen, Fr. drayer, die Haare oder das noch übrige Fleisch wegzuschaffen. S. Falz, 2, Falz=Bock und Falz=Eisen.

Vom Falzen der Lohgärber, s. Hallens Werkstätte ꝛc. 2. Band, S. 366.

Sprengels Handwerke und Künste, 13. Samml. S. 45. f.

Fameuse, eine Nelkensorte; s. unter Nelke.

Familie, aus dem Lat. Familia, und Fr. Famille. (*) 1. Personen, welche eine häusliche Gesellschaft ausmachen, Eheleute und ihre Kinder, als ein Collectivum. In diesem Hause wohnen sechs Familien. Im gemeinen Leben oft auch für die Kinder allein. Eine starke Familie haben, viele Kinder. Wie stark ist ihre Familie? in der gezierten Sprechart, wie viel Familie haben sie? Zuweilen begreift man unter diesem Ausdrucke auch das Gesinde, und also die sämtlichen Personen, die in eben demselben Hause, unter eben demselben Haupte, welches der Hausherr, Hausvater oder das

Haupt

(*) Ehe dieses Wort aus fremden Sprachen entlehnet wurde, brauchte man in der oberdeutschen Mundart dafür Githigine, Hiuuiske, Haushab, Huschc. Haeskap ist noch im Schwedischen üblich. S. Geschlecht. Haus.

Haupt der Familie, L. Pater familias, Fr. Pere de famille, genannt wird, beysammen leben; Mann, Weib, Kinder und Gesinde; oder, wie man sagt, die ganze Haushaltung.

2. In weiterer Bedeutung, alle Personen, die aus demselben Geblüte entsprossen sind; die ganze Verwandtschaft oder Blutsfreundschaft; alle diejenigen, die zu einer Blutsfreundschaft oder Verwandtschaft gehören, als: Kinder, Brüder, Schwestern, Bruderkinder, Schwesterkinder ꝛc. Oft auch diejenigen mitgerechnet, die durch Heurath in Jemandes Verwandtschaft gekommen sind. Kurz, ein ganzes Geschlecht mit allen Schwägern und Seitenverwandten, in welchem Falle die Lateiner das Wort Gens oder Genus gebrauchen. Eine berühmte; angesehene Familie. Diese Familie ist längst ausgestorben.

3. In noch weiterer Bedeutung, gewisse bürgerliche Gesellschaften, welche unter eine größere, wie die Gattung unter das Geschlecht, gehören. So wird z. B. dieses Wort von verschiedenen Arten der Handwerksleute, die aber doch alle gewissermaßen und überhaupt, wegen ihrer Arbeit aus einerley Materie, mit einander verwandt sind, gebraucht, so, daß in einem Geschlechte verschiedene Familien gleichsam entstehen, die auch deswegen öfters in einer Zunft zusammen stehen, da hingegen die schismatischen Secten mit einander nichts zu thun haben, sondern sich vielmehr unter einander als unehrlich, unächt und Störer ansehen. Insonderheit theilt sich das Schmiedehandwerk in viele Familien, z. B. Grobschmiede, Kleinschmiede, Messerschmiede, Zeugschmiede. Und eine Familie hat auch öfters wieder verschiedene Branchen oder Nebenzweige; z. B. die Messerschmiede theilen sich in Lang- und Kurzmesserschmiede, Schwertfeger, Klingenschmiede, Beschaler (Bankarbeiter,) u. s. f.

Dasjenige was eine Familie oder Haushaltung unterhält, besteht in drey Stücken, nämlich in Personen, Sachen und einer Ordnung oder häuslichem Regimente. Die Personen betreffend, so kann zwar eine einzige Person keine Familie ausmachen; doch ist

die

die Anzahl der Personen nicht allzeit und bey allen einerley, sondern, nach der Condition und dem Stande des Hausvaters, unterschieden. Indessen muß die Anzahl der Personen auch nicht allzu groß seyn, sonst würde auß dem Hause oder einer einzelnen Haushaltung, eine Universitas, Dorf, Flecken oder Stadt. Wo sie aber am vollkommensten ist, muß sie die drey einfachen Societäten, (nämlich die eheliche, väterliche und herrschaftliche, s. Gesellschaft,) begreifen. Doch können nicht alle Familien sich dieses Glückes rühmen, weil öfters der Ehestand unfruchtbar ist, und also die väterliche Societät mangelt; zuweilen ist auch der Hausherr so arm, daß er keinen Knecht halten kann, und selbst die Knechtsarbeit übernehmen muß. Gleichwohl kann in beyden Fällen gesagt werden, daß ein Kind- und Knechtloser Hausvater dennoch eine Familie und Haushaltung habe, wenn er nur in einer rechtmäßigen Ehe lebet. Eine Concubine aber kann, weil ihr der Name einer Hausmutter nicht zukömmt, auch keinen Theil der Familie ausmachen. Wenn aber auch gleich einer von den Ehegatten stirbt, so kann dennoch die Familie bestehen. Denn ob schon durch den Tod des einen Ehegatten die Ehe ihre Endschaft hat: so bleibt doch die Familie, weil selbige, wo sie einmal eingerichtet ist, auch bis auf eine Person herab kommen, und erhalten werden kann. Die Hauptperson eines Hauses aber wird der Hausherr oder Hausvater genannt, weil er allen, die in der Familie sich befinden, mit väterlicher Treue vorstehen soll. Die demselben ehelich beygefügte Mitperson, heißt die Hausfrau oder Hausmutter. Ob nun zwar dieser einiges Recht, dem Hauswesen mit vorzustehen, und selbiges verwalten zu helfen, beygeleget wird: so kömmt es doch hauptsächlich nur dem Hausvater zu, der Familie und dem Hauswesen vorzustehen, als welcher gleichsam ein König und Fürst in seinem Hause ist. Dieser muß das Vermögen

und

und die Klugheit, eine Familie zu ernähren und zu regieren, besitzen.

Familien-Begräbniß, wird dasjenige genannt, wo der Vater oder das Haupt einer Familie, oder auch wohl schon dessen Vorältern sich das Begräbniß erwählt haben und begraben worden sind; da dann, wenn das Wort Familie in der engern Bedeutung genommen wird, es nur diejenigen, welche eines Stammes, Namens, Schildes und Helmes sind, nebst den nächsten Anverwandten, angeht. Wird es aber in weitläuftigerm Verstande genommen, so fasset es zugleich alle diejenigen in sich, welche auf einige Weise von dem ersten Erwerber herstammen. Beydes muß aus den Worten desjenigen, der es zuerst erlangt hat, beurtheilet werden. Zu einem Familienbegräbniß wird aber auch zugleich erfodert, daß solches von den Vorältern aus einer gewissen Absicht und Bestimmung erwählt worden sey, nicht aber durch einen gewissen Zufall, als wenn z. B. der Vater auf einer Reise gestorben, und an demselben Orte begraben worden wäre, als in welchem Falle es für kein Familienbegräbniß zu halten ist. Hiebey wird nun vornämlich auf die nächsten Anverwandten in aufsteigender Linie, als: die Aeltern und Großältern, gesehen; so, daß, wenn der Vater und Großvater ein Begräbniß haben, welches von dem Begräbnisse des Aeltervaters unterschieden ist, der Sohn vielmehr in des Vaters und Großvaters, als in des Aeltervaters Begräbniß zu beerdigen ist. Welches auch von dem Falle zu verstehen ist, wenn der Vater und Großvater sich besondere und eigene Begräbnisse erwählt hätten. Diese Familienbegräbnisse werden sonst auch in Erb- und Geschlechtsbegräbnisse abgetheilet, deren Unterschied sich noch aus dem römischen Rechte herschreibt.

Familien-Gesicht. Man sagt von mancher Person, sie habe ein Familiengesicht, Fr. un air de famille, wenn

sie

sie etwas in ihrem Gesichte, oder auch in ihren Manieren, in ihrem Wesen, hat, welches ihrer Familie, oder dem Geschlechte wozu sie gehört, eigen ist.

Familien-Gut, ein Gut, welches bey einer Familie verbleiben muß, und von derselben nicht veräußert werden darf; s. Fideicommiß.

Familien-Stück. 1. Ein Stück oder Hausrath, welcher zur Ehre und zum Ansehen einer Familie bey derselben aufbehalten wird.

2. Ein Gemälde, auf welchem eine ganze Familie, oder doch der vornehmste Theil derselben, abgebildet ist.

Famis, nennet man zu Smirna eine Art von Zeugen, worein Gold gewebt ist, und welche man aus Europa dahin schicket.

Famöse, eine Art Nelken; s. unter Nelke.

Fan, *Faon*; s. Hirschkalb.

Fanal, s. Leucht-Thurm.

Fanega, Fanecas, Fanegos, Fr. Faneque, oder vielmehr Fanegue, ist ein Getraidemaß, dessen man sich in einigen spanischen Städten, als zu Cadix, St. Sebastian und Bilbao, wie auch in Portugal, bedienet, welches aber nicht überall einerley Verhältniß hat. Also machen ihrer 50 zu Cadix und Sevilien, und ihrer 60 zu Lissabon, eine Amsterdamer Last.

Fanfreluche, s. Flitterwerk.

Fang, L. Captura, Fr. Prise. 1. Die Handlung des Fangens; in der Luft der Vogelfang, auf der Erde die Jagd, und im Wasser die Fischerey. Auf den Fang ausgehen. Einen guten, schlechten Fang thun, viel oder wenig fangen.

2. Der Ort, wo man etwas fängt, und das Werkzeug, womit etwas gefangen wird. So werden die mit Fallthüren versehenen Gruben, wilde Thiere darein zu fangen, die mit Hamen, Netzen, Reusen u. s. f. umgegebenen Stellen eines Flusses, Fische darein zu fangen, u. s. f. Fänge genannt.

3. Auch

3. Auch die Zähne eines Raubthieres, imgleichen die Klauen der Luchse und Raubvögel, führen bey den Jägern den Namen der Fänge, so wie sie im Englischen Fangs heißen.

4. Ein Stich, welcher einem wilden Thiere mit dem Hirschfänger, dem Fangeisen und Genickfänger gegeben wird, bey den Jägern. Einem Hirsche, einer Sau den Fang geben, sie todt stechen. Siehe Abfangen, Fangeisen, Genickfang, und Kälberfang.

Auch der Biß eines Hundes führt bey den Jägern den Namen eines Fanges.

Fang-Buhne, s. Th. VII. S. 262, fgg.

Fang-Eisen, Fr. Vouge, bey den Jägern ein starker Spieß mit einem Knebel, wilde Schweine, Bären und Wölfe damit abzufangen, d. i. todt zu stehen; die Feder, Schweinsfeder, das Saueisen, der Sauspieß, Jägerspieß.

Es ist ein groser Unterschied unter den Fangeisen. Denn, man hat breite Bäreisen, und schmälere Saueisen, daran entweder Schäfte von Eberäschenholz, welche in der Saftzeit verkerbet worden, daß Knorren daran gewachsen sind, oder Schäfte von gutem zähen Büchen- oder Birkenholze gemacht sind. Um solche Schäfte werden rothe und schwarze schmale Riemchen gewunden, welche mit gelben oder weißen Zwecken befestigt sind. Dieses Fangeisen muß auf $1\frac{1}{2}$ oder 2 Spannen zurück einen Knebel haben, wie ein Kreuz, damit das angefaßte Schwein, wenn es getroffen wird, weiter nicht, als bis auf den Knebel, an den Mann dringen könne. Mit der linken Hand muß es regiert, und von der rechten nachgedrückt, die Füße aber von dem Jäger also gesezet werden, daß der linke Schenkel unter der linken, und der rechte unter der rechten Hand ganz fest, stark und unverrückt stehe, und das meiste Absehen auf des Schweines Kopf und seine Bewegung habe. So muß auch der Fang zwischen den Vorderläufen und dem Halse gleich zum Herzen geschehen. Siehe auch den Artikel Anlaufen lassen. Eine Abbildung des Fangeisens, siehe im XXVIII. Th. Fig. 1598.

Fang-Heuschrecke, Mantis religiosa *Linn.*; s. unter Gespenst-Käfer.

Fang-Messer, s. unter Hirsch-Fänger.

Fang-

Fang=Reuse, s. unter Fisch=Reuse.

Fang=Strick. 1. Eine Schlinge, imgleichen ein aus Stricken bestehendes Werkzeug, Thiere darin zu fangen.

2. Bey den Jägern, eine schwache Leine, einen Hund im Nothfalle daran zu führen.

Fang=Vogel, eine in einigen Gegenden übliche Benennung des Habichtes. S. Habicht.

Fang=Zahn, die langen gespitzten Zähne der Hunde und Raubthiere, womit sie ihren Raub fangen.

Fange=Geld, dasjenige Geld, welches ein Jäger für gefangene Raubthiere erhält; s. Pürsch=Geld.

Fangen. Eigentlich haschen. Der Raubvogel fängt Hasen, Vögel ꝛc. wenn er sie mit seinen Fängen oder Klauen erhaschet, und die Hunde fangen ein Thier, wenn sie es mit den Zähnen ergreifen. In weiterer Bedeutung wird fangen bey den Jägern auch von dem Beißen der Hunde überhaupt gebraucht. Der Hund fängt in das Hängeseil, wenn er hinein beißet.

2. In weiterer und figürlicher Bedeutung. 1) Durch List, und vermittelst künstlicher Werkzeuge in seine Gewalt bekommen. Vögel, Fische, Mäuse ꝛc. fangen. Mit dem Garne, mit dem Netze, mit dem Kloben, mit der Angel, mit der Schlinge fangen. 2) Einschließen, befestigen, der Freyheit berauben. Die Leine fangen, bey den Jägern, die Leine eines Garnes an einem Baume befestigen. Ein Ort, wo sich der Wind fängt, wo er keinen freyen Durchgang hat, sondern eingeschlossen wird; s. Windfang. Den Rauch fangen, einschließen; s. Rauchfang. Der Bergmann wird von der einschießenden Wand gefangen, wenn sie auf ihn fällt, und ihn erschlägt. 3) Erstechen, bey den Jägern. Eine Sau fangen, mit dem Fangeisen. Einen Hirsch fangen, mit dem Hirschfänger. S. Abfangen. 4) Feuer fangen, durch einen von außen kommenden Funken entzündet werden. Das Schießpulver will nicht fangen. Schwamm, Zunder fängt leicht Feuer.

Bey den Weißgärbern werden die Felle so lange in eine Beize geworfen, bis sie fangen, d. i. durchgeweicht sind.

Fano, *Fanon*, eine ostindische Silbermünze auf der malabarischen Küste Tranquebar, welche 80 Cas machet, und unsers Geldes 2 G. 3 Pfen. beträgt. Es giebt auch goldene von vrrschiedenem Gehalte und Gewichte.

Auch ist Fano ein kleines Gewicht, dessen man sich zu Goa und in eigentlichen andern ostindianischen Oertern bedienet, den Rubin zu wägen. Es ist 2 venetianische Karat schwer.

Fanon, s. Wamme, Zotte.

Fanons, rothes Fischbein s. unter Fischbein.

Fansa, eine Art von dünnen seidenem Zeuge, der aus Corea und China, vornämlich über Rußland kömmt, und hauptsächlich zum Unterfutter dienet.

Fantasie, aus dem Franz. Fantaisie, und Ital. Fantasia, nennet man, in der Malerey, ein Gemälde, welches nicht nach der Natur oder nach den strengen Regeln der Kunst gemalt ist. Fantasien malen, aus dem Kopfe malen, ohne in der Natur ein Modell vor sich zu haben. Mehrentheils bedeutet dieses so viel, als Grotesken malen. Daher fantasiren, in den Künsten, nach seiner Einbildungskraft arbeiten, ohne sich an die strengen Regeln der Kunst zu binden.

Fantasque, eine Nelkensorte; s. unter Nelke.

Fanzi, nennet man zu Venedig die Schreiber oder Factoren des Handelscollegium, durch welche die Kaufleute die Proteste der Wechselbriefe und Wechselbillets machen lassen.

Faon, s. Hirschkalb.

Faratelle, ein in verschiedenen ostindischen Ländern gebräuchliches Gewicht von ungefähr 28 Unzen.

Farbe, L. Color, Fr. Couleur. 1. Die Eigenschaft der Körper, nach welcher sie die Lichtstrahlen so zurück werfen, daß dadurch eine gewisse Empfindung in unsern

Augen verursacht wird, welche sich besser empfinden als beschreiben läßt.

1) Eigentlich. Das Gras hat eine grüne, das Gold eine gelbe, das Blut eine rothe, der Schnee eine weiße, die Tinte eine schwarze, der Himmel eine blaue Farbe. Die Farbe fahren lassen, wenn sich ein Körper oder dessen Oberfläche so verändert, daß er nicht mehr eben dieselben Lichtstrahlen zurück wirft als vorher, welches man auch verschießen nennet. Die Farbe halten, behalten. Die Farbe gehet aus. 2) In engerer Bedeutung gehört schwarz nicht mit unter die Farben, weil es eigentlich ein Mangel aller Farbe ist. In noch engerm Verstande bezeichnet dieser Ausdruck die natürliche gesunde Gesichtsfarbe. Der Kranke hat alle Farbe verloren. Er bekömmt wieder Farbe. Bey den Weißgärbern bezeichnet dieses Wort die gelbe Farbe, welche das gewalkte Leder, wenn es auf einen Haufen gesetzt wird, durch seine innere Hitze bekömmt. Daher ist bey ihnen die Redensart in der Farbe liegen gewöhnlich.

2. Diejenigen Körper, welche der Oberfläche anderer Körper diese Eigenschaft mittheilen. 1) Eigentlich. Trockene, nasse, mineralische Farben. Erd-Färber-Maler-Oehl-Saft-Wasser-Farbe. Farben reiben, auftragen, brechen, mit andern vermischen. Der Zeug nimmt die Farbe nicht an. Gebrochene Farben. Halbe Farben. Einen Zeug durch die Farbe gehen lassen, bey den Färbern, ihn in die zubereitete Farbe tauchen. 2) In engerer Bedeutung bezeichnet dieses Wort oft einzelne Arten färbender Körper. So verstehen die Buch- und Kupferdrucker unter Farbe die schwarze Farbe, mit welcher die Bücher und Kupfer gedruckt werden. Von jener, s. Th. IX, S. 648, und von dieser den Art. Kupferdrucker.

3. Gefärbte Körper, sie mögen nun durch die Kunst oder von Natur gefärbt seyn. 1) Bey den Jägern, Köchen und Salzsiedern versteht man unter diesem

sem Ausdrucke das Blut. Die Köche thun Farbe an verschiedene Speisen. In den Salzwerken gießt man Farbe, d. i. Rindsblut, an das kochende Salzwasser, damit es besser schäume und sich reinige. 2) Die Livree. Eines Farbe tragen. Hoffarbe, Statsfarbe.

4. Der Ort, wo gefärbet wird. So wird die Werkstätte eines Färbers im gem. Leben oft die Farbe genannt; s. oben, S. 70.

Die Farben, insofern man darunter dasjenige äusserliche Ansehen versteht, welches die entweder von Natur, oder durch Kunst, gefärbten Körper haben, können auf verschiedene Art betrachtet werden; nämlich: entweder an und für sich selbst, oder in Ansehung ihrer Entstehungsart, oder endlich in Absicht auf ihre Dauer, Lebhaftigkeit, und andere Eigenschaften.

Die Farben an sich selbst, sind entweder einfache, oder zusammen gesetzte. Einfache Farben, welche auch erste, Grund oder Haupt-Farben genennet werden, sind diejenigen, von denen die andern alle herkommen. Deren werden von einigen nicht mehr als zwo, nämlich Weiß und Schwarz, gezählet; andere hingegen, sonderlich die Färber, geben deren vier an, als: Roth, Blau, Gelb und Schwarz; wieder andere, worunter insonderheit einige Naturkundige und die Maler gehören, setzen deren Anzahl auf fünf, indem sie zu den jetzt gedachten vier Hauptfarben der Färber noch Weiß hinzu setzen; noch andere wollen deren sechs haben, und rechnen noch Braun mit unter die Hauptfarben, wie von einigen Malern und Färbern geschieht, wiewohl diese Farbe unter die zusammen gesetzten gehört. Endlich zählen einige Naturforscher mit dem berühmten Newton sieben Hauptfarben, nämlich: Weiß, Gelb, Grün, Blau, Purpurfarbe, Roth und Schwarz. Zusammengesetzte Farben, welche auch vermischte oder Nebenfarben genannt werden, sind hingegen diejenigen, welche aus den vorher genann-

ten einfachen Farben, durch deren Mischung entstehen. Deren sind nun eine sehr große Anzahl. Die vornehmsten darunter sind: Gelblich, so aus Weiß und Gelb; Goldgelb, das aus Gelb und Roth; Purpur, so aus Roth und Blau; Braun, das aus Blau und Schwarz; Bräunlich, das aus Roth und Schwarz; Leibfarbe, so aus Weiß und Roth; Grün, so aus Gelb und Blau; Aschenfarbe, so aus Weiß und Blau; Falb, das aus Gelb und Schwarz; und endlich Grau, so aus Weiß und Schwarz zusammen gesetzt wird.

Hieher gehören auch die gemischten Farben, welche die Färber bey Tuchen, Zeugen, Seidenwaaren ꝛc. hervor bringen.

1. Die Vermischung des Blau und Roth. Wenn man einen blauen Zeug mit Alaun und Weinstein ansiedet, und das Verfahren nebst den Verhältnissen beobachtet, welche ich im Art. Roth anzeigen werde, alsdann aber ihn mit Kermes färbet: so entstehen folgende Farben daraus: Couleur de Roi, Couleur de Prince, la Persée, le Violet, le Pourpre, u. a. m. Weil aber der Kermes theuer ist, so bedient man sich dessen selten zu diesen Farben, da Cochenille und Färberröthe sie entweder leichter oder schöner geben. Aus der Vermischung des Blauen und Carmesinroth, entstehen Columbin, Purpur, Amaranth, la Persée, und Violet.

2. Die Vermischung des Blau und Gelb, giebt zwar nur eine einzige Farbe nämlich Grün, aber diese hat unzählige Schattirungen, wie ich in dem von dieser Farbe handelnden Artikel zeigen werde.

3. Die Vermischung des Blau und Falb, liefert grünliche Grau- oder Olivenfarben; s. in O.

4. Die Vermischung des Blau und Grau, giebt Mohrengrau; s. unter Grau.

5. Die Vermischung des Roth und Gelb. Aus dem Kermesscharlach und Gelb erhält man Auror und Soucy (Ringelblumenfarbe;) und von dem ordentlichen oder Gobelinsscharlache, und dem Gelben, die Farben, welche man Couleurs de langouste, und des fleurs de grenade, nennt. Von Carmesin und Gelb erhält man sehr wenig Schattirungen, weil die erste von diesen Farben sehr theuer ist, und die Färberröthe und der Kermes beynahe dieselben Schattirungen geben. Von Gelb und Halbkermes-

messcharlach erhält man eben dergleichen, wie von Gelb und Halbcarmesin. Mit diesen verschiedenen Mischungen macht man Soucy, Orange, Goldgelb ꝛc.

6. Die Vermischung des Roth und Falb, bringt Zimmetfarbe, Tobakfarbe, Kastanienfarbe, Muskus, Bärenhaar, u. a. hervor.
7. Die Vermischung des Roth und Schwarz, macht braunrothe Farben, und das sogenannte Weingrau.
8. Aus der Vermischung des Gelb und Falb entspringen die Schattirungen von Blättergelb (Feuille-morte) und Bärhaaren.
9. Die Vermischung des Gelb und Schwarz, nüzt nur, wenn man ein Grau zu machen hat, welches ins Gelbe fallen soll.
10. Durch die Vermischung des Falb und Schwarz, erhält man Kaffee, Maron, trockne Pflaumen (Pruneau), Musk, Epine, und andere fast unzählige und sehr gebräuchliche Schattirungen.

Die vornehmsten Vermischungen der Hauptfarben drey und drey zusammen genommen, sind folgende:

1. Aus Blau, Roth und Gelb, entstehen röthliche Olivenfarben, ein grünliches Grau, und einige ähnliche Schattirungen, welche zu gesponnener Wolle für Tapezereyen gebraucht werden.
2. Aus Blau, Roth und Falb entspringen die Olivenfarben, von den dunkelsten bis zu den hellesten; und wenn man nur eine schwache Schattirung von Roth machet, das Schiefergrau, Lavendelgrau ꝛc.
3. Aus Blau, Roth und Schwarz, entsteht ein Grau von mancherley Schattirungen, als: Salbeygrau, Holztaubengrau, Schiefergrau, Bleyfarbengrau Königs- und Prinzenfarbe, bräuner als gewöhnlich.
4. Aus Blau, Gelb und Falb, erhält man Gelb, Gänseköthig und Oliven von allerley Art.
5. Aus Blau Falb und Schwarz, bekömmt man eine braune Olivenfarbe und ein gränlich Grau.
6. Aus Roth, Braun und Falb, erhält man orangirte Farben, Goldfarbe, Ringelblumenfarbe, Blättergelb, Fleischfarbe alter Leute, braune Zimmetfarbe und Tobakfarben von allerley Art.
7. Roth, Gelb und Schwarz, geben fast eben die Schattirungen, und dunkelblau Blättergelb.

8. Gelb, Falb und Schwarz, geben Rindshaarfarbe, braune Haselnußfarbe, u. a. m.

Ein Mehreres von jetztgedachten Farbenvermischungen; imgl. wie Wollen von verschiedenen Farben zu vermengten Zeugen oder Tüchern mit einander vermischt werden, findet man in Hellots Färbekunst, Altenb. 1765, 8. S. 227—257.

Gewisse Farben haben eine Sympathie, und andere eine Antipathie unter sich. Diejenigen, welche eine Sympathie unter einander haben, machen eine sanfte Farbe, wenn sie mit einander vermischt werden; die andern aber eine harte und unfreundliche. Das Blaue und der Zinnober vertragen sich nicht zusammen; das Gelbe und das Blaue machen eine grüne Farbe, welche dem Gesichte angenehm ist. Die feindschaftlichen Farben können dennoch vereiniget werden, wenn man eine Farbe darunter mischet, welche eine Sympathie mit beyden, oder auch nur mit einer hat, wenn nur diejenige Farbe, welche zur Vereinigung gebraucht wird, die herrschende Farbe ist.

Unter den bisher angeführten Farben, werden Schwarz und Weiß die äußersten Farben, L. Colores extremi, die übrigen alle aber Mittel- oder Zwischen-Farben, L. Colores intermedii, genannt. In der Malerey werden die Mittelfarben, welche aus dem Uebergange zwoer Farben in einander entstehen, auch halbe Farben, Halbfarben, und mit einem italiänischen Kunstworte Mezzetinte, oder auch nur Tinten, schlechtweg, genannt. In Rücksicht auf die Farben, durch deren Mischung sie entstehen, heißen sie auch gebrochene Farben.

Gebrochene Farben sind eine Mischung von zwo oder mehrern Farben, woraus eine dritte entsteht, welche dennoch den Character der herrschenden hellen oder dunkeln behält. Diese Brechung macht das Rohe der einen gelinder, schwächt das Schimmernde der andern, und vereiniget auf eine ziemlich freundliche Art die widerwärtigen Farben, d. i. diejenigen, deren Nähe oder Mischung eine üble Wirkung auf das Gesicht hat.

Der Verfasser dieses Artikels, in der grosen Encyclopédie irret, wenn er sagt, daß gebrochene Farben und Halbschatten gleichbedeutende Wörter sind. Diese werden freylich mit gebrochenen Farben, zuweilen mit einer leichten Glasur von einer einfachen und ganzen Farbe gemacht; allein, gebrochene Farbe kann nur mit Tinte ein gleichbedeutendes Wort seyn, weil auf

der

der Palette Tinte machen so viel heißt, als verschiedene Farben mit einander brechen oder mischen; dahingegen das Wort Halbschatten mehr Beziehung auf das Helldunkle, als auf die Farbe, hat.

Man sagt von allen gemischten Farben, daß sie gebrochen sind; und alle Farben brechen sich unter einander, ausgenommen das Weiße, welches gebrochen werden, aber selbst nicht brechen kann. Man kann z. B. sagen: der Ultramarin ist mit Lack und mit hellem Ocher gebrochen, wenn ein wenig von diesen beyden Farben darunter gemischt wird; allein man darf nicht sagen: dieser Ultramarin ist durch das Weiße gebrochen worden. Die gebrochenen Farben thun zur Vereinigung und Zusammenstimmung der Farben, sowohl in den Schatten, als auch in allen ihren übrigen Massen, vortreffliche Dienste. Ohne diese Brechung der Farben würde es unmöglich seyn, die Regel der Malerey zur Ausübung zu bringen, welche verlangt, daß die Farben unter eben dem Lichte eines Gemäldes von einander participiren sollen, welches vermittelst der Wiederscheine geschieht.

Eigenthümliche oder Lokal-Farbe, heißt diejenige, welche in Rücksicht auf den Ort, den sie einnimmt, nach den Gesetzen der Abweichung, und durch Beyhülfe einer andern Farbe, einen besondern Gegenstand vorstellt, als: eine Leinwand, einen Zeug, oder einen andern solchen Gegenstand, der von dem andern unterschieden ist; z. B. die rothe Farbe eines Kleides von Scharlach, in so fern sie durch den Ort, wo der Körper steht, in ihrer Art eingeschränkt wird. Sie wird darum also genannt, weil der Ort, welchen der Gegenstand im Gemälde einnimmt, sie also verlangt, um an sich selbst einen Character der Wahrheit zu haben, welchen sie den Farben der nächsten Gegenstände mittheilen könne, um die Täuschung vollkommener zu machen. Verschiedene sehr artige, aus Betrachtung wirklicher Gemälde genommene Anmerkungen über die Lokalfarben, findet man in des Hrn. v. Hagedorn Betrachtungen über die Malerey.

S. auch Hrn. Prof. Sulzer allgem. Theorie der schönen Künste, 1. Th. Leipz. 1773, gr. 8. S. 387—389.

Alle Namen der Farben werden entweder 1) von der Materie, die zu deren Hervorbringung gebraucht wird, z. B. Carmesin; oder 2) von einer natürlichen Sache, die eben dergleichen Farbe hat; z. B. Aurora, Zinnoberroth, Kastanienbraun ꝛc. oder 3) von der Hauptfarbe, als: bläulich, röthlich, gelblich, grünlich, schwärzlich, weißlich ꝛc. oder 4) von dem besondern und solennen Gebrauche großer Herren in deren Wappen, oder von den Ländern und ihren Namen, z. B. Königsblau, Prinzenfarbe, Orange, Isabell ꝛc. oder 5) von der Dunkelheit und Helle der Farben, als: dunkelbraun, lichtbraun, dunkelgrau, lichtgrau ꝛc. oder 6) von ihrer Beständigkeit und Unbeständigkeit, als: ächtroth ꝛc. hergenommen. Viele sind auch 7) bloß französische oder italiänische Namen, weil man diese Farben am ersten aus solchen Ländern gebracht hat.

In Ansehung ihrer Entstehungsart, ist, außer dem, was bereits in dem Vorhergehenden, von den aus der Vermischung der Grund- oder Hauptfarben entstehenden zusammen gesetzten Farben gesagt worden ist, noch zu bemerken, daß alle Farben, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, aus einer gewissen Zerstreuung, Vermischung, Brechung und Zurückprallung des Lichtes entstehen, welche durch die verschiedene Beschaffenheit der Oberfläche und Lage der Theile in der Oberfläche eines Körpers, verursachet werden, indem einige Körper hart und dicht, andere weich und locker, einige glatt, andere rauch, u. s. w. sind.

Daß die Farben nichts Wesentliches seyn, ist oben, S. 58, fgg. ausführlich gezeigt worden.

Die Wirkung der Wärme auf verschiedene Farben, verdient eine besondere Anmerkung. Herr **Franklin** nahm eine Menge kleiner viereckiger Stücke von verschiedenen Farben, und legte sie an einem sehr heitern Morgen auf den Schnee, so daß die Sonne ihre Strahlen darauf fallen lassen konnte. In wenig Stun-

den

den war das schwarze Stück, welches von der Sonne am meisten erwärmt worden war, so tief in den Schnee gesunken, daß die Strahlen der Sonne es nicht mehr treffen konnten; das dunkelbraune beynahe eben so tief; das hellere nicht völlig so tief als das dunklere; und die übrigen Farben desto weniger, je heller sie waren; die weiße aber war auf der Oberfläche liegen geblieben, ohne im geringsten nieder zu sinken. Hieraus folgt, daß schwarze Kleider nicht so dienlich sind, uns vor der Hitze eines Klima oder einer Jahrszeit zu schützen, als weiße; denn in jenen wird der Körper, wenn man geht, erstlich mehr durch die Sonne, und hernach durch die Bewegung, erhitzt, welche doppelte Hitze leicht gefährliche faulende Fieber hervor bringen kann.

Soldaten und Seeleute, die in der Sonne gehen und arbeiten, sollten in Ost- und Westindien eine weise Uniform tragen. Sommerhüte der Manns- und Frauenspersonen müßten weiß seyn, weil diese Farbe die Hitze zurück treibt, welche so öfters Kopfweh verursachet, und den unglücklichen Zufall hervor bringt, welchen die Franzosen Coup de soleil nennen. Die Sommerhüte des Frauenzimmers müßten inwendig schwarz überzogen seyn, damit die Strahlen, welche von der Erde und dem Wasser in die Höhe prallen, nicht in ihr Gesicht reflectirt werden mögen. Mauern, woran Fruchtbäume sich lehnen, werden des Tages von der Sonne so viel Hitze annehmen, wenn sie schwarz angestrichen sind, daß sie die Nacht über warm bleiben, und dadurch die Frucht vor dem Froste bewahren, oder die Reife derselben befördern können.

Wenn man eine Viertelstunde im Sonnenschein geht, so wird ein weißes Kleid nicht so warm anzufühlen seyn, als ein schwarzes. Recht weißes Papier ist mit einem Brennglase nicht so leicht zu entzünden, als wenn der Brennpunct auf eine schwarze oder beschriebene Stelle gebracht wird. Walkmüller und Färber bemerken, daß schwarze Tücher, wenn sie mit weißen von gleicher Dicke und gleich naß sind, eher trocknen, als die weissen. Auch die Hitze des Feuers dringt leichter durch schwarze als durch weiße Strümpfe, und ist im ersten Falle eher im Stande, die Haut eines Menschen zu verbrennen, als im letztern. Bier wird eher in einem schwarzen Topfe warm, als in einem weißen, oder in einer silbernen Kanne. Aufmerksame

Beobachter werden viele andere Schlüsse von größerer oder geringerer Wichtigkeit aus dieser Anmerkung ziehen.
Hannöv. Magaz. v. J. 1769, St. 76, Col. 1215, f.

In Absicht auf ihre Dauer, sind die Farben entweder beständige oder unbeständige. Die beständigen, welche auch ächte, feste oder dauerhafte Farben, Fr. Couleurs soutenables, genannt werden, sind diejenigen, welche die Luft und Sonne vertragen, und also bey noch so langem Gebrauche ihrer Zeuge, Tücher ꝛc. nicht viel verschießen, auch von scharfen und ätzenden Säften nicht leicht flecken; imgleichen, wenn sie aus der Färberey kommen und angegriffen werden, nicht abfärben oder schmutzen.

Die Festigkeit oder Aechtheit ist nicht eine eigenthümliche oder absolute Eigenschaft einiger Pigmente insbesondere, sondern sie entsteht, wenn die Färbetheile in die kleinsten Zwischenräume des Körpers eindringen, und sich mit den Bestandtheilen desselben, weil sie ihnen ähnlich gemacht sind, innigst vereinigen. Also macht der schwer auflösliche vitriolisirte Weinstein und das adstringirende Wesen nicht allemal, und nicht einmal vornämlich, die Festigkeit der Farbe, wie Hellot behauptete. Also ist eine Farbe, welche ächt auf Wolle ist, es nicht auch deshalb auf Seide Leinen und Baumwolle. Also sind Versuche mit Materialien, von denen wir nur noch unächte Farben zu erhalten wissen, nicht unnütz; vielmehr muß man von Versuchen eine Anweisung, ächt damit zu färben, erwarten.

Hrn. Prof Beckmann Anleit. zur Technologie, S. 58.

Unbeständige Farben, welche auch falche, verschiessende, abschießende oder Mißfarben genannt werden, heißen diejenigen, die in kurzer Zeit an der Luft, besonders an der Sonne, ihre vorige Farbe verlieren, und von den mehresten Feuchtigkeiten dermaßen fleckig werden, daß ihnen ihr erster Glanz fast nicht wider zu geben ist.

Falsche Couleur oder Mißfarbe, Fr. Faux teint, fausse teinture, fausse couleur, heißt, der Natur der Sache nach, überhaupt diejenige, welche bereits in der färbenden Sache angebracht ist, die aber von den Färbern mit verbotenen Specereyen, oder nicht gehörig gemacht worden, durch welche Verfälschung

fälschung oder Verwahrlosung dann zugleich die Zeuge hart gemacht werden, und ihnen ihr Ansehen genommen wird.

Es entstehen aber falsche Arten auf viererley Art: 1) Wenn die Farben wider die Wahrheit für theure und ächte Farben ausgegeben werden, da sie von wohlfeilem und unächtem Farbezeuge gemacht sind, mithin, ob sie gleich noch so schön scheinen, dennoch bald abfärben, verschießen und gar ausgehen, welches ächte und feste Farben nicht thun; theils 2) wenn es auch ächte Farben wären, doch mit corrosivischen und den Zeug zerfressenden Dingen, entweder zum Ueberfluß, oder doch in unrechter Ordnung, versetzt sind, so, daß zwar das Ansehen schön ist, die Farbe blühet und lebet, in kurzer Zeit aber endlich alles davon mürbe und zerfressen wird; theils 3) wenn der Färber zwar gute Farben nimmt, und sich auch der fressenden Farben enthält, bey der Färberey selbst aber nicht recht verfährt, die Grundfarbe nicht recht leget, die rechte Zubereitung durch Beize nicht machet, oder endlich die Vollendung schlecht verrichtet, mit den Fabrikanten oder Walkern unter einer Decke liegt, daß z. B. die Tücher nicht recht litirt und weiß gewaschen sind, welche schwarz oder blau zu färben, imgleichen daß die Tücher nicht ganz, sondern nur einmal gefärbt, ob es gleich gedoppelt seyn soll, oder nicht durch und durch gefärbt sind, als welches alles bald aus betrüglicher Gewinnsucht, bald aus grober Verwahrlosung, geschehen kann; theils endlich 4) wenn sonderlich bey der Seidenfarbe so viel Materien eingemischet werden, damit die Seide schwerer werde, der Färber aber dagegen so viel ungefärbte Seide entwenden könne, als welches insonderheit bey der schwarzen Näh- und Stopfseide geschieht, welche auch anfänglich schön und glänzend scheint, hernach aber den Glanz verliert, und röthlich wird. Dieses sind die vier Hauptclassen der falschen Farbe überhaupt, womit die Färber betriegen können, und worüber sie, nach Unterschied der Länder, Umstände und Zeiten, mit harter Strafe, ja nicht nur an Ehre und Gut, wie in den Reichsgesetzen festgesetzt ist, sondern auch mit Leib- und Lebensstrafe bedrohet werden. S. oben, S. 83, f.

Dieses ist denn also diejenige Bestimmung, welche uns die Gesetze überhaupt von falschen oder unächten Farben an die Hand geben; allein man muß die Färberey selbst einiger Massen verstehen, wenn man solche auf einen besondern Fall anwenden, und besonders darin bestimmen will, wie die Classen leicht ausweisen. Denn wenn man hierin nur nach der Ge-

sețe genauen Bestimmungen geht, so sind z. B. in den alten Zeiten öfters solche Farben als corrosivisch und fressend ausgeschrien, und den darin unwissenden Verfassern der Gesetze so beygebracht worden, welche nichts weniger, als fressende Farben sind, ja heut zu Tage beständig gemacht und aufgesetzt werden. Siehe oben, S. 57. Ich will also oben gemeldeten allgemeinen Bestimmungen der falschen Farben noch einige Erläuterungen hinzu fügen. 1) Ein Hauptverbot ist, wenigstens in Frankreich, daß kein Färber Zeug aus weiß in Schwarz färben soll, welches ein Vergehen ist, so zur dritten Classe gehört. 2) Eben dahin ist zu rechnen, daß man das Gelbe vor dem Blauen nicht bey der grünen Farbe gebrauchen, sondern blauen Grund legen soll. 3) Sollen sich die Färber bey Carmesin des indianischen Holzes, Orseille, Minime ꝛc. enthalten. Denn das heissen, jedoch nur nach dem sie gebrauchet werden, Mißfarben, indem sonst das indianische Holz, z. B. Brasilien, imgleichen Krapp, zu gemeinem Roth, ohne Verbot gebrauchet wird. Also können sie 4) gar wohl Grünspan in gewisser Maße und Ordnung zum Grünfärben des wollenen und leinenen anwenden, wenn man Gelbholz und geriebene Kreide dazu nimmt; ja in die kalte blaue Leinwandsfarbe kömmt auch in geringer Maße Grünspan. Allein, wenn man Meergrün in Frankreich färbet, so heißt es eine Mißfarbe, wenn selbige mit Grünspan auf indianisch Holz, oder auf braun, so vom schwarzen übrig geblieben ist, gemacht wird. Woraus denn erhellet, daß etwas eine falsche und Mißfarbe unter gewissen Umständen werden könne, was in andern keine ist.

Was für Anstalten man von Seiten der Polizey, zu Verhütung des Betruges in Färbereyen, getroffen habe, ist bereits oben, S. 77, fgg. gezeigt worden.

Insgemein nimmt man für gute Farben solche an, die sich 12 Tage hinter einander an der Sonne und freyen heitern Luft nicht verändern, oder die auch ins Dunklere fallen, ohne ihre Hauptschattirung zu verlieren; jede Farbe hingegen, welche unter diesen Umständen zu hell wird, und sich verändert, hält man für schlecht. Diese Probe aber, welche die einzige wahre ist, und die man allein für hinlänglich halten sollte, kann alsdann nicht gebraucht werden, wenn man sogleich beurtheilen soll, ob ein bey einer Messe ꝛc. zum Verkauf

aus-

ausgesezter Zeug, fest gefärbt sey, im Fall der Preis desselben solches erfordert. Daher hat man auf Mittel sinnen müssen, dem Zeuge in wenig Minuten das alles zu nehmen, was er in 12 oder 14 Tagen an der Sonne verlieren würde. In der Vorschrift des Hrn. Colbert wegen der Farben, finden sich einige Methoden für dergleichen Proben; da aber die Unzulänglichkeit derselben, für gewisse Farben aus der Erfahrung bekannt worden ist, hat du Fay lange Zeit sich bemühet, allgemeine und sichere Merkmale zu finden. Nach einer Menge sorgfältig angestellter Versuche, hat man die neue Vorschrift wegen der Proben, so man das Abseden, Aufwallen oder Ueberwallungen (Débouillis) nennet, und welche an die Verordnung wegen der Farben, von 1737, angehängt ist, eingerichtet. Einige dieser Proben stellet man mit Seife, andere mit Alaun, andere mit rothem Weinstein, und noch andere mit einer Vermischung von Alaun und rothem Weinstein, an. Wie aber allgemeine Regeln für dergleichen Proben, vielen Ausnahmen unterworfen seyn müssen, die man entweder nicht hat voraus sehen können, oder die man, ob sie gleich bekannt gewesen sind, nicht ausführlich hat erzählen können, weil daraus Unordnung und Gelegenheit zu unzähligen Streitigkeiten entstanden seyn würde: so ist klar, daß diese Regeln, wie zu allgemein, auch in vielen Fällen zu scharf sind, wo helle Farben schwächere Salze würden erfordert haben, als dunklere, die eine größere Menge färbender Theilchen verlieren können, ohne sich merklich zu verändern. Man hätte also fast für jede Schattirung eine besondere Probe vorschreiben müssen, welches ihrer Mannigfaltigkeit wegen unmöglich war. Die Luft und Sonne geben also allein die wahre Probe ab. Und eine jede Farbe die ihnen eine gewisse Zeitlang widersteht, oder in ihnen diejenige Beschaffenheit erlangt, welche die Färber du Fond nennen, muß für gut gehalten werden, sollte sie auch gleich

bey

bey den Proben durch das Aufwallen sich gewaltig ändern. Die Scharlachfarbe mag zum Beyspiel dienen. Weil selbige von der Seife gänzlich weggenommen wird, hat man sie der Probe mit römischem Alaun unterworfen, und sie soll darin sich in Purpur verändern, wenn sie von reiner Cochenille ist. Wenn man indessen die Scharlachfarbe der Sonne aussezt, verliert sie in der That ihre Lebhaftigkeit, und wird dunkler; diese dunkle Schattirung aber ist nicht diejenige, welche sie vom Alaun erhält. Die Ueberwallungen thun also in diesen und vielen andern Fällen nicht einerley Wirkung mit der Luft und Sonne.

Die Farben, besonders die falschen, sind ferner, in Absicht auf ihre Dauer, entweder frische oder verschossene Farben. Jene heißen diejenigen, die ihre erste Lebhaftigkeit, welche sie im Anfange bekommen, noch haben; dahingegen man unter der lezten Benennung diejenigen Farben versteht, die solche bereits verloren haben.

Um die verschossene Couleur in Sammet, Seiden- und Wollen-Zeuge wieder herzustellen, nimmt man, es möge das Verschießen von Wein, Urin, Citronen ꝛc. herrühren, Benzoetinctur, vermengt sie mit reinem Brunenwasser, und läßt den Fleck ein wenig darin liegen; alsdann bekömmt er die vorige Couleur wieder. Sollte aber der verschossene Fleck alt seyn, oder von der Sonne und Luft herrühren, so läßt man ihn länger, und wohl ein Paar Tage und Nächte, darin liegen.

Alle diese Arten von Farben, sind endlich wiederum entweder abwechselnde, oder nicht abwechselnde Farben. Jene, die auch spielende oder schlielende Farben, Fr. Couleurs changeantes, heißen, sind diejenigen, die sich nach der Lage und Beschaffenheit der Gegenstände und des darauf fallenden Lichtes zu verändern scheinen; wie an verschiedenen Taffeten und andern Zeugen wahrzunehmen ist; siehe Th. VIII, S. 30.

In Ansehung ihrer Lebhaftigkeit und übrigen Eigenschaften, werden endlich die Farben in hohe, helle oder dunkle; starke oder bleiche; feine oder grobe; fressende oder gelinde; harte oder weiche ꝛc. eingetheilet, welche Benennungen keiner Erklärung bedürfen, da ein jeder mit diesen Worten, sobald er sie höret, die gehörigen Begriffe verknüpfet.

Mineralische Farben, nennet man diejenigen färbenden Körper, welche aus dem Mineralreiche erhalten, und zur Malerey oder von verschiedenen andern Künstlern und Arbeitern zum äußerlichen Anstrich der Körper, und zu vielen andern Arbeiten, gebraucht werden. Diese Farben bestehen entweder aus bloß aufgelöseten metallischen Theilen, oder aus diesen und mit andern unmetallischen erdigen Theilen vermischet.

Die bekanntesten und gebräuchlichsten Erdarten, oder so genannten Erdfarben oder Farbe-Erden, sind: Englische oder Röthel-Erde, Umber oder Umbra-Erde, wohin auch die schwarzbraune cölnische Erde gehört; Braunröthe oder englisch Braunroth; Veroner Erde, Terre verte, oder grüne Kreide; verschiedene gelblich, bräunlich, röthlich und grünlich gefärbte Thon- und Bolus-Arten; Ultramarin; das aus dem armenischen Steine bereitete Berg- oder Asur-Blau. Unter den metallischen Farben, welche aus einer metallischen Erde bestehen, und nur bisweilen etwas weniges von einer unmetallischen Erde bey sich führen, sind die bekanntesten: das vorerwähnte Bergblau; Berggrün; Bergzinnober; verschiedene gelbe und rothe oder braunrothe Ocher; blaue Eisenerde, oder natürliches Berlinerblau; Operment oder Auripigment; Rauschgelb oder rother Arsenik. Außer diesen metallischen Farben, zu deren Erzeugung oder Erhaltung die Kunst, außer dem Reiben und Schlämmen nichts beyträgt, giebt es noch viele andere metallische Farben, welche nicht anders als

vermit-

vermittelst der Kunst aus den metallischen Substanzen erhalten werden. Die bekanntesten sind: Purpur; Mennige; Bleyweiß und Schieferweiß; Bleygelb oder Massicot; künstlicher Zinnober; blaue Stärke; verschiedene rothe, rothbraune, braune und braungelbe Farben aus Eisen und Eisenvitriol; Grünspan und andere grüne Farben; saffranfarbiger Spießglanz-Kalk; Muschelgold; Muschelsilber; Malergold und Malersilber. Alle diese Farben werden theils von den Oehl-theils auch von den Email-Glas- und andern Malern gebrauchet. Es bedienen sich aber auch derselben zum Theil die Töpfer, und andere Künstler und Handwerker; da hingegen die Färber von selbigen wenig oder gar keine gebrauchen, sondern ihre Farbezeuge meisten Theils aus dem Gewächs- und Thierreiche hernehmen; s. Farbe-Materialien. Von jeder dieser Farben wird unter dem gehörigen Artikel ausführlicher gehandelt.

Von Oehl-Farben, Saft-Farben und Wasser-Farben, s. in O, S und W.

Farbe-Dorn, s. Kreuz-Dorn.

Farbe-Haus, die Werkstätte eines Färbers, siehe oben, S. 70.

Farbe-Eisen, s. unter Farben-Stein.

Farbe-Materialien, Farbewaaren, Farbezeug, Farbenzeug, oder Farben, heißen 1) überhaupt alle diejenige Materien, welche einen Körper zu färben vermögend sind; insbesondere aber 2) diejenigen Hauptmaterien, deren sich die Färber zu ihrer Arbeit, als zum Woll-Seiden-Leinen-Baumwollen-Haar-Federn-Leder- und Beinfärben bedienen, und welche besonders Färberfarben, Farbezeug, imgleichen Färbe- oder Färber-Materialien, L. Colores tinctorum, Fr. Drogues de teinturiers, oder Couleurs des teinturiers, genannt werden. Dieser Farbematerialien sind nun eine sehr beträchtliche Menge, indem alle drey Reicher der Natur einige von selbigen liefern: und dieses ist

der

der Grund der 1) ersten Eintheilung des Farbezeuges, da nämlich selbige in Farben a) aus dem Thierreiche; b) aus dem Pflanzen= oder Gewächsreiche; und c) aus dem Mineralreiche eingetheilt werden. Zu den ersten gehören z. B. der Kermes, die Cochenille, der polnische Coccus, die Haarfarbe, die Mumie, das Beinschwarz ꝛc. Zu den andern sind zu rechnen z. B. die avignonschen Körner, das Brasilienholz, Campecheholz, Coloquinthen, Curcumä, Drachenblut, Ellernrinde, Färberröthe, Fernambuckholz, Gelbholz, Gelbwurz, Griechisch Heu oder Bockshornsame, Grindwurzel, Gummi Gutta, Gummilack, japanisch Holz, Indigo, Kockelskörner, Krapp, Kugellack, St. Martinsholz, Nußschalen, Nußbaumwurzel, Orlean, Orseille, Pfriemenkraut, Rocou, Saflor, Saftgrün und alle übrige Saftfarben, Sandelholz, Saponholz, Schartenkraut, Schmack oder Sumach, Senesblätter, Spanischholz. Waid, Wau, Wiede ꝛc. Zu dem Mineralreiche gehören die kurz vorher angezeigten mineralischen Farben. Hienächst werden auch 2) die Farbematerialien nach dem Unterschiede derjenigen, die sie gebrauchen, in Maler= und Färbermaterialien eingetheilet. Beyde sind nun 3) nach Verschiedenheit des Zustandes, in welchem sie sich befinden, entweder in ganz rohe, oder durch verschiedene Zubereitungen, als: reiben, auflösen, einmachen, anmachen, kochen ꝛc. verbesserte; imgleichen entweder trockene oder nasse Farbezeuge. Und hierauf beruhet dann der Grund derjenigen Eintheilungen, da die Farben in trockene oder nasse, geriebene oder ungeriebene, Pastell=Muschel=Saft=Wasser=Gummi=Leim= oder Oehlfarben eingetheilt werden; wiewohl die mehresten dieser Benennungen nur bey den Malern gebräuchlich sind. Die Farbenmaterialien werden 4) nach ihrem Gebrauche sowohl bey den Malern als Färbern in Farbematerialien zum Grunde

und zur Vollendung eingetheilet. Beyde sind wieder theils selbst färbende oder colorirende, theils nicht selbst färbende oder colorirende.. Die ersten sind angreifende, und theilen denen Materien, die man darin sieden läßt, oder die man darein tauchet, ihre Farben mit. Die andern sind entweder a) präparirende, und machen nur die Zeuge geschickt, die Farbe desto besser anzunehmen; dergleichen sind bey den Färbern z. B. Alaun, Weinstein, Sauerwasser, Kleyen, Stärkmehl ꝛc. und die daraus bereiteten Brühen; oder b) solche, welche nach vollendetem Färben gebraucht werden, um sowohl die Farbe dunkler oder heller heraus zu bringen, als auch ihnen den Glanz zu vermehren; dergleichen sind bey den Färbern z. B. Pottasche, Seife, Gummi, Essig, Scheidewasser ꝛc. bey den Malern aber: Gummi, Oehl, Firniß ꝛc. Alle sowohl selbst als nicht selbst färbende Materialien sind, nachdem sie entweder kalt oder heiß, mit oder ohne Kochen gebraucht werden, entweder kalte, oder warme und heiße. Insbesondere aber theilen die Färber in Ansehung des Gebrauches, wozu sie ihre Farbezeuge anwenden, selbige noch in Leinen- Seiden- und Wollfarbe ein, wie dann auch in dieser Absicht die Haar- Feder- und Baumwollenfarben ebenfalls etwas besonderes haben. Endlich werden noch 3) bey den Färbern die Farben in ächte und beständige, oder falsche und verschießende (s. auch oben S. 186.) eingetheilet. Zu jenen gehören: der Indig, Waid, Wau, Kermes, die Cochenille, der polnische Coccus, das Gummilack, die Färberröthe, Wiede, der Schart, das Pfriemenkraut, Gelbholz, Griechisch Heu, die Nußschalen, Nußbaumwurzel, Ellernrinde, Sandelholz, Sumach ꝛc. zu diesen aber die Haarfarbe, Orseille, das Campecheholz, Brasilienholz, Rocou, die Körner von Avignon, Curcuma ꝛc.

Ver-

Verzeichniß der Farbematerialien, welche in Deutschland theils wild wachsen, theils in Menge entweder wirklich gebauet werden, oder gebauet werden können, st. im 3. St. des 7. B. der phys. öcon. Auszüge ꝛc. Stutg. 1765, 8. S. 347—354.

Farbe-Zeit, bey den Jägern, diejenige Zeit, da das Wildbret färbet, d. i. die Haare wechselt.

Farbe-Waaren, Farbe-Zeug, s. Farbe-Materialien.

Farben-Arbeiter, ein Arbeiter in dem Blaufarbenwerke zu Schneeberg, deren Vorgesetzter Farbenmeister genannt wird.

Farben-Auftrag, s. Gründen.

Farben-Brechung, bey den Malern, die Brechung, d. i. Vermischung der Farben; s. oben S. 182.

Farben-Clavier, eine Erfindung des P. Castel, welcher behauptete, daß die Harmonie der Farben mit der Harmonie der Töne einerley Verhältnisse habe. Ich werde die Beschreibung dieser Erfindung, weil sie zur Kunstgeschichte gehört, in den Supplementen nachholen. Unterdessen zeige ich hier einige Quellen an, woraus man die dahin gehörigen Nachrichten schöpfen kann.

Lettre du P. C. à Mr. l. P. D. M. sur un Clavecin oculaire; st. in den Mem. de Trev. Aout 1739, 1. part. S. 1675—1678.

L'optique des couleurs fondée sur les simples observations & tournée surtout à la pratique de la peinture, de la teinture & des autres arts coloristes. Par le R. P. LOUIS BERTRAND CASTEL, à Par. 1740, 12. 487. S.

D. übers. u. d. T. P. Castel, die auf lauter Erfahrungen gegründete Farbenoptik, oder gründl. Erkenntniß aller möglichen Farben und deren fast unendlichen Vermehrung, vornämlich zur Verbesserung zur Malerkunst, des Färbens, Stickens und Wirkens, auch Unterweisung aller mit Farben umgehenden Künstler, Halle 1747, 8.

Eb. dess. lettre à Mr. *Rondet*, sur la réponse au sujet du Clavecin des couleurs. st. im Mercure de France Juill. 1755, S. 144—158.

Observations sur la Musique des couleurs, inventée par le P. *Castel*, st. in den Observations sur l'hist. naturelle, sur la Physique & sur la Peinture. (par Mr. GAUTIER) To. I. à Par. 1752, 12. S. 76—92. Herr Gautier hält in dieser Critik der Farbenmusik des P. Castel die Idee davon für sinnreich, aber die Ausführung für schwerer, als den Stein der Weisen.

Von des Hrn. P. Castel Augenorgel und Farbenmusik s. den 3. Versuch der merkw. Beytr. zu dem Weltlaufe der Gelehrten, Langensalza 1766, 8. S. 671—683.

Um die Augen durch die Farben auf eben die Art zu ergötzen, wie die Ohren, hat auch Hr. Prof. Krüger zu Halle ein Farbenclavecymbel ersonnen, welches aber von ganz anderer Art ist, als dasjenige, welches der P. Castel hat verfertigen lassen.

Eine Beschreib. und Abbild. davon u. d. T. De novo musices, quo oculi delectantur, genere, st. in Miscellan. Berolinens. Contin. VI. s. Tom. VII. Berol. 1743, 4. S. 345—357.

S. auch dessen Anmerk. aus der Naturlehre über einige zur Musik gehörige Sachen, im 1. B. des Hamb. Magaz. S. 372, fgg.

Farben = Faß, ist überhaupt eine Böttcherarbeit, so nicht nur für die Hauswirthschaft, sondern auch für die Handwerker, insonderheit für diejenigen, welche viel mit Farben zu thun haben, verfertigt wird. Denn es brauchen nicht nur die Färber verschiedene Farbenfässer, sondern auch die Corduanmacher und Rothgärber. Absonderlich nennen letztere dasjenige Gefäß, worin sie das Pfundleder abfärben, ein Farbenfaß, welches sonst auch ein Treilfaß genannt wird.

Farben = Fuß, s. unter Fuß.

Farbengebung, in der Malerey, die Kunst, die natürliche Farbe der Gegenstände durch die Nachahmung vermittelst künstlich gemischter Farben vorzustellen; s. Colorit.

Farben = Kasten, ein Kasten mit den nothwendigsten in Muscheln befindlichen Farben, nebst den Pinseln zum Illuminiren.

Farben = Kobalt, s. unter Kobalt.

Farben = Meister, s. Farben = Arbeiter.

Farben = Messer, ein hölzernes Messer der Maler, die geriebenen Farben von dem Steine abzunehmen, die Leinwand zu gründen u. s. f. welches auch der Spatel genannt wird.

Farben = Muschel. Die Miniatur = und Fächermaler thun ihre Farbe in Muschelschalen, und machen sie darin mit Gummiwasser fest. Man läßt sie trocknen, und hebt sie im Farbekasten zum Gebrauche auf. Daher kömmt die Benennung Muschelfarbe, Muschelgold ꝛc. Außerdem braucht man diese Schälchen von Muscheln auch zu Einreibung und Läuterung der Tusche bey mathematischen Rissen.

Anstatt der Muschelschälchen bedient man sich öfters auch gläserner Farbenschälchen, welche ganz rund, $1\frac{1}{2}$ auch wohl 2 Zoll breit, und $\frac{1}{2}$ Zoll tief sind, sich geschwinde rein machen lassen, und zur Läutertusche oder zu ganz blaß geläuterten Farben, wovon man bey Anfertigung der Bau = und geometrischen Risse oft einen ziemlichen Vorrath nöthig hat, eher hinreichend sind, als die Muschelschälchen.

Farben = Schälchen, s. im vorhergehenden Artikel.

Farben = Stein, Reibestein, Fr. Pierre à broyer, ist ein Stück Marmor, Porphyr, oder ein anderer breiter ebener Stein von einer willkührlichen Größe, dessen eine Seite sehr polirt ist, auf welchem die Farben der Maler ꝛc. vermittelst eines kleinern beweglichen Steines oder Stückes Marmor in Gestalt eines Kegels, so man den Läufer, Fr. Molette nennt, gerieben werden.

Der Farbenstein muß, wenn er nicht von wirklichem Marmor ist, doch von einem harten Steine gemacht seyn. Der Kieselstein, welchen die Franzosen Ecaille de mer nennen, und insonderheit der Porphyr, sind zu Farbensteinen besser, als der Marmor, weil sie härter sind, und mithin weit feiner polirt werden können.

Man muß den Farbenstein so rein als möglich halten, um, so oft man verschiedene Farben darauf bringen will, die Vermischung der feindschaftlichen Farben zu verhüten, welche sich verdunkeln und einander verderben würden. Oefters geschieht es, daß man Farben auf demselben abreibet, welche den Stein so stark tingiren, daß es schwer ist, die Farben mit warmem Wasser wieder herab zu wischen. Hat man nun solche stark

tingirende Farben auf dem Reibesteine abgerieben, welche sich nicht durch bloßes Wasser herunter bringen lassen, so nehme man nur ein wenig Sand von fein gestoßenem oder geklopftem Sandsteine, und reibe ihn auf dem Farbensteine ab, wodurch man diesen wieder ganz rein bekömmt.

Der Läufer, womit man die Farben quetschet, muß eben so rein gehalten werden. Je länger man denselben führt, je feiner liefert er uns die Farben.

Man kann sich auch einer andern, zu gewissen Absichten vortheilhaften Art von Reibesteine bedienen. Man nimmt nämlich eine reine dicke Glastafel, wozu man sich auch sehr leicht von dem Fuße eines zerbrochenen Weinglases den Läufer machen kann.

Die Kupferdrucker haben gleichfalls einen Reibestein von Marmor, auf welchem sie ihre Schwärze abreiben.

Bey den Buchdruckern führt den Namen Farbenstein das Stück harten Holzes, worauf die Druckfarbe liegt, welche der Drucker mit dem sogenannten Farbeeisen aus einander streicht, und nachher mit den Ballen auf die Formen trägt. In Fig. 615 sieht man einen solchen Farbenstein nebst dem Farbeeisen abgebildet. Dieses Werkzeug von Holz hat den Namen Farbenstein vermuthlich daher, weil man sich statt dessen ehedem eines Steines bediente. Uebrigens gebraucht man in den Buchdruckereyen auch einen gewöhnlichen Reibestein nebst dem Läufer, um zu Bereitung einer rothen Farbe den Zinnober mit Firniß abzureiben.

Einen fast eben solchen Farbenstein (von Holz) haben in Frankreich die Kupferdrucker, auf welchem sie die Schwärze zur Einschwärzung der Platten liegen haben. Sie nennen ihn Encrier. Unsere deutsche Kupferdrucker haben ihre Schwärze nur in einer irdenen Schüssel.

Farben-Stift, Pastellstift; s. unter Pastell.

Farben-Zeug, s. Farbe-Materialien.

Farbig, eine gewisse Farbe habend. Farbige Erden, Tücher, Zeuge u. s. f. Oft auch in engerer Bedeutung

zum

zum Unterschiede dessen, was schwarz oder weiß ist. Am häufigsten ist dieses Wort in den Zusammensetzungen aschfarbig, fleischfarbig, rosenfarbig, vielfarbig u. s. f. üblich, wo es im gem. Leben Ober = und Niedersachsens — färbig, im Oberdeutschen aber — farben lautet. Ehedem sprach man es noch kürzer — var oder far, und — farb aus. Farbicht würde nur heißen, einer Farbe ähnlich.

Farce, s. Farße.

Farcin, s. Wurm der Pferde und Maulthiere.

Fard, s. Schminke.

Fardel, ein in Oberdeutschland, besonders in Ulm üblicher Tuchmaß, welches 45 Barchet Tuch, jedes zu 24 Ellen gerechnet, hält. Vermuthlich aus dem Ital. Fardello, ein Bündel, ein Packet.

Fardin, s. Farthing.

Fardo oder **Frangotillo**, ein in Spanien übliches Körpermaß, welches 8 Dozavos oder $37\frac{1}{2}$ Palmos cubicos hält. In Goa wird auch der Reiß nach Fardos verkauft.

Fardos, eine zu Bantam gangbare Silbermünze, welche nach unserm Gelde ungefähr 11 bis 12 Groschen ausmacht. Der Fardos ist auch eine Rechenmünze.

Farfara, Farfarago, Farfarella, Farfugium; s. Huflattich, No. 1.

Fargot, ein niederländisches Wort, welches sonderlich um Ryssel gebräuchlich ist. Es bedeutet einen Warenballen von 150 bis 160 Pfund. 2 Fargots gehören zu der Last eines Maulthieres oder Pferdes. Einige Flamländer sagen auch Frangotte.

Farin, Farinzucker, eine Art groben Zuckers in Gestalt eines Mehles; s. Zucker.

Farina, Fr. Farine; s. Mehl.

Farineau, eine Sorte Weintrauben, s. unter Weinstock.

Fario, s. Forelle.

Farlouse, Wiesenlerche; s. unter Lerche.

Farnbacher Bier, s. Th. V. S. 21.

Farnkraut, (*) Gr. Pteris, Pterium, L. Filix, Fr. Fougère. Unter dieser Benennung begreifen die neuern Schriftsteller nicht nur einige Arten, oder ein einziges Geschlecht, sondern vielmehr eine ganze Familie von Pflanzen, welche in verschiedenen Stücken eine große Aehnlichkeit unter sich haben, von andern aber gänzlich unterschieden sind. Sie gehören zwar zu denjenigen, deren Blumen unvollkommen, oder deren Geschlechter unkenntlich und verborgen sind (Plantæ cryptogamiæ), haben aber doch schon einige Verwandtschaft mit den vollkommnen, indem selbige wirklich Samen tragen, und dadurch fortgepflanzt werden können.

Die meisten Farnkräuter haben folgende Eigenschaften mit einander gemein. Sie wachsen meistentheils an schattigen feuchten Oertern der Wälder und auf alten Mauern. Sie haben eine faserige, auch zuweilen holzige und dicke Wurzel, aber keinen Stamm, indem der aus der Wurzel kommende Stiel oder Strunk (Stipes) die Stelle des Stammes vertritt. Die Blätter machen ein sehr hartes Gewebe aus; sind vor ihrer Entwicklung spiralförmig aufgerollt und schieferig; haben einen unangenehmen Geruch, einen süßlichbittern und etwas zusammenziehenden Geschmack. Die Befruchtungstheile oder die Früchte selbst bestehen aus vielen Knöpfchen, welche entweder unter sich eine besondere Aehre bilden, oder, wie bey den meisten geschieht, auf der hintern Fläche

(*) In den gemeinen Mundarten lautet dieser Name auch nur Farn, Engl. Fern oder Fearn, Holl. Vaeren-kruyd. Er soll von fahren abstammen, weil dieses Kraut sich sehr weit und geschwind ausbreitet; daher man es richtiger Fahrenkraut schreiben müßte, wenn diese Abstammung ausgemacht wäre. Der Aussprache nach schreibt man es billig Farnkraut, obgleich andere Farrenkraut vorziehen. Frisch läßt es von dem griechischen Namen πτερις abstammen. In Niedersachsen heißt diese Pflanze Snakenkrud, und in andern Gegenden Hexenkraut, weil man dessen Wurzel zu vielerley Aberglauben gebrauchte.

Fläche der Blätter sitzen, weshalb diese Pflanzen dorliferæ oder epiphyllospermæ genannt werden. Verschiedene darunter, sonderlich diejenigen, welche zarte Stiele haben, werden Haarpflanzen (plantæ capillares) genannt. Diese Knöpfchen stehen eneweder einzeln, oder verschiedene derselben stellen eine Linie vor, oder sie bedecken auch die ganze Fläche des Blattes. Betrachtet man diese Fruchtknöpfchen durch das Vergrößerungsglas, so erscheinen sie rundlich, gestielt, und öfters mit einer besondern Einwicklung bedeckt, und mit einem Ringe genau umgeben. Dieser Ring zeigt viele Gelenke, und besteht aus kleinen mit einander vereinigten Kügelchen, daher man selbige mit einem Rosenkranze oder Paternoster zu vergleichen pflegt. Dieser Ring äußert eine Federkraft, und wenn das Fruchtknöpfchen zu vertrocknen anfängt, sondert sich selbiger von diesem ab, und äußert seine Kraft, sich aus einem Zirkel in die Länge auszudehnen, worauf das Fruchtknöpfchen entweder der Länge oder Breite nach zerspringt, und durch die wechselsweise Zusammenziehung und Ausdehnung des Ringes ausgeleert wird. Nach der Ausleerung zieht sich der Ring wieder etwas zusammen, und das Fruchtknöpfchen erhält seine vorige Gestalt. In diesem liegen entweder einzelne oder mehrere Samen, welche aber nur einem Staube ähnlich sind. Die ganze Einrichtung dieser Fruchtknöpfchen ist noch unbekannt. Daß dieser Staub ein wirklicher Same sey, ist gar nicht mehr zu zweifeln, doch geht solcher nur im feuchten Moose, nicht aber in der gröbern Erde auf; ob aber etwas den Staubbeuteln und Staubwegen ähnliches hier vorkomme, ist gar nicht zu bestimmen.

Außer dem Kannenkraute, welches Hr. v. Linné unter die Farnkräuter gesetzt hat, obgleich dieses mit seinen Arten von jenen merklich unterschieden ist, gehören hieher verschiedene Geschlechter, welche man besser nach der Lage und Ordnung der Fruchtknöpfchen, als nach

der Gestalt der Blätter, wie ehedem geschah, von einander unterscheidet. Ich werde diese kürzlich hier anführen, von den bekanntesten aber an seinem Orte auch besonders handeln. Bey den 4 erstern Geschlechtern sitzen die Fruchttheile nicht auf den Blättern, sondern auf besondern Stielen, und bilden 1) bey dem Kannenkraute, Equisetum, eine einfache Aehre; 2) bey dem Fühlfarn, Onoclea, einen zweytheiligen Büschel oder eine büschelförmige zweyzeilige Aehre; 3) bey dem Natterzünglein, Ophioglossum, eine einfache, zweyzeilige, mit Gelenken versehene Aehre; 4) bey dem Traubenfarn, Osmunda, eine in Aeste getheilte Aehre. Bey den folgenden sitzen diese auf der hintern Fläche des Blattes, nämlich: 5) bey dem vollblühenden Farn, Acrostichum, nehmen sie das ganze Blatt ein, und bedecken solches fast gänzlich; 6) beym Saumfarn oder Flügelfarn, Pteris, sitzen sie linienweise an dem Rande; 7) bey dem Rippenfarn, Blechnum, sitzen selbige linienweise an der Rippe des Blattes, und haben mit dieser gleiche Richtung; 8) bey dem Gitterfarn, Hemionitis, laufen die Linien unter einander, durchkreuzen sich, und erscheinen gleichsam ästig; 9) Buchtenfarn, Lonchitis, zeigt auch Linien, welche unter den Buchten des Blattes liegen; da hingegen 10) beym Milzkraute oder Streifenfarn, Asplenium, selbige in der Mitte des Blattes sich in verschiedenen Richtungen zeigen. 11) Engelsüß oder Tüpfchenfarn, Polypodium, zeigt auf den Blättern nur rundliche Puncte; 12) Frauenhaar oder Krullfarn, Adiantum, nur kleine Flecke, welche am Ende des Blattes unter dem eingeschlagenen Rande desselben sitzen. 13) Knöpfchenfarn, Trichomanes, treibt aus dem Rande des Blattes seine Knöpfchen. Die drey letzten Geschlechter haben, wie das Kannenkraut, ein anderes Ansehen, unterscheiden sich auch durch eine andere Beschaffenheit der Befruchtungswerkzeuge. Man nimmt männliche und

weib-

weibliche Blüthen an. 14) Bey dem marsilischen Farnkraute, Marsilea, sitzen die männlichen Blüthen oben auf dem Blatte, und die weiblichen an der Wurzel. 15) Bey dem Pillenfarn, Pilularia, sitzen die männlichen an der Seite des Blattes, und die weiblichen in Gestalt kleiner Pillen an der Wurzel. 16) Bey dem Brachsenfarn, Isoëtes, (welcher seinen Namen von den Brachsen hat, welche, wenn sie leichen, die Wurzeln dieses Krautes an das Ufer zu werfen pflegen) sitzt die männliche Blüthe innerhalb am untern Theile der innern Blätter, so wie hingegen die weiblichen an den äußerlich gestellten Blättern derselben Pflanze sich zeigen. S. Brachsen-Gras im Art. Gras.

Das große Farnkraut, Waldfarn, der gemeine ästige Flügelfarn, Filix femina, Filix ramosa, wächst überall in den Wäldern, zeigt seine Blüthe im Heumonate, und ist unter den Farnkräutern, welche bey uns wachsen, das größte. Die dauerhafte, dicke, kriechende Wurzel treibt viele Stängel oder Stiele, welche 1, 2 bis 4 Fuß Höhe erreichen, und auf welchen ein in Aeste getheiltes doppelt gefiedertes Blatt sitzt. Die untersten Aeste des Blattes sind beynahe 1 Fuß lang, werden aber nach und nach in einem gewissen Verhältnisse kleiner. Die Theile der Blätteräste nehmen gleichergestalt an Größe ab, und stellen gleichsam ein besonderes federartiges Blatt vor. Die kleinern Blättchen desselben sind am Rande vollkommen ganz, vereinigen sich unterwärts mit einander, und bedecken die Rippe; diejenigen, welche an den äußern Spitzen sitzen, sind nur mit kleinen Einschnitten versehen, und machen gegen den Boden insgesamt nur ein Blättchen aus. Wenn man die Wurzeln schief der Quere nach durchschneidet, sollen deren schwarze Aederchen das Bild eines kaiserlichen oder zweyköpfigen Adlers im weißen Felde darstellen; daher sie auch das Adlerkraut, Pteris aquilina, und von den Franzosen Fougère impe-

riale

riale genannt wird. An solcher Wurzel sitzt noch eine andere, die in die Quere geht, von außen schwarz, inwendig aber weiß ist, welche insgemein, weil einigermaßen die lateinischen Buchstaben C. I. darin befindlich zu seyn scheinen, Jesuschristwurzel genennet, und zu vielen abergläubigen Dingen schändlich gemißbraucht wird.

Die andern gehören zu dem Geschlechte Polypodium *Linn.* Hr. v. Linné hat 65 Arten davon angegeben, davon aber nur wenige bey uns vorkommen; sonderlich sind die beyden bekannt, welche, obgleich ganz falsch, durch Männlein und Weiblein unterschieden werden.

1. Das Farnkrautmännlein, welches in den Apotheken auch schlechtweg Farnkraut heißt, sonst aber auch glatter Farn, Wanzenkraut und Wanzenwurz genannt wird; Filix mas *Dod.* & *Fuchs.* Filix mas non ramosa dentata *Bauh.* & *Tourn.* Polypodium Filix mas, frondibus bipinnatis, pinnis obtusis crenulatis, stipite paleaceo *Linn.* Fr. Fougère mâle, wächst in ganz Europa häufig in den Wäldern, und blühet im August. Die dauerhafte, dichte, aus vielen saftigen mit einander verbundenen Häuten zusammen gesetzte zaserige Wurzel treibt, wie viele andere Arten, zusammen gerollte Stiele, welche sich nach und nach in die Höhe richten, und in ein doppeltes gefiedertes Blatt ausbreiten. Die Blättchen sind stumpf eingekerbt, und ganz ordentlich gestellet, so daß sie an Größe nach und nach abnehmen, und alle zusammen genommen gleichsam eine Pyramide vorstellen. Die Blätterstiele sind mit Spreu oder mit vielen kleinen braunen Schuppen besetzt. Nach dem verschiedenen Alter hat diese Pflanze öfters ein verschiedenes Ansehen. Man findet junge ganz niedrige, welche nur ein einfaches gefiedertes Blatt vorstellen, dessen Blättchen breit, eingekerbt, und mit dem Stiele selbst verwachsen sind. Die Einschnitte der

Blätt-

Blättchen sind bisweilen stumpf, gleichsam abgestutzt, und drey = oder vierfach ausgezackt.

2. Farnkrautweiblein, Filix femina, Filix non ramosa, Filix vulgaris *Offic.* Polypodium Filix femina, fronde bipinnata, pinnulis lanceolatis pinnatifidis acutis *Linn.* Fr. Fougère femelle, wächst häufig in feuchten Gegenden, ist dem vorigen sogenannten Männlein ähnlich; der Stiel aber ist gemeiniglich gebogen, und die kleinen Blättchen des doppelt gefiederten Blattes sind lanzenförmig, und spitzig eingekerbt.

Die Farnkräuter werden durch ihre in den Forstrevieren überhand nehmende Menge, aus Mangel der Kenntniß, sie wohl zu nutzen, an den mit Gras und Moose bewachsenen Oertern schädlich, sie mögen sich in stark ausgebreiteten Büschen oder durch ihre kriechende Wurzeln allzusehr vermehren. Besonders zählt man unter die schädlichsten Waldunkräuter auf hohen und trockenen Revieren den großen gemeinen Waldfarn, der sich in Gestalt einer mittelmäßigen Staude zum Schaden der Weide und des jungen Anflugs sehr stark ausbreitet, und einige Blößen fast ganz bezieht. Auf den schattigen Niederungen nehmen die großen Arten von den übrigen den fruchtbaren Grund ein, und verdämpfen oder verdämmen in den Gehauen den Zuwachs vom Laubholze und Busch oder Gesträuche von allerley kleinen Arten, die sonst beym Fabrikenwesen und allerley mechanischen Professionen schlechterdings gesucht werden, ohne daß sie verhüten könnten, daß sich zwischen ihnen die hohen, rauhen, scharfen und zähen Waldgräser einfinden, die wegen ihrer Festigkeit und Mangel der süßen schleimigen Theile fast zu keinem Futter für irgend eine Art von wilden und zahmen Thieren dienen können, und bey dem Einstreuen sehr langsam vergehen, und schlechten Dünger geben. Eben die kurz vorher erwähnten Arten, da sie sowohl im Schatten als im Freyen zu wachsen pflegen, auch trocknen gemisch=

mischten, wie auch guten, feuchten und fetten Boden vertragen, sind auf der Weide von wenig Nutzen; weit schädlicher aber, und sonderlich der große Waldfarn am schlimmsten auf den Aeckern. Denn obschon daselbst seine tief streichende Wurzeln wenig Schaden thun, so geschieht es dennoch, weil sich ihr Laubwerk oberwärts allzu weit ausbreitet, der Pflug aber die Wurzeln nicht erreichet, um das Gewächs auszurotten; doch ist der Schade von dieser Art in den Schonungen immer der schlimmste, weil ihn der Anflug und die Holzsaat erst, und vornämlich im 2, 3, 4 und 5ten Jahre, und weiter zu empfinden anfängt.

Wo das Farnkraut tiefen Boden einzuwurzeln findet, ist dasselbe am allerschwersten auszurotten. Mortimer versichert, daß er Wurzeln gefunden habe, welche 8 Fuß tief in die Erde gegangen sind; und ist hierin mit Ray und Lisle einstimmig, daß es sich am besten ausrotten lasse, wenn man es, so lange es noch Gras ist, oft abschneidet, und daß dieses am vortheilhaftesten im Frühlinge, um Johannis und um Michaelis vorgenommen werde; denn in diesen Jahrszeiten ist der Umlauf des Saftes am stärksten. Alsdann werden die meisten Wurzeln zerschnitten, und dadurch der Gänge beraubet, durch welche nach der Einrichtung der Natur der Saft herum geführt wird. Dabey verlieren sie so viel Saft, daß sie eingehen, oder, wenn er darin stille steht, bald verwesen. Wenn solchergestalt das Farnkraut in vollem Safte ausgeschnitten wird, daß es auf dem Felde verfaulen muß, so verbessert es den Erdboden sehr nachdrücklich, und macht ihn so mürbe, daß er nicht zusammen hängen kann. Wird es gar, wenn es weggehauen ist, verbrannt, so entsteht daraus viel mehr Salz, als aus andern Gewächsen. Wofern es eingeackert wird, so hat man gefunden, daß dieses Unkraut durch reichliche Düngung des Feldes und durch Besprengung mit Asche getilgt worden ist. In einigen nördlichen Gegenden,

wo

wo man das Farnkraut damit dämpfet, und einen großen Theil davon wegbringt, indem man es, so lange es noch grün ist, fleißig abhauet, findet man dabey große Hülfe, wenn mit der Walze darüber weggefahren wird. Man hält es auch für ein untrügliches Mittel, diese Gewächse zu tödten, wenn sie oft niedergetreten, und die Schafe dahin auf die Weide getrieben werden.

Mills pract. Feldwirthschaft, 3. Band, Lpz. 1765, gr. 8. S. 417. Gesammlete Nachr. der ökon. Gesellsch. in Franken, a. d. J. 1766, S. 245.

Ein ungenannter Verfasser des im 13. Th. des Nouvelliste oecon. & litter. p. l. m. de Juill. & d'Août 1757, S. 5, f. und im 37. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, S. 589, fgg. übersetzt befindlichen Artikels, über das Mittel, das Farnkraut auszurotten, versuchte es eine Zeitlang, das Erdreich seines Weinberges, in welchem sich das Farnkraut gar erstaunlich vermehrt hatte, umarbeiten zu lassen, damit er die Wurzeln dieses Krautes abreißen möchte; allein er sahe bald, daß dieses zu viel Kosten verursachte, und ihm selbst schädlich war, weil die Wurzeln der Reben mit den Wurzeln des Farnkrautes zugleich Schaden litten. Er erwartete also geduldig die Zeit um Johannis, in welcher dieses schädliche Unkraut, das die Erde spröde macht, sie aussauget und verzehret, mit der stärksten Macht treibt. Zu dieser Zeit ließ er bey recht schönem und heißem Wetter das Kraut ungefähr ½ Fuß hoch von der Erde mit zahnichten Sicheln nicht schneiden, sondern absägen, und hienächst jeden Sturz mit einem heißen Eisen abbrennen. Man kann sich hiezu auch des Harnes oder des stärksten Kalkwassers bedienen. Wenn ein Stamm etwa übergangen wird, muß man die Operation an ihm nachholen; denn es kömmt hier alles darauf an, der Pflanze alle Gemeinschaft mit der Luft zu benehmen, damit die Wurzeln, welche ihren Unterhalt nicht mehr herausziehen können, umkommen, und ihrer ungeheuern Menge wegen der Erde, welche sie sonst verzehrt haben würden, zum Dünger dienen mögen. Die Kosten sind hiebey sehr geringe, und betragen für einen Morgen Landes etwa 3 bis 4 Livres; denn man kann Kinder zu dieser Arbeit gebrauchen.

Die Nutzung der Farnkräuter in der Oeconomie, den Fabriken und der Arzney ist bis jetzt bey uns sehr geringe. Was mir davon bekannt ist, besteht in Folgendem.

Aus

Aus den Wurzeln hat man ehedem in theuren Zeiten Brod gebacken. In ein Weinfaß gehängt, sollen dieselben die Säure des Weines verhüten. Der Bischof **Gunner** meldet, daß in Norwegen und Finnland die Bauern von verschiedenen Farnkräutern, sonderlich auch von dem sogenannten Männlein zur Herbstzeit die Wurzeln einsammeln, und mit solchen, zumal wenn das Heu mangelt, ihr Vieh, Kühe, Schafe und Ziegen füttern, auch der getrockneten Blätter statt des Heues sich bedienen. Man giebt sie auch den Schweinen, weil sie darnach fett werden.

Die Wurzel von allen diesen, doch sonderlich von der ersten Art, hat einen bitterlichen, schleimichten, unangenehmen Geschmack, und wird als ein Arzneymittel wider verschiedene Krankheiten, sonderlich wider die Verstopfung der Eingeweide, der Leber und Milz, die Würmer und Gicht gerühmet. In Norwegen pflegt man die Wurzel mit Bier abzukochen, und dieses wider den Stein zu gebrauchen.

Der Frau Noufre in der Schweitz geheimes Mittel wider den Bandwurm ist nunmehr bekannt geworden, und besteht in der Wurzel des Farnkrautmännlein, davon 3 Quent auf einmal gegeben, 2 Stunden darauf ein starkes Purgiermittel, als: Scammonium und Mercur. dulcis, von jedem 12 Gran, und 5 Gran Gummi Gutta mit der Confect. de hyacintho.

S. die Braunschw. gel. Beytr. v. J. 1775, S. 570.

Diese Wurzel haben schon **Tragus**, **Spigel**, auch nachher **Andry** wider den Bandwurm empfohlen.

Der schleimige Saft der Wurzel soll bey verbrannten Gliedern nützlich seyn. Die jungen aus der Wurzel treibenden Schößlinge kann man kochen und essen, um den Leib zu erweichen. Ueberhaupt aber kann man behaupten, daß die Arzneykräfte dieser Pflanzen geringer sind, als die meisten Schriftsteller angegeben haben. Daß die Weiber durch den Gebrauch der Wurzel unfruchtbar gemacht würden, ist auch ungegründet, obgleich

gleich das Farnkrautmännlein deshalb, und wegen seiner Geburttreibenden und tödtenden Kraft, den Nahmen Hurenkraut oder Hurenwurz erhalten hat.

Wahrnehmung von der Geburt-treibenden Kraft der Farnkraut-Wurzel, durch Hrn. Olivier, st. im 3. B. der aus dem Franz. übers. neuen Samml. auserles. Wahrnehmungen ꝛc. Straßb. 1768, 8. S. 32, f.

Es ist auch nicht bewiesen, daß das Farnkrautmännlein den übrigen Arten in der Arzneykunst, und sonst, vorzuziehen sey; wie dann auch des Hrn. Bischof Gunnerus Anmerkung einige Ausnahme leiden dürfte, da derselbe vorgiebt, wie die nützlichen Arten gleichsam ein freudiges Ansehen, und an den kleinen Blättchen einen völlig ganzen Rand zeigten, da hingegen bey den schädlichen, wie auch bey dem Farnkrautweiblein, ein mehr rauhes und verdächtiges Ansehen, und die Blättchen einen eingekerbten Rand darstellen. Das letzte Merkmal ist gewiß sehr veränderlich und betrieglich.

Man trieb ehedem mit dem Farnkraute und dessen Wurzeln mancherley Aberglauben, wie denn insonderheit die Landstreicher der mit jungen Blättersprossen bedeckten Wurzel des weiblichen Farnkrautes sowohl, als auch des dornigen (Polypodium aculeatum *Linn.*), welche sie am Johannistage gegraben haben, durch Beschneiden die Gestalt einer kleinen Hand zu geben, und sie unter dem Nahmen Johannis-Händchen, oder Glücks-Händchen, (weil, ihrem Vorgeben nach, derjenige, welcher sie bey sich trägt, in allen seinen Unternehmungen glücklich seyn soll, theuer zu verkaufen wußten.

Uebrigens werden die Wurzeln von einigen Arten auch in der Vieharzney, gegen die Würmer, auch bey dem so genannten rothen Wasser, wenn es von einer Schwäche (nicht aber von Entzündung) entstanden ist, imgleichen wieder den Durchfall, oder das Splissen der Kälber, gerühmet.

Das Kraut fressen die Schafe und Hirsche, im Frühjahre, wenn es noch jung ist, und sie sonst wenig

Grünes finden. Nach dem Berichte des Hrn. Schmid, zu Tosted, im 25. St. der Hannov. Beytr. v. J. 1760, Col. 305, schneidet der Bauer dortiger Gegenden das Farnkraut, wenn es noch nicht zu stark ist, ab, trocknet es, und hebt es für seine Schafe auf den Winter auf. Im Falle der Noth, und wenn die trocknen Schafwiesen in dürrem Sommer keine gute Hoffnung zum Winterfutter geben, thut es vortreffliche Dienste.

In Gegenden, wo es an Stroh mangelt, wird das Farnkraut von den Landleuten zum Einstreuen für das Vieh, und nachher zum Dünger, sehr nützlich gebraucht.

Götting. gemeinütz. Abhandl. a. d. J. 1773, S. 541.

In England braucht man an einigen Orten das Farnkraut beym Kartoffelbau, um es, an statt des gewöhnlichen Mistes, in die gemachten Furchen oder Gräben zu legen, weil es verhindere, daß die Kartoffelwurzeln nicht so tief unter sich wachsen können, und nächst diesem sie mit so vieler Feuchtigkeit versähe, daß sie fast keines Regens bedürften.

Neue öcon. Nachr. 4. Band, S. 593.

Die Blätter, insonderheit des Farnkrautweibleins, wenn man dieselben im Julius mit ihren Stielen sammelt, wo sie noch nicht vom Brande verdorben sind, haben einen Nutzen beym Gärben der feinern Häute im nassen Wege.

Vom Farnkraute bekömmt man folgendermaßen Lauge zur Seife. Man trocknet zuvörderst das Kraut wohl, (sonst brennt es nur zu einer schwarzen Kohle, aber nicht zu Asche,) und zündet es nachher an einem Orte an, wo kein Luftzug ist, als: in einem Backofen, dessen oberstes Zugloch verschlossen ist, so, daß nur die Mündung des Ofens offen bleibt, damit die Asche, welche bey dieser Pflanze sehr leicht ist, nicht vom Winde verwehet werde. Nach dem Maße, wie das Kraut nieder brennt, daß im Ofen Platz wird, wirft man mehr trocknes Kraut hinein, bis im Ofen so viel Asche ist, als

als darin Platz haben kann. Nach dem Niederbrennen muß man sie wohl umwenden, damit die aus dem Kraute entstandenen kleinen glühenden Kohlen, so gut, als möglich, in Asche zerfallen. Wenn alles wohl ausgebrannt ist, bekömmt man eine hellgraue Asche, an welcher das meiste weiß ist, wie bey Loderasche, mit einigen schwarzen Kohlen darunter. Diese Asche giebt allemal mehr als den fünften Theil ihres Gewichtes Laugensalz. Aus der auf angezeigte Art gebrannten Farnkraut-Asche, und Kalke, macht man eine Lauge, mit der man es aus gutem Oehl oder Talg, auf die gewöhnliche Art die feinste Seife sieden kann.

Abhandl. der kön. schwed. Acad. d. Wiss. 21, Band, a. d. J. 1759, S. 11, f.

Eine andere Art der Bereitung einer Seife von Farnkraut-Asche ist folgende. Man sammlet Farnkraut und läßt es trocknen, wie andere Grasarten. Bey stillem und trocknem Wetter gräbt man eine Grube in der Erde, nach der Größe des gesammelten Vorrathes von Farnkraut, und brennt dasselbe zu Asche. Diese Asche wird gesammelt, und so viel Wasser zugegossen, daß sie wie ein Teig wird. Alsdann macht man Kugeln daraus, so groß, als man in der Hand halten kann, leget sie auf Breter, daß sie trocknen, und brauchet sie hernach bey der Wäsche, statt der Seife. Diese Kugeln halten sich nicht nur lange, sondern die Wäsche wird auch davon sehr weiß, und nimmt keinen so unangenehmen Geruch, wie von anderer Seife an, wenn diese nicht wohl ausgespühlet wird. Man entgeht auch dadurch der schädlichen Gewohnheit, die Wäsche zu bläuen.

Schwed. Abhandl. 4. B. a. d. J. 1742, S. 114, f.
Leipz. Samml. 152. St. S. 692, f.
Schwed. ökon. Wochenbl. Greifsw. 1765, 8. S. 332, f.
Hannov. Magaz. v. J. 1768, 46. St. Col. 729, fgg.
Berlin. Magaz. 3. Band, S. 625, f.

Die Farnkraut-Asche wird auch bey Leinwand-Bleichen und in Glashütten gebraucht. In Frankreich nützet man dieselbe zum Glasmachen so häufig, daß selbst

einige Dichter daher Anlaß genommen haben, in ihren Gedichten die Trinkgläser mit dem Namen dieser Pflanzen, Fougére zu nennen.

Kunkels Glasmacherkunst, Nürnb. 1756, 4. S. 9, f.

In einigen Gegenden bedient man sich dieser Asche zum Düngen, weil ihr Salz die Erde fruchtbar macht.

Varicellus versichert in seinem Hortulo geniali, daß die Alten seiner Zeit Farnkraut in die Scheunen gelegt, wodurch sie ihr Getraide und Stroh für den Würmern und der Fäulniß sicher erhalten haben.

Das Farnkraut vertreibt die Läuse der Gänse, wenn man es in die Gänseställe streuet.

In Süd-Halland braucht man dasselbe, Matratzen damit auszustopfen. Es wird in dieser Absicht nicht eher abgenommen, als bis es zu verwelken anfängt.

Schwed. Abhandl. 23. Band, S. 236.

In Florida machen zwey bis drey Breter, welche auf vier in die Erde geschlagenen Pfählen ruhen, die ganze Lagerstätte aus, worauf gemeine Leute Säcke, die mit Farnkraut ausgestopft sind, legen, und sich mit Bärenhäuten zudecken, als welche kein Ungeziefer zeugen. Das Farnkraut halten sie höher, als alle Federn; denn sie glauben, daß es eine Kraft habe, den ermüdeten Leib zu stärken, und die auf der Jagd oder bey andern starken Uebungen verlornen Kräfte wieder herzustellen.

Allgem. Geschichte der Länder und Völker von America, 2. Th. Halle 1753, gr. 4. S. 584.

Die frischen Blätter pflegen einige auch den mit der englischen Krankheit behafteten Kindern unterzulegen.

Es wird das Farnkraut auch zum Einpacken, bey Versendung der Gläser, Alabaster- und Marmorplatten, und anderer Sachen, angewendet.

In England braucht man das trockne Kraut zur Feuerung, beym Brauen, Backen, und Ziegelbrennen. Beym Malzdörren aber ist diese Feuerung eine der schlechtesten, weil der Rauch, welchen sie giebt, nicht

nur

nur sehr stark, sondern auch von einem übeln Geschmacke ist, welchen er dem Malze mittheilet.

Faros, eine Sorte Winteräpfel; s. unter *Malus*.

Farr, eine im Hochdeutschen veraltete Benennung eines jungen zweyjährigen Ochsen, eines Stieres, und in weiterer Bedeutung eines jeden Ochsen, welche in der deutschen Bibel häufig, in der höhern Schreibart aber noch zuweilen, vorkömmt.

Farra ein Fisch; s. Baal.

Farße, aus dem Franz. Farce, Farcis, Farcisseure, Farcissure, und mittlern Lat. Farsa, heißt, im Küchenwesen: 1) Eine gehackte Speise; ein Gehäck von allerley Fleischwerk, welches gemeiniglich mit Semmel, welche in Milch geweicht worden ist, mit abgerührten Eyern, Salz, Gewürze und feinen Kräutern zubereitet wird. 2) Ein Füllsel, Gefüllsel, in der anständigen Sprechart eine Fülle, d. i. ein Gemische von klein gehackten Kräutern, Eyern, und andern Dingen, die man in ein Essen, z. B. in ausgenommene Spanferkel, Gänse, Hühner, Tauben, Fische, oder in ausgehölte Kohlköpfe, Magen, Semmeln ꝛc. füllet. Dergleichen mit gehackter Speise füllen, nennet man farßiren, Fr. farcir.

Farthing, Fardin oder Fardingen, eine kleine kupferne Scheidemünze, und der vierte Theil eines Penny, oder Pfennigsterlings, deren zween einen Half Penny, und 16 einen Groot machen. Diese Münze wird in England geschlagen, und gilt daselbst ungefähr so viel als ein halber Dreyer nach unserm Gelde. Es giebt vierfache, doppelte und einfache. Vier einfache Farthings machen einen Penny, oder englischen Pfennig.

Es ist nicht gegründet, wie ein gewisser Schriftsteller sagt, daß fast in allen englischen Dörfern Farthings geschlagen würden, die auch nur auf den Dörfern und bisweilen in der Straße, wo sie geschlagen werden, gangbar wären. Auch ist es nicht der Wahrheit gemäß, daß sie nur mit dem Namen derjenigen gezeichnet wären, welche die Erlaubniß, selbige schlagen zu lassen, vom Könige gekauft hätten. Im Gegentheil ist es gewiß,

daß alle Farthings, welche in Groß Britannien angetroffen werden, den Namen und das Bildniß des Königs führen, nebst einer Frau auf der andern Seite, mit der Ueberschrift: Britannia und sind alle in dem Königreiche gleich gangbar.

S. auch Ferding.

Fasan, (*) Fasanvogel, Phasan, L. Phasianus, Fr. Faisan, eine Art Waldhühner, mit nackten Füßen, einem langen Schwanze, und einer Art von Federbusche an den Ohren. Er stammet aus Afrika und Asien her, und wurde von den Argonauten zuerst von dem Flusse Phasis im Königreiche Colchis (welches man jetzt Mingrelien nennt) nach Europa gebracht, daher er auch den Namen hat. Er wird heut zu Tage auch in einigen europäischen Wäldern, insonderheit in Böheim, wild angetroffen, und außerdem, als ein sehr schönes und köstliches Vogelwildbret, in eigenen so genannten Fasanerien unterhalten. Er hat ungefähr die Größe eines Kapaunes, der Gestalt nach aber einige Aehnlichkeit mit dem Pfaue. Er hat einen ungefähr 1 Zoll bis 15 Lin. langen, in beyden Kinnladen etwas gekrümmten, und gleichsam mit Haken versehenen, hornfarbigen Schnabel. Der Hahn vom gemeinen Fasan, Fr. Coq Faisan, hat ein von feuerrother, weißer und grüner Farbe vermischtes Gefieder. Oben auf dem Kopfe ist entweder ein glänzendes Aschgrau, oder ein vergoldetes Dunkelgrün zu sehen. Die Seiten des Kopfes, oder die Backen, sind kahl, und haben kleine hellröthliche, fleischähnliche Warzen. Der kleine Strauß unter den Ohren, welcher an jeder Seite des Kopfes, zur Zeit seiner dringenden Vermehrungstriebe, sich zeigt, besteht aus goldgrünen Federn. Aus den untersten Winkeln der tiefen und breiten Ohren gehen einige schwärzliche

Federn

(*) Im Oberdeutschen heißt dieser Vogel auch Fasant Fastan, im Böhm. Bazant, im Poln. Fazyan, im Engl. Phasant, im Dän. Fasan, im Ital. Faggiano, im mittlern Lat. Fasanus, und Faxanus.

Federn hervor, welche länger sind, als die andern. Der Vordertheil des Kopfes, die Kehle, und der obere Theil des Halses, schimmern abwechselnd in einer goldgrünen, bald ins Dunkelblaue, bald ins glänzende Violett spielenden Farbe. Das übrige des Halses, der Brust, der Bauch und die Seiten, sind mit sehr funkelnden, Purpurartigen kastanienbraunen Federn bedeckt, die noch ein Sammetartig spielendes schwarz und lebhaftes Violett an ihrem Ende zeigen. Der Schwanz ist über 20 Zoll lang, und seine 18 Ruderfedern sind aus einer graulichen Olivenfarbe, aus schwarz, einem purpurartigen Kastanienbraun, mit etwas Braunroth gemischt. Die Füße und Klauen sind graubraun. Die Fasanhenne oder das Fasanhuhn, Fr. Poule Faisane, oder Faisande, ist etwas kleiner, auch nicht so schön von Farben, als der Hahn. Ihr ganzes Federwerk besteht größtentheils in einer Vermischung von Braun, Grau = braunroth und schwärzlich. Der kahle Ring um die Augen ist enger, als bey den Hähnen, und mit kleinen fleischigen hellrothen Warzen bedeckt. Es giebt auch weiße Fasanen, welche wegen ihrer Seltenheit sehr hoch gehalten werden; die Hennen davon sind ganz weiß, die Hähne aber haben um den Hals etwas gespiegeltes. Die übrigen Abweichungen der Farben, in den verschiedenen Varietäten dieser Art, als: dem chinesischen dreyfarbigen, rothen, oder Gold= Fasan; dem schwarz= und weißen Fasan aus China; dem Argus = oder Pfauen = Fasan; dem gehörnten Fasan oder Napaul, und dem amerikanischen Fasan oder Katraka, findet man in Hrn. v. **Büffon** Naturgeschichte der Vögel, nach der mit Anmerk. und Zusätzen vermehrten Uebersetz. des Hrn. D. **Martini**, 5. Th. Brünn 1787, 8. S. 269—357, und in den daselbst angeführten Schriftstellern, beschrieben.

Die Fasanen pflegen sich gern auf den Wiesen, Brüchen, Auen und Feldstreichern von Weiden, auch im al=

ten Grase, um sich darin zu verbergen, aufzuhalten, wo sie die Waizenfelder, Anger, Kohlgärten und Weinberge, imgleichen Wachholdersträucher, Brombeeren und Mispeln, welche sie sonderlich gern zu sich nehmen, wie auch Ameisenhaufen, Kröten, Schnecken und Würmer zu ihrer Nahrung haben. Da diese Vögel die jungen Kröten mit so vieler Begierde verzehren: so ist es merkwürdig, daß keiner von ihnen die jungen Eidechsen und Frösche berührt. Sie laufen viel schneller und hurtiger, als die gemeinen Hühner, und fliegen auch nicht leicht auf, als wenn sie jählings und mit Gewalt aufgetrieben werden, oder das Gras feucht ist, und sie aus ihrem Lager gern weiter sich begeben wollen.

Unter die Feinde der Fasanen gehören die Habichte, Hühnergeyer und andere Raubvögel, auch thun ihnen die Füchse, Marder, wilde Katzen, Iltisse und Wiesel großen Schaden. Ihren Eyern und Jungen, stellen die Aelstern und Krähen stark nach. Sie sitzen zur Nachtzeit, vor Furcht der Raubthiere, gern auf den Bäumen. Ihre Balzzeit fängt sich im März an, und währet wohl zween Monate, da dann die Henne ein Nest von Baumblättern auf die Erde macht, und ihre Eyer, deren sie 10, 15 bis 20 in einem Jahre legen, in 24 oder längstens 30 Tagen, ohne Beyhülfe des Hahns, ausbringt. Zur guten Zucht und Vermehrung dieser angenehmen und nützlichen Vögel, unterhält man sie in besondern Fasanengärten, und erwählet dazu lieber junge, als alte Fasanen, wovon ich weiter unten ausführlicher handeln werde.

Der *Fasanenfang* oder die *Fasanenjagd*, ist eine der angenehmsten Belustigungen und Zeitvertreibe für große Herren. Es wird aber derselbe auf verschiedene Art und Weise angestellt

Die erste Art ist, die Fasanen vor dem Spion- oder Fasanen-Hunde (Fasanenbeller) zu schießen. Es

ist dieses eine Art kleiner, auf die Fasanen abgerichteter, Hunde, welche die Fasanen zu Baume jagen und verbellen. Man geht nämlich an die Oerter und Enden des Holzes, wo man dergleichen wilde Fasanen hat, und läßt den Hund das Holz aussuchen. Wenn derselbe nun einen Fasan antrifft, so fliegt dieser auf einen Baum; der Hund hingegen läuft rings um den Baum herum, bellet den Fasan laut an, und bäumet sich an dem Baume auf, als wollte er hinauf klettern; unterdessen schmiegt sich der auf dem Aste sitzende Fasan nieder, und betrachtet stets den Hund, da dann der Jäger geschwinde nach dem Baume hinzu schleicht und den Fasan schießt. Dieser Art bedienen sich die Jäger insonderheit, wenn sie in der Eile Fasanen schaffen sollen. Jedoch, wenn man auf diese Art derselben nicht sogleich habhaft werden kann, so sucht man dasjenige bey Nacht, was einem der Tag versaget. Dahin gehört

die zweyte Art, die Fasanen bey der Nacht zu schießen. Man verfüget sich in dieser Absicht an den Ort, wo die Fasanen aufbäumen. Man geht noch vor Abends dahin, hält sich verborgen, und merkt, in welcher Gegend sie aufgebäumet haben. Solches hört man an ihnen bald, weil der Hahn währendem Aufsteigen sich laut hören läßt, daß man es in einer ziemlichen Entfernung hören kann, die Hennen aber nur leise zippen. Wenn dieses geschehen ist, muß man ganz leise, zuweilen auf den Strümpfen, dahin schleichen. Damit man aber genau erkennen möge, welches der Hahn oder das Huhn sey, so sehe man, bey gestirntem Himmel oder Mondscheine, fleißig darnach, und bemerke sie genau; jedoch ist es bey hellem Gestirne noch besser, als bey dem Mondscheine, indem es bey letzterm gar zu hell ist, und sie alsdann leicht fortziehen. Der Hahn ist daran zu erkennen, daß er gerade, aufgeweckt, munter und keck aufsitzt, den Hals gerade in die Höhe, das Spiel (den Schwanz) aber gerade aus hält; das Huhn hingegen

hat den Hals mehr eingezogen und gerade vor sich weg, und zieht den Schwanz etwas unter sich. Wenn man nun dieses beobachtet hat, so leget man an, hält die Flinte etwas unterwärts, und schießt ihn. Hält man aber gerade auf ihn zu, so schießt man leicht über ihn weg, und bekömmt ihn öfters gar nicht.

Die Sorgfalt, den Hahn von dem Huhne zu unterscheiden, geschieht deshalb, damit man das Huhn zur Erhaltung dieses Geschlechtes schonen möge.

Die dritte Art, die Fasanen in Steckgarnen zu fangen. Dieses erfordert zwar wenig Kunst, aber Mühe und Fleiß. Wer solches bewerkstelligen will, muß sich ein Garn, gleich einem Rebhühnersteckgarne, welches jedoch, nach Proportion dieses Vogels, weitere Maschen haben und höher seyn muß, machen lassen. Dieses applicirt man eben so, wie die Hühnerstecknetze. Man stecket sie nämlich quer durch das Holz, wo es Fasanen giebt, geht hernach zurück, und treibt mit etwas wenigem Gehuste und Getöse von beyden Enden nach dem Steckgarne zu; oder man nimmt Hunde, welche dazu abgerichtet sind, geht damit von beyden Enden auf das Netz zu, und treibt, wie gesagt, das Holz durch, so werden sie sich darin fangen. Wenn aber auf dem Felde noch einzelne Stücke Getraide stehen, so pflegen sich die Fasanen da hinein zu ziehen. Wenn sie nun darin sind, nimmt man das Steckgarn, steckt es quer durch das Getraide, und treibt von fern, mit leisem Gehuste, oder blöket ein wenig. Doch darf man das Lärmen nicht zu groß machen, sonst stehen sie auf, und die Mühe ist vergeblich angewandt.

Die vierte Art, die Fasanen im Treubzeuge zu fangen. Hier verfährt man auf eben diese Art, wie bey dem Hühnertreibzeuge; doch müssen sowohl die Gelänber höher, die Maschen darin weiter und stärker, als auch der Himmel auf 1 oder 3 Ahl breiter, ihre Höhe etwa zweymal größer, auch der Sack größer und

weiter,

weiter, als am Hühnerzeuge, seyn. Die Stellung ist, wie bey gedachtem Zeuge. Wenn nun dieser Zeug aufgestellt ist, versteckt sich Jemand hinter einen Strauch; sodann gehen die andern außer dem Holze zurück, und treiben mit mäßigem Gehuste und Geblöke, nach dem Zeuge hinzu. Sobald sie aber in den Zeug hinein sind, kömmt der hinter dem Strauche Verborgene hervor, und zieht den Himmel herunter, damit sie nicht heraus und zurück gehen.

Die fünfte Art, welche sehr bequem ist, besteht darin, daß man sie mit Schlingen oder aufgestellten Netzen fängt, so, daß man entweder einen Rock über den Kopf in die Höhe hält, und denselben stark schüttelt, damit sich der Fasan, als ein ohne dieß scheuer Vogel, davor fürchte, und auf diese Art in das Netz laufe. Oder der Jäger bedeckt sich mit einem Tuche, worauf ein Fasan gemalt steht, und zeigt sich also dem lebendigen Fasane, der ihm hierauf getrost folget, bis er in das Netz geräth. Oder man geht mit einem in einen Rahmen gespannten weißen Tuche, worauf ebenfalls ein Fasan abgemalt ist, auf den Vogel los, welcher sich darüber entsetzt, und selbst in das Garn zurück läuft.

Um die Fasanen mit Hals- und Fußschlingen zu fangen, macht man sich einen Vorrath von Baumästen und Pfählen, die 1 Fuß sind; hievon macht man eine Hecke, 9 Zoll hoch; an diese Hecke wirft man Korn, um das Wild anzulocken, und befestiget Hals- oder Fußschlingen, die von Pferdehaar gemacht sind, an die Pfähle. In der Mitte von jeder Hecke läßt man eine Oeffnung, wo der Fasan durchkommen kann, und da ist es eben, wo das Netz gestellet werden muß. Die Fußschlingen werden an die Erde gelegt, und die Fasanen verwickeln sich alsdann mit den Füßen darin; die Halsschlingen aber müssen höher angebracht werden, und zwar gerade so, daß der Fasan mit dem Kopfe daran reiche, weil er sich mit dem Halse darin fangen muß.

muß. Man leget die Fußschlingen auch wohl an Oerter, die bey dem Wasser sind, damit die Fasanen, wenn sie daselbst hin wollen, um zu trinken, sich in das Netz ziehen.

Man pflegt die Fasanen auch mit zahmen Falken und Habichten zu jagen, welches die Fasanenbeize genannt, und wovon bey diesen Vögeln gehandelt wird.

Die Fasanen sind, wegen ihrer Seltenheit und Delicatesse, jederzeit sehr hoch geschätzet worden. Sie gehören aller Orten zu der hohen Jagd. Ja, in Sachsen werden sie so gar von der hohen Jagd ausgeschlossen, und als ein landesherrliches Reservatum gehalten, daher, ohne besondere landesherrliche Concession der Uebung der Fasanenjagd, Niemand, wenn er auch gleich mit der Hohen = Mittel = oder Niederjagd sonst beliehen ist, sich des Fangens oder Schießens der Fasanen unterfangen darf.

S. Churf. Sächsisches Mandat de Ao. 1741. wegen Aussetz- Heg- und Schieß = auch Fangung der Fasanen, §. 10.

ERN. MART CHLADENII diss. de jure phasianorum eorumque banno.

Die schweren Strafen, welche gemeiniglich darauf gesetzt sind, zeigen auch genugsam an, wie hoch große Herren dieses Stück des Jagdregales halten.

Nach Kaisers Leopoldi Jagdordnung, *de Ao.* 1657. stehen 30 Rthlr. Strafe darauf, wenn Jemand Fasaneneyer ausnimmt. Nach dem churbrandenburg. Edict wegen Hegung des Fasanenwildprets, v. 24. Nov. 1697, in Mylii Corp. Const. March. Th. 3, S. 469; it. d. d. 24. Aug. 1712, eb. das. S. 640: sind auf jeden Fasan, der unerlaubter Weise geschossen oder gefangen wird, 50 Rthlr., und, nach Befinden, Gefängniß = und Leibbesstrafe gesetzt. Die churfächsischen Gesetze bestimmen 50 Gulden Strafe, wenn Jemand die jungen Fasanen oder Eyer durch Schießen oder andere Art beunruhiget und ihnen Schaden thut.

Cod. Aug. Th. 2. S. 517. 535. 540. 550. 581. 583.

Auf das Schießen, Netze und Schlingenlegen 100 Rthlr. Ebend. S. 595.

Nach obigem Mandat de Ao. 1741 aber, 20 bis 25 Rthlr. für jeden Fasan, und der Jäger, welcher sich dazu gebrauchen

läßt,

läßt, wird mit Festungsbau bestraft. Nach der schlesischen Holz-Mast- und Jagdordnung, de Ao. 1750. Tit. 17, sind 50 Rthl. auf einen Fasan gesetzt.

Churbraunschweigisches Edict gegen das Schießen ꝛc. der Fasanen, d. d. 8. May, 1696, st. in den Braunschw. Calenb. Ordn. Cap. 6, S. 315.

It. d. d. 24 Mart. 1703. eb. das. S. 322.

Geschärftes königl. preußisches Edict, wegen Schonung der Fasanen im Herzogthum Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld magdeburgischer Hoheit, d. d. Berl. den 19. Jun. 1743, st. in No. 35 der wöchentl. Hall. Anz. v. J. 1743.

Es sind die Fasanen zwar keine Zugvögel; weil sie sich aber dennoch, besonders wo der Hähne viele bey einander sind, und zur Balzzeit sich nicht mit einander vertragen, aus einander ziehen, und auch oft Hennen mitnehmen: so hat man für nöthig befunden, sie in dazu angelegten Gärten zu erziehen, darin man doch allemal den Stamm erhalten, wie auch viele Jungen auferziehen kann, aus welchen man hernach auch wilde kann werden lassen.

Ein Ort oder eine Gegend, wo Fasanen gehalten und genähret werden, und die Wissenschaft mit der Wartung der Fasanen umzugehen, wird die *Fasanerie*, Fasanerey, Fr. Faisanderie; ein eingeschlossener Platz wo Fasanen gehalten werden, oder eine zahme Fasanerie, der *Fasanengarten*; ein Jäger, welcher die Aufsicht über eine Fasanerie hat, der *Fasanenmeister* oder Fasanenwärter, Fr. Faisandier, Garde de la faisanderie; die Wohnung des Fasanenwärters, und ein Haus, in welchem die Fasanen brüten, das *Fasanen-Haus*; der Ort in einer Fasanerie, wo der Jäger die Fasanen mit der Fütterung ankörnet, oder die Kirrung, der *Fasanenstand*; ein verschlagener oder eingeschlossener Platz in einer Fasanerie, wo die Fasanenhennen mit ihren Jungen allein seyn können, der *Fasanen-Zwinger*; und ein Platz in einer wilden Fasanerie, wo die Fasanen gehäget werden, das *Fasanengehäge* genannt.

Um

Um von dem zur Zucht und Vermehrung der Fasanen angelegten Garten, nebst den dazu gehörigen Gebäuden und andern nöthigen Einrichtungen, in gehöriger Ordnung zu handeln, werde ich erstlich dasjenige bemerken, was überhaupt bey allen Arten der Fasanerie erfordert wird, sodann aber die besonderen Arten, wie eine Fasanerie angeleget werden kann, vorstellen.

Der Hauptzweck aller Fasanerie erfordert: 1) Holz, welches die Fasanen nothwendig haben müssen. Dieses muß in allerley Laub = und Buschhölzern bestehen, als: Eichen, Büchen, Birken, Erlen, Weiden, Dornen, auch allerley Buschhölzern, welche Beeren tragen, weil sie dieselben gern genießen. Wenn gleich etwas weniges von Kiefern, Fichten und Tannen, mit darunter befindlich ist, das schadet nicht; allein, in bloß schwarzen und kieferigen Hölzern wollen sie nicht stehen, weil diese ihnen nicht angenehm sind. Wachholdern hingegen sind ihnen zuträglich. Es müssen aber die Holzungen gute Dickichte haben. Die gar hohen und alten Eichen und andere Bäume, sind dabey gar nicht viel nütze, weil die Raubvögel gern darauf fallen; doch niedrige Bäume müssen mit da seyn. Wenn Obst= eberäschen = und Arlsbeerbäume vorhanden sind, ist es am besten; denn der Fasan tritt des Abends zu Baume, und bleibt nicht gern auf dem Boden. Auch werden die Hölzer ordentlich verhauen, damit immer wieder junge Dickichte werden. 2) Muß auch Wiesewachs dabey seyn, weil die Fasanen darin gern brüten, und sich von allerley Würmern, Fliegen, und Ameiseneyern äßen können; auch nehmen sie allerley gute Kräuter und Grasgesäme mit an. 3) Gehört Acker dazu, darin sie ihr völliges Geäß haben. Sie brüten zum Theil in dem über Winter bestellten Waizen = und Rübesamengetraide; fallen auch überhaupt mit den Jungen in die Felder, wo sie ihr völliges Geäß haben; auch nach der Aernde auf die Stoppelfelder, und suchen

das

das ausgefallene Getraide fleißig auf. 4) Ist auch Wasser sehr nöthig, vornämlich Bäche oder Flüsse, imgleichen Quellen, wo es schilfig und rohrig ist. Sie halten sich gern an den Ufern, wo sie reines Wasser, wie auch groben Sand, Schnecken und allerley Gewürme finden, auch zur Winterszeit besonders gern an den warmen Quellen auf, wobey sie sich recht gut erhalten, und den Winter ohne besondere Fütterung durchbringen. Endlich 5) muß auch die Gelegenheit seyn, daß der Fasanengarten, wo er in Bergen angeleget werden muß, nicht an die Winter- oder Nordseite hingebracht werde, sondern gegen Ost und Süden zu, damit sie die Sonne haben können.

Ich komme nunmehr auf die besonderen Arten, wie eine Fasanerie angeleget werden kann, und werde daher von den zahmen sowohl als wilden Fasanerien einigen Unterricht ertheilen.

Eine, zum Unterschiede der wilden so genannte, zahme Fasanerie, kann auf mancherley Art und mit verschiedenen Kosten angeleget werden. Ich werde hier zuvörderst eine Anleitung geben, wie man eine mittelmäßig starke Fasanerie, und sodann auch eine mit geringern Kosten, anlegen und fortbringen kann.

1. Wenn eine Fasanerie in gutem Flor erhalten werden soll, so ist nöthig, daß ein gewisser Ort mit einer Wand, zu einem beständigen Fasanengarten umgeben werde. Dieser kann nun weitläuftig oder enge seyn. Wir wollen einen von mittelmäßiger Größe nehmen, und setzen: der Garten wäre 1000 Schritt lang, und 500 breit. Nachdem die Wand, nach Gelegenheit des Landes, wie am besten zu zukommen ist, entweder mit einer Mauer, oder von Bretern gemacht, oder auch, wo viel Lehm ist, davon gewellert, 8 bis 9 Fuß hoch, und mit einem Dächlein versehen worden ist, damit sie von dem Wetter nicht Schaden leide: so müssen nun alle 100, oder wenigstens 130 Schritt, unten in der

Wand,

Wand, Löcher zum Fange der Raubthiere, eines 1 Schuh hoch und breit, das andere ½ Schuh hoch und breit, und also wechselsweise eines um das andere, um den ganzen Garten herum gemacht werden. Vor den Löchern müssen inwendig Fallen beständig aufgestellt seyn, darin die Raubthiere, welche sich gemeiniglich stark nach dem Fasanengarten ziehen, weggefangen und getilget werden können.

Diese Fallen werden folgendergestalt gemacht. Man nimmt 4, Breter, welche 14 bis 15 Zoll breit und 3 Fuß lang sind, füget und nagelt selbige wie einen viereckigen Kasten zusammen, doch so, daß derselbe um das unten in der Wand befindliche Loch reiche und schließe. An diesem Ende, wo der Kasten an das Loch gesetzt wird, ist er zwar offen, an beyden Seiten aber sind zwo dünne Leisten genagelt. Von dem obersten Brete oder der Decke wird am Ende etwas abgenommen, daß also von oben herein ein Fallthürchen oder Bretchen zwischen den Leisten herunter fallen kann. An den Fallbretchen steht oben hinaus etwa ein Hals, daran man zum Aufziehen angrei en kann, woran auch eine Schnur und ein Stellholz zum Aufstellen ist. Am andern Ende des Kastens ist ein eisernes Gitter, damit es, wenn von außen in die Falle hinein gesehen wird, hell durchscheine. Wem es gefällt, der kann auch, wie an der Wand, dergleichen Fallthüre vormachen; doch, wenn das Gitter fest ist, bedarf es keines Fallbretchens. Das Gitter muß deshalb inwendig im Fasanengarten an den Fallen seyn, daß die Fasanen nicht von inwendig hinaus in die Fallen kriechen können.

Unten im Bodenbrete des Kastens, und in der Mitte, wird gerade quer über 4 Zoll breit heraus geschnitten, worein von einem andern Brete eine Zunge gemacht wird, welche eben wieder so tief in das Loch hinein paßt, und an einem Ende mit einer schmalen Zunge 2 Zoll lang neben aus reichet; auch wird zugleich eine Kerbe darein geschnitten. Inwendig ist die Zunge mit dem breiten Ende am Kasten angebunden. An dem Seitenbrete wird auch etwa 2 Zoll eingeschnitten, daß die schmale Zunge darin herauf gezogen werden kann. Ueber dem eingeschnittenen schmalen Loche wird im Brete eine Kimme eingemacht. Gerade über der Zunge hinauf ist oben ein aufstehendes Säulchen gemacht, 1½ Fuß hoch, und 2 Zoll stark, wodurch oben ein Loch gebohrt ist, worein die Schnur, welche

vorn

vorn an das Fallbretchen gebunden ist, gezogen wird; und an dieser Schnur wird ein 4 Zoll langes Stellholz gemacht.

Solchergestalt ist die Falle fertig, und sie wird nunmehr also aufgestellt. Man zieht das Fallbretchen mit der Schnur auf, sezt das daran befindliche Stellholz an dem Seitenbrete in die Kimme, nimmt die Zunge in die Höhe, und sezt das Stellholz auf die Zunge in die Kerbe.

Hiebey ist zu merken, daß unter der Zunge der Boden fein weggeräumt seyn muß, damit sie leicht herunter fallen könne. Diese Fallen müssen beständig aufgestellt stehen. Wenn nun etwas, es sey Marder, Iltiß, oder Katze, auswendig am Fasanengarten herum patrollirt, und sieht, daß ein Loch da ist, und daselbst hinein kriechen will, tritt es inwendig auf die Zunge, und fängt sich alsobald. Zuweilen kriecht auch wohl ein Fuchs hinein.

Imgleichen sind auch Habicht- oder Raubvögel-Körbe oder Fänge, welche ich im Art. Raubvogel beschreiben werde, sehr nöthig.

Nachdem also der Garten verwahret ist, will ich nunmehr die nöthigen Gebäude nach einander beschreiben. Unter diese gehört:

1) Das Fasanenhaus, worin sie Winter und Sommer stehen können. Dieses wird 60 Fuß lang, 30 breit, und 9 hoch, angeleget, und mit einer dicken Mauer oder Wellerwand umgeben. Das Dach wird mit Ziegeln gedeckt, und darf nicht allzu hoch seyn. In der Länge quer durch kömmt ein Unterschied, und mitten in der einen Längewand eine Hausthür mit zweenen Flügeln, und 3 Ellen breit, so, daß die Flügel inwendig hinein schlagen. Auswendig werden zween Gitterthürflügel angebracht, aber nur von halber Höhe, die von außen zugemacht werden können. Alsdann kömmt ein Vorhaus, 12 Fuß breit, und 8 Fuß lang. Rechter Hand neben des Hauses Eingang, wird ein kurzer Vorkamin gesetzt, woselbst eingeheizt wird; es muß derselbe aber nicht gerade auf die Hausthüre stoßen. Inwendig wird ein Kachelofen gerade in der Scheidewand angebracht, daß er beyde Theile heize. Neben dem

Kamine rechter Hand kömmt eine Thür zu der einen Stube, und linker Hand der Hausthüre eine Thür zu der andern Stube. Die Thüren müssen auswendig in das Vorhaus hinaus schlagen. In jeder Stube kömmt auf jeder Seite ein Fenster, und also 6 Fenster am ganzen Hause. Das Dach wird mit einer wälschen Haube (s. Th. VIII. S. 521) versehen, und über das ganze Haus geht ein Boden, worauf die Fütterung, und was sonst zu den Fasanen nöthig ist, geschüttet werden kann. Der Fußboden kann mit Mauersteinen beleget werden, doch nur die eine Hälfte; denn die andere, worauf die Körner zu schütten sind, wird bloß mit Lehm und Sand bedeckt. Der oberste Boden wird mit Bretern beleget. Vor den Fenstern werden inwendig Drahtgitter, und sodann Glasscheibenfenster und Fensterläden, welche man auf- und zumachen kann, angebracht. So lang nun das Haus ist, und vor der Seite, wo die Hausthür hinein geht, wird

2) ein Zwinger, 60 Fuß breit und lang, mit einer Bretwand gemacht. Unten durch die Mauer des Hauses nach dem Zwinger zu, können aus jeder Stube zwey Löcher, 15 Zoll hoch und 12 Zoll breit, gemacht, und auswendig mit bretternen Aufzügen versehen werden, damit man die erwachsenen Fasanen nach Gefallen dadurch aus- und einlassen könne. In den Stuben oder Theilen werden von saubern Stängelchen Gerüste, von unten bis oben aus, gemacht, darauf die Fasanen stehen können; doch müssen sie nicht gerade, sondern schräg übereinander gemacht werden. Neben diesem Zwinger wird

3) Das **Bruthaus** angeleget, 40 Fuß lang, 16 Fuß breit, und 7 Fuß hoch, auch mit Ziegeln gedeckt, und in der Mitte der Länge nach eine Scheidewand durchgeführet. An beyden Enden des Hauses kommen zwo Thüren zum Eingange, wie dann auch in der Mitte der Scheidewand eine Thür hindurch gehen kann.

Auf

Auf jeder Längeseite werden drey nicht allzu große Fenster angebracht, und inwendig mit Drahtgittern, von außen aber mit Glasfenstern und Läden verwahret. In jedem Theile an der Wand durch, werden Brutfächer gemacht, welche von Bretern, und ein von der Erde 4 Fuß erhöhetes Gerüste sind, worauf ein breterner Boden durch das ganze Haus hindurch kömmt, welcher aber nur 2 F. 2 Zoll breit seyn darf. Hierauf werden Fächer von Bretern gemacht, welche 18 Zoll breit, und so lang sind, als der Boden breit ist. Das Bret wird dergestalt gerade aufgesetzt, daß es 20 Zoll in der Höhe habe, damit die Bruthennen nicht einander sehen können. Vorn, quer vor, wird die Länge hindurch ein 1 Fuß hohes Bret, und oben an der Wand über jedem Fache ein kleines Bretchen, worauf Numern, von 1 an, gezeichnet werden, angemacht. Vor jedem Ende des Bruthauses werden Zwinger von einer Bretwand, zu 36 Fuß lang, und 30 Fuß breit, gemacht.

4) Wenn also das Bruthaus dem Fasanenhause gegen über am Zwinger steht, wird an der einen Seite des Zwingers, zwischen dem Fasanen- und Bruthause, ein Wachstübchen, 12 Fuß lang, und 12 Fuß breit, gebauet.

5) In einiger Entfernung von dem Bruthause, kömmt ein Hühnerhaus, zur Verwahrung der Truth- und Hofhüner, welches 24 Fuß lang, 12 Fuß breit, und 7 Fuß hoch ist, und in 4 Theile unterschieden wird, zu stehen.

6) Der Zwinger oder Theilungen, können 4, 5, bis 6 gemacht werden. Jeder Zwinger muß 100 Fuß lang, 8 Fuß breit, und mit einer Wand von 9 Fuß hoch umgeben seyn. An jeden Zwinger wird ein 10 Fuß langes und 8 Fuß breites Häuschen angebracht, darein die Fasanen des Abends eingetrieben und wohl verwahret, und des Morgens wieder in den Zwinger heraus gelassen werden können. In den Zwingern muß

muß Gras und Acker, und wo möglich, auch etwas Buschwerk seyn. In dessen Ermangelung werden ihnen kleine Hüttchen von Tannenreis hinein gemacht, bis man nach und nach etwas lebendiges Buschholz darin anbauen kann. Auch muß ein entweder von selbst durchfließendes Bächlein, oder mit Rinnen durchgeführtes Wasser, darin befindlich seyn.

7) Des Fasanenmeisters oder Fasanenwärters Wohnung, kann, nach Belieben des Herrn, schlecht oder prächtig gebauet werden; billig aber muß derselbe ein Paar Stuben und 3 bis 4 Kammern haben, darin er die Eyer besonders, und die sonst zu den Fasanen nöthigen Sachen, verwahren kann, nebst einer Scheune, wo auf einer Seite ein Kuhstall ist, worin er die Kühe, welche zum nöthigen Käsewerke, und zur Milch, zu Erziehung der Fasanen, gehalten werden müssen, stallen, und den andern Raum zur Fourage u. d. gl. brauchen kann.

Die Beschaffenheit des Platzes, welcher einen Fasanengarten abgeben kann, ist bereits oben beschrieben. Wenn nun, jenem zu Folge, vor allen Dingen Wasser in einem solchen Terrain ist, entweder ein fließender Bach, oder hinein geleitetes Wasser, nebst etlichen kleinen Teichen: so wird alsdann leicht zu Acker, Wiesen und Holz Rath werden. Wäre der Platz mit lauter Holz bewachsen, so kann leicht Acker und Wiese darin, gemacht werden. Ist aber gar zu wenig Holz darin, so muß man Striche oder Remisen von allerley Buschholz darein pflanzen; es können auch fleckweise Tannen und Fichten, imgleichen Wachholdern, hinein gepflanzt werden. Sind nun die Tannen und Fichten angewachsen, so schneidet man selbigen die Gipfel ab, daß sie nur etwa 4 Fuß hoch bleiben, so breiten sich alsdann die untersten Aeste aus, worunter sich die Fasanen recht verbergen können. Das andere Holz wird in ordentliche Gehaue oder Schläge eingetheilt, daß alle Jahr ein

Fleck

Fleck zu rechter Zeit abgeholzet werde, und man, nach der Beschaffenheit und dem Wuchse des Holzes, in 8, 10 bis 12 Jahren herum komme. Ferner wird das Holz, wo möglich, auch so eingetheilet, daß, wo ein Strich Holz steht, wieder ein Strich Acker oder Wiesen dazwischen komme. Die Aecker müssen auch in gewisse Arten eingetheilet seyn, daß eine Art über Winter mit Winterweizen, Winterrübesamen, und etwas Rocken, bestellt werde; in die andere Art aber Sommerweizen, Gerste, Heidekorn und Hirse, und in die dritte Art Möhren oder gelbe Rüben, Kraut, besonders viel Braunkohl, Sommerrübesamen und Hanf, kommen. Alle diese Früchte sind für die Fasanen, zu ihrer Erhaltung, zu gebrauchen. Ein Theil bleibt brach liegen, worein künftig wieder die Wintersaat bestellet wird. Auch müssen die Aecker gut gedünget werden, und eben nicht dreymal in einem Mist tragen, obgleich drey Theile gemacht worden sind; denn die Früchte, bis auf die in die dritte Art gesetzten Möhren, wollen gute Düngung haben. In den Zwingern wird auch etwas Kohl u. d. gl. gepflanzt; auch öfters frischer grober Sand, und alle Tage frisch Wasser, wo man kein durchfließendes darin haben kann, hinein gebracht.

Wenn nun dieses alles fertig ist, so setzt man, im Märzmonat, in jeden Zwinger einen Hahn mit 9 bis 10 Hühnern, füttert sie fleißig mit Weizen, aber halb Gerste und halb Hanfkörnern, und thut frischen groben Sand hinzu. Des Abends bringt man sie in ihre dazu verfertigte Häuser, und läßt sie des Morgens wieder heraus. Die Häuser aber müssen den Tag über offen bleiben, oder unten besondere Löcher darin gemacht seyn, daß, wenn ein unvermutheter starker Regen kömmt, sie selbst ihre Zuflucht dahin nehmen können. Alle Abende, wenn die Fasanen eingetrieben sind, muß man nach den Eyern sehen, und solche fleißig sammeln. Hat man nun 2 bis 300 Eyer, so setzt man die Hühner

zum Brüten. Hiezu nimmt man Truthühner, als welches die besten sind. Einer jeden Henne legt man in dem Bruthause, in ihrem besondern Fache, 20 Eyer unter. Einer jeden Bruthenne wird oben auf dem Schwanze eben dergleichen Numern angebunden, wie sie oben über dem Fache steht, damit man wisse, wo eine jede Henne hin gehört. Und so setzt man allemal etliche Bruthühner zugleich, bis die Fasanen ausgeleget haben. Sind nun auch im Garten schon Fasanen vorhanden, wie ich hernach zeigen werde, so, daß auch von diesen zahmen viele in den Garten und ins Freye gelassen werden sollen: so sieht man auch darin fleißig herum, sammelt die Eyer, und läßt sie die Truthühner mit ausbrüten. Man muß aber auch notiren, welchen Tag die Bruthühner gesetzt worden sind; denn in 24 bis 25 Tagen pflegen sie auszukriechen. Auch müssen die Bruthühner alle Tage von den Eyern ein bis zweymal abgeworfen, und ihnen Futter vollauf und beständig frisch Wasser gegeben werden.

Wenn nun die Jungen aus den Eyern kriechen, so muß man fleißig auf die Bruthennen Acht haben, daß sie dieselben nicht ertreten. Man giebt ihnen auch vollauf gut Futter, damit sie noch fest sitzen bleiben; und so läßt man die jungen Fasanen noch anderthalb bis zween Tage unter den Bruthennen, damit sie recht trocken unter ihnen werden. Alsdann hebt man sie heraus, setzt sie in ein Sieb, und räuchert sie, wenn sie erst 3 oder 4 Tage alt sind. Man nimmt hiezu Eisenkraut, Fenchel, die Schalen von den ausgebrüteten Fasaneneyern, Erbsenstroh und Wachskugeln. Den Rauch läßt nan gemächlich durch das Sieb gehen, und alsdann werden sie in das Fasanenhaus gesetzt. Ist es nun etwas kalt, so muß eingeheizt werden; auch setzt man sie in Kasten, den Tag über, an die Sonne; des Abends aber werden sie allemal eingethan. Man füttert sie sodann mit hart gesottenen Eyern, wovon jedoch

nur

nur das Weiße genommen und klein gehacket wird. Man kann auch darunter etwas Petersilie, auch wohl Eiternesseln und Schafgarbe, gar klein gehackt, nehmen, und mit darunter geben, wie auch in süße Milch geweichte harte Semmel. Trifft es eben in die Zeit der Fliederblüthe, so nimmt man davon halb so viel, als von der Petersilie, und giebt ihnen die ersten 14 Tage davon. Nachher kann man ihnen auch Hirse mit Milch, dick gekocht, geben, desgleichen Buchweizengrütze, auch noch etwas Eyer, imgleichen Quargkäse, der aber nicht von saurer, sondern süßer Milch gemacht seyn muß. Ueberaus zuträglich sind ihnen auch Ameiseneyer.

Einige Schriftsteller empfehlen es, genau darauf zu achten, daß sich zwischen den Ameiseneyern, die man ihnen giebt, keine wirkliche Ameisen befinden mögen, weil sie sonst einen Widerwillen gegen jene bekommen möchten; **Edm. King** aber will, daß man ihnen so gar die Ameisen selbst geben müsse, und behauptet, daß solches für sie die gesundeste Nahrung, und allein im Stande sey, sie wieder herzustellen, wenn sie schwach und kraftlos geworden sind. Findet man es indessen für besser, die Ameisen von den Eyern abzusondern, so thut man den ganzen Haufen Erde nebst den Ameisen in ein grobes Tuch, und sichtet denselben dadurch, in welchem sich denn die Ameisen mit ihren Füßen dergestalt verwickeln, daß sie nicht weiter fortkommen, sondern mit leichter Mühe gefangen und getödtet werden können. Man kann auch auf folgende Art verfahren, indem man die Erde nebst den Ameisen zusammen in Fäßchen thut, entweder halb oder drey Viertel voll, alsdann ein Paar Schwefelfäden ansteckt, sie oben in das Spundloch hinein hänget, und dieselben, nachdem man es mehrentheils zugestopft hat, darin verbrennen läßt, damit der Dampf darin bleibe; wovon sie dann entweder sterben, oder dermaßen matt werden, daß man sie von ihren Eyern leicht trennen und tödten kann.

Die weißlichen Ameiseneyer sind diejenigen, mit welchen die jungen Fasanen zu allererst gefüttert werden müssen, nachdem man sie von ihren Ameisen und der Erde größten Theils abgesondert, und in einen steinernen Topf gethan hat, aus welchem man dann etwa jegliche halbe oder ganze Stunde eine Handvoll nimmt, und sie den Küchlein hinstreuet. Man kann

auch einen Teig von Gerstenmehl, nebst einem Ey und dessen Schale zurecht machen, daß der Teig in ganz kleine Stückchen getheilet werden kann, welche etwa die Größe der Ameiseneyer haben; es muß derselbe aber jederzeit frisch gemacht werden, so oft man ihn brauchen will, weil er leicht trocken und hart wird, und daher den Küchlein nicht dienlich ist. Dieses Futter kann ihnen, statt einer Abwechselung, nebst den Ameiseneyern zugleich, gegeben werden. Anstatt der Ameiseneyer, kann man auch Heuschrecken, Ohrwürmer, Kellerwürmer ꝛc. nehmen.

In das Saufen wirft man ihnen Eisenkraut, Feldkümmel und Gundermann, welches ihnen vorzüglich gut ist, wenn sie den Durchfall bekommen wollen; zuweilen kann man ihnen auch Angelik und Rhabarber, imgleichen Eberwurz, Schwarzwurz und Liebstöckel, in das Saufen legen. Wenn sie 6 bis 7 Wochen alt sind, läßt man Weizen zu Gräupchen machen, füttert die jungen Fasanen damit, wie auch mit Hirse, und thut sie alle Abende ein. Oder, man giebt ihnen Gerstenmehl in Wasser eingerührt; auch giebt man ihnen eingequerleten Leinsamen unter das Gerstenmehl, und auch bisweilen geschrotene Mittelgerste, wovon sie zusehends zunehmen. Den Tag über muß man beständig auf sie Acht haben, und wenn es regnet, sie in die dazu besonders verfertigten Kasten thun. Man macht auch einen oder zween besondere Zwinger, worein die Jungen der Tag über gebracht werden. Zu den Fütterungen hat man besondere reine Fleckchen, und macht von Wieden geflochtene runde Körbe, die oben hinauf etwas spitzig, und unten ohne Boden sind; an den Seiten sind kleine Löcher, welche den jungen Fasanen, aber nicht den alten Bruthennen, den Durchgang verstatten. Also setzt man die Körbe über das Futter, damit die Jungen allein solches genießen. Dasselbe muß allezeit rein und frisch seyn, und nicht über Nacht stehen bleiben. Wenn man die jungen Fasanen des Morgens heraus thut, so ruft oder pfeift man ihnen zu, wie man sie gewöhnen will.

will. Auch füttert man sie des Tages öfters, und ruft ihnen immer dabey zu, damit sie sich gewöhnen, darnach zu kommen.

Will man nun die Fasanen zahm, und im Garten allein behalten: so schneidet man ihnen, im August oder September, wenn sie so groß geworden sind, daß sie fliegen wollen, die Flügel ab. Man rupfet sie, in dieser Absicht, um das eine Gelenk des einen Flügels her, bindet den Obertheil über diesem Gelenke mit einem Faden stark zusammen, und schneidet sodann den Flügel in dem Gelenke mit einem so scharfen Messer ab, daß man mit dem ersten Schnitte sicher durchfahren kann; man muß aber eine ganze Stunde lang auf sie Acht haben, ob sie auch etwa zu stark bluten möchten; und wenn dieses seyn sollte, nimmt man sie wieder auf, und fährt mit einer im Feuer heiß gemachten Tobackspfeife über den Schnitt her.

Einige Fasanenzieher binden ihnen nur einen Flügel, weil sie sich alsdann desto besser an den Ort ihres Aufenthaltes gewöhnen, als wenn ihnen derselbe gar abgeschnitten wird; wie solches an denen Oertern zu geschehen pflegt, wo man keine andere Gelegenheit hat, sie einzusperren, als lauter aufrecht gesetzte dünne Stäbe, welche mit 2 Paar, 2 Fuß weit über einander und mit Wieden zusammen gebundenen Querstäben befestigt sind.

Dabey werden sie fleißig und ordentlich gefüttert, und es wird etliche Tage im Fasanenhause eingeheizt, damit sie nicht allzu kalt stehen. Ist aber Sonnenschein, so werden sie vor das Fasanenhaus, doch nicht weit davon, noch ins Gras gelassen, damit sie die gelähmten Flügel nicht im Grase wieder bestoßen und verwunden. Den alten Bruthennen wird reichlich und gut Futter gegeben, damit sie die Jungen fleißig unter sich nehmen. Sieht man nun, daß sie heil werden, so treibt man sie, unter Aufsicht eines Burschen, alle Tage aus, im Garten herum, auf die Wiesen und Ackerstücke. Man macht auch Kasten, und trägt dieselben dahin, wo die

Fasanen hingetrieben werden sollen, wenn sich etwa ein Regen oder Sturm plötzlich einstellen möchte, und man, das Fasanenhaus zu erreichen, sich nicht getrauete. Denn weil es mit dem Eintreiben nicht so geschwinde hergeht, so bringt man die Bruthenne mit den Jungen sogleich unter die Kasten, indem sonst die Regengüsse und kalte Witterung gar viele Fasanen um das Leben bringen; mithin sind sie, besonders wenn sie noch nicht befedert und flügge sind, vor dergleichen Zufällen aufs möglichste zu verwahren. Mit vorbeschriebener Fütterung fährt man fort, bis sie die Körner heben können; alsdann giebt man ihnen Weizen, große Gerstengraupen, Hanfkörner oder Buchweizen. Es muß aber altes Getreide seyn; denn das neue, welches in den Scheunen noch liegt und schwitzt, ist ihnen schädlich. Ueberhaupt können sie alsdann eben so wohl, und noch wohlfeiler erzogen werden, als die gemeinen Hühner. Denn, sie fressen nicht nur Haber, Gerste, Wicken, Erbsen, Buchweizen, sondern auch im Winter Rüben, und deren Blätter, Salat, Savoyer- oder andern Kohl, und fast alle Arten grünes Küchenkraut; an denen Orten aber, wo Buchmast, Eicheln ꝛc. zu haben ist, fressen sie dieses eben so gern, als ob es ihr natürliches Futter wäre. Im Frühlinge giebt man ihnen grüne Weizensaat, im Herbste aber werden sie mit Weizen- Gersten- und andern Stoppeln erhalten.

Sonst ist wohl nicht nöthig, daß man allen Fasanen die Flügel abschneide oder binde, sondern es geschieht dieses nur bey denen, welche man künftig wieder in die Falz zu setzen gedenket. Hienächst ist das Lähmen auch deswegen nöthig, damit, wenn Jemand nur einen kleinen Garten, und an den Grenzen hat, sie nicht etwa übersteigen, und andern zu Theile werden. Es werden auch im Garten der Fasanen wohl zu viel. Kömmt alsdann die Falzzeit heran, so kämpfen oder beißen sich die Hähne stark, gehen aus dem Fasanengarten fort, und nehmen Hühner mit. Der Nachbar versteht etwa auch den Rauch, (wovon ich weiter unten sprechen werde) und kommen alsdann welche

che bey ihm an, so räuchert und füttert er mit aller Macht, und bekömmt viele von diesen Fasanen. Ist aber das Terrein so beschaffen, daß die andern Grenzen nicht so nahe sind, so lähmet man nur im ersten Jahre etwas, die andern läßt man ganz und vollkommen flüchtig werden. Und wenn es denn gar nicht nöthig wäre, sie zu lähmen, so füttert man sie nur, vornämlich im Winter, bey ihren Ständen und Kirrungen. Dasselbst sind sodann im Frühjahre zum Einsetzen der Falz, so viel ihrer beliebet werden, einzufangen. Ist und soll es aber nur bloß eine zahme Fasanerie bleiben, so müssen sie, im Sommer wie im Winter, in ihren Häusern aus- und eingethan, und im Sommer nur mit halber, im Winter aber mit völliger Fütterung unterhalten werden.

Endlich ist bey der Erziehung der jungen Fasanen auch noch folgendes zu beobachten. Wenn die Fasanen 10 bis 12 Wochen alt werden, auch zum Rufen und Füttern recht wohl gewöhnt sind, und etwa zu dicht im Fasanenhause ständen, kann man ihnen in den Zwingern einige Gerüste von glatten Stängelchen machen, welche quer über geleget werden, so, daß die untersten ungefähr 2 Fuß hoch von der Erde, und sodann 3 bis 4 Stangen über und anderthalb Fuß hoch von einander kommen. Ueber das Gerüst macht man von Rohr und grünem Tannenreise Dächer, damit sie vor dem Regen beschützt seyn. Wenn der Garten etwas geräumig ist, so läßt man den jungen Fasanen, da sie etwas stärker werden, mehr und mehr ihren Willen; diejenigen aber, welche gelähmt worden sind, thut man alsdann nicht mehr ein, außer was selbst eingehen will, und läßt ihnen auch das Getraide, welches im Garten erbauet wird, meistens zu ihrem Geäße. Wenn nichts mehr von Getreide, oder auf den Stoppeln zu finden ist, füttert man sie wieder, und gewöhnet sie nach ihren Ständen und Kirrungen. Dabey müssen sie aber auch noch zum Rauche gewöhnet werden, wie man denn auch schon bey der Erziehung einigemal räuchern kann. Wenn man sie nun zu ihren Ständen gewöhnet hat, so räuchert man auch dabey im Sommer, Herbste und

Frühjahre; denn dieses ist ein Hauptumstand bey einer Fasanerie, indem man mit dem Rauche die Fasanen zusammenziehen, auch die verflogenen wieder herbey locken kann. Es nimmt der Fasan den Rauch so gern an, als ein Fuchs die Witterung; woraus zu schließen ist, daß er einen sehr starken Geruch besitzen müsse.

Was den Fasanenrauch, und die Art, wie damit zu verfahren ist, selbst betrifft, so zündet man bey dem Fasanengarten zusammengebundene Hanfbüschel, worin noch viel Körner sind, an, damit der Rauch und der Geruch davon diesen Vögeln von dem Winde zugewehet werde; dieses verursachet, daß sie gar bald ihren alten Ort verlassen, und solchem Geruche, der ihnen sehr angenehm ist, nachziehen. Streuet man ihnen alsdann Weizen oder Gerste vor, so bleiben sie daselbst lieber, als wo sie vorher gewesen sind.

Ein solcher Rauch wird auch auf folgende Art gemacht. Man nimmt 2 Bund Haberstroh, 2 Scheffel Hanfspreu, 6 Loth Campher, 1½ Pfund Anieß, nebst ein wenig Weihrauch, eine Handvoll Tausendgüldenkraut, und eben so viel Wiederthon, etwas faules Lindenholz, 4 Roßäpfel, und ½ Maß gedörrtes Malz. Alsdann zündet man das Haberstroh auf bloßer Erde an, schüttet die Hanfspreu nebst den übrigen Materialien darauf, und continuirt damit 48 Stunden. Wenn der Wind nur ein wenig stark geht, riechen die Fasanen solchen wohl auf ¾ Meilen Weges, und ziehen selbigem nach.

Mit dem Räuchern selbst wird also verfahren. Etliche Schritte von der Kirrung macht man ein Loch in die Erde, von 3 Fuß Weite und Breite, und 1½ Fuß tief. Darein wird unten eine Schicht Haberstroh, auf dieses faules Weidenholz, Ameisenhaufen und Hanfspreu, von jedem auch eine Schicht, ferner Campher 2 Loth, Weihrauch, Mastix, 3 Loth, Zucker 5 Loth, Waben aus den Bienenstöcken, Schalen von Fasaneneyern, eine Handvoll Melisse, eben so viel Eisenkraut und Feldkümmel, Ambra 1 Quent, und also immer schichtweise einmal Haberstroh, faules Weidenholz und Hanfspreu, und sodann wieder von den Speciebus, oben darüber aber wird es mit Hanfspreu und Ameisenhaufen zugedeckt. Alsdann zündet man es entweder gegen Abend oder des Morgens früh an, damit sich der Rauch mit auf dem Thaue anlege; in eine helle Flamme aber muß es nicht gerathen. Wollte es ja hell aufbrennen, so decket man nasses Schilf darauf, oder dämpfet es damit. Es muß aber

auch

auch der Rauch so angeleget werden, daß der Wind denselben auf die Kirrung und den Garten treibe. Dieses Räuchern kann zum öftern geschehen, dafern sich die Fasanen gern verflögen; sonst aber ist es nicht nöthig. Vornämlich aber muß ihnen in Zeiten das Futter fleißig geschüttet werden, damit sie solches sogleich nach ihrer Ankunft auf das Räuchern antreffen.

2. Eine Fasanerie von geringern Kosten, kann auf folgende Art angeleget werden. Man erbauet ein Bruthaus, welches nur halb so groß, als das vorher beschriebene, ist, so, daß darin nur 24 bis 25 Brut-hühner sitzen können. Daneben bauet man ein Häus-chen, worin eine Stube, von 8 Ellen weit und breit, ist, im Fall die kränklichen Fasanen hinein zu nehmen sind, und dabey auch eine Kammer zu allerley Gerä-the; ferner, ein Fasanenhaus, von 30 Fuß lang, und 20 Fuß breit. Auf einer Seite kömmt eine Thür zum Eingange, inwendig aber gar kein Eingebäude, ohne Querwände und Ofen, mit etlichen Fensteröffnungen, wovor nur Drahtgitter sind. In diesem Hause können bey Regenwetter die Fasanen stehen. Es werden auch Gerüste von unten an bis zum Dache hinauf, von glatten Stängelchen gemacht, wenn man etwa Fasanen einfängt, und weiter aussetzen will, daß solche darin verwahret werden können. Hiezu kömmt noch ein klei-nes Nebengebäude, darin die Trut- und Hofhühner, zu Bruthühnern und zum Eyerlegen eingethan werden können. Vor dem Bruthause wird ein Zwinger mit einer Breterwand gemacht, welcher 50 Fuß lang und 40 F. breit ist. Aus dem Bruthause und Zwinger wer-den Aufziehlöcher gemacht. Ferner werden bey dem Fa-sanenhause an drey Seiten Zwinger angeleget, so breit die Wände am Hause sind, und auf 60 Fuß lang; wie denn aus dem Fasanenhause unten durch die Wand Löcher gehen müssen, welche auswendig mit Vorschiebe-thürchen versehen sind, daß man dadurch die Fasanen aus- und einlassen kann. Nun wäre es zwar wohl recht gut und gar nöthig, daß dabey ein kleiner Fasanen-

garten

ten mit einer Wand gemacht würde, und wenn er auch nur 400 Schritt lang und 300 breit wäre, dessen Beschaffenheit bey dem vorhin beschriebenen nachgesehen werden kann. Sollten aber die Kosten dazu nicht angewendet werden sollen, so können 3 bis 4 Theilungen oder Zwinger, 100 Fuß breit, und eben so lang, gemacht werden. Dieses Gärtchen oder diese kleine Fasanerie muß aber auch an einem solchen Orte angeleget werden, wo die Fasanen außer dem Garten in die Felder und Wiesen fallen können. In dem Garten, oder bey den Zwingern, werden auch 2 bis 3 Kirrungen oder Stände gemacht, die aber in dickem Buschholze seyn müssen. Selbige dürfen nur schlecht mit 4 Eckfäulen seyn, davon zwo, von 8 Fuß hoch, über der Erde zu stehen kommen; die andern zwo $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch, darauf ein abhängend halbes Dach kömmt, welches entweder mit Rohr oder Schindeln gedeckt wird. An drey Seiten kömmt eine gekleibte Wand und an einer Seite eine Thür. Vornher kann es mit Bretern vermacht werden, welche eben nicht allzu dicht an einander gefüget seyn dürfen, damit es inwendig nicht so gar dunkel sey. Die Breter können grün angestrichen, und unten ein Fallthürchen, von 1 Fuß hoch und breit, gemacht werden, damit man nach Belieben die Fasanen einfangen könne. Der innere Raum wird 7 Fuß ins Gevierte; auswendig wird Sand, etliche Fuß breit, hingefahren. Gegen die hohen Seiten über wird ungefähr auf 40 bis 50 Schritt weit, ein Hüttchen angebracht, worin man sich verbergen kann. Wenn selbiges inwendig 8 bis 9 Fuß ins Gevierte hat, ist es schon genug, und es darf nur 7 bis $7\frac{1}{2}$ Fuß hoch, mit einem niedrigen Dache, auswendig herum aber nur mit Bretern beschlagen seyn. An allen vier Seiten macht man kleine Gucklöcher, 3 Zoll hoch, mit Vorschiebern, dadurch man heraus sehen kann. An der Kirrung, wo das Fallthürchen ist, wird ein Draht oder ein subtiles Leinchen gemacht, welches nach

der

der Verberghütte geht, damit man dasselbe auf- und zuziehen könne, wenn man die Fasanen einfangen will.

Im Märzmonat setzt man in jede Theilung 10 Hühner und 1 Hahn, und verschneidet ihnen die Flügel, daß sie nicht darüber hinaus fliegen können. Die Theilungen oder Zwinger aber müssen, wie bey dem vorher beschriebenen Fasanengarten erinnert worden ist, mit frischem grobem Sande und Wasser, auch Buschwerke oder Hüttchen, versorget, wie auch mit kleinen Hüttchen, wo sie des Nachts eingethan werden, versehen seyn. Wenn sie legen, suchet man die Eyer alle Tage fleißig auf, und leget sie den zahmen oder Truthühnern unter. In Ansehung der Brutzeit und Fütterung, verfährt man, wie schon vorher gezeiget worden ist, und läßt nun die jungen Fasanen, welche erzogen werden, nach und nach von selbst aus, daß sie in ihrer Freyheit bleiben. Kömmt nun das andere Jahr, da dann die Fasanen in und um den Garten auch falzen, so hält man sich einen recht tüchtigen vorstehenden Hühnerhund, und suchet, um den andern oder dritten Tag, in und um den Garten, wo die Fasanen ihre Eyer gelegt haben, mit dem Hunde fleißig nach, welcher denn entweder die Fasanenhühner sitzend, oder doch ihre Nester mit den Eyern, finden wird. Der Hund, wenn er vorsteht, muß sich auch gut abrufen lassen, daß man gemächlich hinan gehen kann, und die Fasanen nicht verschüchtert werden. Also suchet und nimmt man die gefundenen Eyer, nebst den in den Zwingern befindlichen, zusammen, leget sie unter die Truthühner, und zieht die Jungen mit auf, doch nur etwas; die andern Nester aber läßt man ungestört, und die Fasanenhühner die Eyer darin selbst ausbrüten. Hiebey ist aber vornämlich zu beobachten, daß man der Hähne nicht allzu viel bey einander werden lasse, zumal wo enge Reviere sind, und es nahe an der Grenze ist, weil sie, wie oben erwähnt worden ist, einander beißen, und zum Theil

mit

mit den Hühnern durchgehen. Daher ist es am besten, daß die Hähne ziemlich mit weggefangen oder geschossen werden. Für die gar alten Hühner, welche außer dem Garten selbst brüten mögen, ist auch rathsam, daß man sie zum Theil mit wegnehme; denn sie sind zum Brüten nicht mehr so gut als ein Huhn von 2 bis 4 Jahren.

Dergleichen Fasanerie anzulegen, kostet nicht so viel, und man kann doch ziemlich viel Fasanen auf diese Art ziehen. Wenn auch diejenigen, welche außenher brüten, etwas weniges Futter in der Brutzeit, und wenn die jungen noch klein sind, mit bekommen, so kommen sie desto eher auf. Man füttert die Alten nur an ihren sonst gewohnten Ständen, so werden sie die Jungen bald auch mit herbey bringen. Wenn man nun merkt, daß die Jungen mit herbey kommen, kann man ihnen etwas Ameiseneyer und Hirse hinstreuen. Wollen sie alsdann in die Stände hinein, so giebt man ihnen auch Buchweizengrütze; den Alten aber wird etwa Gerste und Weizen, doch nur wenig gestreuet, damit sie die Jungen desto eher an die Kirrungen führen, bis die Jungen nur erst Federn zu bekommen anfangen. Wenn nicht allzu nasse und kalte Sommerszeiten einfallen, so kommen die Fasanen, welche außer den Zwingern um oder außen an Garten sind, recht gut fort. Sie werden nicht von so vielen Krankheiten befallen, wie die zahmen, sondern bleiben beständig munterer. Beständig zu füttern, ist bey diesen in Freyheit sich befindenden Fasanen gar nicht nöthig, sondern nur, wenn, wie gedacht, die Jungen noch gar klein sind. Wenn sie etwas stärker werden, nähren sie sich selbst eben so gut. Sie müssen aber auch gute Felder haben; darauf erhalten sie sich, und werden auch den Sommer durch gut. Im Winter, bey hartem Frost und Schnee, muß man sie täglich füttern. Bey dem Schnee werden sie insonderheit gar bald matt. Läßt man sie erst herunter kommen, so thut dieses bey der künftigen Brut viel Scha-

den:

den; denn sie haben alsdann kein rechtes Feuer zu falzen, und legen auch wenig Eyer. Man thut sich also großen Schaden, wenn man im Winter mit der Fütterung sparen will. Kömmt noch ein starker Nachwinter, so sind sie, ehe man es sich versieht, crepirt. Man gebe ihnen also im Winter so viel, daß sie nicht matt werden. Will man sie gleich nicht fett haben, so müssen sie doch so viel bekommen, daß sie sich wohl dabey erhalten können. Denn, wenn der Fasan erst vollkommen offen Wetter hat, bekümmert er sich nicht so viel um die Schütten und Kirrungen, und alsdann ist ihm seine wilde Nahrung noch angenehmer, da er Würmer, Kräuter, Schnecken u. d. gl. wie auch die Knospen von den Bäumen, und gegen das Frühjahr den Mistel haben kann, welchen er auch im Winter gern suchet, wenn er vor Schnee dazu kommen kann.

Es ist noch übrig, daß ich, versprochenermaßen, auch zeige, wie eine wilde Fasanerie anzulegen sey. Wenn das Klima und die Gegend warm ist, schöne Feldhölzer, brüchige und röhrige Oerter, worin gute warme Quellen sind, hin und wieder Hecken und Büsche in Feldern, dabey gute und fruchtbare Felder, welche mit allerley Winter- und Sommergetraide versehen sind, hienächst auch gute Wiesen und Auen hat: so können die Fasanen sich daselbst wild vermehren, ohne daß man einen ordentlichen Fasanengarten nöthig hat. Ehe man aber eine Aussetzung zu wilden Fasanen vornimmt, müssen nothwendig die Raubthiere und Raubvögel, so viel möglich, getilget werden, welches auch nachher beständig fortgesetzt werden muß. Wo es nun dergleichen gute Gelegenheit giebt, kommen sie zwar gut fort; doch ist nöthig, daß man einige Stände und Kirrungen hin und wieder in den Feldhölzern, Hecken und Büschen anlege. Diese können nun auf folgende Art gemacht werden. Man nimmt 6 Säulen, jede $5\frac{1}{2}$ Fuß lang, und 2 Säulen, 11 Fuß lang. Alsdann mißt man einen

Platz ab, welcher 16 Fuß in die Länge, und 12 in die Breite hat, sund gräbt auf jeder Längenseite 3 kurze Säulen 2 Fuß in der Erde, daß sie $3\frac{1}{2}$ Fuß über der Erde stehen. Ferner kommen die langen Säulen auf die zween Giebel oder schmalen Seiten, eine jede $2\frac{1}{2}$ Fuß in die Erde. Auf die kurzen Säulen werden Rahmstücke und Balken, wie auch an beyden Giebelenden, geleget, und oben darauf leichte Sparren gesetzt, daß also ein leichtes Dach darauf gemacht werden kann, welches mit Schindeln, Rohr oder Stroh, zu decken ist. Das Dach muß etwas tief nach dem Boden zu hinunter kommen, daß nur $2\frac{1}{2}$ Fuß von der Erde bis an das Dach sey, damit die Fasanen nicht so frey den Raubvögeln im Gesichte sitzen. Unten her und inwendig können Bretter geleget werden, oder der Platz sonst fein sauber seyn. Auswendig muß rings herum Sand angefahren werden. An den Giebelenden wird es oben herunter 3 Ellen lang mit dünnen Bretern verschlagen. Es können auch unten rings herum spiegelichte Netze von Bindfaden in Vorrath gemacht werden, wenn man etwa Fasanen einfangen wollte, daß selbige alsdann zum Aufstellen angemacht würden. Die Kirrung muß fein im Dickicht stehen, damit die Fasanen sich desto eher dazu gewöhnen; auch können an den Quellen und dem Röhrichte dergleichen Kirrungen angebracht werden. Nach dem nun viel Fasanen ausgesetzt werden sollen, desto mehr müssen dergleichen Kirrungen und Stände verfertigt seyn. Bey jeder Kirrung gehört auch ein Hüttchen, etwa 30 oder 40 Schritt davon, worin man sich verbergen kann, damit man auch bey den Kirrungen observiren möge, was man an Fasanen habe, ob sie sich im Sommer vermehret haben, und was an Hähnen in jedem Stande vorhanden sey, damit man gegen die Falz nicht allzu viel Hähne auf einem Districte lasse.

Im Frühjahre, wenn der Schnee abgegangen ist, setzt man die Fasanen aus, bey jedem Stande 7 bis 9

Hüh-

Hühner und 1 Hahn. Es muß aber dieses an einem hellen Tage, da die Sonne scheint, geschehen. Man kann sie auch naß machen oder baden, damit sie sich nicht so weit vom Stande wegmachen. Vorher aber wird des Morgens ein starker Rauch gemacht, und unter, auch neben den Ständen hinaus, Fütterung an Weizen und Gerste gestreuet. Auch giebt man ihnen den Tag vorher, wenn man sie aussetzen will, nicht gar viel zu essen, damit sie alsdann die Schütten auf den Ständen lieber annehmen und suchen. Wenn sie hin gesetzt werden, deckt man etwa ein dichtes Sieb darüber, jedoch daß etwas darüber gelegt sey, davon es dunkel werde; oder es sind besonders Tücher von dichter Leinwand in Rahmen, wie Kasten gemacht, solche überzudecken, und unter der Kirrung zu haben, woran denn ein Schnürchen ist. Wenn sie nun darunter gesetzt und bedeckt sind, zieht man von fern die Decke ab, damit sie von selbst sich bequemen, sich hervor zu thun, und Niemand um sich merken. Anfangs müssen die wilden Fasanen fleißig geräuchert und gefüttert werden. Wie sie nun zwar im Anfange nicht so unter den Ständen die Schütten annehmen, so sucht man sie nach und nach doch heran zu ziehen, damit sie der Gegend gewöhnen, und nicht sogleich sich weit aus einander ziehen. Wenn sie nachher anfangen zu falzen, alsdann machen sie sich nicht sonderlich weiter, vornämlich wo sie Gras und Büsche haben, worin sie sich mit ihren Eyern und der Brut verbergen können.

Den Sommer hindurch wird den wilden Fasanen gar nichts zur Fütterung gegeben; und sie vermehren sich dennoch häufig, wofern nur keine große Gewässer, Regengüsse und Schlossen sich einfinden. Im Winter hingegen, bey Frost und Schnee, läßt man dieselben an ihren Ständen reichlich füttern, dabey auch fleißig zu rechter Zeit räuchern, um sie zu erhalten, damit sie sich nicht so weit aus einander ziehen und verfliegen.

Es lassen sich auch von Fasanen und zahmen Hühnern oder Hofhühnern, Fasanen ziehen, welche man Fasanen-Bastarde, oder Bastard-Fasanen, nennet. Man kann dazu entweder die kurzbeinigen kleinen Hofhühner, oder die kaulärschigen, welche keine Schwänze bekommen, oder auch die gemeinen Hofhühner, nehmen. Es erfordert aber diese Zucht besondere Zwinger, wo man im Sommer, wenn die Fasanen und Hofhühner noch jung sind, einen jungen Fasanhahn und 5 bis 6 junge Hofhühner zusammen setzt, damit sie einander recht gewohnen. Diese müssen nun bey einander in ihren Zwingern bleiben. Man kann auch einen jungen Haus- oder Hofhahn, und 6 bis 7 junge Fasanhühner in einen besondern Zwinger bey einander setzen; da sie denn, in beyden Fällen, fleißig gefüttert werden müssen. Wenn nun die Hühner im Frühlinge legen, suchet man die Eyer fleißig auf, und leget sie den Trut- oder Hofhühnern unter. Sie müssen aber alsdann sowohl in der Brutzeit, als auch nachher die Jungen, wie bey Erziehung der Fasanen gezeigt worden ist, fleißig und mit guter Fütterung versorget werden. Wenn die einmal zusammen gesetzten Hühner und Fasanen stets bey einander bleiben, so werden sie einander recht gewohnt; und im andern Jahre zieht man die Bastarde noch glücklicher hievon, als im ersten; wie man denn auch überdem aus den Bastardeyern viele bekömmt, die nichts taugen. Einige halten das Fleisch dieser Bastarde für niedlicher, als das Fleisch der ordentlichen Fasanen. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die gezogenen Bastarde weder brüten noch hecken.

Von den in den brandenburgischen Landen seit langen Zeiten her angelegten Fasanerien, s. B. L. Beckmanns histor. Beschreib. der Chur und Mark Brandenburg, 1. Th. Berl. 1751, f. S. 808, fgg.

In verschiedenen Ländern wird keinem Vasallen verstattet, ohne besondere landesherrliche Concession eine Fasanerie oder einen Fasanengarten auf seinem Gu-

te

te anzulegen, weil solches ein Recht oder Regale ist, welches dem Landesherrn allein zusteht. Wenn auch ein Landesherr einem Vasallen die Fasanenjagd, oder die Anlegung einer Fasanerie, auf dessen Rittergute, durch eine besondere Concession verstattet: so pflegt doch solches unter gewisser Einschränkung zugeschehen, z. B. daß das Schießen oder Fangen der Fasanen nur binnen einer gewissen Zeit, als: von Egidiitag an bis auf den Sonntag Invocavit, erlaubt seyn soll; daß dem Vasallen nicht verstattet wird, den angeschossenen Fasan auf dem landesherrlichen Grund und Boden zu verfolgen, wofern er wegen der Folge keine besondere Concession erlanget hat, sondern daß er vielmehr den angeschossenen Fasan dem nächst gelegenen landesherrlichen Jäger anzeigen soll; wogegen den landesherrlichen Jägern auf des Vasallen Grund und Boden die Folge vorbehalten wird. Ferner, daß dem Vasallen nicht erlaubt seyn soll, die ihm concedirte Fasanenjagd wiederum an andere zu verpachten, sondern, daß er solche nur für sich selbst, und zwar pfleglich und mit sorgfältiger Schonung der Fasanhühner, und auch nicht bey Nacht, exerciren solle. Bey concedirter Anlegung einer Fasanerie, pflegt dem Vasallen auferleget zu werden, daß er gleich zu Anfange eine gewisse Anzahl Fasanen, nach dem es das Gut ertragen kann, z. B. 50 Stück, worunter 45 Hühner und 5 Hähne sind, ansetzen, und, ehe diese Anzahl nicht beysammen ist, kein Stück davon schießen oder fangen solle; imgleichen, daß er seinen Fasanengarten mitten in seinem Reviere anlege, und damit den landesherrlichen Revieren oder Gränzen nicht zu nahe komme, auch weder den Rauch allzu nahe dabey anzünden, noch auch die Kirrungen daselbst anlegen, sondern vielmehr nur in einer gewissen Weite und Entfernung der Gränze sich solcher bedienen solle; wogegen ihm die Freyheit gegeben wird, die den Fasanen schädliche Raubthiere in jeder Jahrszeit zu vertilgen.

S. das oben (S. 220) angeführte churfächs. Mandat, de Ao. 1741; CHLADEN. in der angef. Dissert. §. 12.

Die Anlegung der Fasanerien ist ein Geschäft der obern Jagd = und Forstbedienten, oder eines geschickten Fasanenmeisters, und pflegt dabey der Kammer selten mehr, als die Vorsorge für die An = und Herbeyschaffung der nöthigen Materialien und Kosten dazu, überlassen zu werden; wie dann überhaupt in keiner Sache der Vorsorge und Einrichtung des Kammercollegium weniger überlassen wird, als in Jagdsachen, zumal wenn der Regent für die Jagdlust eingenommen ist.

Wenn man untersuchet, wie die Fasanerien am besten zu nutzen seyn: so wird ein Kammeralist zwar wünschen, daß solches durch die Verpachtung geschehen möge; allein, er wird bald gewahr werden, daß eine Verpachtung hier schwerlich Statt finden kann. Was soll bey den Fasanerien für eine jährliche Abnutzung zum Grunde des Pachtanschlages gesetzt werden? wenn man die vielen Kosten, welche zur Unterhaltung einer nur mäßigen Fasanerie erforderlich sind, überschlägt: so wird das heraus kommende Facit allemal ausweisen, daß der Aufwand den Nutzen sehr weit übersteige, wenn man auch gleich eine Menagerie von zahmen Federviehe mit der Fasanerie vereiniget. Was soll also der Pachter pachten? soll er den Fasanen und übrigem Federvieh einen hohen und mit den großen Kosten überein stimmenden Preis setzen, um sein Pachtgeld heraus zu bringen, so wird er keinen Käufer finden; will ihm die Herrschaft das Vieh nach dem hohen Preise zu Besorgung ihrer Tafel abnehmen, so wird selbige von der Verpachtung keinen Nutzen haben.

Die Fasanerien werden daher gemeiniglich administrirt. Man nimmt dazu einen besondern Fasanenjäger an, giebt demselben jährlich eine proportionirte Besoldung, und freye Wohnung in dem Fasanengarten, nebst ein und andern Naturalien; man hält ihm einige

Stü=

Stücke Kühe in freyem Futter, und liefert ihm die zu Unterhaltung des Federviehes benöthigten Früchte; wobey er auch das Schuß- und Fanggeld für die gelieferten Raubthiere zu genießen hat. Hiebey hat nun die Kammer, oder, wo diese nicht die Direction über die Fasanerie hat, der Hofjägermeister, (welchem die Kammer das in dem Kammer-Etat zur Unterhaltung der Fasanerie ausgesetzte Quantum an Geld und Früchten einhändigen läßt,) hauptsächlich darauf zu sehen, daß aller Unterschleif und Betrug, so viel möglich, vermieden werde. Man muß sonderlich durch anzustellende Probefütterung das Quantum der Früchte heraus zu bringen suchen, welches zu Unterhaltung einer gewissen Anzahl Geflügels von allen Arten, so sich in der Fasanerie befindet, auf eine bestimmte Zeit erfordert wird. Ohne dergleichen Probefütterung wird man niemals einen gewissen Fuß haben, wonach man die Abgabe der Früchte determiniren kann; man wird vielmehr genöthigt seyn, dem Fasanenjäger dasjenige, so er verlangt, blindlings zu verwilligen, weil Niemand ihm nachrechnen kann; dadurch aber kann die Herrschaft jährlich um viele Scheffel Früchte betrogen werden, wenn der Fasanenjäger kein redlicher Mann ist. Sodann wird eine beständige genaue Aufsicht, und bey vorgefundenen Unrichtigkeiten eine scharfe Ahndung nöthig seyn; alles und jedes aber, was der Fasanenjäger bey seinem Amte zu thun oder zu unterlassen hat, muß ihm in einer wohl überlegten Instruction ausführlich und deutlich vorgeschrieben werden.

Eine solche Instruction könnte z. B. aus nachfolgenden Puncten bestehen:

I. Hat der Fasanenmeister den Fasanengarten jederzeit in gutem Stande zu unterhalten, auf die Bruthäuser, Falzgänge und andere dergleichen Behältnisse, auch die Breterumzäunung und deren Aufschlag

von Blech, fleißig Acht zu haben, damit nichts daran Schaden leide; dasjenige aber, so daran zu verbessern ist, in Zeiten gehörigen Orts anzuzeigen.

II. Hat er dafür zu sorgen, daß der Garten mit hinlänglichen Gesträuchen, sowohl zur Verbergung der Fasanen, als zu deren diensamen Fütterung, versehen sey. In welcher Absicht er sonderlich Eberäschen- oder Arlsbeer- und Wachholderbeersträuche darin zu pflanzen und in die Dickung zu ziehen hat.

III. Muß er sich die Unterhaltung des Gewässers im Fasanengarten wohl angelegen seyn lassen, die gezogenen Rinnen oder vorhandenen Gräben von Zeit zu Zeit aufräumen, und sonderlich darauf Acht haben, daß das Wasser durch hinein geworfenen Unrath nicht verunreiniget werde.

IV. Hat er dafür Sorge zu tragen, daß den Fasanen nicht der frische Sand ermangele; in welcher Absicht die Gänge fleißig gehackt und locker gehalten werden müssen, damit sie nicht mit Gras bewachsen, und die Fasanen in dem lockern Boden und Sande sich baden, und vom Ungeziefer reinigen können.

V. Die Lust- und Wohngebäude hat er in gutem baulichen Stande zu unterhalten, und sich zu hüten, daß durch seine Nachlässigkeit oder Verwahrlosung an denselben kein Schade geschehe. Die zu veranstaltenden Reparaturen daran hat er bey Zeiten, und ehe der Schade groß wird, gehörigen Orts anzuzeigen, damit die Anstalten dazu vorgekehret werden können.

VI. Wofern er wahrnehmen und finden sollte, daß in dem Fasanengarten etwas zur bessern Bequemlichkeit und nützlichen Einrichtung noch anzuordnen, oder aber in Absicht einer pfleglichern Wartung des Geflügels abzuändern wäre, hat er solches sonderlich anzuzeigen; dagegen ihm keineswegs verstattet

stattet seyn soll, vor sich etwas hierunter vorzunehmen.

VII. Hat er die jungen Fasanen und das zu dem Garten und Menagerie geschlagene Federvieh an wälschen Hähnen und Hühnern, Pfauen, Gänsen, Enten, Perlhühnern, Tauben, deutschen Hähnen und Hühnern ꝛc. sorgfältig anzuziehen, auch Kapaune und Poularden zu zurichten, und in solchen Stand zu setzen und zu erhalten, daß nicht allein die herrschaftliche Tafel nach den Umständen der Zeit damit hinlänglich versehen, sondern auch noch etwas davon verkauft werden möge.

VIII. Hat er die ihm anvertraueten Fasanen mit möglichster Sorgfalt und nach seiner besten Erkenntniß abzuwarten, deren Entkommung durch die gewöhnlichen Flügelschnitte fleißigst zu verhüten, die entflogenen aber durch diensamen Rauch und andere Mittel wieder herbey zu bringen.

IX. Alles dasjenige, was sowohl in Ansehung des Ruhestandes und der Brütung den Fasanen nachtheilig seyn, als auch eine Verscheuchung oder andere Verunglückung derselben verursachen kann, hat der Fasanenjäger besten Fleißes zu verhüten, und zu solchem Ende das ungebürliche Einlaufen der Menschen sowohl, als insonderheit der Hunde, das Rennen, Schreyen und Lärmen junger Leute im Garten, zu verwehren, auch den Fasanengarten von den zahmen Katzen, Schweinen, und vornämlich den dem Federvieh so gefährlichen Raubthieren, durch Habichtskörbe, Fallen und andere Verwehrungs- und Tilgungsmittel, zu säubern, und solchen nach Möglichkeit Einhalt zu thun.

X. Soll daher auch dem Fasanenmeister selbst nicht erlaubt seyn, Schweine, (*) Katzen und Hunde zu halten; es wäre denn, daß er zu seiner unumgänglichen Sicherheit einen Hund haben müßte; in wel-

dem Falle er jedoch denselben nicht herum laufen lassen, sondern sowohl bey Tage als bey der Nacht am Stricke oder an der Kette, ganz nahe bey seiner Wohnung, angebunden halten soll.

(*) Wenn jedoch die Umstände erfordern, daß man dem Fasanenjäger verstatten müßte, sich jährlich ein oder ein Paar Schweine in seine eigene Haushaltung mästen zu dürfen: so würde er solche in einem von dem Garten ganz abgesonderten und den Fasanen aus dem Geruche gelegenen Stalle halten, sie aber niemals aus demselben heraus und umher gehen lassen müssen. Der Handel mit den Schweinen aber würde ihm bey der schwersten Strafe zu untersagen seyn. Auch könnte er verbunden werden, daß er allemal, so oft es verlanget würde, darthun müßte, woher er das Futter für die Schweine gekauft oder sonst bekommen habe.

XI. Soll er alle und jede, ohne Ansehung der Person, so sich unterfangen, einige Störung und Nachtheil, es sey an den Fasanen und Geflügel überhaupt, oder an dem Garten und Gebäuden, zu veranlassen, sogleich auf frischer That gehörigen Ortes zur gebührenden Ahndung anzeigen.

XII. Wird alles dasjenige, was er nach Erforderniß der Federviehzucht, in Ansehung einer behutsamen Auffammlung der Eyer und deren Unterlegung, nicht weniger der Brütung, der Auferziehung, der Wartung und Fütterung, auch der Mästung, dienlich findet, ihm, seiner ihm beywohnenden Kenntniß, und seiner getreuen und gewissenhaften Behandlung und Veranstaltung überlassen.

XIII. Soll er jedoch, um besserer Ordnung willen, wenn die Brutzeit angehet, ein schriftliches Verzeichniß eingeben, wie viel Hühner von Fasanen, oder wälsche Hühner mit Fasaneneyern, sodann wälsche und deutsche Hühner, imgleichen Gänse und Aenten, angesetzt und Eyer unterleget worden. Sobald aber die Brutzeit vorbey ist, hat er wiederum schriftlich an-

anzuzeigen, was von jeder Art Geflügel ausgekommen und jung geworden.

XIV. Sollen ihm zwar die benöthigten Ameiseneyer herbey geschaffet, auch die Fütterung an Weizen, Gerste, Haber, Hirse (*) und Weißbrod, nach der jedesmaligen Bescheinigung des Hofjägermeisters, von der Kammer assigniret werden; er hat aber damit rathsam umzugehen, und solches Futter zu keinem andern als dem bestimmten Endzweck zu gebrauchen, folglich es weder in seinen eigenen Nutzen und zur Unterhaltung seines eigenen Viehes zu verwenden, noch weniger aber auf irgend eine Weise zu verhandeln, zu verkaufen oder zu verschenken, oder durch die Seinigen und sein Gesinde vornehmen zu lassen.

(*) Dieses findet Statt, wenn dem Fasanenjäger die Früchte in Körnern zugeliefert werden. Ist aber die Fasanerie nach der oben, S. 229, gegebenen Anweisung eingerichtet, daß nämlich im Fasanengarten nach einem Striche Buschholz wieder ein Stück Acker oder Wiese dazwischen kömmt, die Aecker aber in gewisse Arten eingetheilt sind, daß eine Art über Winter mit Winterweizen, Winterrübesamen und etwas Rocken bestellet wird, in die andere Art aber Sommerweizen, Gerste, Buchweizen und Hirse, und in die dritte Art Möhren, Kraut, besonders viel Braunkohl, Sommerrübesamen und Hanf kömmt, ein Theil der Aecker endlich zur künftigen Wintersaat brach liegen bleibt, so, daß die Fasanen ihren Unterhalt aus dem Garten selbst bekommen: so muß in diesem Art. festgesetzt werden, wie es mit der Saatfrucht, dem Ackern und Bestellen der Felder, der Aernde, dem Dreschen, und sonst gehalten werden solle.

XV. Das für die jungen und alten Fasanen bestimmte Futter soll er weder dem Trut- noch Hoffederviehe vorstreuen; hingegen muß er das an sich theure Fasanenfutter dadurch zu menagiren suchen, daß er Buchweizen, Braunkohl, kleinwürfelicht geschnittene oder gestampfte gelbe Möhren, imgleichen Vogelbeeren ꝛc. mit unterfüttere. Auch muß er die kostbare Herbey-

schaf-

schaffung der Ameiseneyer dadurch einigermaßen zu vermindern suchen, daß er zur gehörigen Zeit ganze Ameisenhaufen mit den Eyern in den Fasanengarten, zu deren eigenen Fortpflanzung bringen und an bequeme Oerter setzen lasse.

XVI. Hat er das sämtliche Flügelwerk täglich, Morgens und Abends, zu überzählen; und damit er dessen richtiges Daseyn desto zuverlässiger wissen möge, den jedesmaligen Zuwachs und Abgang desselben in ein besonderes Tagebuch zu setzen, dieses mit dem Befund zu vergleichen, und hiernach den Ueberschlag zu machen, darin auch zugleich mit zu bemerken, wie viel dessen, und an wen verkauft, oder zur Hofhaltung abgeliefert worden, auch ob etwas durch Unglücksfälle umgekommen; als wovon er sofort gehörigen Orts die Anzeige thun muß.

XVII. Mit Anfang des Septembers soll Musterung gehalten werden, wie viel er von allem gezogenen Federviehe nöthig habe; welches ihm sodann in sein Büchlein zum Empfang geschrieben, und darnach das darauf erforderliche Futter ausgeworfen werden wird.

XVIII. Gleichwie dem Fasanenjäger keineswegs erlaubt seyn soll, ohne des Hofjägermeisters Vorbewußt und Gutheißen, Fasanen oder anderes Geflügel zu verkaufen: so hat derselbe auch dahin zu sehen, und zu verhindern, daß dergleichen unerlaubte Verkaufung, so wie alle Verpartierungen überhaupt, weder durch die Seinigen, noch durch Fremde, bewerkstelliget und ausgeübet werden mögen.

XIX. Die aus dem mit gehöriger Erlaubniß nach der Taxe verkauften Federviehe eingenommenen Gelder hat er, mittelst einer ordentlichen Specification, unter des Hofjägermeisters Bescheinigung, bey dem Abschlusse jeden Jahres, an die Kammer gegen Quittung einzuliefern.

XX.

t

zu

XX. Was er hingegen von Zeit zu Zeit an Flügelwerk zur Hofhaltung liefert, darüber hat er sich die jedesmalige Ablieferung durch den Küchenschreiber in sein Büchlein, unter Bemerkung des Monats und Tages, annotiren zu lassen. Was ihm aber an Federvieh verunglückt, muß er nicht allein ebenfalls in sein Tagebuch einschreiben, sondern auch das crepirte Stück selbst jedesmal dem Hofjägermeister vorzeigen, auch sich darüber von demselben einen Abgangsbeleg ertheilen lassen.

XXI. Mit den Poularden und Kapaunen hat er es eben also, wie mit dem andern Federviehe zu halten, und folglich allen Vorrath und Abgang daran in sein Tagebuch einzutragen, das zur Hofküche Abgelieferte sich vom Küchenschreiber attestiren zu lassen, die verunglückten und crepirten Stücke aber dem Hofjägermeister vorzuzeigen.

XXII. Hat er zu Anfang eines jeden Monats einen nach dem vorgeschriebenen Formular (*) A eingerichteten, und von dem Hofjägermeister und dem Küchenschreiber attestirten Statum oder Etat von allen und jeden Arten des Geflügels mit Beysetzung des täglichen Abganges sowohl des crepirten als des verkauften, verschenkten und zur Hofküche gelieferten Federviehes, an die Kammer sowohl als an den Hofmarschall und Hofjägermeister, damit jener wegen Besorgung der herrschaftlichen Tafel, dieser aber wegen Attestirung des Futters, sich danach richten könne, einzureichen; sodann aber zu Ende des Jahres seine Generalrechnung daselbst gehörig abzulegen, welche er mit seinem Tage- und Quittungsbuche, Monatsetaten und Abgangbelegen zu documentiren hat; wie er dann auch um dieselbe Zeit eine Berechnung wegen der erhaltenen Fütterung, zu Bestimmung dessen Aufwandes, aufsetzen und ebenfalls dahin abzugeben hat.

XXIII. Hat

(*) Siehe die zu diesem Artikel gehörige Tabelle.

XXIII. Hat er alles dasjenige nach äußerstem Vermögen, Wissen und Gewissen zu thun und nicht zu unterlassen, was einem treuen und fleißigen Fasanenjäger und rechtschaffenen Diener eignet und gebühret, obgleich nicht alles und jedes in seiner Instruction ausdrücklich angeführt und bemerkt worden ist. Wie dann hierunter zu ihm das Vertrauen gesetzt wird; daher er dann auch bey Verspürung einer treuen, fleissigen und pflichtmäßigen Wahrnehmung seiner Amtsgeschäfte, wozu er sich, mittelst körperlich abgeschwornen Eides und darüber ausgestellten Reverses, verpflichtet und anheischig gemacht hat, gegen jedermann geschützet, gehandhabet und vertreten werden soll. Wobey sich jedoch die Herrschaft vorbehält, die Bestallung auf vorhergehende dreymonatliche Aufkündigung, nach Gutbefinden, wieder aufzuheben; dagegen dem Fasanenjäger, auf ebenmäßige Weise ein gleiches zu thun, zugestanden wird, doch dergestalt, daß er die Entlassung seines Dienstes nicht zur Falz- und Brutzeit verlangen soll.

XXIV. Wird ausgemacht und festgesetzt, wie viel der Fasanenjäger sowohl am Gelde, als an Naturalien und andern Dingen, zur jährlichen Besoldung zu genießen haben soll. Dieser Punct wird nach der Grösse der Fasanerie, und nach Proportion der Arbeit, welche der Fasanenjäger zu thun hat, abgemessen und eingerichtet. Also bekömmt er z. B. außer seiner Geldbesoldung, zuweilen alle zwey Jahr eine Montirung; imgleichen eine gewisse Quantität Brennholz, welches ihm frey angefahren wird; es werden ihm, zum Behuf des Federviehes, ein Paar Kühe (*) gehalten, und ihm dazu ein bestimmtes Quantum an Heu und Stroh ausgesetzt; man räumet ihm ein Stückchen Gartenland und etwas Acker, zu Bestreitung seiner Haushaltung, ein; man verwilliget ihm täglich eine gewisse Quantität Domestikenbrod für den sonst in

sei-

seinem eigenen Lohn und Kost zu unterhaltenden Fasanenjungen, welcher jedoch zuweilen auch die Montirung von der Herrschaft bekömmt. Endlich wird ihm auch das Fang- und Schußgeld für die ausgerotteten Füchse, Marder, Katzen, Wiesel und andere Raubthiere, nach der in der Forstordnung enthaltenen Taxe, zugestanden; er muß aber von solchen Thieren allemal entweder die Ohren, oder die Klauen und Füße, auf die Kammer bringen, welche daselbst nachgezählet und hernach vergraben oder verbrannt werden; worauf alsdann erst der Fasanenjäger die Assignation über das Schuß- und Fanggeld erhält. (**)

(*) Doch kann, wegen zu befürchtenden Unterschleifes, dem Fasanenjäger nicht wohl gestattet werden, daß er neben denen Kühen, welche ihm gehalten werden, noch mehrere für sich anschaffe und unterhalte. Es pflegt ihm solches daher auch in der Instruction ausdrücklich untersaget zu werden.

(**) In des Hrn. v. Rohr Vorrath von auserlesenen Contracten, S. 328, No. 100, kömmt auch eine Instruction für einen Fasanenwärter vor; allein, dieselbe ist ein wenig zu kurz gerathen, und mag auch wohl nur einen kleinen Fasanengarten auf einem adeligen Gute zum Gegenstande gehabt haben, daher diese Instruction nicht zureichend und hinlänglich, um bey einer ansehnlichen landesherrlichen Fasanerie zu einem Muster genommen werden zu können.

Hrn. H. K. R. Bergius Policey- und Cameralmagazin, 3. Band. S. 5, fgg.

Uebrigens sind diese Vögel auch mancherley Zufällen unterworfen. Die Bruthennen bekommen manchmal den Pfipps, und da muß man ihnen den Schnabel oft mit Knoblauch, der mit weichem Harze gestoßen ist, reiben, den Pfipps aber mit einer Stecknadel und einem spitzigen scharfen Messerchen, wie andern Hühnern, nehmen. Ein Verwahrungsmittel dagegen ist, ihnen oft frisch Wasser zu geben. Die jungen Fasanen bekommen außerdem gern Läuse, welche Anfangs unter den Flügeln und an dem Kopfe sind. Solches kann man bald daran merken, wenn sie dicke Köpfe bekommen,

und

und plausterig einher gehen. Wenn man nicht in Zeiten danach sieht, muß mancher junger Fasan daran crepiren. Solchem ist nun auf folgende Art zu begegnen. Man bestreicht dieselben an den Köpfen und unter den Flügeln mit frischem Baumöhl. Oder man nimmt Queckfilber, tödtet es in Schmeer, und schmiert sie damit. Wenn sie geschmiert worden sind, müssen sie wieder recht warmen Sonnenschein haben, damit sie abtrocknen können; in dessen Ermangelung, muß ihnen recht stark eingeheizet werden; denn sonst, wo sie naß bleiben, ist es ihnen sehr schädlich. Zugleich müssen auch die alten Bruthennen geschmiert werden, damit sie rein seyn; denn von denselben bekommen eben die Jungen die Läuse. Die Darre kann dadurch curirt werden, daß man ihnen den Schnabel ein wenig abschabet, frischen Quarg eingiebt, alsdann eine aus den Flügeln gerupfte Schwungfeder durch die Nase zieht und in selbiger stecken läßt, bis sie von selbst wieder heraus fällt. Wenn auch über dem Schwanze ein weißes Blätterchen auf dem Bürzel entsteht, muß dieses ohne Verzug geöffnet und ausgedrückt werden. Für den Durchfall ist am besten, wenn man ihnen Eisenkraut, Feldkümmel und Gundermann in das Wasser leget, und sie davon saufen läßt. Wenn die Fasanen kränklich thun, und man nicht weiß, was ihnen fehle, nimmt man fein gestoßene und mit Butter vermischte Senfkörner, und macht Kugeln daraus, welche ihnen eingegeben werden; sonst aber hat man angemerkt, daß die Fasanen selbst zu ihrer Cur grobe Sandsteinchen einnehmen.

Die Fasanen leben, wie die gemeinen Hühner, etwa 6 oder 7 Jahre; man behauptet aber ganz ohne Grund, daß ihr Alter an der Zahl der Querbanden des Schwanzes zu erkennen wäre.

Es giebt keine einzige Art von Federvieh, dessen Fleisch einen so feinen Geschmack hätte, als das Fleisch

des

des Fasanes; es ist daher dieses Gericht von jeher nur für die Tafeln reicher Leute bestimmt gewesen; und man hat es dem Kaiser Heliogabal billig als einen Unsinn anrechnen müssen, daß er den seltsamen Einfall bekam, die Löwen seines Thiergartens damit füttern zu lassen. Soll das Fleisch des Fasanes in seiner völligen Güte seyn, so muß das Thier jung, zart und wohl genährt seyn. Im Herbste ist es am allerfettesten. Ueberhaupt giebt das Fasanenfleisch viel Nahrung; die Eyer dieses Vogels sind ebenfalls vortrefflich.

Die Zurichtung der Fasanen in der Küche, kömmt mit derjenigen, welche bey den Auerhähnen und Rebhühnern gebräuchlich ist, völlig überein. Von allen Gerichten aber, die man von dem Fasane zubereitet, kömmt doch dem Braten, den man davon machet, nichts gleich. In dieser Absicht werden die Fasanen gerupft, ausgenommen, gesalzen, mit Pfeffer, Ingber, Muskatenblüthe und ein wenig Nelken gewürzet, an einem Spieße mit Fett oder Schmalz beträuft und gebraten. Wenn sie fertig sind, spicket man sie an der Brust mit halb entzwey geschnittenen Gewürznelken und länglich geschnittenem Zimmet. Eine der besten Soßen darüber ist folgende. Es wird ein abgebratenes Fasan- oder an dessen Statt ein Rebhuhn, im Mörser zerstoßen, mit einem Theile Fleischbrühe und zweenen Theilen Wein zusammen gethan, und durch einen Seiher gedrückt. Hierauf würzet man diese Brühe mit Zucker und obigem Gewürze, womit die Fasanen eingebeizt worden sind, läßt sie ein wenig aufwallen, richtet sie in die Schüssel an, und leget die Hühner darein.

Als ein Heilungsmittel gebraucht, soll der Fasan solchen Personen, die mit der fallenden Sucht behaftet sind, wie auch denen, die von öftern Zuckungen und Krämpfen angegriffen werden, heilsam seyn. Man bedient sich der Galle, um die Augen klar zu machen, und die Flecken von der durchsichtigen Hornhaut derselben

ben zu vertreiben. Das Fett, äußerlich aufgelegt, stärket die Nerven, hilft die Schmerzen der Flüsse am Körper zertheilen, und die Geschwülste auflösen.

Précis de la maniere d'elever les faisans & les predreaux. à Paris, 1772, 12.

Schreiben an einen Freund, worin ein praktischer Unterricht, was bey Anlegung einer Fasanerie zu beobachten, zu finden ist, steht im 1. B. der öcon. Nachr. Lpz. 1750, 8. S. 891—896. s. auch den 7. B. ders. S. 417, f

Von der Fasanenzucht, s. den 4. B. der neuen öcon. Nachr. Lpz 1769, 8. S. 611—641.

Hrn. Buchoz Abhandl. vom Federvieh, Münster 1777, gr. 8. S. 185, fgg.

H. W. Döbels wohlgeübter und erfahener Jäger, Lpz. 1754, f. S. 133, fgg.

Fasanen-Beize, s. oben, S. 220.
Fasanen-Beller, s. oben, S. 217.
Fasanen-Garten, } s. oben, S. 221.
— — Gehäge, }
— — Haus, }
Fasanen-Hund, s. oben, S. 217.
Fasanen-Kraut, s. Erve, Th. XI, S. 509.
— — Meister, }
— — Stand, }
— — Wärter, } s. oben, S. 221.
— — Zwinger, }
Fasanerie, }

Fasch. 1. Der Fasch, bey den Gärbern und Lederhändlern, ein Stück Sohlleder aus einer ungarischen oder polnischen Ochsenhaut, 1 Elle lang und 2 Ellen breit oder tief; ohne Zweifel aus dem Ital. Falcia. Siehe Fasche und Faschen.

2. Der Fasch, in den gemeinen Mundarten, besonders Ober-Deutschlandes, ein gewisser weißer Ausschlag auf der Zunge saugender Kinder, oder auf der Brust der Mütter; im Nieders. Sprau, Sprüf, im Holl. Sprouwe, Sprouw; in der anständigern Sprechart der Schwamm; siehe in S.

3. Das Fasch, oder Faisch, Blut; s. Schweiß.

Fasche, Fäsche, in den gemeinen Mundarten, auch Obersachsens, eine Art der Schnürbrüste ohne Achselbänder, welche von vorn her über den Vorsteckelatz geschnüret wird.

Faschen, bluten; siehe Schweißen.

Faschine, Fr. Fascine, nennet man ein Gebund oder Welle von Weiden- und andern Reisholz, welches man zu allerley Absichten, z. B. Gräben zu füllen, schlechte Wege auszubessern, Dämme, Linien, Feldschanzen ꝛc. aufzuwerfen, Transcheen zu machen, gebrauchet. Ein aus solchen Faschinen oder Reisbündeln bestehendes Werk, wird ein Faschinenwerk, Fr. Fascinage, genannt. Ich betrachte hier bloß die Faschinen, nach ihrem Gebrauche zum Wasserbau; denn von ihrem Gebrauche zu Fahrwegen und Dämmen werde ich im Art. Land-Straße handeln. Der übrigen Anwendungen derselben, als: zu Linien, Feldschanzen, Transcheen ꝛc. geschieht bey anderer Gelegenheit, wie z. B. im Art. Kanone ꝛc. Erwähnung.

Der Faschinenbau ist eins der wesentlichsten Stücke der Wasserbaukunst. Die Beschirmung einstürzender Ufer, die Ablenkung reißender Strohmstriche, die Abtreibung schädlicher Inseln, Sandhäger und Landzungen, die Verstopfung gefährlicher Einrisse, die Abschneidung überflüssiger Strohmarme, die Aufführung ganzer Wasserdämme, in Ströhmen, Seen und Meeren, die Verwahrung der Dämme oder Deiche, kurz, fast alles, was wir im Wasserbaue Nutzbares auszurichten im Stande sind, haben wir dem Faschinenbaue zu danken.

Wir können nicht sagen, daß wir unserm Zeitalter die Erfindung dieser Kunst zu verdanken hätten; sie ist älter, als man insgemein denkt. Dem Xerxes giebt man Schuld, daß er den Hellespont, wegen Zertrümmerung seiner daselbst angelegten Brücke, mit Ruthen gepeitschet habe. Zu verwundern ist es, wie man diese Nachricht von Zeit zu Zeit fortgepflanzt hat, ohne zu bedenken, daß man diesen Unsinn mehr den Schriftstellern, als diesem in so wichtigen Dingen unternehmenden Könige, zuzuschreiben habe. Man erblickte die zerrissenen Packwerke, welche die Architecten dieses Königes am Hellespont

aufgeführt hatten, in der See herum treiben, und man glaubte Ruthen zu sehen, womit das fürchterliche Heer der Perser das Meer gezüchtiget, weil man nicht wußte, was diese Anstalten auf sich hatten.

Man irret sehr, wenn man glaubt, der Endzweck der Wasserbaukunst stehe durch Mauer- und Pfahlwerke, wenn gleich auf eine kostbarere Art, dennoch eben so wohl zu erreichen. Der Faschinenbau ist beyden sehr weit vorzuziehen, und man hat nicht anders, als durch die höchste Noth gedrungen, zu Mauern und Pfahlwerken seine Zuflucht zu nehmen. Der Eisgang hat längst die kostbarsten Pfahlwerke zu Grunde gerichtet, und der Frost die standhaftesten Mauerwerke zersprengt und zerrissen, wenn die Faschinen- oder so genannten Packwerke noch ihren Standort behaupten, und der ganzen Gewalt der Ströhme und Eisfahrten trotzen. Ein wohl verwahrter und regelmäßiger Bau des Packwerkes hat dieses Besondere an sich, daß die Gewalt des Wassers in der Menge hervor ragender Ruthen gebrochen wird, daß es sich nach der Lage des Grundbettes eines Strohmes beuget, und sich nach und nach dergestalt in den Grund hinein wühlet, bis es im Stande ist, die heftigsten Anfälle der Strohmstriche auszustehen, und sie von sich abzuweisen. Ueberdieß erhalten sich die Faschinen unter dem Wasser halbe Jahrhunderte hindurch, in vollkommen gutem Zustande und die Vergänglichkeit über dem Wasser kann durch Bepflanzung mit ausschlagenden Wasserweiden dergestalt verhütet werden, daß es sich zuletzt in einen wachsenden Körper verwandelt, der sich durch sich selbst erhält, und von dem man nach und nach die Interessen der aufgewandten Unkosten durch den Abschnitt des grünen Ausschlages, wenigstens zum Theil wieder einärndet. Ich werde von der Figur, Lage und Bauart der Faschinen ein und das andere beybringen, und zugleich zeigen, was bey Anschaffung der zum Faschinenwerke gehö-

gehörigen Materialien, und bey Anfertigung der möglichst vortheilhaftesten Anschläge zu beobachten sey.

Die Faschinen bestehen aus Reisern, die mit zwey Bändern zusammen gebunden sind, eines etwa 1 Fuß vom Sturz- oder Stammende, und das andere in der Mitte, damit die Reiser zusammen gehalten und bequem verleget werden können. Ein jeder begreift ohne mein Erinnern, daß alles Reisholz, welches entweder im Wasser oder in der Luft bald verweset, zu dieser Art von Arbeit sich ganz und gar nicht schicke. Weidenreiser halten sowohl in der Luft, als auch im Wasser, am längsten aus; da man an den Ufern diese Reiser aller Orten in Menge anpflanzen und zuziehen kann, so verdienen die Weidenfaschinen den Vorzug vor allen übrigen. Die Weide kömmt im sandigen Boden so gut fort, als im fetten, wächst auf das ergiebigste an Wässern, kann auch sehr leicht angepflanzet werden, indem man nur Ruthen an das Ufer hin zu stecken hat; diese Pflanzung befestiget überdem das Ufer; und es würde also wohl eine große Nachlässigkeit verrathen, wenn Strohmbewohner nicht darauf bedacht seyn sollten, an Weidenreis allemal Vorrath zu haben; und gleichwohl fehlt es noch immer an dergleichen Faschinen hin und wieder, daher dann auch die Wälder gar sehr durch den Wasserbau mitgenommen werden. Genug, wenn die Wälder Pfähle und Bohlen zum Wasserbau hergeben, die Faschinen sollten die Ufer, Werder und Inseln liefern.

Man sagt: alles Holz, welches im Wasser wächst, erhält sich auch im Wasser. Dieses kann wahr seyn; allein, es ist auch wahr, daß nicht alles Holz, welches im Wasser seine Nahrung findet, sich in der Luft erhalte. Unsere Buhnen und Bleßwerke (Schlengen) sollen auch die Luft vertragen können; daher schicken sich Elsen- und manche andere Reiser nicht so gut

als Weidenholz, wenn es nach seinem ersten Ausschlage drey Jahre auf den Pflanzungen gestanden hat.

Je stärker die Bünde ausfallen, desto mehr Raum wird durch eine Faschine gefüllet, und desto weniger Zeit wird auf die Verfertigung des Packwerkes verwendet; man gewinnet folglich an den Baukosten. Denn, ob man gleich das Schock theurer zu bezahlen hat, so braucht man doch weniger Schocke; und da man auch eher fertig wird, so ersparet man Tagelohn; wie ich weiter unten in einer deßhalb angelegten Berechnung zeigen werde. Nur müssen diese Bünde auch so beschaffen seyn, daß ein Mann wenigstens zween bequem tragen, und ohne außerordentliche Anstrengung seiner Kräfte wenden, werfen und legen kann. Nun hat es sich befunden, daß eine Weidenfaschine, welche bey dem ersten Bande, so 1 Fuß weit vom Sturzende umgeschlagen worden, 11 Zoll, und in der Mitte, wo das zweyte Band angebracht worden, 7 Zoll in Durchmesser, und in der ganzen Länge bis zur Spitze 12 Fuß beträgt, noch bequem behandelt werden könne; mithin wird dieses das beste Maß für die Dicke und Länge eines jeden Faschinenbündels seyn. Berechnet man den körperlichen Inhalt dieses Kegels, so findet es sich, daß eine solche Faschine $3\frac{5}{27}$ Kubikfuß fülle, und man 9 Schock bedürfe, eine Kubikruthe damit auszustopfen. Damit nun die Bünde ihre gehörige Dicke bekommen, und man nicht bey Ausrechnung am Ende sich hintergangen finde, pflegt man einen eisernen Ring bey der Hand zu haben, der in der Mitte ein Gewinde und an beyden Enden zwo Handhaben besitzt, womit die aufgestellten Probebünde genau umspannet, und nach ihrer gehörigen Stärke beurtheilet werden.

Man lasse den Faschinenhauer das Reisholz dergestalt hinlegen, daß man mit leichter Mühe hin und wieder die Faschinen, ehe sie gebunden werden, probiren könne, ob sie auch die gehörige Menge von Reisholz besitzen, und werfe diejenigen aus,

aus, welche zu wenig enthalten: so werden die Faschinenhauer, weil sie nicht sicher sind, bey welchem Bunde die Probe angestellet werden dürfte, die Nothwendigkeit begreifen, jede Faschine nach dem gegebenen Ellenmaße zu verfertigen.

Eben so leicht ist, nach einem kurzen Versuche auszufündig zu machen, wie viel Faschinen jeder Arbeiter in einem Tage zu verfertigen im Stande sey, eine bestimmte Anzahl festzusetzen, und darnach den Arbeitslohn zu reguliren. An den meisten Orten wird man gewahr werden, daß ein Faschinenhauer gar wohl dabey bestehen könne, wenn auf das Schock Faschinen zu hauen und zu binden, 3 höchstens 4 Groschen gerechnet wird.

Diese Faschinen werden schichtweise durch so genannte Würste, in welche Pfähle eingeschlagen werden, mit einander verbunden. Würste sind im Grunde nichts anders, als lange Faschinen von gleicher Dicke. Man leget nämlich eine so lange Reihe der dünnesten Reiser neben einander hin, als man für nöthig befindet die Wurst zu verlängern; und deren werden so viel neben einander geworfen, als eine Dicke von 6 bis 7 Zoll erfordert. Hierauf bindet man diese Reiser durch andere geschlanke Reiser (Bindweiden), von 9 zu 9 Zoll Zwischenraum, fest zusammen; so ist die Wurst zum Gebrauche fertig.

Da die zu den Würsten erforderlichen Reiser besonders auszusuchen sind, so rechnet man durch die Bank für jedes Schock solcher Bindweiden insgemein 1 Rthlr. nämlich zu hauen und zu binden.

Der Erfahrung zu Folge, hat man auf 40 bis 60 Schock Faschinen nur 1 Schock Bindweiden nöthig, die dazu erforderlichen Würste zu umschlingen.

Durch diese Wurst, welche über die Schichten der in die Quere liegenden Faschinen hin gelagert wird, werden Pfähle geschlagen. Ein solcher Pfahl ist etwa 4 bis 6 Fuß lang, 3 bis 4 Zoll dick, und unten zugespitzt. Einige nennen diese Pfähle Spickpfähle oder Handpfähle. Durch diese Pfähle werden die Würste auf die Faschinenschichten gleichsam aufgenagelt, und die Faschinen selbst unter einander unzertrennlich befestigt.

stigt. Denn wenn der Pfahl zwischen die Bünde der Würste eingesetzt worden ist, schlägt man ihn, vermittelst Handschlägel, bis an den Kopf durch Wurst und Faschinen hindurch. Eigentlich muß jede Faschine mit zweenen Pfählen geheftet werden, damit sie sich nicht verschieben können. Weil aber ein solcher Pfahl durch vier Faschinen über einander durchbohret: so ist es immer genug, wenn bey Anschlägen halb so viel Pfähle angesetzt werden, als Faschinen erforderlich sind. Mithin muß auch jede Faschine von zwo Würsten überspannet werden; und hieraus sieht man, daß man auf 12 Fuß Breite wenigstens zwo Reihen Würste zu rechnen habe. Bey Deckwerken, mit denen man abhängige Ufer gegen das Ausspühlen zu beschirmen suchet, werden oft die Faschinen nicht vierfach über einander geleget, auch müssen die Würste näher neben einander geleget werden; daher hat man, in solchen Fällen eben so viel Pfähle, als Faschinen, nöthig.

Zu den Pfählen bedient man sich theils solcher, welche aus ganzen Bäumen gespalten, theils aus gerade gewachsenen Knüppeln geschnitten werden. Der Preis richtet sich sowohl nach der Kostbarkeit des Holzes an Ort und Stelle, als auch nach dem Arbeitslohne, welches beydes gar leicht ausfündig gemacht werden kann.

Was die Art und Weise, nach welcher Faschinen geleget werden, betrifft, so legen einige, und zwar die Mehresten, die Sturzenden auswärts, damit theils das Packwerk ein gutes Ansehen gewinne, theils in der Mitte eine Vertiefung entstehe, welche dem Sande ein bequemes Lager erlaubet. Andere wollen die Spitzen heraus gelegt wissen, und führen folgende Gründe an: Erstlich, es sey bekannt, daß die Sturzenden von der Sonne und Luft ausgetrocknet und brüchig gemacht werden; folglich könne ein solches Werk von Eisgängen sehr leicht zertrümmert werden. Zweytens, schlagen die Spitzen über dem Wasser wieder aus, und werde eine solche Buhne in kurzem auch auf den Seiten

begrünen. Drittens, diese geschlanken Reiser hemmeten den Stoß der Schollen nach und nach dergestalt, daß die Eisfahrt wenig gegen das Packwerk ausrichten dürfte. Noch andere wählen den Mittelweg, und legen Faschinen verkehrt neben einander. Denn auf diese Art meinen sie eben das zu erhalten, was jene suchen; und im übrigen bekämen die Faschinen eine dichtere Lage, auch bekomme das Packwerk gegen die Seiten zu keinen Abgang. Die Gründe der Letztern überwiegen wohl unstreitig alle übrige, und bey bloßen Uferbefestigungen ist es so gar nothwendig, die Faschinenspitzen gegen das Wasser zu richten, theils die Eisschollen unbeschädigt abzuhalten, theils den neuen Ausschlag zu befördern, theils eine baldige Verschlickung durch die mit dem Strohme spielenden und ihn abmattenden Reiser zu veranlassen.

Der Gebrauch dieser Materialien ist sehr mannigfaltig; es läßt sich indessen derselbe auf zwo Hauptgattungen von Werken einschränken. Einige werden vom Ufer an frey in den Strohm hinein geführet, und stehen vom Ufer ab; diese nennet man Packwerke. Andere sind nur wie eine Schale zu betrachten, unter welcher man das Ufer gegen die Angriffe des Strohmes gleichsam zu beharnischen suchet; und diese nennet man Deckwerke.

Packwerke werden folgendergestalt angeleget. Nachdem man in das Ufer an demjenigen Orte, wo ein Packwerk hervor gehen soll, eine Schmarre eingegraben hat, die bis auf das Wasser eingeschnitten ist, und die Breite des Packwerkes erreicht hat: so wirft der Buhnenmeister eine Lage Faschinen in die Quere ins Wasser, so weit als es möglich ist, durch Bothshaken die Wegtreibung derselben zu verhüten, und heftet die so kurze Lage durch Würste und Pfähle zusammen. Hiemit fährt er fort, indem er auf der gehefteten Lage wie auf einem Floße sicher stehen kann, bis er die ganze Länge seines

Werkes nach der gegebenen Richtung und Breite, d. i. bis er die erste Lage vollendet hat. Hierauf pflöcket er in einem Abstande von etwas mehr als 1 Fuß, rings herum eine Wurst auf, und auf gleiche Art noch eine Reihe in einer Entfernung von etwa 4 Fuß, und so weiter, bis die erste Lage, welche etwa 3 bis 4 Fuß hoch seyn kann, ganz mit Würsten überdeckt ist. Unterwärts sieht nunmehr sein Packwerk, da es von einer Menge Pfähle durchstochen ist, wie eine Hechel aus. Alsdann fährt er fort, die zweyte Schicht, ohne weitere Gefahr ins Wasser zu stürzen, aufzutragen. Da aber dieselbe schon ziemlich hoch über dem Wasser hervor raget, so läßt er so viel Sand und Erde aufkarren, und über diese Lage verbreiten, als nöthig ist, das Packwerk beynahe dem Wasser gleich einzutauchen. Nachher wird die dritte Lage aufgeführt, bis das Werk zu Grunde gegangen ist, und seine gehörige Höhe erreicht hat. Sobald das Werk den Grund erreicht hat, wird noch mehr Sand und Erde aufgekarret, und endlich wird die Krone 2 bis 3 Fuß mit Erde bedecket. Endlich werden Weidenreiser aufgepflanzet, welche bald nachher ausschlagen, und die Oberfläche bebuschen. Alsdann ist das Packwerk fertig.

Wenn Holz von verschiedener Art zu einem solchen Werke genommen werden muß, so wird dasjenige, was Sonne und Luft nicht vertragen kann, den untersten mit Wasser allemal bedeckten Schichten einverleibet.

Ein solches Werk läßt Anfangs den Strohm unter sich weglaufen: dieser spühlet den Sand zwischen den Pfahlspitzen weg, und verursachet eine Tiefe, in welche sich das durch die Last des Sandes beschwerte Packwerk gleichsam eingräbt. Man möge nun Packwerke noch so dicht zusammen stopfen, und noch so fest verbunden haben, so werden sie doch im folgenden Jahre, wenn anders der Grund locker oder nur irgend beweglich ist, sich um einige Fuß senken müssen. Dieses kann man vor-

vorher wissen; daher leget man sie gleich Anfangs um so viel Fuß höher an, als eigentlich nöthig wäre. Unterdessen haben sich die Kronen begrünet; diese bindet man durch Würste wieder nieder, und führt wieder einige Erde auf, damit die Reiser von unten ausschlagen können. Zuletzt bekömmt man ein Packwerk, welches, so weit es über dem niedrigsten Wasser hervorraget, aus lebendigem Holze besteht, sich selbst erhält, und von welchem man Faschinen ärnden wird.

Wenn ein solches Werk in Ansehung der Höhe zu schmal angelegt, oder nicht genug mit Sande belastet ist, so wirft solches ein reißender Strohm über den Haufen. Einige sind so unbehutsam, daß sie Baumpfähle in der Mitte einrammen, oder auch wohl vorschlagen, selbige mit Ankern verbinden, und glauben, dadurch ihr Werk unüberwindlich haltbar gemacht zu haben. Erfahrne Wasserbaumeister denken ganz anders. Diese sehen die Mittelrammpfähle als Hindernisse an, daß ein solches Packwerk nicht gehörig sich selbst in den Grund einwühlen kann, und die vorgeschlagenen Pfähle werden durch die Schollen los geklopfet; und wenn das Eis aufbricht; so wird sie das angefrorne Grundeis so gar ausheben, und diese schwere Arbeit und Unkosten vergeblich machen.

Es fragt sich, wie viel Schachten Füllerde zu Verfertigung eines Packwerkes erforderlich seyn? In das Innere des Packwerkes selbst pflegt man gern groben Sand einzuschütten, damit nicht allmächlich die lockere und vom Wasser erweichte Erde zwischen den Faschinen durchfließe; aber oben auf der Haube findet solches nicht Statt. Da auf die Begrünung des Packwerkes die Erhaltung desselben ankömmt, so hat man hier fruchtbare Erde aufzutragen. Will man nun wissen, wie viel Schachtruthen (der 12te Theil einer Kubikruthe) Erdreich, von welcher Art es auch sey, gewöhnlicherweise erfordert werden, ein Packwerk gehörig zu beschweren und zu behauben: so ist zu bemerken, daß man durch eine lange Erfahrung heraus gebracht hat, daß wenigstens ein Drittel, höchstens halb so viel Schachtruthen Erde erforderlich sind, als die Schockanzahl der

der Faschinen beträgt, z. B. auf 3 Schock Faschinen, wird 1 Schachtruthe Erde gerechnet.

Zu Füllung einer Kubikruthe, werden 8 Schock bey Faschinen von geringerm Maße, 7 Schock bey mittelmäßigen, und 6 Schock bey den größten erfordert. Man hat bemerkt, daß größere Faschinen auch von den stärksten Leuten nicht gehörig behandelt werden können; mithin kann man völlig zufrieden seyn, wenn das Zumaß der Faschine dergestalt bestimmet wird, daß 7 bis 8 Schock den Raum einer rheinländischen Kubikruthe, (welche sich zur Leipziger, wie 1392 zu 1252, verhält) erfüllen.

Ein Beyspiel von dieser Art anzugeben, wollen wir annehmen, es soll eine Buhne angeleget werden, deren Kubikinhalt 10 rheinländ. Kubikruthen in sich schlöße, und die Faschinen wären von einem solchen Caliber, daß 8 Schock eine Kubikruthe ausfüllen; alsdann werden zu diesem Werke erfordert: 80 Schock Faschinen, von welchen aber zugleich die nöthige Zuthat zu den Würsten genommen wird; 40 Schock Pfähle; 2 Schock Bandweiden; 40 Schachtruthen Erde, und 20 Thlr. Arbeitslohn, (die Faschinen anzulegen, Würste zu binden und aufzuheften, die Erde aufzufahren und zu planiren, jedes Schock Faschinen zu 6 Gr. gerechnet.) Nun setze man, es würden Faschinen von so geringem Gebinde herbey gebracht, daß 10 Schock zur Ausfüllung einer Kubikruthe kaum zureichend wären: so bekommen wir alsdann, statt 80 Schock Faschinen, 100; anstatt 40 Schock Pfähle, 50; anstatt 2 Schock Bandweiden $2\frac{1}{2}$; und da die Arbeiter bey Verlegung einer größern Anzahl von Faschinen auch mehr Zeitverlust zu gewärtigen haben, so muß auch in eben dem Verhältnisse ihr Lohn wachsen. Dieses alles zusammen genommen, zeigt ganz klärlich, daß die Baukosten eines Packwerkes, durch Anbringung möglichst größter Faschinen verringert werden. Es dürfte Jemand einwenden, daß die Arbeiter bey kleinern Faschinen wenigstens Kräfte erspareten, und dieselben hurtiger drehen und wenden könnten. Allein, es ist hier die Rede von solchen Faschinen, deren Schwere nicht die gewöhnlichen Kräfte, die ein Mensch zur Arbeit anwenden kann, übersteiget: wozu hälfe da eine unnöthige Leichtigkeit? Und was die Geschwindigkeit betrifft: so würde man sehr irren, wenn man dächte, daß der Tagelöhner und Arbeitsmann die ihm gewöhnliche tactmäßige Bewegung seiner Glieder darum beschleunigen würde, weil der Gegenstand seiner Bemühung einige Pfund leichter geworden ist.

Zu einiger noch nähern Bestimmung dieser Angaben, folgt hier ein Anschlag aus der Magdeburger Gegend.

Zu einer Kubikruthe Packwerk wird erfordert:

	Thlr.	Gr.
8 Schock Faschinen, *excl.* Hauerlohn, von 12 Fuß Länge, und in der Mitte der Durchmesser 7 bis 8 Zoll, oder von 8 Fuß Länge, und 12 Fuß Dicke, à 14 Gr. = =	4	16
4 Schock Pfähle an Knüppeln, oder gespaltene von 3 bis 4 Zoll im Durchschnitt, à 12 Gr. = = = = = =	2	—
Obige 8 Schock Faschinen zu hauen und zu binden, à 3 Gr. = = = =	1	—
Desgl. 4 Schock Pfähle zu hauen, à 3 Gr.	—	12
Eine Mandel Weidenband = = =	—	6
Die Faschinen auszulegen, die Würste zu machen, die Pfähle zu stoßen, die Erde aufzufahren und zu planiren, à Schock 6 Gr. = = = = = = = =	2	—
4 Schachtruthen auszugraben, und die Erde auszuwerfen, à 4 Gr. = = =	—	16
Summa	11	2
	Thlr.	Gr.

Die Deckwerke sind nur in so fern von jenen unterschieden, daß die Faschinenschichten dünner aufgetragen werden. Sie erfordern mehr Würste und Pfähle, auch mehr Reiser zur Bepflanzung, weil sie sehr flach angeleget werden. Sollte das Ufer steil und abbrüchig werden, so ist ein Deckwerk bis auf den Grund vorzulegen; und dafern der Strohm reißend ist, pflegt man triangelförmige Spitzen hervor ragen zu lassen, alsdann stößt sich die Gewalt des Strohmes auf denselben ab, und der Eisgang streifet nicht längs dem Deckwerke hin. Man nennet dieses Triangelköpfe. Vor allen Dingen aber erfordern diese Deckwerke eine starke Bepflanzung, deren Ausschlag von Zeit zu Zeit gegen den Strohm zu niedergebunden werden kann. Dieses wird endlich eine Befestigung, welche durch keine Fluth, durch keine Eisfahrt, durch nichts verwüstet werden kann.

Man

Man bedient sich dieses Mittels sowohl bey auswärts gebogenen, als auch bey einwärts gehenden Ufern. Bey jenen, weil kein eintretendes Ufer Buhnen haben kann; bey diesen, wenn man nirgend Buhnen anlegen kann, ohne zugleich das gegen überliegende Ufer zu befehden, und man solches zu thun keine Erlaubniß hat. Manchmal geschieht solches, die Unkosten einer Buhne zu ersparen. Ist aber das Schartufer ziemlich weitläuftig, so erfordern diese Bedeckungen oft mehr Aufwand, als etliche Buhnen; welches alles man vorher wohl zu überlegen hat, ehe man das eine oder das andere erwählet.

Der Kostenanschlag ist bey solchen Deckwerken sehr ungewiß, weil dergleichen Ufer insgemein ziemlich ungleich sind. Der körperliche Raum und die Faschinenzahl kann richtig genug angegeben werden. Man kann auch mit eben so viel Pfählen, als Faschinen, zufrieden seyn: aber die Würste, deren Zuthat, nebst der Füllerde, und was die Bepflanzung erfordert, nebst der mühsamern und sich verzögernden Arbeit, sind Dinge, die sich nicht eher genau bestimmen lassen, als bis man das Schartufer selbst in Augenschein genommen hat.

Zum Beschluß dieser Betrachtung, gedenke ich noch der Zeit, zu welcher diese Arbeit am bequemsten von Statten geht. Der Herbst ist es, wo die Reiser völlig ausgewachsen sind und ihre Dauerhaftigkeit erlangt haben, und man thut wohl, wenn man die Faschinen noch belaubt einleget. Der Herbst ist es, wo die Ströhme gewöhnlicherweise niedriges Wasser führen; und der Herbst ist es, wo Arbeiter für einen billigen Preis zu haben sind. Der Faschinenbau schickt sich also am besten für den Herbst.

Bey was für Gelegenheit, und nach was für Grundsätzen man sich der jetzt beschriebenen Faschinenarbeit auf das vortheilhafteste bedienen können, ist im Art. Buhne (Th. VII, S. 253, fgg.) gezeigt worden.

Leipz. Int. Bl. No. 24. v. J. 1776, S. 218, fgg.
Hrn. O. C. und O. B. R. Silberschlag ausführlichere Abhandl. der Hydrotechnik, 1. Th. Lpz. 1772, gr. 8. S. 223, fgg.

Fa-

Fasching, siehe Karneval.
Fascia, siehe Streifen.
Fasciola hepatica Linn.; siehe Egel.
Fase, siehe Fasen.
Fase-Bret, siehe unter Faße.
Fasel, der Fasel oder die Fasel, ein nur in den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutschlandes bekanntes Wort. u. s. f. 1. Junge, die Brut von Fischen, Vögeln, 2. Die Fortpflanzung seines Geschlechtes, besonders von Thieren, im Gegensatze der Mastung. Zur Fasel gehen lassen, d. i. zur Zucht. Zur Fasel füttern, in Niedersachsen, kärglich füttern, im Gegensatze des Mästens. 3. Die Art. Ein Pferd, ein Schwein von guter Fasel. Einen guten Fasel vom Vieh haben, eine gute Art.
Fasel-Geld, in einigen oberdeutschen Gegenden, das Geld, welches der Eigenthümer eines Zuchthengstes für die Befruchtung einer Stute bekömmt, das Beschälgeld, die Faselgebühr.
Fasel-Hammel, in einigen Gegenden, der Schafbock, Stähr. Siehe Fasel.
Fasel-Hengst, in einigen oberdeutschen Gegenden, ein zur Fortpflanzung seines Geschlechtes bestimmter Hengst, ein Beschäler.
Fasel-Ochs, im gemeinen Leben einiger Gegenden, der Bulle, Heerdochs, Zuchtochs.
Fasel-Schwein, zur Zucht bestimmte Schweine, im Gegensatze der Mastschweine.
Fasel-Vieh, das zur Zucht bestimmte Vieh, zum Unterschiede des Mastviehes. Da man dergleichen Vieh nur nothdürftig zu füttern pfleget, so bedeutet Faselvieh oft überhaupt mageres, ungemästetes Vieh.
Fasele, die Fasele (der Ton auf der mittelsten Sylbe), oder die *Fascole*, Dolichos *Linn.* Fr. Fazeole, Phaseole, eine Art kleiner Bohnen, welche in Aegypten und Asien einheimisch sind, und bey uns in den Gärten gezeuget wer-

werden. Kleine wälsche Faselen. Große Garten-Faseolen, welche auch türkische Bohnen, imgleichen Steig- und Schmink-Bohnen genannt werden, sind bey uns am bekanntesten. Siehe Th. VI, S. 110, fgg.

Faseln. 1. Sein Geschlecht fortpflanzen, gebähren, besonders von Schweinen. Die Sau hat gefaselt, hat Junge geworfen.

2. Figürlich, sich vermehren. Daher das im gem. Leben übliche Sprichwort, unrecht Gut faselt nicht, gedeihet nicht. Siehe Fasel.

3. Von Fase, Fasen, ein Faden, im gem. Leben, die Fäden ausziehen. Sich faseln, die Fäden fahren lassen. Siehe Ausfaseln.

4. Wahnwitzig reden, besonders von Kranken in der Hitze des Fiebers, phantasiren. Der Kranke faselt. In weiterer Bedeutung auch von einer jeden Vorbringung aberwitziger Dinge; im Oberd. fasen, fusen, fausen, fanzen, im Nieders. basen.

Fasen, der Fasen, im Oberdeutschen, die Fase, ein dünner Faden, und alles was dem ähnlich ist, Haare, zarte Wurzeln der Bäume und Pflanzen, u. s. f.

Fasen, die Fasen, d. i. Fäden ausziehen. Sich fasen, die Fäden fahren lassen. Siehe Fasen 3, und Fasern.

Fasen-nackend, s. Faden-nackend.

Fasen-Werk, im Bergbaue; s. unter Zinn.

Faser, die Faser, in einigen Gegenden auch Fäser, L. Fibra, Fr. Fibre, Fäserchen, L. Fibrilla, Fr. Fibrille, ein Fasen; besonders bey den Thieren und Pflanzen, die kleinsten Theile derselben, welche die Gestalt eines Fadens haben, und aus welchen die festen Theile bestehen.

Bey den Pflanzen versteht man unter Faser einen entweder mehr einfachen, oder mehr zusammen gesetzten Theil. Im letzten Verstande kömmt dieses Wort sonderlich bey den Wurzeln vor; und entweder die ganze Wurzel besteht aus Fasern, oder es hängen doch dergleichen an dem übrigen Theile derselben, daher man

auch

auch die Faser als den vornehmsten und eigentlichen Theil der Wurzel ansieht. Von diesen zarten, kegel- oder walzenförmigen, einfachen oder in Aeste verbreiteten, den Haaren nicht unähnlichen Fäden, werde ich im Art. Wurzel handeln; hier betrachte ich nur die Faser als einen mehr einfachen Theil, welcher andern und größern Theilen der Pflanzen gleichsam die Grundlage giebt, und aus welchen die übrigen zusammen gesetzt werden. Alle Theile der Pflanzen lassen sich in zarte Fäden auflösen oder zertheilen, oder die mehresten Theile der Pflanzen bestehen aus solchen Fäden, welche man Fasern zu nennen pflegt; diese haben durchgehends die Eigenschaft, sich durch eine fremde Gewalt ausdehnen zu lassen, doch dergestalt, daß sie die Ausdehnung zwar verstatten, jedoch dabey immer derselben einen mehrern oder wenigern Widerstand leisten, nachdem sie härter oder weicher, steifer oder biegsamer sind, und endlich, wenn die ausdehnende Kraft diesen Widerstand überwindet, ganz zerreißen; da hingegen, wenn die Kraft, ehe solche aufs höchste steigt, und dadurch die Verbindung der Theile, welche die Faser ausmacht, getrennet wird, nachläßt, sich die entgegen gesetzte Kraft, nämlich die zusammenziehende, äußert, und dadurch die Faser wieder in ihre vorige Größe oder Länge versetzt wird. Aus dergleichen Fäserchen bestehen alle Theile der Pflanzen, und alle Theile derselben lassen sich auch in selbige wieder zergliedern, so, daß endlich das erste und letzte, woraus ein Theil der Pflanze besteht, eine Faser ist, welche aus erdigen oder andern einfachen Theilchen, durch Hülfe eines gallertartigen Wesens entstanden ist, und sich der Länge nach ausgedehnet hat. Wenn viele dergleichen Fasern mit einander verbunden werden, entstehen daraus Häute und Gefäße.

Die Fasern, woraus die festen Theile der Thiere bestehen, sind im genauen Verstande von den Fasern der Pflanzen nicht unterschieden, und zeigen gleiche Eigenschaften.

Faserig, Faser oder Fäser habend. Ein faseriger Zeug, wo sich die Fäden leicht verschieben und absondern. Niederf. fäsig, füssig. S. auch Fasig.

Fasern, die Fasern auszupfen. Sich fasern, die Fäden fahren lassen, von den Zeugen, wofür auch fasen und faseln üblich ist; s. diese Wörter.

Fasig, Fasen habend. Ein fasiger Zeug, der die Fäden gern fahren läßt, ein lockerer Zeug; s. Faserig. Das Fleisch ist fasig, hat grobe, merkliche Fasern.

Faß. 1. Ein jedes Gefäß, ein jedes Werkzeug, etwas darin aufzubehalten. (*) Diese im Hochdeutschen veraltete Bedeutung findet nur noch in den Zusammensetzungen Butterfaß, Gießfaß, Handfaß, Rauchfaß, Salzfaß, Tintenfaß u. s. f. Statt.

2. In engerer und gewöhnlicher Bedeutung, ein hölzernes, in der Mitte bauchiges Gefäß, so aus Dauben vermittelst der Reife zusammen gesetzt wird, (**) L. Dolium, Fr. Futaille, Barique oder Tonneau. Ein Bierfaß, Oehlfaß, Pack- oder Schlagfaß, Weinfaß u. s. f. Ein Faß binden, vermittelst der Reife zusammen setzen; s. Faß-Binder. Das Bier, der Wein schmeckt nach dem Fasse. Dem Fasse den Boden ausstoßen, eine Sache völlig verderben. Es ist noch nicht in dem Fasse, darin es gähren soll, die Sache ist noch vielen Schwierigkeiten unterworfen. Er hat noch etwas bey mir im Fasse, er hat etwas begangen, welches ich bey Gelegenheit an ihm ahnden werde.

Beeondere Arten von Fässern, wovon an seinem Orte gehandelt wird, sind: Ahm, Anker, Leite, Oxhoft, Pipe, Tonne.

Von

(*) Schon Kero gebraucht Faz und Ottfried Fazz, für ein jedes Gefäß; welche Bedeutung auch das Wallisische Ffertan und das Lat. Vas hat.

(**) In dieser Bedeutung lautet dieses Wort im Niederf. Vat, im Schwed. Fat, im Angelf. Fat, Fata, Faet, im Engl. Fat, im Dän. Fade, im Poln. Fasa. Es kömmt von fassen her, weil es dazu bestimmt ist, andere Körper in sich zu fassen.

Von Proportionirung und Visirung der Fässer, siehe Visiren.

Von einigen überaus großen Fässern Deutschlandes, s. Kern eines auserles. Vorraths curieuser Wissenschaften und der brauchbarsten Kunststücke, 2. Band, Erf. 1747. 8. S. 407—411

Die kleinen Fässer, Fäßchen, Oberd. Fäßlein, Fässel, welche insonderheit von den Kaufleuten zu Einfassung verschiedener, sowohl trockner als nasser Waaren gebraucht werden, Fr. Baril. Zuweilen versteht man darunter auch die in solchen Gefäßen enthaltenen Waaren, und es wird dadurch gar öfters ihre Beschaffenheit, ihre Anzahl, oder ihr Gewicht, angedeutet. Also sagt man: ein Baril oder Fäßlein Häringe oder Makrelen, Thunfische, Stöhre, Anschovien, Lachse, Stockfische; imgl. ein Fäßlein Seife, weiß oder schwarz Blech, Bökelfleisch, Baumöhl, Oliven, Kapern, Senf u. s. w. wie auch ein Fäßlein Pulver, von welchem letztern jedes, wenn es für die Schiffe bestimmt ist, gemeiniglich 100 Pfund am Gewichte hat. Doch wird auch letztern Falls gar öfters an statt Baril oder Fäßlein, das Wort Tonne, Fr. Caque, gebraucht.

3. Ein bestimmtes Maß sowohl flüssiger als trockner Dinge, da es auch im Plural unverändert bleibt; Vier Faß, sechs Faß, nicht Fässer. 1) Flüssiger, besonders des Bieres. In Berlin hält ein Faß Bier 2 Tonnen, 8 Aehmchen oder 192 Maß; in Danzig, 2 Tonnen, 180 Stoff, oder 720 Quartier; in Bern 4 Saum, 16 Eimer oder Brenten, oder 400 Maß; in Sachsen, 2 Viertel 4 Tonnen, 6 Dreyling, oder 360 Meßkannen; in Danzig und Hamburg, wo ein Faß Wein eben so viel ist, als ein Fuder, 4 Orhoft, 6 Ahm, 24 Anker, 120 Viertel, oder 660 Stoff. 2) Trockner Dinge, besonders des Getraides. In Lübeck ist ein Faß der vierte Theil eines Scheffels, und 16 Faß machen daselbst eine Tonne, 48 ein Dromt, 384 aber eine Last. In Cöln gehen 32 Faß auf ein Malter,

und 480 auf eine Last. In Aachen hält ein Faß 4 Kopf, 6 Faß aber machen ein Malter. In Hamburg hat ein Faß 2 Himten, 8 Spint, 32 große oder 64 kleine Maß; 2 Faß aber machen daselbst einen Schef= fel, 20 ein Wispel, und 60 eine Last.

Faß, (Beich=) s. Th. IV, S. 154.
— (Böckel=) s. Th. VI, S. 67, fgg.
— (Butter=) s. Th. VII, S. 440.
— (Farben=) s. oben, S. 196.
— (Füll=) s. in F.
— (Gar=) } s. in G.
— (Gieß=) }
— (Hand=) } s. in H.
— (Hüt=) }
— (Kühl=) s. Th. I, S. 100; Th. VI, S. 447, fgg.
— (Laugen=) s. in L.
— (Rauch=) s. in R.
— (Rühr=) s. Th. VII, S. 440.
— (Salz=) s. in S.
— (Schoß=) s. Th. V, S. 164.
— (Treil=) s. oben, S. 196.

Faß=Binder, ein Handwerksmann, welcher hölzerne Gefäße aus Stäben zusammen setzt, und sie durch Reife befestigt; ein Böttcher, in Franken ein Büh= ner, im Nieders. Vatebinder. Siehe Böttcher. Faßwerk.

Faß=Daube, die Daube zu einem Fasse, und in weiterer Bedeutung, zu einem jeden hölzernen Gefäße; Nieders. Stav.; daher Laßdaubenholz, Stab= oder Stavholz, Fr. Douvain. S. Th. VI, S. 85, fgg.

Faß=faul, Nieders. vat=vuul, einen unreinen Geschamck von dem Fasse oder hölzernen Gefäße habend. Das Bier schmeckt faßfaul. Faßfaules Wasser.

Faß=Groschen, in den sächsischen Bergstädten, ein Groschen, welchen die Bürgerschaft von jedem Fasse Bier zur Erhaltung der Stollen abgiebt.

Faß=

Faß = Gut, s. Faß = Werk.

Faß = Hefen, s. Th. V, S. 181.

Faß = Holz, Holz, welches zu Faßdauben, Böden u. s. f. geschickt und bestimmt ist.

Faß = Werk, oder Gefäße, Fr. Vaisseaux, begreift überhaupt alle Böttcherarbeit, oder alle Arten von großen und kleinen Fässern oder Tonnen unter sich, wovon die Artikel Faß und Tonne nachzusehen sind; wie man dann insbesondere in Amsterdam alles, was zum Böttcher- und Faßbinderhandwerk gehört, Faßwerk, oder Faßbinderarbeit, imgleichen Faßgut und Faßbinderwaaren, Fr. Tonnelage, nennt; und versteht man unter diesen letztern auch alle nasse und trockne Waaren, welche in Fässer gethan und eingeschlagen werden, als: Wein, Branntwein, Oehl, Zucker, Gewürze, Specereyen u. s. w.

Faßade, Fr. Façade, die ganze vordere Wand eines ansehnlichen Gebäudes, wie sie sich z. B. gegen die Straße zu, oder auch, gegen einen Hof oder Garten hin, dem Auge darstellt. Von der Vorderseite gemeiner Häuser sagt man nicht façade, sondern la face de la maison. Eine höchstens nur mit wenigen Verzierungen um die Thüren und Fenster versehene Faßade, wird eine simple, Fr. façade simple, hingegen eine nach den Regeln einer gewissen Säulenordnung, mit Basreliefs auf den Platten (plinthes,) auf den Hauptgesimsen (corniches) und andern Vorsprüngen, zuweilen auch mit ausgehauenen und incrustirten Trophäen, mit Büsten, Statüen u. d. gl. versehene, eine reich verzierte, Fr. façade riche, genannt. Zuweilen versteht man unter Faßade, nur den Aufriß oder orthographischen Riß einer Faßade. Im engern Verstande bedeutet es nur den Vorder = oder Vorgiebel eines großen Gebäudes.

Faße, (mit einem langen a,) aus dem Franz. Face, und mit demselben aus dem Lat. Facies. 1. Der vordere

Theil, die Vorderseite oder vordere äußerste Mauer eines Gebäudes. Die Faße eines Hauses.

Man sagt Faße von großen und kleinen Gebäuden, Faßade aber nur von großen. S. den vorhergeh. Artikel.

2. Bey den Holzarbeitern, als: Zimmerleuten, Tischlern und Böttchern, eine scharfe Ecke oder Leiste. Daher das Faßebret, oder Faßenbret, (welches der Handwerksmann insgemein Faßebret ausspricht,) ein dreyeckiges Stück Holz oder eine solche Leiste zu geschobenen Gittern.

Fassen. 1. In eigentlicher und weiterer Bedeutung. 1) Ergreifen, sowohl mit der Hand. Den Degen bey dem Griffe fassen. So viel als man mit drey Fingern fassen kann. Als auch mit andern Gliedmaßen. Etwas mit den Zähnen fassen. Der Hund fasset ein Thier, wenn er es mit den Zähnen anpacket. 2) In ein Gefäß füllen, Fr. enfutailler, oder entonner, von allerley Dingen, sowohl trocknen, als nassen, wenn solche in große oder kleine Fässer gegossen oder eingelegt werden, um sie desto leichter zu verführen oder zu versenden. Bier fassen, es von dem Gährbottiche auf Fässer füllen. Wein fassen. Das Korn fassen, es in Säcke schütten. Eine solche in das Faß oder Tonne gelegte oder eingeschlagene Sache, heißt sodann gefaßt oder eingefaßt, Fr. embarillé. Absonderlich wird bey dem Mehlhandel vom Mehle gesagt, daß es gut gefaßt ist, wenn es recht derb eingedrückt und eingestampft worden ist. 3) Einschließen und befestigen. Gefaßte Steine, welche in Gold, Silber ꝛc. gefasset, d. i. befestigt sind. Einen Stollen fassen, d. i. auszimmern im Bergbaue. Siehe Einfassen. 4) In seiner Weite enthalten können. Das Zimmer konnte die Gäste nicht alle fassen.

2. Figürlich. 1) Jemanden bey seinem Worte, bey seinem Versprechen fassen, auf die Erfüllung seines Wortes, seines Versprechens dringen. 2) Etwas kurz

kurz zusammen fassen, es mit wenig Worten vortragen. Damit ich es kurz fasse. Auch als ein Reciprocum, sich kurz fassen, sich der Kürze in Worten befleißigen. 3) Aufmerksam durch die Sinne empfinden, im Hochdeutschen nur noch von den Augen. Etwas in die Augen fassen, es aufmerksam ansehen und im Gesichte zu behalten suchen. Einen Hasen fassen, scharf auf ihn zielen, u. s. w.

Faßette, Fr. Facette, eigentlich jede kleine äußere Seite oder Seitenfläche eines Körpers, der dergleichen kleine Seiten mehrere hat; insonderheit sagt man es von geschliffenen oder geschnittenen Gläsern und Edelsteinen. Der (vollständige) Brillant erhält 32 dreyeckige Faßetten oder Flächen. Daher faßettiren, Fr. facetter, bey den Diamant- und Glasschleifern, auf einem Diamante oder Krystalle kleine Rauten oder Seitenflächen ausschneiden oder schleifen.

Fasson, (sprich Fassong,) aus dem Franz. Façon, 1. Die Gestalt einer künstlich verfertigten Sache; insonderheit bey Zeugen, Perrücken, Kleidern, Galanteriewaaren und andern dergleichen Dingen, die Gestalt und äußerliche Zierde, welche ihnen die Hand des Künstlers entweder nach einem vor sich gehabten Modelle, oder aus eigener Erfindung gegeben hat. Daher kommen auch die gemeinen Redensarten: dieses ist eine neue oder alte Fasson; dieses ist die jetzige Fasson; dieser Sammet, dieser Taffet oder Brocat, hat eine schöne Fasson; die Fassons dieser Bordirung oder Verbrämung sind wohl angebracht; diese Stickerey ist mit allzu vielen Fassons beschwert; die Fasson an diesen Spiegeln, Carossen, Sätteln, Hüten, Degen, u. d. gl. gefällt mir nicht; dieses Kleid hat eine gute Fasson, und sitzt wohl auf dem Leibe, u. s. w. Und in dieser Bedeutung wird auch das Wort fassonirt, Fr. façonné, überhaupt einer schlechten Einrichtung entgegen gesetzt, wo theils keine sonderliche Kunst, theils keine

zu solcher Zeit nach dem Geschmacke der Leute, oder nach der Mode, heraus kommende Einrichtung anzutreffen ist; die dann insgemein die fassonirten Zeuge den schlechten oder altväterischen vorgezogen werden, und eben deswegen ein künstlicher Zeugmacher ein Fassoneur heißt.

Ferner werden die Worte Fasson und fassonirt auch öfters vergleichungsweise gesagt, wenn eine Waare nach Art einer andern gemacht, oder derselben nachgemacht ist; als: dieser Scharlach ist nach der Fasson des venetianischen gemacht.

Man bedient sich auch zuweilen des Wortes fassonirt, damit anzudeuten, daß ein Werk seine gehörige Vollkommenheit habe, oder daß es im Gegentheil ganz unvollkommen und fehlerhaft sey; wiewohl alsdann insgemein noch auf den ersten Fall das Wort wohl, in dem leztern aber übel hinzu gesezt wird. Daher nennet man ein Stück Tuch, Sammet, Taffet ꝛc. wohl fassonirt, wenn solches aus einer guten Fabrik ist, und der Arbeiter nichts daran vergessen hat, was zur Vollkommenheit derselben gereichen kann.

In den Seidenmanufacturen nennt man fassonirte Zeuge, diejenigen, die auf beyden Seiten rechts sind, und worein (entweder auf einem geköperten oder auch glatten Grunde) gewisse kleine Figuren, z. B. Vierecke, Rauten, Sternchen, Röschen, Linien, Puncte, u. d. gl. eingewebt sind, aber nicht vermittelst des Kegel- oder Sempelzuges, sondern vermittelst einer künstlichen Verbindung der mancherley Schäfte mit den Fußtritten, und durch das verschiedene Einlesen (Einpassiren) der Kettenfäden in die Schäfte.

In diesem bey der Manufactursprache angenommenen engern Verstande kömmt also der Name fassonirter Zeuge den geblümten Zeugen nicht zu; denn die geblümten werden durch den Kegelzug gebildet, vermittelst der Harnischlitzen, wodurch die Kettenfäden, welche die Bilder in dem Zeuge hervor bringen, gezogen werden.

In den wollenen Zeugmanufacturen, versteht man unter fassonirte Zeug-Arten, die geblümten, zum Unterschiede von den glatten und gekköperten. In Ansehung der Mittel, wodurch die Fasson oder die Blumen hervor gebracht werden, giebt es zwo Arten fassonirter Zeuge. Denn die Blumen werden entweder bloß durch mehrere Schäfte, oder durch den Zug verschiedener Schnüre, hervor gebracht. Weil bey den erstern die Schäfte bloß vermittelst der Fußschämel mit dem Fuße getreten und beweget werden, so nennt man diese Arbeit der geblümten Zeuge Fußarbeit. Vermittelst der Schäfte lassen sich zwar kleine, aber nicht große Blumen, gemeiniglich nur Würfel und andere kleine Figuren, die einen gradlinigen Umriß haben, in einen Zeug weben. Insgemein wird nur Calamank und Serge de Rome, vermittelst mehrerer Schäfte geblümt gewebet, einige wenige Zeugarten ausgenommen, als: Struck, Prisciin ꝛc. Bey den vollkommensten fassonirten Zeugarten werden die Kettenfäden an solchen Orten, wo eine Figur entstehen soll, durch viele Schnüre erforderlich in die Höhe gezogen, und hieraus ist die Benennung Zugarbeit entstanden. Der Zug zu dieser Arbeit heißt daher auch Zugstuhl, und auf einem solchen lassen sich größere und vollkommenere Muster weben, als mit den bloßen Schäften bey der Fußarbeit. Zu den gezogenen fassonirten Zeugarten gehören: der gezogene Droguett, der Florett, der wollene Damast, der Batavia.

Von fassonirten oder geblümten Bändern, s. Th. III, S. 497

Endlich wird auch das Wort Fasson oder fassonirt, bey den Kammachern von dem Buchsbaume, Elfenbeine, Horne, Schildkrötenschalen, oder anderer Materie, gesagt, woraus sie die Kämme machen, nachdem sie solche völlig abgefeilt und dergestalt zugerichtet haben, daß weiter nichts daran fehlt, als daß sie nur noch die

Zähne daran machen sollen, da selbige sodann fassonirte Kämme, Fr. Peignes en façon, heißen.

2. Das Macher- oder Arbeitslohn, welches für eine sonderlich geschicklich, und nicht schlechtweg verfertigte Waare demjenigen bezahlt wird, der sie gemacht hat, oder vielmehr die Arbeit, die Mühe und Zeit, welche ein Künstler oder Arbeiter darauf verwendet hat, und wonach sodann seine Belohnung oder das Macherlohn bestimmt wird, bey dessen Bestimmung aber man vielmehr auf den Werth der Arbeit, als der Materie, welche verarbeitet wird, sieht, solchergestalt aber die Arbeit oftmals viel höher, als die Materie, zu stehen kömmt. So ist z. B. ein künstliches Porträt oder Gemälde höher zu schätzen, als die Materie der Leinwand, worauf es gemalt worden ist; ein gedrehetes Kunststück von Elfenbein höher, als das Elfenbein, aus welchem es gemacht worden ist ꝛc.

Insbesondere nennt man Fasson, das Macherlohn, bey den Schneidern, welches die eigentliche Bedeutung des französischen Ausdruckes ist.

3. Gleichfalls bey den Schneidern, die Zuthat an Seide, Zwirn, steifer Leinwand, Knöpfen, u. s. f.

4. Allzu viel Complimente, Ceremonien und Wortgepränge, eine ängstliche Beobachtung der Etiquette, und das daher entspringende beschwerliche und gezwungene Wesen im Umgange. Er macht mir zu viel Fasson. Er ist ohne alle Fasson.

Fassonirt, siehe im vorhergehenden Artikel.

Fastbäcker, von fest, Nieders. fast, eine größtentheils nur in Niedersachsen übliche Benennung derjenigen Bäcker, welche Rockenbrod, oder derbes und festes Brod backen, zum Unterschiede von den Los- oder Weiß-Bäckern. An andern Orten werden sie Schwarz-Bäcker, und, wenn sie unzünftig sind und auf den Dörfern wohnen, Dorfbäcker genannt, s. Th. III, S. 337.

Faste, siehe Fasten.

Fasten, die Fasten, Jejunium, Fr. Jeûne. 1. Die Enthaltung aller oder doch gewisser Speisen, und die Zeit da solches geschieht; in welcher Bedeutung im Hochdeutschen auch das Fasten üblich ist.

Da die Ernährung des menschlichen Körpers unumgänglich nothwendig ist, so hat es der Schöpfer bey dieser Sache nicht bloß auf unsern Verstand und Willen ankommen lassen. Er hat gewisse unangenehme Empfindungen in uns gelegt, welche uns schlechterdings nöthigen, Nahrungsmittel zu uns zu nehmen. Solche sind der Hunger und Durst, und es werden dieselben gestillet, sobald man Speise und Trank genossen hat; bleiben sie aber unbefriedigt, so nehmen sie nicht allein natürlicher Weise bis zur unausstehlichsten Marter zu, sondern das Blut wird auch, weil es nicht versüßet und erfrischet werden kann, scharf, hitzig und faul. Daraus entstehen starke Fieber, Entkräftung, Ausfallen der Zähne, Raserey und Tobsucht. Schon das Fasten weniger Tage, welches bey manchen Völkern und Personen eine Religionsübung ist, ist mit einem Theile dieser Beschwerden verknüpft, und zieht gar bald Entkräftung, Kopfweh und Hitze nach sich; ja, das stinkende Aufstoßen aus dem Magen, welches man bey vielen Fastenden wahrnimmt, zeuget offenbar von der Verdorbenheit der Säfte. Der Kirchenvater **Hieronymus** führt sowohl sein eigenes Beyspiel, als auch Exempel vieler religiösen Mönche an, welche in den kurz vorher beschriebenen Zustand durch anhaltendes Fasten gerathen sind, unerachtet sie dann und wann doch etwas Speise genossen.

Da es ausgemacht ist, daß der Mensch nicht lange Hunger und Durst ohne Gefahr des Lebens ertragen kann, so kann man leicht urtheilen, welchen Glauben man denen Erzählungen beyzumessen habe, die man mit vieler Umständlichkeit von Personen ausgebreitet hat, welche ganze Wochen, Monate, ja Jahre gefastet, und in dieser ganzen Zeit weder Speise noch Trank zu sich genommen haben, und doch gesund geblieben sind.

Man

Man kann sicher alle die Historien von Heiligen und außerordentlichen Frommen, welche 40 Tage und länger gefastet haben sollen, unter die Erdichtungen zählen, welche der Betrug, der Aberglaube, und die Gewinnsucht hervor gebracht und unterhalten haben. Bey gesunden Menschen ist dergleichen lange Enthaltung ganz unmöglich, und kann ohne Betrug nicht geschehen, wie man auch davon Beweise in den Büchern des Donatus Marcellus, Fabricius Hildanus, und Stalpart van der Wiel, findet. Ein anderes ist es mit Kranken. Viele derselben können ohne Speise bey bloßem Getränke leben; aber auch die Exempel von Kranken, welche Monate lang weder gegessen noch getrunken haben, sind unumstößlich wahr. Theils sind dieselben bloß durch nährende Klystire erhalten worden; theils haben sie in langer Zeit auf keine Weise etwas nährendes erhalten. Zum Beweise dessen, führe ich die darüber angestellten Untersuchungen des Hrn. Beccari an, welche zugleich zeigen, daß man selbst in Italien, wo man doch dem Aberglauben so gern das Wort spricht, diejenigen, welche unerhört lange Fasten ausgestanden zu haben vorgeben, nicht mehr für heilige und wunderthätige Menschen hält. Der gelehrte Lambertini, der nachher unter dem Namen Benedict XIV. Pabst geworden ist, ließ diese Sache durch Naturforscher untersuchen, und Beccari ward dadurch veranlasset, eine Abhandlung von langer Enthaltung von allem Essen und Trinken zu schreiben, welche den Schriften des gedachten Pabstes einverleibet ist. Es beweiset derselbe aus den bey glaubwürdigen Schriftstellern vorhandenen Geschichten, daß alle diejenigen, welche wirklich lange gefastet, und wahrhaftig viele Monate ohne alle Speise und Trank gelebt haben, kranke Leute gewesen sind. Die meisten derselben sind wahnwitzige, melancholische und schlafsüchtige Personen gewesen. Die lange Enthaltsamkeit von allen Nahrungsmitteln gieng bey ihnen ganz natürlich zu. Alle Empfindungen und aller Reiz waren halb erstorben. Bey dem schwachen Leben, welches man bey ihnen spürte, litten sie keinen Verlust ihrer Theile; sie bedurften also auch keiner Ersetzung derselben. Ueberhaupt merkt Beccari sehr richtig an, daß nur solche Leute ein langes Fasten ertragen können, die nicht arbeiten, nicht meditiren, und keine wüthende Affecten haben, sondern welche still, schläfrig, müde, träge und im Kopfe verrückt sind, wie alle Exempel beweisen; denn in diesen Umständen ist keine sonderliche Reizbarkeit, keine Friction, keine Verschwendung der Säfte und Nervengeister. Daher hat bey allen dergleichen

gleichen Kranken das Blut langsam circulirt; sie haben keine Auswürfe der Unreinigkeiten gehabt, keine Abscheidung der Säfte erlitten, und die augenscheinlichsten Merkmaale einer gehemmten Ausdunstung gezeigt. Da also kein Verlust der Theile ihres Körpers war, so konnten sie das lange Fasten auch wohl aushalten.

Dissertatio Academicorum Instituti Bononiensis de longis jejuniis, st. bey Prosp. de Lambertinis de servorum Dei beatificatione & beatorum canonizatione lib. 4. Bonon. 1738, f.

JAC. BARTHOL. BECCARI sermo de longa cibi potusque omnis abstinentia, quem Benedictus XIV. P. M. suis olim libris inseruit, st. in Comment. Acad. Bonon. To. II. P. 1. Bonon. 1745, 4. S. 221, fgg.

D. übers. u. d. T. Von langer Enthaltung von allem Essen und Trinken, st. im 1. Th. des allgem. Magaz. der Nat. Kunst und Wissensch. S. 33, fgg.

Den Raum zu schonen, kann ich die andern hieher gehörigen Schriften, deren meine Realbibliothek über hundert enthält, nicht anführen.

So gewiß es ist, daß ein langes Fasten schädlich sey; so unstreitig ist es auch, daß das Fasten, welches man einige Zeitlang aus dieser oder jener Ursache vornimmt, bey gewissen Umständen die größten Vortheile verschaffen könne. Vom Nutzen des Fastens zur Verminderung einer allzu großen, und mit verschiedenen Unbequemlichkeiten verknüpften Fettigkeit des Leibes, werde ich im Art. Fettigkeit handeln. Von dem Nutzen des Fastens, um vielen Ungelegenheiten und schlimmen Zufällen in Krankheiten vorzubeugen, welche von den wider Willen genossenen Speisen zu entstehen pflegen, ist im XI. Theil, S. 588, fgg. Erwähnung geschehen. Hier werde ich zeigen, wie viel das Fasten zur Cur der meisten Krankheiten, bey welchen der Appetit mangelt, oder gar ein Ekel vorhanden ist, beytrage.

Bey einem verdorbenen Magen, und davon herrührenden kalten Fiebern, Magendrücken, Kopfweh, Schwindel, Durchlauf oder Verstopfung u. s. w. ist das strengste Fasten jederzeit die halbe, und öfters die ganze Cur. Man hat Beyspiele, daß sich hatte Leute

das

das tägliche Fieber binnen 5 oder 6 Tagen, nicht etwa durch Sympathie oder Arzeneyen, gestopft, sondern bloß durch ein fünftägiges hartnäckiges Fasten gründlich curirt haben, ohne die geringste Arzeney dabey zu gebrauchen. Hingegen weiß man, daß es andere, die unaufhörlich Arzeneyen gebraucht, aber beständig dabey, wie gewöhnlich, gespeiset haben, in eben so vielen Wochen nicht haben los werden können, ungeachtet sie der Verordnung der geschicktesten Aerzte in der Cur auf das treueste gefolgt sind. Die so genannten Digestive sind bey einem verdorbenen Magen allerdings gut zu gebrauchen; allein, das Fasten von einem oder ein Paar Tage, bis der Hunger recht weh zu thun anfängt, ist ein viel gewisseres Mittel dawider. Eben so verhält es sich bey verschiedenen andern Krankheiten. Daher wäre zu wünschen, daß alle Menschen grausamer, oder vielmehr nicht so übertrieben zärtlich gegen sich selbst seyn möchten, und das Vorurtheil fahren liessen, daß sie sich zu der Zeit, wenn sie krank sind, recht pflegen müßten. Wenigstens sollten sie den Wahn nicht hägen, daß eine recht gute Pflege eines Kranken vornämlich in gutem Essen und Trinken bestände. Denn öfters ist dieses die beste Pflege für ihn, daß man ihn aushungern läßt, da man hingegen durch gute Nahrungsmittel, die zur Unzeit gegeben werden, die Krankheiten verzögert und schlimmer macht.

Einige Leute haben die Gewohnheit, wöchentlich einmal aus Andacht zu fasten; und einige halten es so gar für ein Gelübde, welches sie nicht brechen dürfen, ohne den Himmel zu erzürnen. Wenn diese Leute, wie gemeiniglich geschieht, die übrigen Tage der Woche in beständigem Schmause zubringen, so kömmt ihnen dieses Gelübde sehr wohl zu statten, und sie müssen es mehr für eine Wohlthat, welche ihnen der Himmel erzeigt, als für ein Verdienst halten, das einer Marter ähnlich wäre. In dieser Absicht kann man es

mit

mit dem D. Luther für eine feine äußerliche Zucht halten, die ihren sehr guten Nutzen hat, und ihren Märterer wider manche gefährliche oder beschwerliche Zufälle beschützet. Bey einer recht genauen und regelmäßigen Diät aber ist diese Gewohnheit wenigstens in medicinischer Absicht unnütz; und daher findet man unter den Bauern nicht viel Leute, die sich ein solches Gelübde zur Last legen sollten. Bey ihrer schweren Arbeit würde ihnen auch in der That das Fasten sehr beschwerlich seyn, und der Magen würde wider solche Andachtsübungen vieles einzuwenden haben. Müßigen Leuten hingegen, die sich dadurch am meisten schwächen, weil sie ihre Kräfte nicht verbrauchen, kann ein Fasttag, wenn sie auch zu ihrem Verdruße jedesmal starken Appetit haben sollten, dennoch wenig schaden; und sie überheben sich dadurch manchen kleinen Zufall, der ihnen doch groß genug scheinen würde, den Arzt darum rufen zu lassen. Nur müssen sich solche Leute wohl vorsehen, daß sie sich nicht den Abend oder den folgenden Tag, wegen ihres Gelübdes allzu sehr schadlos zu halten suchen, und sich nach der Fasten desto stärker wieder sättigen. Man kann sich nie leichter zu viel thun, als wenn man einem Triebe, dem man eine Zeitlang mit Gewalt widerstanden hat, auf einmal völlig wieder Genüge thut, indem er unter solchen Umständen allemal ausschweifend ist. Das Gelübde erfordert ohnedieß, daß man dem Leibe einen Tag seine gewöhnliche Nahrung entziehen soll; allein, es wird alsdann gebrochen, wenn man den folgenden Tag für den vorigen mit ißt, und dem Leibe eine doppelte Portion bietet. Man kann dieses kein Fasten, sondern nur einen Aufschub der Mahlzeit nennen.

Eine zuweilen wiederholte Enthaltung vom Essen ist insonderheit Personen anzupreisen, die einen großen Ueberfluß an Säften haben, und vollblütig sind, zumal wenn selbige entweder nie zur Ader gelas-

sen

ser oder solches nur selten thun, oder einen Mangel an Bewegungen des Leibes haben. Denn, obgleich die Vollblütigkeit, an und für sich betrachtet, und so lange der Umlauf des Blutes noch ordentlich und harmonisch ist, keine wirkliche Krankheit genannt werden kann: so ist es doch leicht möglich, daß dieselbe, wenn das überflüssige Blut in außerordentliche Bewegung gebracht wird, oder wenn der Umlauf des Blutes, wegen Relaxation gewisser Theile und darauf folgender Stockungen, unordentlich wird, und sich dasselbe an andern Orten anhäuft, schädlich werden und zu Krankheiten Anlaß geben könne. Es ist daher sehr gut, bey solchen Umständen, wenn überdem die Menge der Säfte auf keine andere Art vermindert wird, die Erzeugung eines gar zu häufigen Geblütes durch einige Entziehung der Speisen zu verhindern, und zu gewissen Zeiten etwa einen Tag lang zu fasten. Dieses Mittel wird alsdann auch erwünschten Effect thun, wenn sich allerley auf die Vollblütigkeit und den Ueberfluß guter Säfte gründende Umstände, als: ein ungestümmer Trieb zur venerischen Lust, u. d. gl. einfinden, in welchen Fällen die Enthaltung vom Essen und die Mäßigkeit schon von langen Zeiten her für kräftige Gegenmittel gehalten worden sind. Da dergleichen mit überflüssigen Säften begabte Personen gemeiniglich junge Leute sind, welche noch einen lebhaften und feurigen Appetit haben: so wird angezeigtes Mittel vielen davon nicht sehr angenehm seyn. Es ist aber indessen, wenn insbesondere, wie ich schon vorher erinnert habe, ein Mangel der Bewegungen damit verknüpft ist, oder der Aderlaß verabsäumet wird, nützlich und nöthig. Wofern man hingegen zu gewissen Zeiten zur Ader läßt, und auf diese Art die Menge des Blutes verringert, oder wofern man genugsame Leibesbewegungen hat, und durch tüchtige Schweiße das überflüssige fortschaffet, so wird das Fasten ziemlichermaßen entübrigt werden können.

2. Be-

2. Besonders versteht man unter die Fasten, oder Fastenzeit, L. Jejunium quadragesimale, Fr. Carême, die nächsten 40 Tage vor dem Osterfeste, oder die Zeit von Aschermittwoch bis Ostern, da man sich in der römischen, griechischen und andern orientalischen Kirchen, gewisser so genannter fetter, und aller Fleischspeisen enthält, um sich dadurch auf das Osterfest zu zubereiten. Die Speisen, welche alsdann zu genießen erlaubt sind, werden Fastengerichte, oder Fastenspeisen, Fr. Provisions de carême, Mets en maigre, genennet, dergleichen alle Arten von Fischen, sie seyn frisch, eingesalzen oder gedörret, Krebse, Austern, Schildkröten, Schnecken ꝛc. alles Obst- und Gartengewächs, Früchte, und was daraus bereitet wird, sind. In Frankreich und Italien hält man auch Milchspeisen, Butter, Käse, wie auch Eyer, und in Spanien den Kopf und die Füße, samt dem Geräusche (Geschlinge) von einem Kalbe, auch die Flügel von einem Kapaune, für erlaubte Fastenspeise, die aber in Polen, und noch mehr bey den Russen und Griechen, dafür nicht gelten. Das Hauptfasten müssen in der katholischen Kirche alle und jede Personen halten, wenn sie nicht aus wichtigen Ursachen dispensiret wird. Es geschieht aber dieses nicht nur in der gedachten Fastenzeit, sondern auch in den Quatembern, nämlich in der ersten Woche des März, in der zweyten Woche des Junius, in der dritten Woche des Septembers, und in der vierten Woche des Decembers.

Die Fastenspeisen zu Vorgerichten, Fr. Entrées en maigre, an Fasttagen, sind alle Sorten Fische, mit und ohne Ragout, marinirt, in der Casserole, in der weißen oder in der kurzen Brühe, gesalzen, gebacken, auf dem Roste oder am Spieße gebraten, gedörrt, auch frisch, imgleichen warme Fischpasteten, warme Fischtorten, Fischpotagen ꝛc. Von Hülsen- auch Feld- und Gartenfrüchten, gehören hieher: Linsen mit Ragout, durchgeschlagene Erbsen, Erdäpfel, Erdbirnen, Artischocken, Artischockenböden, Kräuterfülle, allerley Wurzeln mit Ragout, weiße und rothe Rüben, spanische Cardons,

grüne Bohnen und Erbsen ꝛc. Der zweyte Gang von Fastenspeisen zu Beygerichten, Fr. Entremets, kann aus allen oben genannten Fischspeisen gewählt werden, so, wie auch Champignons, Artischocken, Gurken, Spargel, Muscheln, Eyer, (jedoch letztere nicht in den 6 Fastenwochen vor Ostern) dazu üblich sind. Bey großen Fasten, wo man nichts als Gemüse aufträgt, ohne Fische darunter zu thun, wie sonderlich in der vierzigtägigen Fasten vor Ostern geschehen soll, dienen zu Beygerichten: Spargel, Morcheln, Spinat und Bohnen mit Milchrahm, Mandelmilch, gebrannter Rahm, Kraut- Spargel - Gurken - und Bohnensalate, gesalzene Artischocken, dürre Trüffeln mit Oehl, Aepfelküchlein, Hirschhorngallert, Blanc-manger, gebackene Champignons ꝛc.

S. auch Frohn-Fasten, und Quatember.

Cas de conscience sur le Carême, decidé par Mrs. les Docteurs en Theol. de la Faculté de Paris. à Par. 1721, 12. 81. S.

MICH. AMATI, de piscium atque avium esus consuetudine in antepaschali jejunio, dissertatio historico-physico-logico-moralis. Neap. 1723.

Traité des alimens de Carême, où l'on explique les differentes qualitez des legumes, des herbages, des racines, des fruits, des poissons, des amphibies, des assaisonnemens, des boissons même les plus en usage, comme de l'eau, du vin, de la biere, du cidre, du thé, du caffé, du chocolat; & où l'on éclaircit plusieurs questions importantes sur l'abstinence & sur le jeûne, tant par rapport au Carême, que par rapport à la sante; Mr. NIC. ANDRY. à Paris 1709, 1713, 12. 2. Voll. 1734, 12.

MICH. BOUDEWYNS ventilabrum medico-theologicum, quo omnes casus tum medicos, tum ægros aliosque concernentes eventilantur. Antverp. 1664, 4. Man findet hier auch insonderheit viele Casus de jejunio.

VALENT. ERN. EUG. COHAUSEN Diss. in Summi Pontificis Benedicti XIV. epistolam encyclicam de jejunio quadragesimali, cum directorio medico de dandis pro dispensatione jejunii attestatis. Frf. M. 1751, 8.

JAC. WILH. FEUERLEIN diss. in Augustanæ Confessionis Articulum XXVI. de discrimine ciborum. Goett. 1744, 4.

Traité des dispenses du Carême, dans lequel on découvre la fausseté des prétextes qu'on apporte pour les obtenir; en faisant voir par la méchanique du corps les rapports naturels des alimens maigres, avec la nature de l'homme, & par l'histoire, par l'analyse, & par l'observation, leur convenance avec la santé; (par PHIL. HECQUET) à Par. 1709, 12. 1. A. 2. B. Ed. seconde, revûë, corrigée & augmentée, 1710, 12. 4. A. 1715. 2. Voll.

L'abstinence de la viande rendue aisée ou moins difficile à pratiquer. Ou, regime de vie avec lequel on peut prevenir, ou rendre moins grandes les incommoditez, qui surviennent à ceux, qui font maigre par le ménagement des temperamens, le

le choix & le bon usage des alimens maigres bien aprêtez. Par Mr. BARTHELEMY LINAND. à Paris 1700, 12. 225. S.

Histoire dogmatique & morale du Jeûne. où l'on traite les questions, & ou l'on résoud les difficultés, qui y ont du rapport. Par le R. P. Dom. DE L'ISLE. à Par. 1741, 12. 574. S.

NICOLAI de jejunii christiani & Christ. abstinentiæ vero ac legitimo ritu juxta veterem ecclesiæ universalis usum. Par. 1675.

P. ZACCHIAS il vitto quadragesimale. Rom. 1637, &

Von der Winter-Fasten einiger Thiere, s. Th. XV. S. 269.

Fasten-Abend, im gem. Leben **Fastelabend**, der Abend vor dem ersten Tage in der Fasten; imgleichen die nächsten Tage vor diesem, **Fastnacht**.

Jo. Pet. Schmidts Fastel-Abendssammlungen, oder geschichtmäßige Untersuchung der Fastel-Abendsgebräuche in Deutschland. Rostock, 1752, 4.

Fasten-Blume, Primula veris; s. Schlüssel-Blume.

Fasten-Gericht, s. S. 289.

Fasten-Prezel, s. unter Prezel.

Fasten-Schlier, die größte Art der Brachvögel; siehe Th. VI. S. 328.

Fasten-Speise, Speise ohne Fleisch, und im schärfsten Verstande auch ohne Butter und Eyer, dergleichen man in der römischen Kirche in der Fasten zu genießen pflegt. S. 289, f.

Fasten-Würste, s. unter Wurst.

Fasten-Zeit, die Zeit, da man fastet; in engerer Bedeutung die nächsten 40 Tage vor dem Osterfeste; s. ob. S. 289.

Fastnacht. 1. Eigentlich die Nacht vor Aschermittwoch, als an welchem Tage sich die Fasten anfängt, und in weiterer Bedeutung, auch der Tag vor dieser Nacht, der Fastenabend, im Oberd. die junge Fastnacht. S. auch Herren-Sonntag.

2. In noch weiterm Verstande die ganze Zeit von dem Feste der heil. drey Könige bis Aschermittwochen, welche in der römischen Kirche mit allerley Ausschweifungen und Lustbarkeiten zugebracht wird; das Carnaval, im gem. Leben Fasenacht, im Oberd. Fasching, in Bayern auch Fassangen. S. Karnaval.

Was die zu eben dieser Zeit bey einigen gemeinen und abergläubigen Leuten gebräuchlichen, und daher

auch so genannten Fastnachtsarbeiten betrifft, so wird darunter vornämlich von den Landleuten das Ausräumen des Hühner- und Taubenmistes gerechnet, wenn selbige um Fastnachten geschieht. Und zwar soll deren Beobachtung bey allem Federviehe ein fleißigeres Eyerlegen und Brüten, auch glücklicheres Ausbringen der Jungen verursachen. Man kann aber ohne allen Zweifel ganz sicher, und je öfter je vortheilhafter, zu aller Zeit für die Reinlichkeit dieses Viehes sorgen. Doch, wenn dieses seltener geschieht, oder aber auch solches den ganzen Winter hindurch nicht geschehen ist: so hat diese, sonst zwar abergläubige Bauerregel dennoch die natürlichsten Ursachen zum Grunde. Denn 1) ist bekannt, daß das Federvieh, wenn dessen Ställe bey erfolgender warmen Witterung nicht ausgeräumt sind, von dem vielen Ungeziefer, welches aus deren Miste theils erzeuget, theils auch dadurch genährt wird, viel erleidet, und folglich abgemattet und an vollkommener Nutzung gehindert wird. 2) Hat man diese Düngung in den Gärten und auf den Wiesen zu der Zeit auch am meisten nöthig. Die Winterfeuchtigkeit bringt dieselbe zur besten Wirkung, und das Gesinde hat zu dieser Arbeit noch die beste Zeit. Damit man nun den Landmann zu solchem allen ermuntern möchte, hat man ihn ohne Zweifel bey Unterlassung solcher Beobachtungen, wenn nämlich solche nicht bereits öfters und vorher geschehen ist, deshalb mit der erfolgenden Unfruchtbarkeit des Federviehes schrecken wollen.

Fastnachts-Heer, das wüthende Heer; s. im Art. Heer.

Fastnachts-Huhn, s. unter Huhn.

Fasttag, Fr. Jour maigre, Jour de Jeune, ein Tag, an welchem man freywillig fastet, oder nach den Gesetzen der Kirche zu fasten verbunden ist. Siehe Kirchenpolizey.

Fathom, ein in England gebräuchliches Maß, welches 7 englische Fuß, und ungefähr $\frac{1}{10}$ Zoll enthält, welches nach französischem Maße 6 Fuß, 7 Zoll und etli-

che Lin. beträgt. Nach Krusens Bestimmung aber hat der Fathom nur 2 Yards, oder 6 englische Fuß.

Fattura, s. Factur.

Fau, s. Büche.

Faucille, Sichel; s. Th. XI. S. 386.

Faucillon, s. Hippe.

Faucon, s. Falk.

Faufel, s. Areca.

Faul. 1. Häßlich, ungestaltet; eine im Deutschen veraltete Bedeutung, welch indessen noch in einigen verwandten Mundarten, z. B. in dem Dänischen fäl, und Schwedischen fult, scheuslich aufbehalten wird. Auch das Griechische Φαυλος bedeutet garstig, gering. S. auch Fahl.

2. Unrein, schmutzig; eine im Hochdeutsch. gleichfalls unbekannte Bedeutung, welche noch im Nieders. vuul üblich ist; faule Wäsche, Fr. Linge sale, ein faules Faß.

3. Von den Säften und flüssigen Dingen, wenn sie in den dritten Grad der Gährung oder in die auflösende Gährung gerathen. Faules Obst. Faules Holz, Fr. fruit; bois pourri. Faules Fleisch. Faule Fische, Fr. de la viande; du poisson gâté.

Eine Untersuchung, ob der Genuß fauler Speisen schlechterdings ungesund sey? s. im Art. Fäulniß.

Das sind faule Fische, im gem. Leben, das sind erdichtete Entschuldigungen Vorwände u. s. f. Fr. c'est une défaite. Faules Fleisch in einer Wunde, so auch wildes Fleisch genannt wird. Faul im Leibe, nennt man diejenigen Thiere, bey welchen der Magen und die Gedärme entzündet sind; s. Fäule. Oft nennen unwissende Schmiede auch Pferde, welche ein auszehrendes Fieber haben, faul im Leibe. Faules Fieber, s. unter Fieber. Imgleichen, was diese auflösende Gährung verräth. Ein fauler Geruch, Geschmack. Im uneigentlichen Verstande heißt bey den Schlossern,

faules Eisen, dasjenige Eisen, welches durch überflüssiges Glühen auf dem Hammerwerke brüchig geworden ist. Im Bergbaue ist ein fauler Gang, ein schmieriges und schlüpfriges Gestein; ein faules Gebirge, ein mürbes brüchiges Gestein. S. Fäule.

4. Figürlich, abgeneigt sich zu bewegen, und in engerer Bedeutung, abgeneigt zu arbeiten.

Fauler Heinrich oder Heinze, Piger Henricus; s. Athanor.

Faulbaum, eine Benennung verschiedener Bäume und Staudengewächse. 1. Das Prunus Padus *Linn.* s. Vogel-Kirsche. 2. Des Viburnum Lantana *Linn.* s. Mehl-Baum. 3. Des Rhamnus Frangula *Linn.* von welchem ich hier handle. Rhamnus (Frangula) inermis, floribus monogynis hermaphroditis, foliis integerrimis, *Linn.* Rhamnus inermis, foliis ovato-lanceolatis integris, floribus quinquefidis androgynis, *Hall.* Frangula (Alnus) foliis ovato-lanceolatis glabris, *Mill.* Frangula *Dod.* Alnus nigra baccifera *C. & J. Bauh.* Fr. Aune noir baccifere, Bourdaigne oder Bourdaine, D. Bechner, Beerenholz, Elsebaum, Elsebeerbaum, schwarze Erle, Hundsbaum, (im g. L. Hundebaum,) Läusebaum, deutscher Rhabarberbaum, Schießbeerstrauch, Spikker, Spöckern, Spörker, Spöricken, Spörgel-Beerbaum, Spörgelbeerstaude, Sprätzern, Sprecken, Spricker, Stinkbaum, ist ein schwacher mässiger Strauch, von keinem sonderlichen Ansehen, und öfters in Gestalt eines sechs- acht- bis zehnfüßigen dünnen Bäumchens, mit langen dünnen Zweigen, welche einen übeln Geruch haben, daher er auch den Namen Faul- oder Stinkbaum bekommen hat. Er wächst bey uns und in den übrigen Ländern des mitternächtlichen Europa, an schattenreichen feuchten Stellen, und macht in niedrigen und sumpfigen Erlen- und Aespengebüschen, wo sonst, außer ihm, wenig andere Holzarten, ausdauern, oder zu finden sind, fast den größten

Theil

Theil des Heckholzes aus. Seine Wurzel ist ästig und lebhaft; sie breitet sich im Moose, oder der obern Mohrerde und Dammerde sehr stark aus, und treibt ihre lange, dünne, häufige, gerade Ruthen sehr schnell in die Höhe, welche einzelne Aeste und eine fladerige Krone machen. Die Hauptstämme werden 2 bis 4 Zoll stark. Die äussere Seite der Rinde ist braun oder schwärzlich, mit weißen Puncten besetzt, und läßt sich sehr leicht vom Holze absondern; die innere Seite, welche am Holze liegt, ist schön gelb, wird aber beym Abtrocknen immer bräunlicher, und, wenn sie an der Sonne getrocknet wird, braunroth. Das Holz ist sehr weich und weiß, im Kerne röthlich, und mit einer Markröhre, auch an den Zweigen mit einem rorhen schwammigen Marke versehen, und sehr brüchig. Letzterer Umstand hat die lat. Benennung Frangula (von frangere, brechen) veranlaßt. Die Blätter dieses Strauches stehen abwechselnd und einzeln auf halbzolligen Stielen an den Zweigen; sie sind kurz und stumpfrund, zum Theil auch länglichrund, ohne alle Zähne oder Einschnitte, dabey glatt und dunkelgrün, mit einigem Glanze, unterwärts etwas heller, auch bey jungen schnellwachsenden Sträuchern, in gutem Wiesengrunde, größer, und hinterwärts weißlich, oder gar mit einem weißgrauen Beschlage versehen; bey alten hingegen, und in trocknem Boden, sind sie kleiner. Die Blumen sind sternförmig, weißgrünlich, klein und unansehnlich, und brechen im Maymonate zwischen den Blättern, theils Paar- theils Büschelweise hervor; oft erscheinen sie auch im Herbste zum zweytenmal, und man sieht alsdann die Zweige zugleich mit Blumen und Beeren besetzt. Die kleinen saftigen Beeren, von der Größe einer Erbse, (welche Faulbeeren, Ahlkirschen, wilde Kirschen, Knitschelbeeren, Schießbeeren, Spörgelbeeren, genannt werden,) sind im Anfange grün, werden aber nachher roth, und im September schwarz und reif; sie führen

führen einen süßlichen Saft, und zwey herzförmige, auf einer Seite platte und auf der andern erhabene, durch einen Strich getheilte Samenkörner.

Von dem Faulbaume kann man zweyerley sehr sichere Kennzeichen angeben, welche ihn von allen übrigen fälschlich angenommenen, oder ungewissen und vermeintlichen Arten bey den Landleuten, vollkommen unterscheiden. Diese bestehen darin, daß er 1) unter unsern Landgewächsen eines von denjenigen ist, die im Winter keine wahre Augen oder Knospen haben, wie andere Bäume und Sträucher, obgleich selbiger im Herbste die Blätter fallen läßt; 2) daß er vom Maymonate an, bis in den September, fast beständig blühet, und dabey allzeit reife und und unreife Beeren zugleich zeigt.

Die ausfallenden Samenkörner vermehren den Faulbaum überall in guten feuchten lockern Grunde, auch im Moose, daß er zuletzt Grasgärten, Wiesenflecke und gute Grundstücke einnimmt. Uebrigens kann man ihn leicht aus dem Samen ziehen, welcher ausgesäet werden muß, sobald er reif geworden ist; alsdann werden die Pflanzen in folgendem Frühlinge zum Vorschein kommen; läßt man hingegen den Samen bis auf das Frühjahr liegen, so werden die Pflanzen erst im folgenden Jahre aufgehen. Wenn die Pflanzen aufgegangen sind, muß man sie bis in den Herbst fleißig vom Unkraute reinigen; nachher kann man sie heraus nehmen, und in die Baumschule, in 2 Schuh weit von einander abgesonderte Reihen, und in den Reihen 1 Fuß weit von einander, einsetzen. In dieser Baumschule können sie zwey Jahre bleiben, und alsdann kann man sie dahin setzen, wo sie beständig bleiben sollen. Man kann den Faulbaum auch aus den Ablegern und abgeschnittenen Zweiglein ziehen; diejenigen Pflanzen aber, welche aus dem Samen gezogen werden, sind die besten.

Weil die Aeste biegsam sind und leicht Wurzeln fassen, wenn sie das Erdreich erreichen, so giebt Moser, in seinen Grundsätzen zur Forstöconomie, den Rath, den Faulbaum in den Zäunen mit anzubauen; jedoch

müßte

müßte man ihnen hiebey wohl durch die Kunst zu Hülfe kommen, wenn der Endzweck erreicht werden sollte.

Der Hauptvortheil, welchen man von dem Holze, welches auch Grindholz und Läuseholz genannt wird, ziehet, besteht darin, daß man daraus Kohlen brennet, die wegen ihrer Leichtigkeit, zu Verfertigung des feinen Pürschpulvers, allen andern, als: den Linden- Hasel- Pappel- Weiden- und Schwalkenbeerkohlen, vorgezogen werden. Von diesem Gebrauche ist der Name Pulverholz entstanden. Ein Centner des Holzes soll nach du Hamel nicht mehr als 12 Pfund Kohlen geben, woran doch wohl die von diesem Schriftsteller so wiedrig angegebene Methode der Verkohlung Schuld zu seyn scheinet, die mit hellem Feuer geschehen soll.

Man schneidet, nach des du Hamel Vorschrift, den Faulbaum in 4 Fuß lange Stücke, und schälet die Rinde ab, wenn der Saft geht. Wenn das Holz halb trocken ist, stellet man es ordentlich in einen Graben, den man dazu ausgeworfen hat, und verbrennet dasselbe mit hellem Feuer. Alsdann, wenn es genugsam verbrannt ist, wird die Kohle mit Erde, nicht aber mit Wasser, gelöscht.

Das Holz dienet auch, seiner Leichtigkeit halber, zu Pfeilen. Es kann zwar, weil es hellroth aussieht, zum Furniren angewendet werden; nur muß es Niemanden befremden, wenn mit der Zeit die helle Farbe in eine dunkle ausartet. Es läßt sich gut und sauber hobeln; beym Abziehen aber fasert es doch. Wenn es jung ist, kann es sehr wohl zu Wieden gebraucht werden, daher der Baum auch den Namen Wiedebaum erhalten hat. Sonst wird das Holz auch zu Reifstäben, und von den Schustern zu Schuhzwecken (Pinnen) gebraucht, daher die Benennung Pinnholz, und weil man Zapfen daraus machet, die Benennung Zapfenholz entstanden ist.

Die Rinde, wenn sie mit Wasser ohne Salz und Lauge gekocht wird, färbet gelb; mit Salzlauge aber, oder trocken, giebt sie eine braune Farbe. Verschiedene

damit zu Färben angestellte Versuche, erzählt Hr. D. Siefert, im 2. St. seiner Versuche mit einheimischen Farbenmaterien zum Nutzen der Färberey, Altenb. 1776, gr. 8. S. 168—186.

In Süd-Halland färbet man die Wolle mit Faulbaumrinde krapproth. Um Johannis schälen sie dieselbe ab, lassen sie ein Jahr lang trocknen, machen alsdann eine Lauge von Büchenasche, und weichen sie 9 Tage lang hinein. Nachher thun sie die Lauge und das Garn in einen Kessel, lassen ihn ein Paar Tage über dem Feuer stehen, ohne daß es kocht; und so ist es fertig.

Abhandl. der kön. Schwed. Akad. d. Wiss. 23. Band, S. 272.

Die Beeren färben wollene und andere Zeuge grün, wenn diese vorher durch Birkenlaub eine grüngelbe Farbe erhalten haben. Netze und leinen Zeug zum Vogelfange werden an einigen Orten damit, wie mit der Rinde, gefärbet. Nach **Strahlenberg's** Berichte trocknen die Russen die Beeren, stoßen sie hernach ganz klein, und backen selbige in Weizenbrod, nach Art unserer Torten. Defters werden die Beeren für Kreuz- oder Stechdornbeeren (Rhamnus catharticus, aus welchen letztern in den Apotheken der purgierende Kreuzdornsyrupp verfertiget wird, verkaufet, daher man sich für diesen Betrug wohl zu hüten hat. Man kann sie leicht erkennen, wenn man eine Beere aufmacht, und nachsuchet, wie viel Samen darin enthalten sind, indem die Beere des Faulbaumes nur zwey, die Stechdornbeere aber insgemein vier Samenkörner in sich hat.

Aus den Samenkörnern kann man, nach dem Hrn. v. Haller, ein Oehl zum Brennen erhalten.

Der Faulbaum ist auch ein guter Bienenbaum, und hat unter dem Namen des Bechners, hier zu Lande von je her das Zeichen gegeben, wenn man mit dem Füttern der schwachen Bienenstöcke aufhören kann, so bald er zu blühen angefangen hat. Die Blumen desselben geben reichlichen Saft zum Honig.

Das

Das Laub giebt, in Vermischung mit den Salzen, verschiedene Farben. Es soll dasselbe für die Ziegen ein gutes Futter seyn; auch ist es, seines schleimigsüßlichen Geschmackes halber, dem Rindviehe angenehm, wie denn auch die Kühe mehr Milch davon geben.

Im schwedischen öconom. Wochenblatt, Greifsw. 1765, 8. erzählt Hr. C. F. Quistberg, daß, als ihm auf einem Landgute von Mäusen und Ratzen viel Schade, sonderlich am gedroschenen Korn, aufgehangenen harten Brod, imgleichen an Fischergeräthschaft, zugefüget worden, er darauf gefallen sey, an statt der Fichtenstangen das Brod auf frische ungeschälte Faulbaumstangen zu hängen, und Zweige von Faulbaum mit dem Laube über das Getraide in den Kornbehältnissen legen zu lassen. Er that dies im Sept., und als er im Jänner des folgenden Jahres wieder dahin kam, fand er das Brod gänzlich unangerührt; auch war nicht zu merken, daß zu den Getraidebehältnissen das geringste Ungeziefer gekommen war.

Diese Erfahrung wird, eb. das. S. 149, durch dasjenige, was in Finnland bemerkt worden ist, bestätiget. Da nämlich die Einwohner in dem nördlichen Theile von Satacunda-Härad auf ihrem Holzlande, weit in den Wäldern hinein, große Korngarben, oder, von ihnen so genannte Aumat, liegen hätten, und solche zum öftern von Mäusen besuchet würden, so hätte sie Nachdenken und Erfahrung gelehret, unter denselben Faulbaumzweige zu legen; und seitdem wagte sich keine Maus weiter ihnen Schaden zufügen.

Wenn man in Pferdeställen in den Heuraufen über der Krippe die Stöcke von diesem Baume machet, so frißt, wie man sagt, kein Pferd von diesem Heue, außer im höchsten Nothfall, dessen sich arglistige Wirthe zu ihrem Vortheile zu bedienen pflegen.

Eine Gärtnererfahrung ist es bey uns in Deutschland, daß auch die Maulwürfe den Faulbaum nicht dulden. Stecket man in einigen Löchern ihres Aufwurfes auf einem Quartiere Zweige oder Stecken von diesem Baume, so werden sie nicht leicht auf solchem Quartiere bleiben.

Die innere Rinde der Wurzel war ehedem in den Apotheken als ein Purgiermittel vorhanden, und in

Trän-

Tränken, bey der Wassersucht und geschwollenen Füßen, gewöhnlich; da sie aber heftige Wirkungen äußert, wird sie zu unsern Zeiten nicht mehr gebraucht. Erhart preiset die Rinde und Blätter, in Butter gebraten, äußerlich wider die Räude der Hunde. Die Beeren purgieren ebenfalls, werden aber auch selten gebraucht.

Faulbeere, die Beeren oder Früchte der im vorhergehenden Artikel gedachten Arten von Faulbäumen.

Faulbeet, siehe Th. IV. S. 328.

Faulbrut, Faulwerden der Bienen; s. Th. IV. S. 737.

Faulbutte, bey den Papiermachern, eine Butte oder hölzernes Gefäß, in welchem die Lumpen faulen und sich erhitzen müssen.

Faulfieber, siehe unter Fieber.

Faulfressen der Schafe, siehe oben, S. 93, fgg.

Faulmatte, nennet man, besonders in Niedersachsen, eine gewisse Art kleiner geflochtener holländischer Decken von Haaren oder Bast, welche man in reinlichen Haushaltungen vor die Thüren der Zimmer zu legen pflegt, damit man den Koth von den Schuhen daran abstreichen könne; von faul, sofern es im Nieders. schmutzig, unrein, bedeutet.

Faulweide, Salix pentandra *Linn.* siehe unter Weide.

Faum, (*) eine Benennung des Schaumes, so im Oberdeutschen bekannter ist, als im Hochdeutschen. Der Faum des Bieres. Daher fäumen, 1. als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, Schaum von sich geben. Das Bier fäumet. Aus dem Maule fäumen. Ein fäumender Eber. 2. als ein Activum, den Schaum abschöpfen. Die Brühe fäumen. Siehe Abschäumen und Schäumen.

Fauſſe-

(*) In Bayern und Oestreich lautet dieses Wort Fam, mit einem langen a, in andern Mundarten Feim, im Angels. Faem, im Engl. Fome, im Böhm. Pena. Das Latein. Spuma, ist durch Vorsetzung des Zischlautes daraus entstanden, so wie auch fumus damit verwandt zu seyn scheint. S. auch Schaum.

Fausse-Madame, siehe unter Narzisse.

Fausset, siehe Zapfen.

Faust, L. Pugnus, Fr. Poing. 1. Eigentlich, die zusammen geballte oder verschlossene Hand. Eine geballte Faust, Nieders. Knurfuust. 2. Die Hand, in der nachdrücklichen, noch mehr aber in der niedrigen Sprechart, Die Arbeit geht ihm gut von der Faust. Mit dem Degen in der Faust, mit gewaffneter Hand, offenbarer Gewalt. Ein Pferd aus dem Schritte gleich von der Faust in den Galopp ansprengen lassen, ohne es vorher andere Bewegungen machen zu lassen. Aus freyer Faust, aus freyer Hand. Das reimet sich, wie eine Faust aufs Auge, reimet sich schlecht, gar nicht. In die Faust, oder in das Fäustchen lachen, sich heimlich und boshaft über etwas freuen, Fr. rire sous cape.

Faustbirn, eine Art Birnen, welche die Größe einer Faust erreichen, und auch Pfundbirnen genannt werden; siehe Th. V. S. 463. Nach einer niedrigen Sprache werden durch Faustbirnen Schläge verstanden, Fr. Coups de poing.

Faust-Büchse, eine oberdeutsche Benennung eines Pistoles, so aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist.

Faust-Degen, siehe Dolch.

Faust-Eisen, bey den Klempnern, ein rundes, oben kolbiges Eisen, fast wie eine Faust, Sachen darauf zu Buckeln zu schlagen. Auch die Hutmacher haben ein Fausteisen, welches einer Faust ähnlich ist.

Faust-Gewehr, siehe Dolch.

Faust-Hammer, siehe unter Hammer.

Faust Hobel, siehe unter Hobel der Büchsenschäfter und Tischler.

Faust-Kampf, der Streit mit Faustschlägen; eine Art von Kampfspielen bey den alten Römern, Pugilatus; siehe unter Kampf-Spiel.

Faust-Pferd, s. Th. XXVII. S. 693.

Faust-Recht, Fr. Droit de diffidation, Droit du plus fort, Voie de fait, das ehemalige Vorrecht des deutschen Adels, seine Ansprüche mit gewaffneter Hand selbst gültig zu machen, ohne nöthig zu haben, gerichtliche Hülfe zu suchen; das Recht zu Befehdungen, zu Ankündigungen der Fehde, oder einer Art Kriegesankündigung, welche in den Zeiten der Barbarey unter den deutschen Fürsten und Herren eingeführt war, in der Absicht, sich selber Recht zu verschaffen, so bald der eine vom andern beleidigt zu seyn glaubte; das Kolbenrecht, Selbstrecht.

Die Befehdungen zwischen Nachbarn mußten drey Tage vorher geschehen, ehe man zu Thätlichkeiten schritt. Unter Kaiser Maximilian I. wurden sie auf dem Reichstage zu Worms im J. 1494 aufgehoben, nachdem schon Kaiser Friederich III. sie auf eine Zeit von 10 Jahre verboten hatte.

Faust-Rohr, siehe Fäustling 2. Außerdem bedeutet es auch eine Art kurzer Büchsen oder Flinten, dergleichen die Heiducken in Ungarn zu führen pflegen.

Faust-Säge, Handsäge; siehe Säge.

Faust-Satz, wird die wohlgerathene Brut der Fische genannt, welche, wenn sie ein Jahr im Streckteiche gestanden, so lang geworden ist, daß, wenn man einen Setzling in der Faust hält, er auf einer Seite mit dem Kopfe, und auf der andern mit dem Schwanze heraus reichet.

Faust-Treiber, siehe Treiber.

Fauteil, Kröpelstuhl; siehe unter Stuhl.

Fauve, braunroth; siehe Braun.

Fauvette, siehe Grasmücke.

Faux, siehe Sense.

Faveurchen, Fr. Faveurs, schmale seidene Bändchen, Affectionsbändchen.

Insonderheit führt in den französischen Bandmanufacturen, den Namen Faveur, eine sehr schmale Sorte Seidenband, die nur 5 Linien breit, und nach der Nompareille, welche nur 2 Linien Breite hat, die schmählste Sorte ist.

Favoretten, Favoritchen, Fr. Crochets, ganz dünne, entweder von eigenen oder auch von falschen Haaren gekräuselte Locken, welche das Frauenzimmer vormals zum Zierrath an beyden Seiten der Stirn, nahe bey den Schläfen, zu tragen, und mit zwo kreuzweise gesteckten Nadeln zu befestigen pflegte.

Favorit, siehe Günstling, im Art. Gunst.

Favorite, nennen die Blumisten eine gelbe, mit Roth geflammte doppelte Tulpensorte.

Favorite de Voorhelm, eine Nelkensorte; s. unter Nelke.

Fayalle, Fayla, eine japanische Münze, deren Werth nicht recht bestimmt ist. Die Holländer rechnen sie 57 Stüver, welches nach unserm Gelde ungefähr 1 Rthlr. 12 Gr. beträgt. Von den Franzosen schätzen sie einige auf 10, andere auf 12 Livres 10 Sols, d. i. $2\frac{1}{2}$ und 3 Rthlr. 3 Groschen.

Fayance, Fajance, Faenzer Geschirr, Fr. Faïence, nennet man die aus feiner weißer Erde gebildeten, und auf der Glasur kunstmäßig bemalten Gefäße. Der wesentliche Unterschied der Fayence und der gemeinen Töpferarbeit besteht darin, das jene auf der Glasur und kunstmäßig bemalt ist. Hierauf muß man achten, wenn man die Zeit der Erfindung bestimmen will. Schon unter den ägyptischen Alterthümern kommen Stücke vor, welche gute Fayance, ja sogar gutes Porzellan genannt zu werden verdienen. Man irret, wenn man dem **Voltaire** glaubt, daß die erste Fayance in der kleinen, in der italiänischen Landschaft Romagna an dem Flusse Amona liegenden päbstlichen Stadt Faenza oder Fajenza gemacht sey, ungeachtet der Name allerdings daher entstanden ist, weil man daselbst im Anfange des 16ten Jahrhundertes, vorzüglich gute Töpferwaaren dieser Art, so wie auch zu Pesaro, Gubbio, Urbino und in andern Städten Italiens verfertigte, welche weit verfahren wurden. Sie hatten ihren Ruhm vornämlich der großen Geschicklichkeit zu danken, womit Raphael von

Urbino,

Urbino, Julius von Rom, Titian, und andere geschickte Künstler sie bemalten; wiewohl andere behaupten, die Malerey sey nur nach den von Raphael gezeichneten Kupferstichen des bolognesischen Kupferstechers Marc Antonio oder Raymondi gemacht worden. Zu Salzdalum bey Wolfenbüttel werden noch gegen tausend Stück dieser Arbeit verwahret, unter denen die ältesten die Jahrzahl 1537, die neuesten 1576 haben. Jetzt ist diese Kunst in Faenza dergestalt erloschen, daß nur einige gemeine Töpfer übrig geblieben sind.

Aelter als Fayance, ist die Benennung Majolica, welche einige von Majorca oder Mallorca, einer der balearischen Inseln, andere aber von dem Namen des Erfinders herleiten wollen. Keine dieser Meinungen ist erwiesen, oder nur wahrscheinlich gemacht. Falsch ist es auch, wenn einige die Majolica für eine europäische Nachahmung des chinesischen Porzellans ausgeben wollen. Jene hatte man lange vorher, ehe man letzteres kennen lernte. Zudem verdient weder Majolica noch Fajance den Namen des halb- oder unächten Porzellans, welchen man ihr insgemein giebt; höchstens kann derselbe nur durch einige Aehnlichkeit der Bemalung gerechtfertiget werden. Weit näher kömmt das englische und deutsche Steingut dem Porzellan.

Hrn. Prof. Beckmann Anleit. zur Technologie, S. 209, f.

Man hat von der Fayance verschiedene Gattungen, als: weiße, weiß mit blau und andern Farben gemalte, braune ꝛc. Es wird dieselbe an verschiedenen Orten in Holland, Frankreich, Italien und Deutschland, als: zu Delft, Passy, St. Cloud, Rouen, Faenza, Dresden, Magdeburg, Rheinsberg, Frankfurt an der Oder, Erfurt, Hanau, Braunschweig, Künersberg unweit Memmingen in Schwaben, Calw im Herzogthum Würtemberg, Porskau in Ober-Schlesien, und vielen andern Orten mehr, gemacht.

Einige französische Fabriken von Fayance, findet man im Leipz. Int. Bl. v. J. 1766, S. 206, angezeigt.

Von der in Ludwigsburg angelegten Porzellan- und Fayancefabrik, s. Betrachtungen über landwirthschaftl. Dinge in dem Herzogth. Würtemberg, 5. St. Stutg. 1768, 8. S. 443.

Unter der in Petersburg angelegten Porzellanfabrik steht auch eine besondere Fayancefabrik, jenseits der Newa. Die Niederlage derselben ist in dem italiänischen Gartenpalais in Petersburg. Seit kurzer Zeit hat auch ein Particulier in Reval, eine Fayancefabrik auf eigene Kosten angelegt. S. Hrn. Prof. Albaum Zusätze zu Hrn. g. R. v. Beausobre Einleit. in die Kenntniß der Politik ꝛc. 1. Th. Riga, 1773, 8. S. 208, f.

Die Fayance, oder das sogenannte unächte Porzellan besteht gemeiniglich aus nichts anderm, als der Materie zu den töpfernen oder irdenen Geschirren, und unterscheidet sich von dem ächten Porzellane hauptsächlich darin, daß solche Materie nur den ersten Grad der Verglasung durch die Gewalt des Feuers ausstehet, indem sie nur stark zusammen gebacken wird, und auf der Oberfläche eine Glasur erhält. Hingegen hat das ächte Porzellan den andern Grad der Verglasung auszustehen, indem die Materien im Feuer zusammen sintern, so, daß sie zwar anfangen, sich durch die Gewalt des Feuers innigst mit einander zu vereinigen, und durch das Zusammenfließen einen einfachen Körper auszumachen, in welchem die besondern zarten Theilchen der Steine und Erden nicht mehr von einander zu unterscheiden sind, wobey aber doch, entweder wegen Mangel des höchsten Grades des Feuers, kein vollkommener Fluß der Materien erfolgt, wodurch sie ihre Form verändern könnten.

Da man von dieser Fayance, eben so wie von dem wahren Porzellan, ganze Service, Aufsätze, und allerley Figuren und Zierrathen macht, und da man sich derselben in allen mittelmäßigen Haushaltungen bedienet, so ist der Absatz davon sehr groß; mithin erspart man allerdings einen beträchtlichen Geldausfluß, wenn diese Fabriken selbst im Lande angeleget werden; und

wenn man noch dazu den auswärtigen Debit erlangen kann, so wird auch dadurch viel fremdes Geld ins Land gezogen. Unterdessen sind noch viele Puncte wohl zu untersuchen und zu überlegen, ehe man zu der Anlegung einer Fayancefabrik schreitet.

Vor allen Dingen ist zu untersuchen, wie die Waldungen in dem Lande, in welchem man Fayancefabriken anzulegen gedenkt, beschaffen seyn. Diese Fabriken verzehren viel Holz. Wenn sich nun im Lande wirklich schon ein Holzmangel befindet, und das Holz bereits in einem hohen Preise steht, so würde man wohl die Gedanken zu Anlegung dieser Fabriken fahren lassen müssen. Nun können zwar die Waldungen durch eine gute und vernünftige Forstöconomie gar wohl in bessere Umstände gesetzt, und dem Holzmangel abgeholfen werden, wenn man nur mit rechtem Ernste und Eifer darauf bedacht seyn will; allein, wenn dieses auch geschieht, so werden doch noch viele Jahre hingehen, bis man hierin seinen Endzweck vollkommen erreicht hat; und so lange wird man wenigstens mit Anlegung dieser Art Fabriken Anstand nehmen müssen. Einmal ist gewiß, daß diese Fabriken in holzreichen Gegenden ihren rechten und schicklichsten Platz einnehmen. Es muß das Holz in solcher nachhaltenden Menge vorhanden seyn, daß weder die Einwohner, noch die bereits etablirten anderweitigen Fabriken, welche ebenfalls viel Holz brauchen, Mangel daran leiden; den sonst würde man eine Fabrik auf den Ruinen der andern erbauen, welches wider alle gute Grundsätze läuft.

Es könnte hier eingewendet werden, daß ja die Delfter ihre berühmte Fayancefabrik mit ausländischem Holze, welches sie kaufen müssen, versorgten, und doch dabey beständen, da sie ihr Porzellan in großer Menge außer Landes verschickten. Allein, man halte auch den Preis desselben gegen den von unserer deutschen Fayance; derselbe ist sehr hoch, daß man beynahe ächtes Porzellan von der mittlern Sorte dafür kaufen kann. Das Delfter Porzellan wird in Deutschland von dem

Mittel-

Mittelmanne so häufig nicht gekauft; und reiche und vornehme Leute kaufen lieber ächtes.

Zweytens ist zu untersuchen, ob auch die zur Fayance erforderlichen Materialien im Lande in Menge und ohne große Kosten zu haben seyn. Es ist ganz unstreitig, daß, je mehr sich die Fayance dem wahren Porzellane nähert, desto vollkommener dieselbe seyn werde. Man muß also zuvörderst solche Materien aussuchen, welche im Feuer eine weiße Farbe behalten, oder durch das Feuer weiß werden. Es sieht sehr übel aus, wenn die Glasur etwas abspringt, und man findet darunter eine braune irdische Materie, die öfters noch ein schlechteres Ansehen hat, als gemeines irdenes Geschirr, wie man selbst öfters an ausländischem Porzellane dergleichen bemerkt. Je leichter diese Materien im Feuer fest zusammen backen, oder durch Zusammensintern den ersten Grad der Glaswerdung zeigen, je mehr wird sich die Fayance dem wahren Porzellane nähern. Endlich ist auch eine Haupteigenschaft der zu der Fayance erforderlichen Materien, daß sie in Menge, und ohne große Kosten oder mühsame Zubereitung, zu haben seyn. Der wohlfeile Preis ist eine der hauptsächlichsten Endzwecke dieses Porzellanes; denn wenn er hoch zu stehen kömmt, so wird man allemal lieber das ächte erwählen.

Der Thon ist ohne Zweifel die Hauptmaterie der Fayance, als welcher nicht allein fast allenthalben in Menge zu haben ist, sondern auch vornämlich der Materie die Anhänglichkeit in ihrem feuchten Zustande geben muß, damit sie sich drehen und in Formen bringen lasse. Es ist aber nicht aller Thon dazu geschickt, weil es eine sehr mannigfaltige Verschiedenheit desselben, besonders in Ansehung der beygemischten fremdartigen Theile, giebt. Man muß daher den Thon, welcher zu der Fayance angewendet werden soll, untersuchen.

Die erste Probe ist, daß man sein Verhältniß in starkem Schmelzfeuer untersuchet. Hiezu kann man sich nur des Feuers von einer Schmiedeesse bedienen. Wenn man in einen hessischen

Schmelztiegel ein trocknes Stück, ungefähr eines Eyes groß, von diesem Thone thut, und das Feuer gemächlich angehen läßt, sodann eine Stunde lang, durch Hülfe des Blasebalges, ein starkes Feuer unterhält, so wird man den Thon genugsam untersuchen können. Wenn er zu der besten Fayance tüchtig seyn soll, muß er seine weiße Farbe behalten haben; er muß keine Risse zeigen, und er muß zusammen gesintert, oder in den ersten Grad des Schmelzens gegangen seyn. Ist er ganz und gar geflossen, so ist er desto besser, weil er alsdann desto mehr andere Materien verträgt, die zu der Vollkommenheit der Fayance etwas beytragen.

Eine andere und viel geschwindere Probe ist diese. Man kann ein wenig Scheidewasser auf den Thon gießen. Entsteht ein großes Schäumen und Aufwallen, so ist wenig Hoffnung vorhanden, daß der Thon zu dem Fayancemachen etwas taugt. Er wird im Feuer, statt zusammen zu backen, allemal mürbe werden, und öfters gar Risse bekommen. Er ist nämlich allzu sehr mit Kalk- oder Gypsartigen fremden Theilchen übersetzt, und ein solcher Thon taugt zu der Fayance so wenig, als zu anderer Töpferarbeit. Unterdessen schadet es nicht, wenn das Scheidewasser mit dem Thone ein wenig aufbrauset. Der geringe Antheil der alsdann darin befindlichen Gypsartigen Theilchen läßt sich leicht verbessern, wenn man etwas Sand hinzufüget. Ein solcher Thon wird alsdann der beste, den man zu seinem Endzweck haben kann. Marmor, Kalkstein und einige Gypsarten, welche für sich selbst, durch das stärkste Feuer in keinen Fluß zu bringen sind, sondern in einen Kalk zerfallen, befördern dennoch den Fluß des Sandes und der Kieselsteine. Wenn man unter 2 Theile Sand oder Kiesel, den dritten Theil Kalkstein oder Marmor mischet: so fließt dieses Gemenge viel eher, als eben der Sand oder Kiesel für sich geschmolzen seyn würde. Vermöge dieser unstreitigen Erfahrung kann man einen jeden Thon verbessern, der durch das Aufbrausen mit Scheidewasser etwas Kalk- oder Gypsartiges zu erkennen giebt, wenn man den 4, 5 oder 6ten Theil Sand hinzu thut, als welche Proportion durch Versuche zu bestimmen ist. Man würde an vielen Orten gar nicht nöthig haben, daß fremde irdene Geschirr dem in der Stadt verfertigten vorzuziehen, wenn nur die Töpfer diese Vorsicht anwenden, und dem geschlämmten Thone etwas Sand hinzu fügen wollten.

Es trifft zwar gemeiniglich ein, daß ein Thon, welcher mit Scheidewasser sehr stark aufbrauset, schmelzbar sey; allein, nach des Hrn. v. Justi nachherigen Untersuchungen sehr vieler Thonarten, kann man im Gegensatz nicht allemal schließen,

daß

daß ein Thon, der nicht mit Scheidewasser aufbrauset, auch allemal unschmelzbar, oder doch sehr schwerflüssig sey. Es sind ihm vielmehr sehr viele Thonarten vorgekommen, die keine Spur des Aufbrausens mit Scheidewasser an sich wahrnehmen ließen, und doch sehr schmelzbar waren.

Je leichtflüssiger also der Thon ist, desto geschickter ist er zu der Fayance, wenn man nämlich voraus setzt, daß dieselbe desto vollkommener ist, je mehr sie sich dem wahren Porzellane nähert. Der wahre Porzellan ist ein Mittelding zwischen in Feuer gehärteter Erde und zwischen Glas. Er ist gleichsam in dem ersten Grade des Glaswerdens, indem die Materien zusammen zu sintern oder zu schmelzen angefangen haben. Die Chineser erreichen, wie ich im Art. Porzellan ausführlicher zeigen werde, diesen ersten Grad des Glaswerdens, indem sie zwo ganz entgegen gesetzte Materien zusammen setzen, davon die eine leicht zu Glas schmilzt, die andere aber durch keine Gewalt des Feuers zum Schmelzen gebracht werden kann. Die Schmelzbarkeit der einen Materie mit der unschmelzbaren andern Materie vermischt, verursachet ein Zusammensintern, welches aber, wegen der Unschmelzbarkeit der andern Materie, auf keinerley Art zum wirklichen Schmelzen gebracht werden kann. Allein, das sächsische und alles andere europäische ächte Porzellan besteht aus Materien, welche sämtlich zu Glas schmelzen. Man giebt ihnen aber nur einen solchen Grad des Feuers, daß die Materien nur zusammen sintern und das wirkliche Schmelzen nicht erfolgt. Wenn demnach der Thon zu der Fayance sehr leichtflüssig ist, so wird man es gar leicht dahin bringen können, daß er in einem gemeinen wohl eingerichteten Töpferofen in etwas zusammen zu sintern anfängt, und sich mithin dem europäischen ächten Porzellane etwas nähert.

Der hauptsächlichste Vortheil, den man von einem sehr leichtflüssigen Thone hat, ist, daß man fremde Materien darunter mischen kann, welche zu der Vollkommenheit der Fayance sehr viel beytragen. Wenn es Länder giebt, wo es sehr viel Mü-

he kostet, einen schmelzbaren Thon zu finden: so giebt es hingegen wieder andere, wo alle und jede Thonarten sehr leichtflüssig sind, und gar kein unschmelzbarer Thon anzutreffen ist. Herr v. Justi versichert, dieses bey seinen Anlegungen in der Neumark hauptsächlich erfahren zu haben. Da man die Gestell- und Schachtsteine zu den hohen Oefen außerhalb Landes mit schweren Kosten einführen mußte, so war er sehr bemühet, einen unschmelzbaren Thon zu finden, welcher die Stelle dieser Gestell- und Schachtsteine hätte ersetzen, und eine ganz so genannte Campagne hindurch, welche gemeiniglich ein Jahr dauert, (s. Th. X. S. 582,) der großen Hitze des Hohenofens hätte widerstehen können. Eben so war ihm ein unschmelzbarer Thon sehr nöthig, um die Kasten, worin der Stahl gebrannt wurde, daraus zu verfertigen. Allein, unter allen Thonarten der ganzen Neumark, und zum Theil auch der Mittelmark, war kein einziger zu finden, der nicht schmelzbar und größtentheils sehr leichtflüssig gewesen wäre. Er hatte zu diesen Untersuchungen sich nicht allein in seiner Wohnung einen Ofen bauen lassen, sondern er hatte auch, zu diesen Proben, den Glasofen zu Lozen zu gebrauchen, Gelegenheit. Auch die Glashütten haben den Mangel eines unschmelzbaren Thones in der Churmark genugsam verspüret. Sie werden sich gewiß alle Mühe gegeben haben, damit eine jede in ihrer Gegend einen schmelzbaren Thon ausfindig machen möchte, weil es auf ihren eigenen Vortheil ankam, dergleichen ohne große Kosten zu haben, und nicht genöthigt zu seyn, diese unentbehrliche Materie zu ihren Oefen und Häfen, worin das Glas geschmolzen wird, zu kaufen und von weitem transportiren zu lassen.

Es dürfte also wenigstens in hiesigen Landen gar keine Schwierigkeit haben, in der Nähe einer anzulegenden Fayancefabrik einen schmelzbaren und leichtflüssigen Thon zu finden; und auch in andern Landen wird derselbe niemals so gar selten seyn, daß man nicht, wenigstens in einer Entfernung von 3, 4 bis 6 Meilen, dergleichen schmelzbaren Thon antreffen sollte. Alsdann aber sind die Kosten allemal nur sehr mäßig. Sie betragen nichts weiter, als den Gräberlohn aus den Thongruben und den Transport zu Lande, welcher höchstens auf 6 bis 8 Meilen auf den Centner nur 8 Groschen ausmachen kann.

Wenn man nun durch wahrgenommene genaue und zureichende Proben genugsam versichert ist, daß dieser

schmelz-

schmelzbare Thon in starkem Schmelzfeuer, und wenn er in eine Art von Glasachtigkeit gegangen ist, dennoch seine weiße Farbe behält: so fehlt alsdann nichts weiter, als das zweyte unschmelzbare Material. Hiezu hat Herr v. Justi, in seiner Abhandlung von den besten Materien zu dem unächten Porzellan, welche in No, 32 und 33 der Götting. Policeyamtsnachr. v. J. 1757, in dessen gesammelter chymischen Schriften, 1. B. Berl. und Leipz. 1760, gr. 8. S. 321, fgg. und in dessen vollständ. Abhandl. von den Manufact. und Fabriken 2 Th. Koppenh. 1761, gr. 8. S. 419, fgg. befindlich ist, den Speck = oder Topf = Stein, auch cimolische oder spanische Kreide genannt, (Lapis Steatites) vorgeschlagen. Dieser Stein, (welcher gemeiniglich weißgrau oder weißgelblich ist, und sich etwas fettig angreift, auch so wenig Härte hat, daß er sich schneiden und drehen läßt, daher er dann auch zu irdenen Gefäßen gebraucht wird, und den Namen Topfstein erhalten hat,) hat die Eigenschaft, daß er im Feuer sehr hart wird, so, daß er alsdann gemeiniglich mit Stahl Feuer schlägt; welches Hartwerden Hr. v. Justi von dem Zusammensintern oder dem ersten Grade des Schmelzens herleitet; andere Chemisten hingegen behaupten, daß der Speckstein an und für sich selbst im stärksten Feuer nicht schmelze. Man vermischt 3 Theile von dem leichtflüssigen weißen Thone mit 1 Theil zart gepülverten Speckstein, und läßt die daraus verfertigten Gefäße in einem gemeinen wohl angelegten Töpferofen dergestalt brennen, daß die Materie zu sintern anfängt, oder in den ersten Grad des Schmelzens geht, so daß die Gefäße auf dem Anbruche ein Korn zeigen, welches dem ächten Porzellane, außer der Halbdurchsichtigkeit, sehr nahe kömmt; und auch diese wird bey einem verstärkten Feuer in etwas zu erhalten seyn.

Wenn man den Speckstein nicht in genugsamer Quantität haben kann, daß die Absicht des wohlfeilen

Preises der Fayance dabey Statt finden könnte: so giebt es noch verschiedene Materien, welche eine schöne Fayance, fast von eben der Güte wie die vorige, darstellen können. Unter allen solchen Materien verdient der Alabaster den Vorzug. Der Alabaster ist eine von den Gypsarten, welche den Fluß des Kiesels, Quarzes und Sandes befördern. Er hat überdieß den Vorzug, daß er im Feuer seine weiße Farbe behält. Hr. v. Justi giebt folgende Proportionen an. Ein Thon, der sehr leichtflüssig ist, und nur wenig oder gar nicht mit Scheidewasser aufbrauset, wird eine der besten Fayancen darstellen, wenn zu 3 Theilen Thon, 1 Theil Alabaster und $\frac{1}{2}$ Theil Sand angewendet werden; oder, wenn man 5 Theile Thon, $1\frac{1}{2}$ Th. Alabaster, und 2. Th. Sand, unter einander mischet. Sollte der Thon an sich selbst etwas beträchtliches an Sande in sich enthalten, welches man leicht bey dem Schlämmen an der sich zu Boden setzenden Materie beurtheilen kann: so muß der Zusatz des Sandes in geringerer Proportion geschehen, so, daß zu 5 Theilen Thon öfters 1, oder doch $1\frac{1}{2}$ Theil Sand genug ist. Wenn hingegen der Thon in der Probe mit dem Scheidewasser schon etwas Kalk- und Gypsartiges zu erkennen giebt, so muß auch der Alabaster in geringerer Quantität zugesetzet werden, und ist solchenfalls zu 5 Theilen Thon 1 Theil Alabaster allemal zureichend.

Man muß eben dieses von dem Sande beobachten. Nicht aller Sand ist hiezu gleich dienlich. Der Sand ist öfters mit fremdartigen Theilchen vermischt, die zu der Absicht der Fayance nicht geschickt sind. Je weißer derselbe ist, desto bessere Hoffnung giebt er von sich. Der gelb- oder bräunliche Sand ist gemeiniglich sehr eisenschüssig, und mit vielen andern fremden Materien vermischt. Ein klarer Flußsand, den man vermittelst des Durchsiebens erhält, ist gemeiniglich zu unserm Endzwecke am dienlichsten. Das Waschen des gegrabenen Sandes in grossen Fässern, dergestalt, daß man das Wasser in dem Augenblicke, da sich der Sand zu Boden setzt, nahe über dem Sande ablassen kann, trägt zu seiner Verbesserung viel bey. Wenn man sich die Mühe nicht machen will, so kann man einen

großen

großen Sandhaufen auf einen kleinen Hügel bringen, in der Mitte ein Loch oder eine Höhle in den Sand machen, und genugsames Wasser hinein gießen; so wird das durch den Sand dringende und abfließende Wasser viele fremde zu der Absicht des Fayancemachens nicht dienliche Theilchen mit hinweg nehmen.

Zart zermalmete Kieselsteine würden den Endzweck des Zusatzes viel besser erfüllen, als der Sand, den man öfters bey der Hand hat. Die Kiesel oder der Quarz sind eine der vornehmsten Materien bey allen unsern europäischen ächten Porzellanfabriken. Allein, es erfordert viele Umstände und Arbeit, die Kiesel klein zu machen, zu schlämmen, und in ein so zartes Pulver zu bringen, als zu dem Porzellanmachen nöthig ist; folglich würde die Absicht des wohlfeilen Preises bey der Fayance dabey nicht Statt finden können. Vielleicht aber könnte man bey landesherrlichen Fayancefabriken diese Ausgaben, welche der Gebrauch der Kiesel nothwendig macht, um einen großen Theil vermindern, wenn zu dem Schlämmen und Pulverisiren der Kiesel, Gefangene gebraucht würden. Diese hätten bloß nur eine Anweisnng und Aufsicht nöthig, indem diese Arbeiten keine außerordentliche Geschicklichkeiten erfordern.

Es giebt auch einige Spath-Arten, die sowohl bey dem ächten als unächten Porzellan mit großem Nutzen hinzu gesetzet werden können, und welche bey der Fayance eben die Dienste thun, als der Alabaster, ja in verschiedener Betrachtung noch besser sind. Allein, bey der sehr großen Verschiedenheit der Spathe, da viele darunter wirkliche Erze, oder sonst metallisch sind, z. B. der Eisen- Bley und schwere Spath, da einige alkalisch sind, andere nicht, und da sie öfters mit verschiedenen andern Steinarten, z. B. mit Marmor, vermischt sind, ohne daß man diese fremden Steinarten durch bas Aug darin entdecken kann: so ist dieses kein Zusatz, den man einem gemeinen Künstler anrathen kann. Die Sache erfordert eine besondere Kenntniß der Spathe, und chemische Proben und Versuche. So viel sagt Hr. v. Justi, daß der dazu dienliche Spath alkalisch seyn, und daher mit Scheidewasser aufbrausen muß. Jedoch ist nicht aller alkalischer Spath dazu dienlich. Hr. v. Justi erwählt hiezu den so genannten Flußspath; allein es waltet, sagt er, auch hier der kleine Umstand vor, daß es gar nicht genugsam bestimmt ist, was eigentlich Flußspath heiße. Kurz, Proben und Versuche müssen der Sache den Ausschlag geben.

Da der Speckstein an einigen Orten in Deutschland zu finden ist, und, wenn man sich denselben durch die Commerzien verschaffen soll, derselbe bey einer Fabrik, die nur wohlfeile Materialien erfordert, wenn sie einen guten Fortgang haben soll, zu theuer ausfallen dürfte; der Alabaster und die dazu dienlichen Spatharten aber die Unbequemlichkeit haben, daß sie zerkleinet und in ein sehr feines Pulver gebracht werden müssen, wozu Pochwerke und andere Anstalten nöthig sind, welche nicht ohne beträchtliche Kosten eingerichtet werden können; so räth Hr. v. Justi, im 3ten Bande seiner chymischen Schriften, Berl. 1771, gr. 8. S. 187, den Gebrauch der sogenannten cölnischen Erde an. Es ist solches gleichfalls eine Thonart, sieht weißgrau aus, und behält nicht allein in dem größten Schmelzfeuer diese Farbe, sondern erhöhet sich auch zu einer größern Weiße. An der Unschmelzbarkeit dieser cölnischen Erde kann man ganz und gar nicht zweifeln. Alle Glashütten in der Churmark verfertigen daraus sowohl ihre Glasöfen welche öfters über ein Jahr lang das stärkste Schmelzfeuer gemeiniglich unaufhörlich aushalten, als auch die Häfen oder Töpfe, worin sie die Glasmaterien schmelzen, und welche gemeiniglich eine lange Zeit zu diesem Gebrauche dienen.

Man kann nicht sagen, daß dieses Material zu einer guten Fayance kostbar sey. Hr. v. Justi meldet, daß 100 Klumpen davon ihm sowohl in Ansehung des Einkaufpreises in Stettin, als in Ansehung der Transportkosten von Stettin bis nach den neuen Hüttenwerken zu Zanz hausen und Zanzthal auf 10 Meilen weit gemeiniglich auf der Achse nur 14 Thaler zu stehen gekommen seyn. Da nun ein Klumpen dieser cölnischen Erde 7 bis 8 Pfund wieget: so kann man einen Centner derselben höchstens 2 Thaler rechnen; und das ist gewiß ein sehr mäßiger Preis, wenn man bedenkt, daß kaum die Hälfte, oder zwey Fünftel zu der Fayancemasse zugesetzt werden darf, und was für eine große Menge Geschirre aus einem Centner verfertiget werden könne. Uebrigens muß man diese cölnische Erde von der cölnischen Kreide unterscheiden, welche gleichfalls in

der

der Gegend von Cöln häufig gefunden wird. Die cölnische Erde hat nichts ähnliches mit der cölnischen Kreide. Jene ist eine Thonart, und sowohl an der Farbe, als an ihrer wesentlichen Beschaffenheit, von dieser sehr unterschieden.

Hr. v. Justi hat mit dieser cölnischen Erde und verschiedenen inländischen leichtflüssigen Thonarten viele Versuche gemacht. Nach dem Grade der Schmelzbarkeit dieser Thonarten, die er durch vorhergehende Versuche erforscht hatte, richtete er sich mit dem Zusatze der cölnischen Erde. Bey den allerleichtflüssigsten Thonarten mischte er die Hälfte cölnischer Erde bey. Bey andern, die etwas weniger leichtflüssig waren, wurden zwey Fünftel davon zugesetzt; und bey denen, die nur auf ihrer Oberfläche und in ihrem Innern einen mässigen Grad der Glasachtigkeit zu erkennen gaben, ward nur ein Viertel cölnischer Erde beygefüget. Er ließ hieraus Gefäße von einem Töpfer drehen, und dieselben in einem Ofen brennen, wovon ich unten mit mehrern handeln werde. Alle Gefäße hatten ein sehr feines, dem ächten Porzellane ähnliches Korn auf ihrem Anbruche. Sie waren sehr dauerhaft; und kochend heißes Wasser, welches man hinein gegossen hat, schadete denselben so wenig, daß man vielmehr in einigen derselben, ohne allen ihren Nachtheil, Stunden lang kochen konnte.

Derjenige leichtflüssige Thon, den man, nach Maßgebung der damit vorgenommenen Untersuchungen und Proben, zu der Fayance bestimmt hat, muß vorher geschlämmt werden. Ein jeder Thon hat entweder Sand, oder andere gröbere fremdartige Theilchen in sich; und wenn er nicht davon gereiniget wird, so wird man niemals eine Fayance von einem feinen und gleichartigen Korne bekommen. Dieses Schlämmen erfordert nur wenige Mühe und Kosten. Es sind dazu nichts weiter als zwey große hölzerne Gefäße oder Bottiche nöthig; nämlich ein Gefäß zum Einweichen und

Auf-

Auflösen, und ein anderes, worin sich die feinsten Theilchen des Thones niederschlagen und zu Boden setzen. Beyde müssen mit Zapfen versehen seyn, der Einweichbottich anderthalb, und der Niederschlagbottich ungefähr acht Zoll hoch von dem Boden. Man bricht den zu schlämmenden Thon in Stücke, ungefähr einer Faust groß, thut ihn in den Einweichbottich, und füllet alsdann diesen mit Wasser an. Wenn der Thon binnen 24 Stunden drey bis viermal wohl umgerührt worden ist, und man merkt, daß aller Thon aufgelöset sey, und keine Klumpen mehr darin befindlich sind, so rührt man denselben mit einigen Krücken nochmals wohl um, und läßt die Flüssigkeit ruhig ungefähr zwo Minuten lang stehen. Binnen dieser Zeit wird sich aller Sand und andere grobe Theile zu Boden schlagen, weil sie schwerer sind, als die noch im Wasser aufgelöseten, oder vielmehr schwimmenden feinsten Theilchen des Thones. Alsdann aber muß man ohne längern Verzug den Zapfen öffnen, um die Flüssigkeit in den andern Bottich laufen zu lassen. Es ist gut, wenn die Stellung des Einweichbottichs so beschaffen ist, daß solches Ablaufen durch eine Rinne in den andern Bottich geschehen kann Hier schlagen sich nunmehr alle im Wasser schwimmende, feine und gleichartige Thontheilchen nieder; und wenn solches geschehen ist, dergestalt, daß das Wasser über dem sich zu Boden gesetzten Thone hell und klar steht, so läßt man es durch den acht Zoll hoch von dem Boden befindlichen Zapfen in eine Gosse ablaufen.

Eben so nothwendig ist es auch, die cölnische Erde, welche man dem leichtflüssigen Thone zusetzen will, zu schlämmen. Obgleich diese Erde nichts merkliches von Sande oder andern fremdartigen Theilchen bey sich führt, so muß man doch das Schlämmen nicht unterlassen, wenn es auch nur deshalb wäre, um eine desto genauere und allenthalben gleichförmigere Vereinigung zwi-

schen

schen beyden Erden zu bewirken. In der That würde es schwer, ja, fast unmöglich, seyn, eine durchgängig gleichförmige Vermischung zwischen beyden Erden zu Stande zu bringen, wenn es in unflüssiger Gestalt geschehen sollte. Man möchte diese beyderley Thone noch so sehr unter einander mischen, kneten, oder mit den Füßen treten, so würde doch niemals eine allenthalben gleichförmige Vereinignng derselben in allen zartesten Theilchen dadurch bewirket werden, wie doch die Absicht der vorhabenden Arbeit nothwendig erfordert.

Da die cölnische Erde trocken, und also hart ist, so muß sie, vor dem Schlämmen, in einem dazu schicklichen Troge gröblich zerstoßen werden. Man muß sie alsdann in ein drittes großes hölzernes Gefäß schütten, solches mit Wasser anfüllen, und 48 Stunden weichen lassen, während der Zeit aber die Materie öfters umrühren. Alsdann läßt man das mit den zartesten Theilchen der cölnischen Erde erfüllte Wasser gleichfalls in den Niederschlagbottich ablaufen, worin sich schon der Schlamm von dem leichtflüssigen Thone befindet, rühret mit Krücken den vorigen Schlamm wohl auf, und mithin beyde unter einander. Wenn sich alles wieder niedergeschlagen hat, kann man dieses Umrühren noch einmal wiederholen; und wenn sich alles wieder zu Boden gesetzt hat, so, daß das Wasser darüber hell und klar steht, läßt man dasselbe oben ablaufen. Das Schlämmen muß in eben der Proportion geschehen, die man vorher durch Versuche und Proben bestimmt hat. Wenn z. B. zwey Fünftel cölnische Erde gegen drey Fünftel leichtflüssigen Thon erfordert werden, so muß man in den ersten Einweichbottich drey Centner Thon, in den andern aber zween Centner Erde thun.

Es ist gut, wenn man diese Zubereitung und Vermischung der beyderley Thonarten dergestalt in Vorrath macht, daß man daran genug hat, um die Fabrik fünf bis sechs Jahre damit unterhalten zu können. Je länger diese vereinigte Erden vor ihrer Verarbeitung liegen bleiben, desto besser wird allemal

die

die Arbeit davon ausfallen. Die Chineser haben dieses durch eine lange Erfahrung richtig befunden. Sie vereinigen ihre schmelzbare und unschmelzbare Erde, woraus sie ihr Porzellan verfertigen, auf sehr lange Zeit im voraus, dergestalt, daß ein Fabrikant im Porzellanmachen öfters seinen Nachkommen auf hundert Jahre lang Porzellanmaterie hinterläßt; und das halten sie für einen viel größern Schatz, als baares Geld. Man kann diese also zubereitete Fayancemasse in Gruben, so in die Erde gegraben, mit Bretern wohl ausgefüttert, und mit einer genau passenden Bedeckung oder Fallthüre versehen sind, so lange man will, aufbewahren.

Es ist nicht genug, die Materien der Fayance untersuchet und tüchtig befunden zu haben, sondern man muß auch überlegen, ob man einen so starken Absatz dieses Geschirres sich zu versprechen habe, daß man mit Zuverlässigkeit Nutzen und Vortheil von einer solchen Fabrik hoffen könne. Es sind bereits viele Fayancefabriken in Deutschland anzutreffen, welche sich nun schon in den Besitz gesetzt und einen Absatz ihrer Waaren verschaffet haben. Hiezu kömmt noch, daß gemeiniglich diejenigen Regenten, in deren Lande sich dergleichen Fabriken befinden, die Einfuhre der ausländischen Fayanee entweder gänzlich verbieten, (wie z. B. in den königl. preußischen Landen unterm 30. Oct. und 12. Nov. 1765, und im Anspachischen unterm 15. Dec. 1766, die Einfuhre des unächten Porzellanes verboten worden ist,) oder doch wenigstens mit hoher Accise und vielen Impostен beschweren. Eine neue Fayancefabrik wird also ihren stärksten Absatz wohl im Lande suchen müssen, wodurch zwar der Ausfluß des Geldes für diese Art Waaren verhindert werden kann; allein, es wird schon ein ziemlich beträchtliches Land dazu erfordert, wenn sich eine Fayancefabrik größtentheils von dem Debite in demselben erhalten soll. Will die Fabrik auch nach einem auswärtigen Absatze streben, so kann sie diesen bloß durch eine vorzügliche Güte und Schönheit ihrer Waaren und deren wohlfeilen Preis erlangen; sie muß also

dadurch den andern Fabriken den Debit abzugewinnen trachten, mithin ihrer Fayance sowohl eine schöne Glasur, und schön in die Augen fallende, und so viel möglich neumodische, Farben zu geben suchen, als auch den Preis so bestimmen, daß er den Preis der andern Fabriken nicht übersteige.

Da alles darauf ankömmt, die Fayance dem ächten Porzellane so ähnlich, als möglich, zu machen, so ist eine gute, weiße Glasur ein sehr wichtiger Punct bey den Fayancefabriken. Hiezu ist und bleibt nun eine gute Zinnasche das hauptsächlichste Material. Diese Zinnasche muß aber vollkommen rein, nicht mit dem geringsten Bleye verunreiniget, und bis zur höchsten Weiße calcinirt seyn; daher muß die Fabrik dieselbe allemal selbst machen, weil die gemeine kaufbare Zinnasche fast niemals ohne Vermischung mit Bley ist. Das zweyte Hauptmaterial sind weiße Kiesel, die im Feuer vollkommen ihre Weiße behalten, und nachdem sie geglühet, und also glühend ins Wasser geworfen worden, zerstoßen und zu einem fast unfühlbaren Pulver zerrieben werden. Von dieser Zinnasche und Kieselstaube nimmt man gemeiniglich von jedem 1 Theil, und von alkalischen Salzen 3 Theile, und reibet alles auf das allerzarteste unter einander. Diese alkalische Salze können am besten aus Pottasche und Weinsteinsalz bestehen. Die Pottasche muß aber vorher gereiniget, d. i. im Wasser aufgelöset, der unauflösbare Bodensatz weggethan, die Solution filtriret und wieder evaporirt werden; da man dann auf dem Boden die beste gereinigte Pottasche hat. Will man unter diese Materien noch einen halben Theil weißen krystallinischen Arsenik setzen, so wird man die allerbeste allenthalben gleichförmige Glasur haben.

Man hat gar nicht Ursache, sich vor der Schädlichkeit des Arseniks zu fürchten, ungeachtet man aus dergleichen Gefäßen ißt und trinkt. Der größte Theil des Arseniks verfliegt im

Feuer

Feuer, und der übrige Theil kann um deshalb nicht die geringste Wirkung haben, weil die Glasur, in welche er eingegangen ist, in der That nichts anders, als ein Glas ist; ein Glas aber ist gegen alle Feuchtigkeit unauflöslich. Man setzt den Arsenik auch bey dem Glasmachen zu; und so wenig er in den Gläsern ferner die geringste Wirkung haben kann, so wenig ist er auch in der Glasur schädlich.

Herr G. R. von Beausobre giebt, in seiner Einl. in die Kenntniß der Politik, der Finanz- und Handlungswiss. 1. Th. Riga 1773, 8. S. 207, die Composition zu der Glasur folgender Gestalt an: sie besteht aus 6 Theilen Sand, 1 Th. Glassalz, und 4 Theilen Zinnasche. Diese Composition wird einem heftigen Feuer ausgesetzt, welches dieselbe in eine undurchsichtige weiße Glasart verwandelt. Dieses zerbrochene, gereinigte und auf einer Mühle pulverisirte Glas läßt man in ein wenig Wasser zergehen; und das solcher Gestalt zubereitete Wasser ist die Email der Fayance.

Die Fehler in der Glasur der Fayance sind: 1) wenn sie nicht allenthalben vollkommen glatt, sondern blasig ist. Dieser Fehler entspringt fast allemal daher, wenn die Salze unzubereitet dazu genommen werden. Eine ungereinigte Pottasche schäumet gar sehr im Feuer, und daher entstehen diese Bläschen. Eben dieses thut der Borax, den einige mit darunter nehmen, wenn er nicht vorher calciniret wird. 2) Ist es ein wichtiger Fehler, wenn die Glasur nicht vollkommen gleich geflossen ist, sondern allenthalben kleine Löcher zeigt. Dieser Fehler entsteht, wenn entweder kein Arsenik unter die Glasur gemischt ist, oder die Salze in zu geringer Proportion genommen worden sind, oder der Thon von übler Eigenschaft ist, daß er die Glasur nicht gut annimmt. 3) Wenn die Glasur nicht gut aufsitzt, sondern gar zu leicht abspringt, woran der Thon gemeiniglich Schuld hat. Sowohl der zweyte als der dritte Fehler werden am besten vermieden, wenn man die Gefäße, ehe man die Glasur aufträgt, mit gereinigter Pottasche, welche angefeuchtet und zu einem dünnen Brey gemacht ist, mit einem dazu schicklichen Pinsel allent-

allenthalben gleichförmig bestreicht, und die Gefäße vor Auftrag der Glasur vollkommen wieder trocken werden läßt. Diese dünne Schale von alkalischem Salze an den Gefäßen greift im Feuer in die Oberfläche des Thones ein, und verglaset diese Oberfläche; und weil die hernach aufgetragene Glasur in Ansehung der Salze einerley Natur mit dieser dünnen Schale hat, so sitzt nicht allein die Glasur weit fester, sondern sie fließt auch allenthalben gleichförmig. Wenn der Thon weiß und leichtflüssig ist, so kann man zuweilen dieser Arbeit überhoben seyn. Die Glasur wird doch aber allemal dauerhafter seyn, wenn sie geschieht.

Man muß sich hüten, einer schönen Fayance eine dicke Glasur zu geben. Je dicker die Glasur aufgetragen wird, desto mehr fällt es in die Augen, daß es nur schlechtes unächtes Porzellan ist, und desto mehr und eher springt die Glasur davon ab. Die dicke Glasur gebraucht man nur zu dem Boden, um die schlechte Beschaffenheit der gebrauchten Thonarten darunter zu verbergen, worin man doch aber diese Absicht gar sehr verfehlt. Eine Fayancefabrik, welche sich der kölnischen Erde und eines guten leichtflüssigen Thones bedient, hat diese Absicht gar nicht nöthig; und je dünner die Glasur aufgetragen wird, desto weniger wird sie abspringen, und je mehr wird die Fayance dem ächten Porzellane ähnlich seyn.

Nächst einer guten Glasur trägt auch ein guter Geschmack in der Malerey und in der Wahl der Farben zur Schönheit der Fayance sehr viel bey. Obgleich eine Fayancefabrik nicht so viel auf eine schöne Malerey verwenden kann, als eine Fabrik vom ächten Porzellane, weil die Waaren der ersten nicht so theuer bezahlt werden, als die von der letztern: so lassen sich doch noch immer Zeichner und Maler um einen mäßigen Gehalt finden, daß man auch hierin einen guten Geschmack beobachten kann.

Viele Italiäner schreiben die Erfindung der Malerey auf Glasur in Europa einem Florentiner Lucca della Robbia zu, der 1388 geboren seyn soll. Die Franzosen erzählen, ein Italiäner sey mit einem Herzoge von Nivernois nach Frankreich gekommen, habe um Nevers einen Thon gefunden von der Art, wovon er Fayance in Italien machen gesehen; und dieser habe zuerst angefangen, diese Töpferarbeit in Frankreich zu verfertigen. Zu unsern Zeiten, da man das ungleich vortrefflichere Porzellan kennet, verwendet man die gute Malerey mehr auf dieses, und unsere Künstler übertreffen die Alten unläugbar. Inzwischen haben diese einige Glasuren und Schmelzfarben gehabt, die jezt unbekannt zu seyn scheinen; wohin die rubinrothe und blaue gehören. Jene war nämlich nicht der mineralische Purpur, und leztere nicht unsere Schmalte. Beyde sind weit neuere Erfindungen.

Man bedient sich bey der Fayance eben derselben Farben, die bey dem ächten Porzellane gebraucht werden. Die blaue Farbe erhält man sehr schön durch die beste Schmalte, und noch besser durch den Safflor, (Zaffera), welcher gleichfalls aus Kobalt gemacht wird. Beyde Farben sind die allerwohlfeilsten. Man kann auch zur Schattirung und Abwechselung noch eine blaue Farbe von einer ganz andern Art durch einen mit Scheidewasser gemachten Kupferkalk hervor bringen. Die grüne Farbe entsteht durch einen zarten Kupfercrocus, welcher durch eine langwierige Calcination im Reverberirofen gemacht wird. Eine recht schöne rothe Farbe muß durch einen Goldkalk gewirkt werden, welcher mit Zinn niedergeschlagen worden ist. Da aber diese rothe Farbe für die Fayance allzu kostbar fallen würde: so kann man hingegen hier sich desto eher eines Kupfercrocus zu Hervorbringung der rothen Farbe bedienen, weil es hier angeht, alle Stücke, welche Roth in ihrer Malerey haben sollen, an eine solche Stelle des Ofens zu setzen, wo die Hitze am schwächsten ist; und da hat man nicht zu befürchten, daß die rothe Farbe sich in Grün verwandeln werde, welches sonst in einem starken und langwierigen Feuer geschieht. Die gelbe

Farbe

Farbe wird durch einen Silberkalk gewirket, der mit alkalischem Salze aus dem Scheidewasser niedergeschlagen ist. Ein Silberkalk in so geringen Portionen, als er zur Malerey auf der Fayance gebraucht wird, kann nicht für kostbar geachtet werden; unterdessen würde auch dieser ersparet, und eine fast ähnliche gelbe Farbe durch eine reine Bleiasche hervor gebracht werden können. Die goldgelbe Farbe erlangt man durch den gerösteten Braunstein, der mit gereinigtem Weinsteine und zuweilen noch andern Salzen vermischt wird. Auf diese Art können auch durch Vermischung dieser Hauptfarben allerley Schattirungen hervor gebracht werden.

In der bayreuthischen Fayancefabrik zu St. Georgen am See wird auch Gold und Silber in die Fayance dauerhaft eingebrannt. Man kann leicht erachten, daß solches den Preis derselben ziemlich erhöhen muß.

Die Farben auf der Fayance müssen nothwendig eingebrannt, und mithin vor dem Brennen darauf gemalt werden. Außerdem werden sie nicht die geringste Dauerhaftigkeit haben, sondern die Gefäße werden, wenn sie einigemal warme Feuchtigkeiten ausstehen müssen, alle Malerey verlieren. Dieses ist ein solcher Fehler, welcher allein im Stande ist, den Absatz zu verhindern.

Das Brennen der aus den oben beschriebenen zweyerley Erden verfertigten Waaren ist ein Punct, welcher für eine Fayancefabrik von großer Wichtigkeit ist. Es ist leicht zu erachten, daß hiezu eine viel stärkere Hitze erfordert wird, wenn nämlich diese Fayance ein feines Korn erlangen, und in den ersten Grad der Glaswerdung gehen soll, als wenn man zeither das unächte Porzellan bloß aus einem guten Töpferthone verfertigt hat. Diese Vergrößerung der Hitze muß um so mehr Statt finden, da eine gute Fayance, zumal von der hier vorgeschlagenen Art, in Kapseln gebrannt werden muß, wenn es anders in seiner Schönheit, sowohl in Ansehung der Glasur, a- der Malerey, aus dem Ofen

heraus kommen soll. Es wird demnach eine desto größere Hitze erfordert, wenn die in den Kapseln befindlichen Gefäße dahin gelangen sollen, daß ihre Materie zusammen sintere, oder in den ersten Grad der Glaswerdung gelange. Diejenigen Oefen, deren man sich bisher bey den Fayancefabriken bedient hat, dürfen schwerlich zu diesem Endzwecke hinreichend seyn, es sey denn, daß man mit einem lange anhaltenden Brennen und einem doppelten Holzaufwande endlich dahin gelangen könnte. Diese Oefen scheinen ohnedieß nicht sehr geschickt zu seyn, einen sehr hohen Grad der Hitze hervor zu bringen. Sie kosten überhaupt viel Holz; und man hat bey ihrer Bauart nur hauptsächlich darauf gesehen, daß sie eine große Menge Gefäße auf einmal in sich fassen können, um darin gebrannt zu werden, ohne dabey auf den großen Holzaufwand zu sehen, den ein solcher Brand erfordert. Würde es aber nicht besser seyn, wenn man eine solche Bauart eines Ofens zum Fayancebrennen erwählte, worin mit einer großen Holzersparung eine starke Hitze hervor gebracht werden könnte; und gesetzt auch, daß man dasjenige auf dreymal brennen müßte; was man in den bisherigen Oefen auf einmal gebrannt hat, was würde man dabey verlieren? Die große Hitze, die ein solcher Ofen zu bewirken vermögend seyn müßte, würde die Zeit des Brennens sehr abkürzen; und wenn man zeither in den bey den Fayancefabriken gewöhnlichen Oefen alle sechs bis acht Wochen nur einmal gebrannt hat, so würde man in besser erfundenen, aber kleineren Oefen wenigstens alle Woche einmal brennen können, folglich binnen sechs oder acht Wochen doppelt so viel fertige Waare erhalten, und dennoch ein sehr Ansehnliches an Holz dabey ersparen.

Man könnte sich zwar bey einer solchen Fayancefabrik derjenigen Oefen bedienen, welche man bisher zum Brennen des ächten Porzellanes gebraucht hat. Allein auch diese sind nicht

von

von der besten Erfindung; ob man gleich eine Art von Geheimniß daraus macht, und ihre innere Einrichtung und Bauart Niemand sehen läßt, den man für fähig hält, die Beschaffenheit eines solchen Ofens wohl ins Gedächtniß zu fassen, und bey Gelegenheit wieder anzuwenden. Ueberdieß sind diese Porzellanöfen sehr große Holzfresser, und haben an Orten, wo sie schon lang im Gange sind, bereits große Wälder licht gemacht.

Es ist nicht leicht ein schicklicherer Ofen zu einer Fayancefabrik ausfindig zu machen, als der im X. Th. S. 604 erwähnte, und vom Hrn. v. Justi im 3. B. seiner chym. Schriften, S. 365 fgg. beschriebene und abgebildete Coupolo = oder englische Windofen. Die Größe der Hitze, welche dieser Ofen durch einen ganz außerordentlichen Zug der Luft hervor bringt, ist fast unbeschreiblich. Der sehr hohe Schlott oder Schorstein von 24 Fuß hoch wirkt insonderheit diesen gewaltigen Zug der Luft, und die dadurch entstehende ganz außerordentliche Hitze, welche kein gedoppeltes Gebläse nur halb so stark hervor bringen kann. Es ist zu Wansbeck bey Hamburg in Gegenwart vieler ansehnlichen Kaufleute mehr als einmal die Probe gemacht worden, daß Kupfer in einem Schmelztiegel, der nur auf dem äußern Rande des innern Heerdes gesetzt worden war, innerhalb fünf Minuten in vollem Fluß gestanden hat. Wenn man nun bedenkt, daß das Kupfer das allerschwerflüssigste Metall ist, welches vor einem doppelten Gebläse fast eine halbe Stunde Zeit bedarf, um zu schmelzen: so kann man sich die außerordentliche Hitze dieses Ofens leicht vorstellen. Dennoch wird, um diese Oefen in eine solche Hitze zu setzen, nur wenig Feuerung erfordert. Ein Berliner Scheffel Steinkohlen ungefähr reichten zu, diesen Ofen sechs Stunden lang in dem höchsten Grade der Hitze zu unterhalten. Man hat also gar nicht zu befürchten, daß dieser Ofen nicht genugsame Hitze geben sollte, um die Fayance darin zu brennen. Denn wenn man auch diesen Ofen mit Holz feuert, so entsteht doch ein eben so hoher Grad

der Hitze. Um in demselben sowohl rohes als geschmiedetes Eisen zu schmelzen, wird nur eine sehr mäßige Quantität Holz erfordert; man muß also vielmehr befürchten, daß dieser Ofen allzu viel und mehr Hitze von sich geben würde, als zum Fayancebrennen nöthig und dienlich sey. Allein es kann kein Ofen in Ansehung des zu verlangenden Grades der Hitze besser und genauer regiert werden, als eben dieser Coupoloofen. Man kann alle Grade der Hitze nach Gefallen hervor bringen. Da nun ohnedieß das Fayancebrennen Anfangs nur einen mäßigen Grad der Wärme erfordert, welcher nach und nach bis auf den höchsten Grad vermehrt werden muß: so kann solches in diesem englischen Windofen am allerbesten geschehen; und die bisherigen Fayanceöfen sind weit weniger dazu geschickt. Es ist demnach gar kein Zweifel, daß man in diesen Coupoloofen mit dem Grade der Hitze so weit kommen kann, daß die Fayancegefäße in ihrem Korne zusammen sintern, und in den ersten Grad der Glasverdung gehen. Man wird sogar noch einige Vorsicht gebrauchen müssen, daß man den erforderlichen Grad des Zusammensinterns nicht übersteige, und die eingesetzten Gefäße wirklich zum Schmelzen bringe. Indessen würde freylich derjenige Ofen, welchen Hr. v. Justi a. ang. O. beschreibt, ansehnlich vergrößert werden müssen, wenn er zum Fayancebrennen gebraucht werden sollte. Man würde ihn wenigstens um die Hälfte, wo nicht noch einmal so groß erbauen müssen; allein das kann sehr wohl Statt finden, und verursacht nicht die geringste Schwierigkeit. Man würde jedoch in Ansehung der innern Beschaffenheit einige kleine Veränderungen vornehmen müssen. Der ovale Heerd müßte ganz weg bleiben, und anstatt desselben müßte in dem ganzen innern Raume des Ofens eine Vertiefung von 8 Zoll angebracht werden; nämlich der innere Grund oder Boden müßte 8 Zoll tiefer seyn, als die Traillen,

die

die über der Feuerstätte liegen. Es versteht sich auch von selbst, daß die Kapseln mit den zu brennenden Fayancegefäßen dergestalt in den Ofen gesetzt werden müßten, daß der Zug der Flamme nach dem Schorsteine zu frey bliebe. Endlich müßte man auch bey dem Gebrauche dieses Ofens eine besondere Aufmerksamkeit darauf richten, daß man sehr feuerbeständige und durchaus unschmelzbare Kapseln verfertigte, um die Fayancegefäße darin zu brennen; denn sonst würde man in Gefahr stehen, sowohl die Kapseln als die Gefäße zu schmelzen. Die cölnische Erde würde hiezu am dienlichsten seyn, und, um sie noch unschmelzbarer zu machen, müßte man sie mit bereits gebrannter cölnischer Erde, oder mit den fein gestoßenen Scherben von alten unbrauchbaren Kapseln vermischen. Die beste Zusammensetzung würde folgende seyn: Drey Theile frische cölnische Erde, 2 Theile stark gebrannte cöln. Erde, oder klein zerstoßene alte Kapseln, und 1 Theil frischer fetter Thon, der aber unschmelzbar oder doch sehr schwerflüssig seyn müßte. Auf diese Art würde man Kapseln erhalten, welche der ganz außerordentlichen Hitze dieses Ofens dennoch zu widerstehen im Stande wären.

Endlich muß man auch darauf bedacht seyn, daß man tüchtige und geschickte Arbeiter in dieser Fabrik bekomme. Selbige sind in Deutschland nun nicht mehr rar. Die hauptsächlichsten Arbeiter sind diejenigen, welche die Thonarten und andere Materialien untersuchen, und bey deren Bearbeitung und Vermischung die Direction führen. Ferner, ein geschickter Ofenmeister, der nicht allein den Brennofen anzulegen weiß, sondern auch hernach, wenn die Fayance gebrannt wird, das Feuer dirigiret; geschickte Töpfer, welche die Fayancegeschirre und Waaren künstlich und wohl proportionirt, tüchtig und ohne Fehler drehen und zubereiten können; und endlich geschickte und erfahrne Maler, welche nicht nur die gemeine Porzellanmalerey verste-

hen, sondern auch durch Versetzung der Farben neue Farben hervor zu bringen wissen. Und zuletzt wird bey dieser Fabrik, wenn sie auf landesherrliche Kosten betrieben und administrirt wird, ein Factor erfordert, welcher den Verkauf der Waaren besorget, die Casse in Verwahrung hat, die Auszahlungen verrichtet, und über alles richtige Rechnung führt. Derselbe erhält seine Instruction, und ihm werden die Preise vorgeschrieben, nach welchen er die, gemeiniglich in verschiedene Classen vertheilten Waaren, sowohl en gros als en detail verkaufen soll; und von diesen Preisen darf er nicht abgehen, mithin weder mehr noch weniger nehmen.

Ueber die landesherrlichen Fayancefabriken hat die Kammer die allgemeine, und ein Mitglied derselben, so das Werk vorzüglich versteht, die besondere Aufsicht; daher dann letzterer die Fabrik fleißig besuchen, und nachsehen muß, wie und was die Arbeiter arbeiten, wie das Waarenlager beschaffen ist, wie der Handel geht, und wie die Rechnungen geführt werden; und unterredet sich dabey mit dem Factor und den vornehmsten Arbeitern, auf was für Art die Fabrik noch mehr verbessert werden könne. Bey Privatfabriken verrichtet dieses alles der Entrepreneur und Eigenthümer selbst, welcher auch gemeiniglich die Factorey versteht.

Es ist, meines Erachtens, allemal rathsamer, eine Fayancefabrik einem Entrepreneur zu überlassen, als solche auf herrschaftliche Kosten anzulegen, und auf ihre Rechnung administriren zu lassen. In jedem Falle ist die Kammer nicht allein der vielen Bau- und Reparatur- und andern Kosten und Ausgaben, sondern auch aller Gefahr dabey überhoben, und hat dennoch die Concessionsgelder und andere Vortheile, die sie sich dabey ausbedingen kann, zu genießen; zu geschweigen, daß die Kammer, aller ihrer vorsichtigen Anstalten und Maßregeln ungeachtet, den Betrug und die Unterschleife niemals so gut verhüten kann, als ein Entrepreneur,

der

der beständig gegenwärtig ist, das ganze Werk dirigiret, und solches auch versteht; nur muß die Kammer auch den Entrepreneur unterstüzen, ihm durch das Verbot der ausländischen Fayance den Debit seiner Waaren zu befördern suchen, ihm aber die Gewinnung des Thones und die Unterhaltung seiner Arbeiter nicht durch Abgaben erschweren.

Was für Privilegien und Freyheiten man einer Fayancefabrik zu ertheilen pflege, kann man unter andern aus dem Beyspiele der durlachischen Fabrik einigermaßen erkennen. Dieselbe ward im J. 1749 aus den Ruinen einer Porzellan- und Tobackspfeifenfabrik von einer Gesellschaft angeleget, welche für sich und ihre Descendenten beyderley Geschlechts darüber auf 20 Jahre eine Concession erhielt, welche nach deren Ablauf im J. 1773, (besage des Privilegium vom 5. Apr. 1773, welches sich in Gerstlachers Sammlung der badendurlachischen Landesordnungen, 3. Band, S. 335, fgg. findet) dahin erneuert worden ist, daß

1) die Erlaubniß auf weitere 20 Jahre verlängert, und dabey zugesichert ward, daß außer der privilegirten Fabrik zu Baden in den gesamten fürstlichen Unterlanden bis an die Markgrafschaft Hochberg ohne erhebliche Ursachen keine weitere dergleichen Anlage gestattet werden sollte.

2) Sollten alle Fabrikanten, welche in der Fabrik wirklichem Muß und Brod stehen, von allen Personalanlagen und Beschwerden befreyet seyn, dieses aber nicht auf diejenigen gezogen werden, so bloß allein in Lohn und Verding arbeiten.

3) Sollte der Fabrik gestattet seyn, die zur Fayance und der Glasur erforderliche Erde und Steine aller Orten, wo selbige zu finden, auf unschädliche Art zu graben und zu brechen; jedoch mit Vorbehalt der deshalb mit den Eigenthümern der Plätze zu treffenden billigen Abfindung.

4) Soll den Fabrikanten katholischer Religion unverwehrt seyn, bey Krankheiten oder andern Nothfällen eines ihrer Geistlichen auf vorherige Anzeige

bey dem Oberamte und gegen auszustellenden gewöhnlichen Revers sich zu bedienen.

5) Soll die Fabrik von ihren Gebäuden (*) und Gewerbe nebst Entrichtung der Stadt Durlach zugehörigen Beet und nebst der jeweiligen Concurrenz zu den Kriegskosten und feindlichen Contributionen, auch der Schatzung und Landeskosten, wiewohl auf einen ganz moderaten Fuß, unterzogen werden. Jedoch sollen die Fabrikengebäude mit Soldaten nicht wirklich beleget, sondern wegen derselben, so oft sie hierunter die Ordnung trifft, ein proportionirtes billiges Geldquantum erhoben werden.

(*) Solche sind aber von der Brandassecuration ausgeschlossen.

S. Badendurlachische Brandversicherungsordnung vom 25. Sept. 1758, Art. 2. beym Gerstlacher, l. c. 2. B. S. 479.

6) Hat die Fabrik von allen ein- und ausführenden Materialien und Waaren den Landzoll und das Wegegeld wie vorhin zu entrichten. Es soll dagegen selbige von allem Pfundzolle gegen ein dafür jährlich zu bezahlendes Surrogatum von 80 Gulden gänzlich frey seyn. (*)

(*) Es ist aber der Fabrik unterm 20. Dec. 1773, jedoch nur revocatorie, die Befreyung von der Gewerbschatzung samt der Soldateneinquartierung zugestanden, und zugleich die auf 80 Gulden jährlich bestimmte Pfundzollabgabe auf die Hälfte herab gesetzt worden. S. Gerstlacher, c. l. 3. Band, S. 337.

7) In Ansehung des zur Fabrik erforderlichen Brennholzes wird derselben lediglich überlassen, ihre dießfallsige Bedürfniß, wo sie will, zu erkaufen, oder solches aus dem herrschaftlichen Magazine bey Gottsau gegen Bezahlung des jeweils regulirten Taxes zu nehmen.

8) Die Fabrik mit allen ihren Fabrikanten und Angehörigen ist und bleibt der oberamtlichen Jurisdiction unterworfen. Jedoch wird das Oberamt, wenn es die Sistirung eines Fabrikenarbeiters nöthig hat, solche dem jeweiligen Factor anbefehlen.

Hrn. H. K. R. Bergius neues Policey- und Cameralmagaz. 2. Band, Lpz. 1776, gr. 4. S. 331, fgg.

Hrn. Bosc d'Antic Abhandlung über die Bereitung der Fayance, st. im 6. Th. der Memoir. de Math. & de Phys. presentés à l'Acad. R. d. Sc. &c. à Paris 1774, gr. 4. S. 372, fgg. Der Verf.

Verf. will, man soll reinen Thon und reine kalkichte Erde zu gleichen Theilen nehmen. Als leztere empfiehlt er das Blanc de Troyes und den krystallisirten Kalkspath. Um 100 bis 110 Pfund guten Sand zur weißen Glasur zu schmelzen, braucht man 100 Pfund metallischen Kalk, nämlich Bleikalk, und zur gemeinen Fayanee $\frac{1}{7}$, zur feinen aber $\frac{1}{4}$ Zinnkalk. Recht gute Pottasche und die Sode von Alicante macht die Glasur gelb, rauh und rissig.

Um den Fayancegeschirren mehr Härte und Dauerhaftigkeit zu geben, den Glanz der Glasur zu erhalten, und dieselben solchergestalt brauchbarer zu machen, und länger schön zu behalten, stellt man dieselben, wenn sie ganz neu und noch ungebraucht sind, in einen Kessel etwas schräg, und legt Stückchen Holz dazwischen, damit das Geschirr nicht an einander stoßen, sondern auf allen Seiten mit Wasser umgeben seyn könne, womit hernach der Kessel gefüllt wird. Alsdann wird viel Asche von gutem frischen Holze dazu gethan; von Flößholz ist sie nicht so gut, und die von Kohlen taugt gar nicht dazu. Auf diese Weise muß es anderthalb bis zwo Stunden lang immerfort kochen. Vermittelst der Hitze dringt das Salz von der Asche in die subtilen Zwischenräume der Fayance, welche davon um ein gutes Theil fester und dauerhafter wird, daß es so leicht nicht abgenutzet, beschädiget, noch zerbrochen werden kann. Eben dieses Salze füllen auch die Zwischenräume in der Glasur aus, und machen sie ebener, daß sie solchergestalt nicht so leicht Risse bekommen kann.

Nouvelliste œcon. & litter. To. XIX. p. l. m. de Juill. & d'Août 1757, S. 92.
Physical. und öconom. Patriot, 2. Th. Hamb. 1757, 4. S. 391, f.
Neue Stutg. Realzeit. v. J. 1765, St. 240. S. 380, fgg.
Braunschw. gel. Beytr. v. J. 1768, S. 191.
Mindensche Beyträge z. Nutzen und Vergn. v. J. 1770, S. 71.

Wie zerbrochenes Fayancegeschirr zusammen zu leimen sey; s. unter Kitt.

Fayant, s. Büche.

Fayne, Buchecker; s. eb. das.

Faxeole,

Fazeole, s. Fasele.
Feau, s. Büche.
Februar, Fr. Février, Ital. Febraro, ist nach der verbesserten oder julianischen Ordnung und Jahresrechnung der zweyte Monat im Jahre, nach dem römischen Februarius. (*) Im Deutschen wird er am gewöhnlichsten **Hornung** (**) genannt. Den Jahrszeiten

(*) Der Name Februarius hat seinen Ursprung von dem heidnischen Götzen Februus, (sonst auch Pluto genannt) welchem zu Ehren die Heiden zu Rom besondere Opfer, Februa genannt, in diesem Monate brachten, und die Stadt mit angezündeten Wachslichtern reinigten, damit die Seelen der Verstorbenen, welche in des Februus und Pluto Gewalt zu seyn geachtet wurden, Ruhe erlangen möchten. Doch wollen auch einige diesen Namen lieber von dem Worte Febris oder Fieber herleiten, weil die Fieber um selbige Zeit sehr gemein zu seyn pflegen.

(**) Den Namen Hornung leiten einige von Horn her, weil der Hirsch in diesem Monate sein Geweihe abwerfen soll, welches aber, in Erwägung, daß zwar einige gute oder alte Hirsche, wenn sie keinen gar zu starken Winter gehabt haben, es alsdann abwerfen, von den meisten dennoch und am eigentlichsten im März geschiehet, die jungen Hirsche hingegen es erst im April thun, bey welchen das Geweihe alsdann in 10 bis 12 Wochen wieder vollkommen wird, nicht Statt hat. Andere meinen, daß der Name Hornung von dem alten fränkischen Worte hornig, d. i. schäbig oder krätzig herzuleiten sey, weil zu solcher Zeit viele Thiere wegen der Kälte, täglicher Muße und schlechter Nahrung, welche sie den Winter gehabt haben, schäbig und räudig zu werden pflegen; wie dann auch das gemeine Volk in der Schweitz mehr Hornig als Hornung saget. Allein auch diese Ableitung ist nicht die wahre.

Schon bey dem Raban Maurus, der um die Hälfte des achten Jahrhundertes lebte, lautet dieses Wort Hornung, und nach dem Eginhard rührt dieser Name von Carln dem Großen her. Die letzte Hälfte ist das Suffixum ung oder ing, die erste aber das alte Hor, Koth, Schmutz. Im Angels ist Horg, Koth, und horig, kothig, Engl. hoary. Die Niedersachsen haben dieses Wort noch, wo Haar, Hor noch für Koth und Mist gebraucht wird. Carl sahe mit diesem Namen auf den Koth, welcher bey aufthauendem Froste in diesem Monate zu entstehen pflegt. In und um Bremen heißt dieser Monat Hartmonat, Hartmaend, wo die erste Hälfte eben dieses Wort ist, und für Hor, Hort steht, obgleich in einigen oberdeutschen Gegenden auch der December diesen Namen führen muß, wie wenigstens aus dem Frisch erhellet. In andern Gegenden heißt er Spurk, Sporkel, im Holl. Sporkel, Sporkelmaend, welches mit dem Lat. spurcus überein kömmt, und so wie die Namen Hornung und Hart=

ten nach, ist es der dritte und letzte Wintermonat; an der Zahl der Tage aber der allerkürzeste unter allen Monaten, denn er hat gemeiniglich nur 28 Tage, weil ihm einer genommen, und dem Kaiser Augustt zu Ehren in den Augustmonat gesetzt worden ist, damit er an der Zahl der Tage dem Heumonate, der vom Julius Cäsar Julius genannt worden ist, gleich werden möchte, da sonst dieser zuvor Quintilis, der andere aber Sextilis (der Zahl nach von dem März an gerechnet) hieß. Drey Jahre nach einander hat dieser Monat 28 Tage, im vierten aber, welches allzeit ein Schaltjahr ist, werden ihm 29 gegeben. Denn weil das Jahr 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 55 Secunden in sich hält, so werden die Stunden gesparet, und allzeit in dem vierten Jahre zusammen gesetzet, daß ein ganzer Tag von 24 Stunden daraus wird. Dieser übrige Tag wird den 24. Februar eingesetzt, und der Schalttag, L. Dies intercalaris genennet, und kömmt alsdann im alten Kalender Matthias auf den 25, und also um einen Tag weiter hinaus, weil er sonst in einem gemeinen Jahre auf den 24. fällt. Sonst tritt auch in diesem Monate den 18ten oder 19ten die Sonne in das Zeichen der Fische. Die merkwürdigsten Namen und unbeweglichen Feste sind: der 2. Mariä Lichtmeß; 6. Dorothea; 14. Valentin; 22. Petri Stuhlfeyer; 24. (im Schaltjahre 25) Matthias. Gemeiniglich fängt sich in diesem Monate die Fastenzeit an. Der erste Sonntag derselben heißt Quinquagesima, weil er der fünfte Sonntag vor dem Passions- oder Palmsonntage ist; daher auch der sechste Sexagesima für Sexta; der siebente Septua-

Hartmaend auf den Kothzielen, welchen die Rückkehr des Frühlinges in diesem Monate zu verursachen pflegt. In dem Osnabrückischen heißt er Wannenmand, vielleicht aus eben dem Grunde, warum er im Polnischen Wachlerz, Windmonat, genannt wird. Sonst aber wird er auch der Reb- oder Rebenmonat genennet, weil in selbigem die Weinreben beschnitten werden.

Septuagesima anstatt Septima, und der vierte Quadragesima anstatt Quarta genannt wird. Die Alten malten den Februar wie ein altes Männchen, welches bey dem Feuer sitzt, und die Füße wärmet. Die Neuern zeichnen ihn als eine Frauensperson, deren Gewand durch einen Gürtel aufgehoben wird. Sie hält einen Wasservogel in den Händen, und trägt auf dem Kopfe eine Urne, woraus Wasser fließt; anzuzeigen, daß dieses der Wasser- und Regenmonat sey. Der Reiger und der Fisch zu den Füßen haben eben diese Bedeutung.

Tag.	Sonnenaufg.	Sonnenunterg.	Tageslänge.	Nachtslänge.
1	7 Uhr 27 Min.	4 Uhr 33 Min.	8 St. 50 M.	15 St. 10 M
6	7 = 15 =	4 = 45 =	9 = 10 =	14 = 50 =
11	7 = 7 =	4 = 53 =	9 = 30 =	14 = 30 =
16	6 = 58 =	5 = 2 =	9 = 48 =	14 = 12 =
21	6 = 52 =	5 = 8 =	10 = 8 =	13 = 52 =
26	6 = 44 =	5 = 16 =	10 = 28 =	13 = 32 =

Dieser Monat ist für einen Gärtner einer der traurigsten und unangenehmsten. Die Sonne erhebt sich jetzt schon wieder, und die Pflanzen fangen an, sich von neuem zu bewegen. Man sieht alle bis zum Frühjahre zu beschickende Arbeiten vor sich, die Witterung ist aber gemeiniglich naß, rauh und unangenehm. Oft schneiet und stöbert es einen großen Theil des Monates hindurch, und man kann draußen mit keiner Arbeit fortkommen. In fettem schwerem Boden wird das Erdreich zu weich und schmierig, so, daß man es nicht bearbeiten kann, oder, wenn man es gleichwohl bearbeiten wollte, verderben würde. Man wird also gezwungen, viele Arbeiten bis in den folgenden März, welcher ohnehin einer der geschäftigsten Monate ist, aufzuschieben. Ein fleißiger Gärtner sucht sich also jede Stunde bey mittelmäßigem Wetter zu Nutze zu machen.

1. Verrichtungen, welche in den Küchengärten geschehen müssen.

In diesem Monate ist es die beste Zeit für die meisten Gewächse, sie zu säen und zu pflanzen; nimmt man dieses aber später im Jahre vor, so wachsen sie selten so gut, sonderlich wenn der Boden trocken ist. Man muß demnach

1. Die Felder für die Möhren, Pastinake, Zwiebeln, Lauch, Rettige, Spinat und Kopfsalat zubereiten und umgraben; alsdann kann man von den Rettigen, Spinat und Lattich nur etwas weniges auf einmal säen, zumal wenn man nur eine einzige Familie zu versorgen hat, und solches alle 14 Tage oder 3 Wochen drey bis viermal wiederholen, so hat man dergleichen auf längere Zeit für seine Küche, dahingegen eine einzige Saat nicht so lange aushalten würde. Von Pastinak, Zwiebeln und Lauch aber ist eine Saat hinlänglich; und sollte auch die erste oder zweyte mißrathen, so ist noch nichts versehen, und wird doch wenigstens eine folgende anschlagen.

2. Kann man Salatkräuter, Radießchen, Sellerie, Lauch, frühen Wirsingkohl, frühen weißen und rothen Kopfkohl, Majoran und andere Küchenkräuter in temperirte Mistbeete und warme Rabatten säen, welche an Zäunen, Hecken oder Mauern liegen, so folgen selbige auf die, welche im vorigen Monate gesäet worden sind; denn es ist überhaupt gut, um diese Zeit alle 8 oder 10 Tage einen Vorrath zu säen, so kann man sich dessen allemal bis zur folgenden Saat bedienen. Die auf solche Art besäeten Beete müssen sowohl des Tages, wenn die Sonne nicht scheinet, als auch des Abends, sobald die Sonne untergeht, und so lange es noch Frost und Reif giebt, mit Matten von Schilf bedecket, auch des Morgens nicht bald wieder aufgedeckt werden. Die Decken von Schilf sind hiezu deswegen vorzüglicher, als die von Stroh, weil sich in leztern öfters noch Aehren

mit

mit Körnern befinden, durch welche die Mäuse in die Mistbeete gelockt werden.

3. Auf gleiche Art kann man auch um diese Zeit die Frühsaat von Skorzoneren, Bocksbart, Zuckerwurzeln, Löffelkraut, Kerbel, Anieß und Mangold vornehmen, die Hauptsaat aber muß später im Jahre geschehen. Nicht weniger müssen jetzt auch Petersilie, Feldlattich oder Schafmäulchen mit den mehresten dauerhaften Kräutern gesäet werden. Man thut am besten, wenn man jede dieser Sorten in ein besonderes Beet säet, und nachher dünne machet; denn wenn sie entweder mit andern gesäet werden, oder zu dick stehen, so wachsen sie nicht gut fort, weil eine Pflanze die andere am Wachsthume hindern würde. Die gemeine Petersilie ist aber hievon auszunehmen; denn diese säet man gewöhnlichermaßen in Grübchen, damit man sie besser schneiden und gäten könne; die große Hamburger Petersilie aber muß, wie die Möhren, dünn gesäet und auch so gegätet werden.

4. Man muß um diese Zeit mäßige Mistbeete zum Blumenkohlsamen machen, damit man in die Küchen Sommerpflanzen habe, wenn die im August gesäeten vorüber sind. Dieselben sind aber nur in einem nassen Boden tauglich; denn in einem trocknen werden sie selten große Köpfe bekommen.

5. Sind nun Knoblauch, Schalotten, Rocambole, Schnittlauch und Zwiebeln zu pflanzen, so kann man sich derselben im April bedienen, wenn keine trockne Zwiebeln mehr vorhanden, und die um Michaelis gesäeten noch zu klein sind.

6. Weil die Kälte des vorigen Monates die Gartenarbeit zurück gehalten hat, so muß sie in dem gegenwärtigen mit desto größerm Fleiße vorgenommen werden; daher muß man jetzt etwas von zuckerhutförmigen Kohl und braunen Broccoli pflanzen, um dergleichen

gleichen zu haben, wenn der vom vorigen November gesamelte Vorrath aufgezehrt ist.

7. Müssen die Blumenkohlpflanzen aus den Winterbeeten heraus und dorthin versezt werden, wo sie wachsen sollen; auch muß man überhaupt nach diesen und andern Wurzelgewächsen, als: Winter-Endivien u. d. gl. sehen, ob sie nicht faulen, und in diesem Falle dieselben heraus nehmen, sorgfältig abputzen, und ehe man sie wieder einsezt, einige Tage abtrocknen lassen.

8. Zu Ende des Monats muß man die Schossen von den alten Artischockenstöcken abnehmen, und die besten Pflanzen davon versezen, so werden dieselben alsdann im Herbste Früchte bringen, wenn die von den alten Stöcken verbraucht sind.

9. Muß man fortfahren, Bohnen zu stecken.

10. Zum allgemeinen Gebrauche für die Küche, kann man alle 14 Tage oder 3 Wochen Erbsen säen.

11. Auch ist es jezt die beste Zeit, Süßholz zu pflanzen. Weil aber dessen vorzüglichste Güte in der Größe der Wurzeln besteht, so muß man den Boden dazu 3 bis 4 Spaten tief umgraben, damit dieselben sich desto besser ausbreiten können. Insgemein pflanzet man zugleich in den nämlichen Boden Zwiebeln, damit, wenn man dieselben gätet, auch zugleich das Süßholz vom Unkraute gereiniget werde.

12. Man kann ferner neue Beete zurecht machen und wohl durcharbeiten, um die im vorigen Monate gezogenen Gurken- und Melonenpflanzen darein zu versezen; man muß aber mit dem Einsezen selbst warten, bis sich die heftige Hize der Beete in etwas verloren hat, welche bey einem wohl zubereiteten Miste innerhalb 8 Tagen geschieht. Ueberhaupt muß man um diese Zeit genaue Acht auf die Mistbeete haben, und den Pflanzen, so oft es die Witterung erlaubt, aber mit der größten Vorsicht frische Luft geben; denn das kleinste Versehen könnte dieselben zu Grunde richten. Weil die

sehr frühen Gurkenpflanzen selten lange tragen, wenn sie gleich noch so gut gerathen sind, so kann man jetzt Gurken säen, damit selbige auf die versetzten folgen können. Es ist auch um diese Zeit noch früh genug, die ersten Melonen zu säen, wenn gleich einige behaupten, daß solches schon im Januar geschehen müsse.

13. Um keinen Mangel an Spargel zu haben, kann man jetzt neue Mistbeete für denselben anlegen, und zwar deren zwey innerhalb 16 oder 18 Tagen, weil ein solches Beet selten länger, als 14 Tage, gute Stängel giebt.

14. Die Beete, in welchen die Erdschwämme stehen, muß man vor starkem Regen und Schnee sorgfältigst verwahren; daher thut man am besten, wenn man sie entweder mit Rahmen versieht, oder unter einem mit Stroh bedeckten Schoppen anleget; sonst sind dieselben in Gefahr, dergestalt zu erfrieren, daß aller Same verdirbt, und sie sich nie wieder erholen.

15. Soll man jetzt etwas von Phaseolen in ein mäßiges Mistbeet zum frühen Gebrauch pflanzen, und ihnen, so bald es das Wetter zuläßt, Luft geben, sonst wachsen die Pflanzen nur schwächlich und bringen keine Früchte. Zu dieser Absicht sind die kleinen Gartenphaseolen, welche niemals in Stämme schießen und stark tragen, besser als die aufrechten oder so genannten Baumphaseolen, welche schwarz und weiß sind, denn obgleich diese letztern sehr fruchtbar sind, so sind sie doch wegen ihres weichern Fleisches und widrigen Geschmackes nicht so gut zu essen, als jene; s. Th. VI, S. 110, fgg.

16. Zu Ende dieses Monats, kann man bey gutem Wetter den Kopfsalat, den großen fleckigen und den Kaisersalat, auf den Beeten und Rabatten, worin sie den Winter über gestanden haben, versetzen. Doch kann mann einige darin stehen lassen, weil sie auf diese Weise eher Köpfe gewinnen, als jene, welche versetzt worden sind. Von allen diesen Sorten sowohl, als vom

Kapp=

Kappsalat, kann man auch nun etwas Samen in ein gutes Erdreich oder gemäßigtes Mistbeet säen, damit man nach dem Wintersalat wieder frischen habe.

17. Zu eben dieser Zeit soll man auch etwas Kraut und Savoyer-Kohl, aber nicht als die Hauptsaat, säen, sondern nur, um im Winter und bald im Frühlinge dergleichen zu haben. Salatkräuter, als: Lattich, Kresse, Senf, Rüben, Steckrüben, Rettige u. d. gl. kann man auf Mistbeete oder in warme Rabatten säen, um mit dergleichen beständig versehen zu seyn.

18. In ein Beet von fetter Erde, welches eine warme Lage hat, kann man etwas Selleriesamen säen, aber nicht mehr davon versetzen, als man zum Gebrauch von 6 oder 7 Wochen nöthig zu haben glaubt; denn derselbe schosset gar bald, und wird holzicht, fast so bald als er zum Gebrauch groß genug ist. Spargelsamen kann man jetzt so viel säen, daß man damit im folgenden Jahre ein ganzes Feld bepflanzen könne.

19. Ist nun die Zeit, Kraut, Savoyer-Kohl, Lauch, Pastinak, Möhren und Mangold zu versetzen, um sie in Samen schießen zu lassen. Hiebey ist zu bemerken, daß das Kraut und der Kohl vorher 5 bis 6 Tage an einem trockenen Orte aufgehänget werden muß, damit sie nicht von dem zwischen den Blättern befindlichen Wasser, wenn dasselbe darin stehen bliebe, verfaulen.

20. Kaum man zu Ende des Monats, wenn gutes Wetter zu vermuthen, und der Erdboden trocken ist, Baraten und die Jerusalems-Artischocke pflanzen; wären aber das Wetter und der Boden nicht so beschaffen, so ist es besser, solches noch einen Monat aufzuschieben. Der Boden muß zu dieser Absicht tief gepflüget werden, damit die Wurzeln wenigstens 6 bis 8 Zoll tief unter die Erde kommen. Jene erfordern auch einen lehmigen Boden; daher muß man, wenn derselbe dürre

ist, bey dem Einsetzen der Wurzeln etwas Mist über dieselben legen, sonst werden sie nicht groß. Die Jerusalemsartischocke aber kömmt in jedem Boden fort, und vermehrt sich oft nur allzu stark.

21. Den Boden, in welchen man Spargel pflanzen will, muß man jetzt wohl düngen und umgraben, und ihn alsdann bis Ausgangs des folgenden Monats in Furchen liegen lassen. Bey dem Pflanzen selbst muß man jede Furche, ehe der Mist darauf kömmt, und auch den Mist selbst einebenen, sonst könnte er bey dem Einlegen der Pflanzen, an denen Orten, wo er nicht dick liegt, leicht verschoben werden.

22. Wenn man große Köpfe an den Blumenkohl-Pflanzen, welche man im vorigen October unter gläserne Glocken gethan hat, haben will, so muß man sie zu Ende dieses Monats vertheilen, und unter jeder Glocke nur eine Pflanze, welche man für die stärkste hält, stehen lassen. Auf diese Weise können sie länger mit den Glocken bedeckt bleiben, als wenn man deren zwo darunter läßt; denn es bekömmt ihnen oftmals sehr wohl, wenn sie bey schlimmem Wetter bis gegen das Ende des Märzmonates unter den Glocken bleiben können, sie werden auch eher blühen. Bey dem Wegnehmen der andern Pflanzen muß man sich sorgfältig in Acht nehmen, daß man die Wurzeln der Pflanze, welche stehen bleiben soll, nicht verletze. Wenn sie groß geworden sind, daß sie die Gläser berühren, so muß man die Erde um dieselben herum, in der Breite von ungefähr $2\frac{1}{2}$ Fuß, um 5 bis 6 Zoll erhöhen, damit die Blätter nicht gedrückt werden; es darf aber keine Erde in das Herz der Pflanze fallen, sonst würde sie abstehen.

23. Weil die im Herbste gesäeten Erbsen und Bohnen nunmehr zu wachsen anfangen, so muß man den Boden zwischen ihnen gäten, und die Erde um ihre Stängel herum auflockern. Hiedurch werden sie nicht nur gestärket, sondern auch vor dem Froste bewahret. Es

muß

muß dieses aber an einem trocknen Tage geschehen, weil sonst die zarten Stängel von der feuchten Erde faulen könnten.

24. Wenn man gern im April schon, und also früher als gewöhnlich, Portulak auf der Tafel haben will, so kann man ihn zu Ende dieses Monates in ein gemäßigtes Mistbeet säen.

25. Jetzt ist es auch Zeit, sich in den Ritzen der Mauern fleißig nach den Schnecken und andern Geschmeiße umzusehen, und dasselbe auszurrotten; sonst werden sie im folgenden Monate auskriechen und grossen Schaden thun.

26. Wenn die frühen Fruchtbäume an den Mauern zu blühen anfangen, müssen sie mit Matten oder Schilf vor dem Froste und den um diese Jahrszeit gewöhnlichen kalten Winden sorgfältig verwahret werden.

27. Es kann auch Hopfen gepflanzet, der Boden umgegraben, und die alten Hopfenwurzeln beschnitten werden; doch darf man dabey die Keime der Pflanzen nicht beschädigen, welche jetzt aufzulaufen anfangen.

28. Zu Ende dieses Monats pflegt man auch den Hühner- und Taubenmist in die Gärten zu bringen, und ihn, so bald der Schnee hinweg ist, oder auch noch auf dem kleinen Schnee dünn auszustreuen, damit durch dieses Mittel desto besseres Gras wachse.

Im Küchengarten wächst um diese Zeit: Kraut, Savoyerkohl, Brocoli, Möhren, Pastinak, Steckrüben, Mangold, Scorzoneren, Bocksbart, gemeiner Kohl, Spinat, Bataten, Zwibeln, Lauch, Knoblauch, Rocambole, Schalotten, Peterfilie, Schossen von Kraut und Savoyer-Kohlstrünken.

In den Mistbeeten: Münze, Rainfarn, und Dragun, wenn sie früh im Januar gepflanzt worden sind; ferner, alle Sorten von kleinen Salatkräutern, als: Lattich, Kresse, Coriander, Steckrüben, Rüben, Senf, und wenn die Beete wohl vor Nässe bewahrt worden sind, auch Schwämme; imgleichen Endivien, Salben, Wintersatureyn, Thymian, Lavendel, Rosmarin, Pimpinelle, Majoran, welcher in der Mitte dieses Monats schon sehr gut seyn wird, wenn er genugsame Sonne gehabt hat, ihn zu färben.

2. Verrichtungen, welche im Baum- oder Obstgarten geschehen müssen.

1. Man muß die Bäume von allen noch übrigen alten Blättern und Raupennestern säubern, und alsdann mit dem Beschneiden der Obstbäume fortfahren. Es kann dieses an allen Arten von Bäumen geschehen, sie mögen an Mauern und Spalieren stehen, oder hochstämmig seyn. Hiebey ist zu merken, daß man die dauerhaftesten, und die an Mauern stehenden, imgleichen die Birnbäume zuerst vornehmen, die zärtern aber, denen eine allenfalls einfallende Kälte schaden könnte, imgleichen die Apfel- und diejenigen Bäume, welche gar zu früh treiben, bis zuletzt versparen muß. Dabey müssen auch alle brandige und sonst schadhafte Aeste weggeschnitten, und die Wunden mit vermischten Lehm, Kuhfladen und Terpenthin verstrichen werden.

2. Kann man jetzt die Düngung der Bäume vollends vornehmen, und sich dazu guter mürber und fetter Erde, oder wohl abgelegenen und verfaulten Mistes, aber keines Pferde- oder Schweinemistes, bedienen, weil die in diesen Düngungen enthaltenen kalten und feuchten Ausdünstungen die Bäume bald zum Abstehen bringen würden.

3. Bey warmem Wetter muß man die Feigenbäume, welche man wegen ihrer zarten Sprossen gegen die Kälte bedeckt hat, öffnen, und ihnen frische Luft geben, damit sie nicht schimmeln und abstehen; bey einfallender kalter Witterung aber muß man sie wieder bedecken.

4. Auch kann man bey gelindem Wetter anfangen, allerley Steinobst, als: Mandeln, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen u. d. gl. zu pfropfen oder zu ablactiren, wenn man erst ein Paar Jahre vorher feine gerade Stämme um die Bäume gesetzt hat.

5. Es ist jetzt hohe Zeit, die schadhaften Spaliere auszubessern; denn, wenn man solches später vornähme,

so

so könnten die nun auflaufenden Knospen der Fruchtbäume leicht abgestoßen werden. Die schon an Spaliere gelegten Bäume aber müssen nun auch beschnitten, und alsdann in gehöriger Weite gebunden werden, damit bey Hervorwachsung ihrer Blätter keine Unordnung entstehe. Man muß aber bey dem Beschneiden derselben sich wohl in Acht nehmen, daß man nicht auf einmal zu nahe an den Stamm komme, sondern einen Zacken, ungefähr 1 Zoll lang, stehen lassen, sonst könnten die etwa noch einfallenden Nachtfröste zu sehr in den Stamm eindringen. Sobald die Bäume aber zu treiben anfangen, und es warm wird, kann man sie vollends glatt von dem Stamme wegnehmen, und denselben Ort mit Baumwachse verkleiben.

6. Man kann auch Steine und Kerne von dauerhaften Fruchtsorten säen, auf deren Stämme mit der Zeit die edelsten Sorten oculiret und gepfropfet werden können. Man muß sie aber fein gleich mit Erde bedecken, sonst werden dadurch die Mäuse und anderes Ungeziefer herbey gelocket, und oft ganze Saaten verderbet.

7. Die Pfropfreiser, vornämlich die vom Steinobste, welche zeitig ausschlagen, können jetzt ebenfalls am schicklichsten gebrochen, und bis zur Pfropfzeit in frisches Moos eingebunden, und im Keller verwahret werden. Um genau zu wissen, von welcher Art dieses oder jenes sey, kann man sie mit einem daran gebundenen Zettel zeichnen. Will man dieselben weit verschicken, so darf man sie nur eines Gliedes lang in einen aus Kreide und Honig gemachten Teig stecken, mit frischem Moose umwickeln, und in einer Schachtel vor der Luft bewahren.

8. Die Fruchtbäume können jetzt bey nassem Wetter am bequemsten von dem Moose gereiniget werden, weil dieses alsdann weich ist. Man kann sich

dazu eiserner Instrumente bedienen, welche wie Gärthacken gestaltet, und in der Mitte nach der Dicke der Aeste ausgehöhlt sind. Wenn man deren dreyerley von verschiedener Größe hat, so ist es schon hinlänglich.

9. Bey heiterem Himmel und trockener Luft aber kann man die wilden Stämme, welche man im künftigen Jahre propfen will, imgleichen die jungen, sowohl Stein- als Kernobstbäume versetzen; denn dieses darf niemals bey nassem Wetter geschehen; die Bäume selbst dürfen auch nicht jünger als dreyjährig seyn. Man muß ihnen aber die Wipfel lassen, bis sie anfangen zu treiben. Vor dem Versetzen muß die Erde wohl umgegraben werden, damit sich dieselbe besser um die Wurzeln legen könne, wenn alle Schollen recht zertheilt sind. Bey dem Versetzen selbst ist zu bemerken, daß man sie nicht tiefer einsetze, als sie vorher gestanden haben; daß man den Ort wieder gegen die Gegend kehre, gegen welche er vorher gestanden hat; daß man die frischen Obstbäume an einen warmen Ort setze; daß man die Wurzeln fleißig von einander breite, sie mit guter Erde beschütte, und endlich das Erdreich dabey nicht allzu hart eintrete, weil sonst die zarten Wurzeln nicht den Saft gehörig in sich ziehen können. Damit sie auch vor dem Winde sicher seyn, kann man starke Pfähle dabey setzen, und sie an selbige anbinden.

10. Die Blutfinken müssen jetzt fleißig ausgerottet werden, weil sie allen Arten der Obstbäume sehr nachgehen, und durch das Anpicken ihrer Knospen oft in zween bis drey Tagen alle Früchte eines Gartens zu Grunde richten können.

11. Den frühen Frucht- oder Treibrahmen muß man, nach Beschaffenheit der Witterung, frische Luft geben, und auch ihre Wärme erhalten, wofern die zarten Früchte nicht abfallen sollen.

12. Den Erdbeeren in Mistbeeten muß man gleichfalls genugsame Luft geben, und sie begießen; denn sonst fallen ihre Blüthen leicht ab, und man hat alsdann wenig Früchte zu erwarten.

13. Wer gern große Pfirsichen haben will, muß drey Pfirsichkerne in ein mit Eisen beschlagenes und mit guter Erde gefülltes Ochsenhorn setzen, und solches in die Erde eingraben, so wird mit der Zeit ein fruchtbarer Pfirsichbaum daraus wachsen.

3. Verrichtungen, welche in der Pflanzschule geschehen müssen.

1. Man kann die mehresten Sorten der dauerhaften Waldbäume und blühenden Stauden versetzen, wenn anders das Wetter günstig ist: widrigenfalls läßt man solches noch eine Zeit lang anstehen.

2. Man kann die Einleger von Ulmenbäumen, Linden und andern dauerhaften Waldbäumen und Stauden abnehmen, wofern solches nicht schon um Michaelis geschehen ist. Man kann sie sodann, 18 Zoll von einander entfernt in der Baumschule in 3 Schuh weit von einander abstehende Reihen setzen, und daselbst 5 oder 6 Jahre stehen lassen, bis sie zum Verpflanzen stark genug sind.

3. Der Boden, worin man eine Baumschule von immergrünen Bäumen anzulegen gesonnen ist, muß jetzt fleißig umgegraben, und von allem Unkraute, hauptsächlich von den Quecken, sorgfältig gereiniget werden, weil sich dieselben gern mit den Wurzeln der neu gepflanzten Bäume verwickeln, und alsdann nicht leicht auszurotten sind.

4. Ueberhaupt muß man jetzt den Boden der Baumschulen umgraben, dabey aber die Wurzeln schonen; doch müssen diejenigen, die sich zu weit von den Pflan-

zen in gerade Linien erstrecken, abgestochen werden, so werden selbige näher an den Stämmen mehr zarte Fäserchen hervor bringen, wodurch das Versetzen besser von Statten gehen wird, weil ein größerer Erdball an den Wurzeln hängen bleibt, als wenn sie sehr lange und gerade Wurzeln haben.

5. Es müssen jetzt Kastanien gepflanzt, und der Same oder die Beeren von andern dauerhaften Bäumen und Stauden gesäet, derselbe aber sorgfältig mit Erde bedeckt werden, um ihn vor den Nachstellungen der Mäuse und andern Geschmeißes zu bewahren.

6. Die Gipfel der im vorigen Sommer mit Fruchtaugen oculirten Bäume, müssen zu Ende dieses Monats 4 bis 5 Zoll über den Augen, und zwar vom Auge weg schief abgeschnitten werden, damit der aus dem abgeschnittenen Stamme fließende Saft sie nicht beschädige.

7. Bey gelindem Wetter kann man Kirschen, Pflaumen, Birnen, Aepfel, und andere dauerhafte Früchte pfropfen; bey strenger Kälte und trocknen Winden aber muß man solches noch anstehen lassen.

8. Wenn kein harter Frost mehr ist, kann man Einleger von allen dauerhaften ausländischen Bäumen, welche man in diesem Monate vermehren will, machen; denn diese Zeit ist hiezu zuträglicher, als der Herbst, weil die Nässe und Kälte des Winters den meisten dieser zarten Pflanzen höchst schädlich ist.

4. Verrichtungen, welche in Lust- und Blumengärten geschehen müssen.

1. Bey gelindem Wetter kann man die dauerhaftesten und schönsten Nelken in diejenigen Töpfe versetzen, in welchen sie blühen sollen; man muß sie aber nicht zu nahe an eine Mauer oder Zaun setzen, weil sie davon schwächlich werden. Ueber den Ort, worauf man sie stellet, muß man Bogen von Reisen machen, damit

man

man sie bey übler Witterung mit Matten bedecken könne; denn wenn sie vor der einbrechenden warmen Witterung nicht schon erstärkt sind, bekommen sie keine große Blumen.

2. Es müssen jetzt die Aurikeln und bunten Schlüsselblumen in Töpfe gesäet werden, welche mit leichter fetter Erde angefüllt sind. Die Samen bedeckt man nur ganz wenig mit Erde; denn wenn man sie zu tief eingräbt, bleiben sie oft ein ganzes Jahr zurück. Viele bedecken sie aus dieser Ursache gar nicht, sondern lassen sie nur durch den Regen in die Erde verschwemmen. Bis in den April müssen sie so gestellet werden, daß sie die Morgensonne haben; alsdann setzt man sie an einen schattigen Ort, wo sie den ganzen Sommer hindurch bleiben können. Diejenigen Sorten Kerne aber, welche harter Natur sind, und lange in der Erde liegen müssen, bis sie aufgehen, kann man in Geschirre pflanzen, und in warmen Stuben aufbewahren. Dahin gehören: die Canna indica *Linn.*, der Stechapfel (Datura ferox,) der syrische Pappelbaum, der Cypressensame, die Dattelkerne, der spanische Ginster, u. a. m.

3. Um die Blumen der Aurikeln in den Töpfen zu verbessern, muß man ihnen jetzt frische leichte Erde geben, wenn solches nicht schon im Januar geschehen ist; denn weil um diese Zeit ihre Knospen schnell heraus kommen, so muß man dieses auch in möglichster Geschwindigkeit vornehmen.

4. Die Blummenbeete müssen, sowohl um des Nutzens, als der Zierde der Gärten willen, vom Unkraute und Moose gereiniget, und ihre Oberfläche aufgelockert werden.

5. Letzteres muß auch in diesem Monate in der Blumenschule geschehen, damit selbige besäet, und im nächsten Monate bepflanzet werden kann.

6. Die

6. Die Blumengewächse mit faseriger Wurzel müssen in diejenigen Rabatten versetzt werden, in welchen sie blühen sollen; denn sie werden alsdann mehrere Blumen tragen, wenn sie vor dem trocknen Frühlingswetter gewurzelt haben, und stämmig geworden sind.

7. Die Beete, in welchen die Ranunkeln, Anemonen und Tulpen stehen, müssen in kalten Nächten sorgfältig mit Matten bedeckt werden; denn wenn sie der Frost trifft, so sterben entweder ihre Wurzeln ab, oder die Knospen der frühen Anemonen werden davon versenget, daß ihre Blumen in der Mitte verderben, und aus den schönsten gefüllten nur einfache werden, wodurch öfters der Verkäufer solcher Wurzeln für einen Betrüger gehalten wird, da doch nicht er, sondern die Nachlässigkeit im Bedecken, daran Schuld ist. Wenn man von Monat zu Monat dergleichen Blumen haben will, darf man nur verschiedene Sorten derselben in gute lockere, mit Flußsande vermischte Erde pflanzen, und im Gewächshause bewahren.

8. Alle Sorten dauerhafter blühender Bäume und Stauden, als: spanischer Hohlunder, Baumbohnen, Scorpionensenna (Coronilla Emerus) Rosen, Geißblatt, Jasmin, und die meisten Waldbäume, können jetzt sicher versetzet werden. Bey immergrünen Bäumen aber muß man hiezu den Anfang des Aprils erwarten, wenn sie eben anfangen Knospen zu treiben.

9. Man kann holländischen Buchsbaum pflanzen, um die Rabatten damit einzufassen, wiewohl es noch besser wäre, solches im September gethan zu haben, weil er alsdann besser Wurzel fassen könnte, ehe die trockne Frühlingswitterung herbey kömmt.

10. Die Sandwege kann man nun aufreißen und umwenden, sie aber nicht eher als in der Mitte des folgenden Monats mit der Harke überziehen, weil sie sich um diese Zeit erst gehörig gesetzt haben.

11. Zu Ende dieses Monats muß man die Quartiere der Lustwälder mit der Harke überziehen, weil nun die darunter stehenden Blumen bald anfangen werden zu blühen. Die Einfassungen der Graswegen muß man nach der Linie zuschneiden, imgleichen die an den Seiten derselben befindlichen Wasserstücke umgraben und mit der Harke überziehen, damit sie von allem Moose und Unkraute gesäubert werden.

12. Für die Amaranten, Stechäpfel mit gefüllter Blume, bunten Balsaminen, und überhaupt für alle jährliche zarte Blumen, müssen jetzt Mistbeete zurecht gemacht werden; denn sie bringen nicht leicht reifen Samen, wenn sie nicht bald im Frühjahre getrieben werden. Wenn man zeitig im Sommer Tuberosen haben will, müssen selbige ebenfalls jetzt in ein Mistbeet gepflanzt werden, wenn solches nicht schon im vorigen Monate geschehen ist. Den gefüllten Rittersporn säet man in warme Rabatten, und den Samen von chinesischen Aster in Rabatten von leichter Erde.

13. Im vollem Monde kann man Levkojen und Nelkensamen in Kasten säen, und selbige im Gewächshause verwahren.

Von den Pflanzen blühen zu dieser Zeit in den Lust-Gärten: Wintersturmhut, Bärenfuß, die wahre schwarze Niesewurz, die grüne Niesewurz, Schneetröpflein, verschiedene Sorten einfache Anemonen, frühe weiße und blaue Hyacinthen, Sternhyacinthen, persische Iris, einfache Veilchen, frühe Tulpen, Gartenschlüssel, beständiges niedriges Frühlings-Nabel-Samenkraut, vielblumige Narzisse, Stiefmütterlein, orientalischen Alyssen mit purpurfarbiger Blume, u. a. m.

Unter den Bäumen und Stauden blühen jetzt: spanische Waldrebe, Lorbeerkirsche, Mandelbäume mit weißer Blüthe, Haselnuß, Lambertsnuß, wälsche Linde ꝛc.

Arzneykräuter, welche man jetzt zum Gebrauche sammeln kann: Silberblätterige Tanne, schwarzes, weißes und goldenes Frauenhaar, Hühnerdarm, Lebensbaum, Daphne, Kellerhals, Cypressenzapfen, großes Erdleberkraut, Baummoos, Bechermoos, Nägeleinkraut mit Rautenblättern, Fichtenzapfen;

zapfen; und bey spät einfallendem guten Wetter die meisten von den im Januar vorkommenden Wurzeln; bey gutem Wetter aber: Veilchen, Wasserkresse ꝛc.

Verrichtungen, welche im Gewächs- und Treibhause geschehen müssen.

Hier sind die Verrichtungen mit denen in Januar völlig einerley, außer daß bey den Pomeranzenbäumen, wenn ihre Wipfel etwa durch vernachlässigte Wartung verdorben wären, dieselben jetzt genau abgeschnitten und in frische Erde gesetzt werden müssen. Man muß sie daher in ein gemäßigtes Mistbeet in einer Glascasse setzen, und bald im Frühjahre treiben, damit ihre Schossen noch vor dem Winter hart werden. Bey dem Versetzen muß man die Wurzeln und Stämme, sorgfältig säubern, alle verschimmelte und abgestandene Wurzeln abschneiden, und wohl Achtung geben, daß das Mistbeet nicht allzu warm sey. Nachher kann man sie an der Wurzel, wie auch an den Stämmen, fleißig begießen, als wodurch ihre Rinde weich, und das Treiben befördert wird. Wenn die Sonne kräftig zu scheinen anfängt, muß man die Fenster des Glashauses mit Matten und Decken verwahren; denn wenn sie der Sonne zu sehr ausgesetzt sind, so versengt dieselbe die Blätter, und die Rinde der Schossen vertrocknet. Dieses Erwärmen und Treiben der Pomeranzenbäume muß überhaupt nicht oft vorgenommen werden, denn es schwächet sie zu sehr; man thut daher besser, sie, wenn sie nicht gar zu hart mitgenommen worden, an einen schattigen Ort zu stellen, so werden sie bey gehöriger Begießung wieder sehr wohl fortkommen. Sollten die indianischen Gewächse, als: Aloe, indianische Feigen, Calla aethiopica, Arum Colocasia, indianisches Rohr u. d. gl. etwa angefault seyn, so muß das Faule sorgfältig ausgeschnitten, die Wurzel zetheilt und in neue Töpfe gesetzt werden, welche hernach wieder frische Pflanzen hervor bringen, da alsdann die dürren Blätter abge-

abgenommen werden. Ueberhaupt darf man keines dieser Gewächse jetzt begießen, sondern je trockner sie gehalten werden, um so viel besser ist es ihnen. Bey dem in diesem Monate vorzunehmenden Säen der zarten ausländischen jährlichen Pflanzen ist auch dieses zu beobachten, daß man etliche, mit leichter frischer Erde gefüllte, Töpfe in Mistbeete von Gärberlohe setze, damit sich dieselbe vorher erwärme, ehe man den Samen darein säet. Diese Art ist deswegen vorzüglich gut, weil bey derselben die Wurzeln der Pflanzen, wenn selbige versetzt werden sollen, besser erhalten werden; denn man darf sie alsdann nur aus den Töpfen heraus schütteln, so bleibt die Wurzel unversehrt, und genugsames Erdreich an derselben hängen.

In dem Gewächs- und Glashause blühen jetzt: Rhamnus Alaternus mit Heideblättern, Storchschnabel mit Scharlachblüthe, dergleichen mit buntfarbiger Blume, Mesembryanthemum, staudige Kreuzblume, europäisches Saubrod, afrikanisches Kreuzkraut, die afrikanische meldenblätterige Doria, dieselbe mit Krähenfußblättern, erlenblätterige Hermannie, verschiedene Arten Aloe, die Sorten von Bärenohr, die dem Cistenröslein gleichende staudige amerikanische Bastartsenna mit großer gelber Blume, die Euphorbien, Cotyledon mit breiten zerkerbten Blättern, staudige amerikanische Bastartsenna mit großer gelber Blume, die Euphorbien, Cotyledon mit breiten zerkerbten Blättern, staudige Hauswurz, Jacobäa mit purpurfarbiger Blume, Cistusröslein, der arabische Kaffeebaum, Jacobslilie, mexikanische Lilie, u. a. m.

6. Verrichtungen, welche im Felde oder Feldbaue geschehen müssen.

1. Man muß fortfahren, das auf den besäeten Aeckern stehende Gewässer abzuleiten.

2. Die Schläge und Gräben mit den Stangen in Feldern und Wiesen, so bald es der Frost erlaubt, auswerfen und erneuern.

3. Die Gehäge und Zäune um die Gärten, Höfe und Weinberge setzen, und ausbessern; imgleichen die Stege und Brücken, hauptsächlich diejenigen, über welche man das Vieh zu treiben hat, erneuern.

4. Man

4. Man kann sich jetzt nach und nach zum Ackern und Pflügen anschicken, und in dieser Absicht noch immer den nöthigen Dünger auf die Felder und Wiesen führen und ausbreiten, damit man hernach durch die Mistfuhren nicht gehindert werde, wenn es wirklich Zeit ist den Acker zu bestellen.

5. Man muß, wofern es die Witterung zuläßt, die Wiesen räumen, hauptsächlich aber die dürren und unfruchtbaren Flecke auf denselben entweder mit Hauen oder mit dem Pfluge umreißen, die Steine und das untaugliche Erdreich zu andern Gebrauche beyseit schaffen, die Lücken aber mit gutem Erdreiche wieder ausfüllen, und mit der Ege oder dem Rechen eingleichen. Alsdann kann man Heu- und Kleesamen, welcher mit pulverisirtem faulem Holze vermischt ist, durch ein Sieb oder auch frey darauf streuen, auf dieses aber getrocknete Laugenasche mit zerstoßenen Kohlen vermengt, sieben; man kann sie auch mit gepülvertem Hühner- oder Taubenmiste vermischen, und solche hierauf nochmals etwas unteregen. Sollte eine Wiese oder ein anderer nutzbarer Grund so gelegen seyn, daß dieselben durch den Anstoß eines vorbey fließenden Wassers ausgespühlt werden könnten, so darf man nur an dasselbe Ufer, woran das Wasser stößt, etliche Bunde langes Stroh anhängen, und mit dem Stürzel befestigen, solchergestalt wird den anstoßenden Wellen nicht allein durch dieses sanfte Anspühlen des Stomes ihre Kraft benommen, sondern es wird sich auch der Schlamm, welchen jedes Wasser bey sich führt, an das Stroh hängen, und dadurch mit der Zeit ein dauerhaftes Ufer entstehen. Sollte aber nöthig seyn, die Ufer der Wiesen, wegen durchfließender Bäche, mit Verzäunungen zu bewahren, so muß man die Pfähle derselben ja nicht senkrecht, sondern schief einschlagen, so, daß die Spitze gegen das Wasser, und der Kopf gegen das Ufer, gerichtet sey; durch dieses Mittel wird dem Wasser der Druck schon

von

von unten benommen, und es wird sich dadurch nicht allein nach und nach ein neues Ufer ansetzen, sondern man wird auch vieles Nachbesserns überhoben seyn.

6. Die Ameisenhaufen müssen, um diese Zeit und bis in den März, so viel möglich, zerstöret werden. Dieses kann am besten geschehen, wenn man sie bey kaltem und feuchtem Wetter des Morgens ganz früh, oder Abends nach Sonnenuntergang, mit Schlägeln fest zusammen stößt und einstampfet.

7. Ist auch jetzt die bequemste Zeit, die Maulwürfe auszurotten; denn weil dieselben bey Thauwetter, und wenn die Wiesen voll Wasser stehen, zu oberst in ihren Haufen liegen, so darf man solche nur schnell, aber gegen den Wind, damit der Maulwurf es nicht durch den Geruch vorher spüren könne, abstoßen, und ihm den Rest geben; sollten aber ja einige in ihre Löcher fallen, so treibt sie doch das darin befindliche Wasser bald wieder heraus, oder sie müssen darin ersaufen.

8. Müssen zu Ende dieses Monats, wenn es die Witterung zuläßt, die Weiden abgestutzet werden, ehe noch der Saft in die Aeste steigt. Die Satzweiden aber muß man vor dem bey gutem Wetter vorzunehmenden Einsetzen, erst mit dem untern Theile in das Wasser stecken, und etliche Tage in demselben lassen.

7. Verrichtungen, welche in Weinbergen und Gärten geschehen müssen.

1. Man kann jetzt den übrigen Dünger, vollends einführen und ausbreiten. In Ansehung der Quantität des Düngers, rechnet man auf 6 Stöcke eine Butte voll. Das Einmisten selbst geschieht auf folgende Art. Man räumet die Erde in den Gängen bis auf $1\frac{1}{2}$ oder 2 Zoll von den eingesetzten Reben hinweg, welche nun zu Wurzeln geworden sind und quer gegen einander liegen, breitet den Dünger darüber aus, und bedeckt solchen wieder mit der ausgegrabenen Erde. Diese Art zu dün-

düngen soll von rechts wegen alle Jahre wiederholt werden.

2. Man fährt fort die nöthigen Weinpfähle, Stäbe und Latten anzuschaffen, und die Zäune, Planken und Geländer auszubessern.

3. Man muß sich bey guter Zeit nach Arbeitern umsehen, und wegen des Lohnes mit ihnen überein kommen.

4. Wenn man neue Weingärten anzulegen gesonnen ist, muß man jezt das Erdreich an feuchten Orten wohl umgraben.

5. Kann man auch schon um die Mitte, oder gegen das Ende dieses Monats in warmen und gegen die Sonne gelegenen Weinbergen die Reben beschneiden, und darf man sich von einem noch liegenden Schnee hieran nicht verhindern lassen, wenn nur die Kälte nicht allzu streng ist, daß die Beeren von den Reben, welche im Hornungschein bey abnehmendem Monde geschnitten werden, jede nur 1 oder höchstens 2 Stinlein bekommen.

8. **In den Wäldern und Holzungen,**

kann man 1. bey anhaltendem Froste und gutem Wege noch ferner Holz zum Bauen, zum Brennen und zu allerley Geschirre, fällen. Die Alten haben geglaubt, daß das in diesem Monate bey abnehmendem Monde gefällte Holz der Fäulniß und den Würmern weniger unterworfen sey, und es daher gern bey dem Wasserbaue, zu Mühlen, Brücken, Schiffen, Flößen, u. d. gl. angewendet.

2. Muß man das gefällte Holz bey Zeiten nach Hause schaffen, und das Gehau wohl ausräumen, damit das Wachsthum des jungen Holzes nicht gehindert werde.

3. Die ausgeräumten Gehaue muß man sogleich durch Pflügen oder Umhacken zu der vorzunehmenden Frühjahrssaat zubereiten lassen.

Dieses Zubereiten ist nur von demjenigen Boden zu verstehen, welcher mit Moos und Gras gänzlich überzogen ist; alsdann ist das Aufreißen und Umackern einer solcher verwilderten Gegend um so nöthiger, weil sonst der ausgestreute Same nicht aufgehen könnte. Da nun diese unumgängliche Nothwendigkeit Kosten verursachet, so handelt ein Förster weit besser, wenn er sogleich, nach vollbrachtem Gehau und dessen Räumung, mit dem dahörigen Samen diesen Boden wieder besäet, ehe das bey langer Verzögerung darauf wachsende Gras und Moos solches überziehen kann. Denn, ließe er den Wiederanbau auch nur 3 oder 4 Jahre anstehen, so würden das bloße Umreißen und Umackern, und die darauf verwendeten Kosten, vergebens seyn; alsdann müßte er schon trachten, die Wurzeln des Unkrautes und Grases gänzlich zu vertilgen, sonst würde ihm das in kurzer Zeit wieder zu einer ansehnlichen Höhe hervor wachsende lange Gras, seine nur langsam wachsende junge Stämmchen ersticken.

Wollte man man aber dergleichen durch Vernachlässigung des Försters verwilderten öden Holzschlag, dem allen ungeachtet bevölkern, so kann solches auf zweyerley Art geschehen. Die erste, und wenn der verwilderte Platz nicht gar zu groß, die leichteste, ist diese: man untersucht die Beschaffenheit des Bodens, und pflanzt auf selbigen junge und zu dem Boden schickliche Stämme. Die zweyte, aber mit vielen Kosten und Mühe verknüpfte Art, ist diese, daß man den Boden von allem Grase und Unkraute, mit samt den Wurzeln zu säubern suchet, auch demselben eine solche Zurichtung giebt, daß nicht das mindeste in dem Boden zurück bleibe, welches wieder hervor schlagen, und durch seinen geschwinden Wuchs den jungen Anflug ersticken könne. Diese schwere Zubereitung erfordert 1) ein dreymaliges Umackern; nämlich a) in der größten Sommerhitze, b) kurz vor dem Winter, und c) in diesem Monate; alsdann wird im Frühjahre der Holzsame darauf gesäet. Durch solches Umackern werden die Wurzeln zur Fäulung gebracht, die Rasenfilzen selbst aber zerrissen und mürbe gemacht. Doch auch diese beschwerliche Zurichtung findet nur in einer Gegend Statt, wo die Art des Landes nicht so leicht und geschwinde wieder beraset. 2) Wird auch auf einem solchen verwilderten Platze der Rasen mit einer Haue abgeschärft oder abgeschält, wie solche du Hamel vorschlägt. Diese Abschärfung wird auch vermittelst eines besonders hiezu verfertigten Pfluges, welchen die Franzosen Degazonneur nennen, und den man im VI. Th. S. 598, beschrieben und abgebildet findet, unternommen, und

nachher von dem Gehaue die gl[illegible]geschälten Rasenstücke geräumt und abgeführt, [illegible]durch die Graswurzeln größten Theils ausgerottet. [illegible]Werden auch die abgeschärften Rasenstücke auf dem [illegible]ge selbst verbrannt, wie im VI. Th. S. 601, fgg. gez[illegible]worden ist. Die hiedurch entstandenen Aschenhaufen streuet man, gleich einem andern Dünger, über den abgeschärften Platz, läßt diesen sofort umackern, und verrichtet nach geschehener Zubereitung die Holzsaat. Diese Zurichtung eines verwilderten Gehaues bringt einen beträchtlichen Nutzen, weil dadurch der Same und die Wurzeln des Grases und Unkrautes ganz sicher vertilget und ausgerottet werden, durch ihre Asche aber der Boden zugleich auf das herrlichste gedünget und fruchtbar gemacht wird.

4. Kann auch die Einsammlung der Fichten- und Kieferzapfen, wie im Januar geschieht, fortgesetzt, und die Aufbewahrung derselben an einem trocknen Orte besorget werden.

9. Die Viehzucht betreffend,

kann man 1. das den Winter über geschlachtete oder auf andere Weise abgegangene Vieh, an Pferden, Ochsen, Kühen, Schafen, Ziegen und Schweinen, durch gute Stücke wieder ersetzen, weil dieselben nunmehr, gegen den Sommer zu, leichter zu erziehen und zu erhalten sind.

2. Man kann fortfahren Schweine zu mästen, und von den um diese Zeit fallenden Ferkeln die schönsten aufzuziehen; denn diese kommen besser fort, als diejenigen, die vorher bey größerer Kälte geworfen worden sind. Damit sie nun der Milch vergessen, und bald wachsen, muß man ihnen gleich Anfangs Brod und Gerste vorwerfen.

3. Die Siede für die kalbenden Kühe muß man etwas bessern, auch des Nachts fleißig auf sie Achtung geben lassen, und ihr Saufen warm machen, und mit Kleyen, Trebern, Rüben oder Kraut vermengen, damit sie Milch bekommen, und die Kälber besser säugen können. Man giebt auch den tragenden Kühen, besonders den Erstlingen, gern 3 oder 4 Wochen vor dem Kalben

ben, über den andern Tag lauliche Getränke von Rockenmehl oder geschrotner Gerste, mit einer Hand voll Salz.

4. Die Zuchtkälber müssen in der sechsten oder siebenden Woche, und zwar, wie man dafür hält, an einem hellen Tage abgesetzt werden. Man pflegt dieselben sowohl, als die Ferkel, vor dem Absetzen im letzten Mondesviertel, und wenn die größte Kälte schon vorüber ist, schneiden zu lassen.

5. Mit diesem Monate muß man aufhören, die Schafe auf die Saatfelder zu treiben, und unterdessen füttert man sie des Tages nur einmal. Auch hat man überhaupt jetzt auf die Schäfereyen wohl Achtung zu geben, weil in diesem Monate die Lammzeit angeht; daher muß man ihnen, um des Düngers sowohl als um des Viehes willen, fleißig unterstreuen, und die Ställe noch immer wohl warm halten. Man muß ihnen noch, hauptsächlich denen, welche säugende Lämmer haben, das Futter verbessern, und, anstatt des Laubes und Strohes, gutes Heu vorwerfen. Wo man aber nicht viel Heu hat, muß man ihnen das geschnittene Stroh, wenn man es vorwerfen will, mit Salzwasser befeuchten. Weiße Rüben, oder, in deren Ermangelung, Möhren in grobe Stücke zerschnitten, sind den säugenden Schafen ebenfalls zuträglich, weil sie die Milch vermehren. Wenn genugsamer Platz vorhanden ist, kann man die tragenden Schafe von den Widdern und Hammeln sowohl, als von den gelten Schafen, absondern; wenigstens muß man diejenigen, welche Lämmer haben, von den tragenden entfernen, denn sie werden bey der Fütterung, aus Liebe zu ihren Jungen, gern eifersüchtig, und könnten denselben durch Stoßen leicht Schaden zufügen.

6. Wenn dieser Monat ungewöhnlich warm ist, müssen hauptsächlich diejenigen, die keinen Ueberfluß an Futter haben, mit demselben sparsam umgehen, weil

gemeiniglich ein Nachwinter kömmt, da man mehr Futter nöthig hat. Doch darf man das Vieh keinen Hunger leiden lassen, zumal, da auf die Fütterung in diesem Monate, in Ansehung des Zunehmens des Viehes sehr viel ankömmt.

6. Das gemästete Vieh muß man vor Eintritt der Fastenzeit zu verkaufen suchen, damit man es die Zeit über nicht unnützerweise füttern dürfe.

10. Was insonderheit die Pferde betrifft,

ist, nebst demjenigen, was im Jnuar davon erinnert werden wird, noch zu bemerken, daß man

1. auf diejenigen Stuten fleißig Achtung gebe, welchen das Euter zu wachsen anfängt, weil dieses überhaupt, und insonderheit bey denen, die zum erstenmal belegt worden sind, eine Anzeige ist, daß sie bald fohlen werden.

2. Die gelten Stuten, welche künftig bedeckt werden sollen, muß man nicht überfüttern, damit sie nicht zu fett werden; man muß ihnen vielmehr am gewöhnlichen Futter abbrechen, sie vorher wohl purgiren, und ihnen zur Ader lassen.

3. Dem Beschäler hingegen muß man sein Futter mit solchen Kräutern vermengen, welche ihn zum Springen muthig machen.

11. Bey dem Federviehe,

muß man 1. die Hühnerhäuser und Taubenschläge reinigen, und diesen Mist zum Dünger anwenden; ingleichen die Ställe, Nester und Kübel der Gänse, Enten und andern Geflügels, reinigen.

2. In die Hühnerhäuser muß man Nester setzen, damit nicht, in deren Ermangelung, die Hennen ihre Eyer vertragen.

3. Nicht weniger muß man auf die Gänse Achtung geben, weil dieselben um diese Zeit zu legen anfangen.

4. In diesem und dem folgendem Monate soll man das brütige Vieh ansetzen, damit man auf künftigen

Herbst

Herbst und Winter sowohl die Küche, als den Markt wieder versehen könne.

5. Die Hühner müssen warm, und wohl im Futter gehalten werden. Auch muß man jetzt die Kapaune mästen und stopfen.

6. Wenn man den Winter über nicht gern Aenten halten will, ihrer Gefräßigkeit wegen, kann man zu Ende dieses Monats Aenteneyer kaufen, und den Hühnern unterlegen, welche sie so gut, als ihre eigene, ausbrüten.

12. Bey der Bienenzucht,

kömmt auf das Verlusten der Körbe und Stöcke vieles an, daß nämlich die Blechscheiben und Drathschieber des Nachts offen seyn, den Tag über hingegen vorgezogen werden. Sonst schaffet man jetzt noch Körbe oder Stöcke an, oder auch lange Kasten, die aus vier Bretern zusammen geschlagen sind, wie es die Gewohnheit in einigen Gegenden mit sich bringt. Weil in diese Zeit das Bienengewirk noch hart, und mit keinem neuen Zusatze, auch mit keiner Brut vermehrt worden ist, so werden um Lichtmesse noch immer Bienen verkauft und verführet: sobald aber die Eller- und Haselstaude blühet, fangen die Bienen an, bey gelindem Wetter einzutragen, und alsdann wird das Transportiren derselben aus einer Gegend in die andere, schwerer. Ehe die Bienen auszufliegen anfangen, ist es nöthig und gut, in gewissen Jahren die Bäume von der übermäßigen Menge der Raupennester zu reinigen, weil sie gleich Anfangs vielen Kitt oder Stopfwachs von den ausbrechenden Knospen derselben zusammen tragen. In diesem und dem folgenden Monate fangen die Weiser auch an, schwach und krank zu werden, und einige Stöcke verlieren sie gar.

In den Wäldern werden im Februar und März Beuten gemacht, aber nicht leicht später, weil die Bäume davon bald verdorren. Sie müssen, von ihrer

Verfertigung an, ein ganzes Jahr offen stehen und völlig austrocknen, wenn das Gewirk nebst dem Honig darin nicht schimmeln soll, wie bey den Erdbienen geschieht.

13. Bey der Fischerey,

muß man 1. noch immer fortfahren das Eis in den Teichen und und Behältern bey dem Ablasse fleißig aufzuhauen, damit das den Fischen schädliche Schneewasser sich verlaufen könne.

2. Ueberdem muß man aber auch hin und wieder große Wuhnen oder Luftlöcher in das Eis machen, weil diese Zeit den Fischen die gefährlichste ist.

3. Man continuirt mit der Fischerey, und mit dem Aushauen des Schilfes.

4. Fischgruben und Fischkasten soll man jetzt ausräumen, und das nöthige Fischergeräth wohl untersuchen, damit man zu der heran nahenden Fischerey sich desselben bedienen könne.

5. Man kann jetzt anfangen auf großen Seen zu fischen, wo die kleinen Wurfnetze nicht hinlänglich sind, zu Ende dieses Monats aber auch auf tiefern stehenden Wässern, wenn kein Eis mehr vorhanden ist.

6. Der Lachsfang, welcher bis Jacobi dauert, und die Hechtfischerey kann nun ebenfalls vorgenommen werden, denn die letztern sind in diesem Monate am besten.

7. Wenn es die Kälte zuläßt, kann man die Teiche im letzten Mondsviertel mit dreyjähriger Brut besetzen; sollte aber das Eis daran hindern, so verschiebt man es auf den nächsten Monat.

14. Bey der Jägerey und dem Weidwerke,

hat man folgendes zu beobachten.

1. Muß man bey hartem Winter das Wild in den Wäldern sowohl als in den Thiergärten, mit Heu; die Schweine, weil sie nun mager sind, mit wildem Obste oder Eicheln, und die Rehe mit Haberstroh füttern.

2. Den

2. Den Wölfen kann man bey frischem Schnee auf ihrer Spur nachgehen, und selbige fangen, weil sie jetzt dem Wildbrete großen Schaden thun.

3. Die übrigen Raubthiere, als: Marder, Fischotter, Katzen, Iltisse ꝛc. soll man vollends auszurotten suchen, weil zu dieser Zeit ihre Bälge noch zu gebrauchen sind.

4. Füchse und Hasen können zu Anfange die Monats noch gejaget werden, weil sie im Schnee leicht zu spüren sind; nachher aber weiter nicht, weil sie anfangen zu rammeln.

5. Weil die Raubvögel jetzt auf ihrem Wiederstriche sind, muß man ihnen mit Habichtsgarnen und Fängen oder Körben fleißig nachstellen, ehe sie sich begatten, und Horste oder Nester machen.

6. Jetzt kann man auch noch bey Schneewetter die Rebhühner mit dem Schneegarne fangen, man muß dieses aber in kurzer Zeit einstellen.

7. Ungeachtet jetzt die kleinen Vögel in großer Menge und leicht zu fangen sind, weil sie sich bey kalten Wetter gern zusammen und bey den Scheunen aufhalten, so wird solches doch, bey wohleingerichteten Wirthschaften, von Fastnacht an bis Johannis nicht erlaubet, sondern vielmehr ernstlich verboten, und den Vögeln der Wiederstrich frey gelassen.

15. Zu Hause,

kann man nun 1. das übrige Getraide vollends ausdreschen lassen, weil man nicht nur in kurzem andee Feldarbeit vorzunehmen hat, sondern auch die Ratze und Mäuse großen Schaden in den Scheunen anrichten können, wenn man ihnen nicht dadurch zu vo kömmt, und ihnen mit Gift und Fallen fleißig nachstellet, ehe sie sich zu stark vermehren.

2. Muß das schon auf dem Boden liegende Getrait noch ferner fleißig umgestochen werden.

3. Das Samengetraide, welches man im künftigen Frühjahre säen will, muß jetzt wohl gesäubert und vom Unkraute gereiniget werden.

4. Bey gutem Wetter kann man auch in diesem, wie im vorigen Monate, Getraide in Vorrath mahlen lassen; man muß dasselbe aber vorher von allem Staube reinigen, ja wohl gar abwaschen, zumal wenn das Mehl lange liegen soll, weil es sonst im Sommer leicht Schaden nimmt.

5. Das zum Verkauf bestimmte Getraide kann man nun ebenfalls zu Markte führen.

6. Nicht weniger auch Malz in Vorrath und auf das Lager machen, und dasselbe dünn aufschütten.

7. Kann man anfangen das Lagerbier zu brauen, weil sich das in diesem Monate gebrauete Bier am besten hält.

8. Den Wein soll man an einem hellen und trocknen Tage abziehen, damit er fein frisch in die Stück- und Lagerfässer gebracht werden könne. Einige wollen, man solle dieses vornehmen, wenn der Mond im letzten Viertel ist, und ihn im zunehmenden Monde aufrühren, damit er nicht zähe werde.

9. Weil die Kälte dem Weine schädlich ist, so müssen in diesem, wie im vorigen Monate, die Thüren und Luftlöcher der Keller wohl mit Strohdecken verwahret werden; doch darf man auch keine Gluth oder Kohlenfeuer in dieselben setzen, noch weniger Talglichter darin auslöschen; weil der Wein diesen Gestank vertragen kann.

10. Kann man jetzt auch Oehl zum Brennen sowohl, als auch zur Wagenschmier, aus Rübsen und ausgesiebtem Lein schlagen.

11. Alles Feld- und Ackergeschirr, als: Egen, Pflüge, Walzen, und andere zur Feldarbeit gehörige Geräthe, muß man ausbessern, oder, so es nöthig, neues an-

anschaffen, damit man bey der bevorstehenden Feldarbeit in nichts gehindert werde.

12. Kann man auch Häckerling in Vorrath schneiden, Strohbänder machen, und überhaupt alles nachholen, was im vorigen Monate verabsäumet worden ist, oder wegen der Witterung nicht hat vorgenommen werden können.

13. Muß eine fleißige Hausmutter den bereits gebrochenen Flachs hecheln, das den Winter über gesponnene Garn in diesem Monate einäschern, und alsdann wohl ausfrieren lassen, weil dieses Garn sowohl im Weben als Bleichen besser ist. Die hiezu gebrauchte Asche kann man sodann an die alten Bäume schütten, doch ohne die Stämme und Wurzeln zu berühren.

14. Die Mägde können sich bey Abendzeit mit Spinnen und Federschleißen beschäftigen; die Knechte aber können Holz spalten, Holzstöße setzen, und andere dergleichen häusliche Arbeit verrichten.

15. Das eingesalzene Fleisch muß jetzt in den Rauchfang gehänget, und ein Rauch von Wachholdern darunter gemacht werden.

16. Den Wurzeln, Pflanzen und andern Erdgewächsen, welche zum Samentragen, oder in anderer Absicht, im Keller in Sand eingeschlagen sind, muß man fleißig nachsehen, daß sie nicht von den Mäusen angefressen, oder von der Fäulniß angegriffen werden.

16. Bey der Küche,

kann man sich jetzt mit Fastenspeisen versehen, imgleichen Rapunzeln und Brunnenkresse einsammeln, welche letztere nun am besten ist.

17. In Ansehung der Witterung,

behält dieser Monat die Neigung des vorigen bey. In den ersten Tagen kommen gemeiniglich Schneegestöber, harte Kälte und stürmisches Wetter, besonders wenn der Januar sanft und gelinde war. Der zweyte,

oder Lichtmeß, ist kritisch; denn wenn er schön ist, sagt man, so sind wir in der Hälfte des Winters; ist er hingegen regenhaft, so scheint der Winter zu Ende zu gehen. Die Kälte ist in diesem Monate nicht mehr so anhaltend, und eine gelindere Luft fängt allmählich an die Wirkung der höher steigenden Sonne zu entdecken. Der Frost dieses Monats wird eben so, wie im vorigen, durch Süd- und Ost-Winde verursachet. Bey gelinden Tagen hingegen wehet der Westwind, und erreget zuweilen eine frühzeitige Frühlingswärme, welche auch manchmal mit Südwind kömmt, wenn der Winter in den dortigen Ländern nachgelassen hat. Zu anderer Zeit aber, insonderheit bey unbeständigen Wintern, stürmet der Westwind sehr, und bringt gemeiniglich Regen. Bey eben diesen Wintern fängt auch der Nordwind an zu wehen, und bringt oft nach gelindem Wetter den Frost wieder, nebst vielem Schnee. Denn, wenn jetzt das Land bey gelinden Tagen bereits mehr erwärmt worden ist, die See aber indessen ihre vorhin noch behaltene Wärme nach und nach verloren hat, so wird die Luft über der See viel kälter, als über dem Lande; und nach der Größe dieses Unterschieds richtet sich die Empfindung der Kälte, welche der Seewind auf das Land führt. Doch bey andern, insonderheit langen Wintern, wird der Nordwind zuweilen in diesem Monate noch eben so wenig, wie in dem vorigen, verspüret; und wenn er alsdann wehet, ist er doch, aus vorhin gedachter Ursache, viel kälter, als im Januar, weil die See durch die Länge des Frostes mehr erkaltet ist. Sonst ist der Februar gemeiniglich nässer, als der Januar; doch hat dieser Monat mit unter auch schöne Tage.

Man kann aus der Witterung des Januars nicht urtheilen, wie der Februar seyn werde; denn zuweilen sind sie beyde kalt, zur andern Zeit beyde gelinde, oder auch einer von diesen Monaten kalt, und andere gelinde gewesen.

18. We-

18. Wegen des Jahres und der Früchte Gedeihen,

hat man folgende Bemerkungen.

1. Wenn, absonderlich um Lichtmesse, sich eine allzu frühzeitige Wärme einstellt, folgt gemeiniglich eine harte Kälte darauf, und dauert vielmals bis Ostern. Daher sagt der Landmann: Wie lange die Lerche vor Alt-Lichtmesse singet, so lange soll sie auch hernach schweigen. Imgleichen: Wenn es auf den Lichtmeßtag hell und schön ist, bleibt der Dachs im Loche; denn er spüre, daß noch Kälte vorhanden ist; wenn aber an solchem Tage ungestümes, mit Regen und Schnee vermengtes Wetter sey, so krieche er heraus, weil er keinen Winter mehr fürchte. Die Schäfer geben auf den Lichtmeßtag sehr wohl Acht; und wenn Vormittags die Sonne scheint, so sagen sie: Sie wollen lieber den Wolf in den Stall kommen sehen, als die Sonne; denn sie befürchten einen starken Nachwinter, und müssen also noch lange füttern.

2. Was für ein Frost d. 22. Febr. am Tage des heil. Petri Stuhlfeyer, gefallen ist, dergleichen sollen noch 10 fallen.

3. Wenn es d. 24. Febr. am Tage des heil. Matthias friert, sollen noch 40 Fröste fallen. Ferner sagen die Alten: Matthias, findt er Eis, so bricht er Eis; findt er keins, so macht er eins.

4. Wie die Witterung in den letzten Fastnachtstagen ist, so soll solche auch in den Ostertagen seyn.

5. So viel Nebel in diesem Monate fallen, so viele Platzregen sollen im Sommer kommen.

6. So viel Thaue vor Ostern fallen, so viel Reife sollen nach Ostern, und so viel Thaue im August fallen.

7. Wenn die Sonne am Fastnachtsdienstage schön aufgeht, soll die Frühsaat wohl gerathen; und wenn sie an diesem Tage früh hervor scheinet, soll es eine künftige trockne Aernde geben.

8. Wenn

8. Wenn die Fastnacht gut Wetter hat, sollen, wie die Meklenburger sagen, die Erbsen wohl gerathen.

9. Wenn zu dieser Jahrszeit, und sonderlich zu Ende des Monats, die Nordwinde stark wehen, soll ein fruchtbares Jahr erfolgen. Daher der Landmann sagt: Er wolle lieber um diese Zeit einen hungerigen Wolf, als einen Mann in bloßen Hemde auf dem Felde arbeiten sehen.

10. Endlich hat auch der Landmann die Regel: Wenn die Mücken im Hornung spielen, folgt gern ein Schafsterben. Dieses will sagen: das nach der Wärme dieses Monats öfters noch anhaltender Frost und Kälte erfolgen.

Fecher, s. Fächer.

Fechsen, Fechser; s. Fächser.

Fechten. 1. Sich des Degens oder Schwerts, und in weiterer Bedeutung auch des Feuergewehrs sowohl zum Angriffe, als zur Vertheidigung, bedienen, streiten; in welchem Verstande dieses Wort nur noch in der edlern Schreibart von Soldaten üblich ist.

2. In engerer Bedeutung, den Degen zur Vertheidigung und zum Angriffe geschickt zu führen wissen, in welchem Verstande doch dieses Wort nur alsdann gebraucht wird, wenn dieses Fechten zur Uebung geschieht.

3. Betteln, eine im gem. Leben, besonders unter den Handwerksburschen übliche Bedeutung. Fechten gehen, betteln gehen. Dieser Gebrauch stammet von der ehemaligen Gewohnheit her, die Soldaten nach geendigtem Kriege allemal abzudanken, da dann viele derselben unverschämte Bettler wurden, welche ihre ungestüme und gewaltthätige Betteley mit dem anständigen Namen des Fechtens zu bemänteln suchten; s. Th. XXI, S. 511.

Von dem Fechten der Handwerksbursche, s. No. 7 der Eisenach. gel. Nachr. v. J. 1752.

Fechter-Spiele, bey den alten Römern, Ludi gladiatorii; s. unter Kampf-Spiel.

Fe-

Feder, (*) L. Penna, Pluma, Fr. Plume. I. Eigentlich, diejenigen leichten, elastischen Körper, womit die Vögel und das Federvieh bekleidet sind.

1) In dem eigentlichsten Verstande. Da die Federn einen der vornehmsten äußern Theile an den Vögeln und dem Federviehe ausmachen, und zu ihrer Bedeckung und dem Fluge nöthig sind, auch überdieß eine so künstliche, von der Weisheit des Schöpfers zeugende Einrichtung haben: so sey es mir erlaubt, einige Betrachtungen darüber voran zu schicken, ehe ich von ihrem ökonomischen Nutzen und Gebrauche handle.

Man wird schon den Begriff der Federn haben, wenn man darunter diejenigen äußern Theile an dem Körper eines Vogels versteht, wodurch sowohl der Leib bedecket, als insbesondere das willkührliche Schweben in der Luft vornämlich verrichtet wird. An den Federn unterscheiden sich von selbst zwey Stücke: der Kiel, und die Fahne. Jener ist der längste und stärkste Theil der Feder, welcher durch die Fahne hindurch geht; diese aber ist das breite Gewebe, welches zu beyden Seiten des Kieles angewachsen ist. Der größte und vornehmste Theil der Feder ist folglich das Mittelstück oder der Kiel, an welchem wiederum das Untertheil und das befahnte Obertheil zu merken sind. Das Untertheil ist durchsichtig und fast bis auf die Hälfte in Fleisch und Haut eingewachsen. Mann nennt es die Spuhle, L. Calamus; und diese besteht

(*) Dieses Wort lautet bey dem Notker Federa, im Angels. Fether, Fyther, im Nieders. Fedder, und in einigen weichern Mundarten mit der gewöhnlichen Ausstoßung des d Färe, im Isländ Fiödur, im Schwed. Fjäder, im Engl. Feather, im Dän. Fiär, im Böhm. Pero, welche alle mit dem Griech. πτερον, gleichsam πετερον, genau überein kommen. Wenn man die letzte Sylbe als die Endung — er betrachtet, welche gemeiniglich ein Werkzeug andeutet, so bleibt zur Aufsuchung des Stammes nur die Sylbe Fe, oder Fed übrig, welche uns auf das Wort wehen oder wegen, movere, leitet. Feder würde also ein Werkzeug des Fliegens, oder in weiterer Bedeutung der Bewegung, bezeichnen. S. Wage, Wehen, u. s. f.

steht aus einer Pergamentartigen, harten, zähen, dünnen, leichten, und doch sehr festen und starken Röhre. Am Ende, wo sie zu innerst im Fleische steckt, hat sie eine kleine Oefnung, wodurch die Nahrung zu ihrem Wachsthume hinein treten kann. Von dieser Oeffnung hebt sich ein durchsichtiges Mark an, welches die Oeffnung füllet, und mitten durch die Spuhle bis an den obern Kiel geht. Betrachtet man diese Spuhlen in ihrer Vollkommenheit, so wird man daraus ein unnachahmliches Meisterstück der Natur gewahr. Sie sind zum Fluge der Vögel unentbehrlich, und befördern denselben auf die beste Art. Denn sie sind zugleich leicht, und doch vermöge ihrer Verbindung und Figur so stark, als zu ihrer Bewegung nöthig ist. Die Figur der Spuhle ist ziemlich rund, und die Materie so fest, daß sie sich nicht leicht zusammen drücken läßt. In der Spuhle liegt das Mark; es ist so stark, daß es den Kiel inwendig am Flügel fest halten kann, und doch ist es dabey ungemein leicht. Es besteht aus einer Menge häutiger Trichterchen, und enthält den Nahrungssaft, welcher in denselben zubereitet, verdünnet und vertheilet wird, wodurch die Feder zu ihrer Vollkommenheit gelanget. Denn so bald die Federn am Vogel wachsen; so ist die Spuhle an ihnen das erste, was in der Haut des jungen Vogels zum Vorschein kömmt. Der Schaft, L. Rachis, ist länger als die Spuhle, in großen Federn wohl drey bis fünf, in kleinen fast zehnmal so lang, als diese. Nach dem äussersten Ende wird er immer kleiner, bis er sich endlich ganz verliert. Er ist undurchsichtig, viereckig, besteht rings herum nicht aus einerley Materie, sondern ist zu beyden Seiten mit einer Fahne besetzt. Der Rücken oder die Oberseite des Schafes ist von gleicher Materie und Stärke, und rundlicher Gestalt wie die Spuhle. Die Unterseite, welche im Fliegen nach der Erde zu gekehrt ist, hat nur zween Streifen von eben der starken festen Materie. Die mittlere Vertiefung oder Rinne fällt

nicht

nicht so stark, viel weniger die beyden übrigen Seiten. Das Mark inwendig im Schafte ist von einer weißen, leichten elastischen Materie zusammen gesetzt, welche das Innere ganz ausfüllet, und die Seiten dermaßen von einander hält, daß sie kaum mit den Fingern einzudrücken sind. So lange die Federn wachsen, ist dieses die Vorrathskammer des Nahrungssaftes, der dadurch geseihet und so zubereitet wird, wie ihn die übrigen Theile umher erfordern. Der Schaft giebt der Fahne Ursprung, Nahrung, Festigkeit und Nutzbarkeit. Selbst die Spuhle muß dem Schafte die Nahrung vorbereiten, und ihm Festigkeit, Stärke und Elasticität verschaffen. Die Härte, die Glätte und die gewölbte Figur der Oberseite dienet vortrefflich, den Druck der obern Luft zu vermindern, und die Bewegung der Schwungfedern nach aufwärts zu erleichtern. Die Unterseite mit ihren starken erhabenen Rädern, dienet zuweilen zur Wehr, oder zum Schlagen mit den Flügeln. Mehrentheils muß diese Seite den Widerstand der untern Luft im Fluge überwinden, und dieselbe sowohl in der mittlern Vertiefung in die Enge bringen, als auch zu den Seiten an die Fahne vertheilen. Im übrigen ist der Schaft nach den Grundregeln der Werkzeuge des Fluges weislich eingerichtet; er ist so leicht, als es, der erforderlichen Stärke unbeschadet, immer möglich gewesen ist. An der Fahne erblicken wir zwo Seiten, die vordere und hintere. Jene ist die, welche im Fluge nach dem Kopfe zu gekehret wird, und immer schmäler oder kleiner bleibt, als die andere hintere, welche im Fluge nach dem Schwanze gerichtet ist, und stets breiter und größer, als die erste, ausfällt. Die Bildung hat in beyden viel ähnliches; denn sie bestehen nicht aus einen Stücke, oder aus einer einzigen Haut, sondern aus vielen an einander gefügten Blättchen, welche dünn, steif, und dem Wesen nach kleine Federn sind. Sie wachsen zu beyden Nebenseiten des Schaftes nahe an einander, sind am

Schafte etwas breiter, aber gegen das Ende immer schmäler und spitziger. Sie sind beyderseits so wohl geschlossen, daß weder die Luft durchwehen, noch man auch durchsehen kann.

Die Federn bestehen aus einer fetten Materie, die nicht nur sehr leicht Feuer fängt, brennt, und einen öhlichten, schwefelichten, übeln Geruch giebt, sondern auch das Wasser abzuhalten geschickt ist, damit sie nicht leicht naß werden. Nun haben die Vögel gewöhnlichermaßen in der Luft vom Feuer nichts zu befürchten, und sie scheuen auch von Natur das Feuer; aber desto mehr sind sie gegen die Nässe in der Luft und im Wasser zu verwahren gewesen; und dieses ist durch die Federn geschehen. Wenn daher gleich Regentropfen auf den Vogel fallen, so kann er sie abschütteln, solchergestalt trocken bleiben, und zur Noth im Regen fortfliegen. Die Tropfen hängen sich indessen zum Theil dennoch an die Härchen des Gewebes an, beschweren die Flügel, und machen ihm dem Flug etwas sauer. Daher geschieht es, daß sich die Vögel gern, dem Regen zu entkommen, an trockne Oerter, oder in Höhlen und unter die Zweige begeben, auch diesen trocknen Aufenthalt während des Regens nicht leicht verlassen. Die Schwungfedern der Flügel machen aber den Flug nicht allein aus, sondern es sind dem Vogel die übrigen Federn sowohl zur Bedeckung und Festigkeit, als auch zum Fluge, nöthig. Ich würde mich hier in die Betrachtung des Mechanismus des Fliegens der Vögel, und in eine zur Bewunderung und Anbetung der Allmacht und Weisheit des Schöpfers dahin reißende Beschreibung der mancherley Farben der Federn, mit Vergnügen einlassen, wenn ich nicht eine allzu weite Ausschweifung in das Gebiet der Naturgeschichte befürchten müßte.

Zu gewissen Zeiten des Jahres verlieren die Vögel ihre Federn, und bekommen neue, welches die Mause oder Feder-Krankheit genannt wird; s. Mause.

Der Nutzen der Federn, ist, außer den Vögeln, auch den Menschen sehr erheblich. Zuvörderst ist der gemeine Gebrauch davon schon sehr groß, den man in Betten, Polstern, Mützen u. s. w. machet, und der mit nichts ähnlichem, gleich leichtem, lockern, warmen elastischen, reinlichen, dauerhaften, auch gleich wohlfeilen, ersetzet werden kann. Daneben gebraucht man die grössern Schwungfedern zum Schreiben, zum Zeichnen, an deren statt man abermal nichts so bequemes, leichtes und wohlfeiles hat. Nächst diesem nutzet man sie zu vielen andern geringern Absichten im menschlichen Leben, zu Pinseln, Zahnstochern, zur Härtung des Stahles, Federballen, Pfeilen, u. s. w. Der Landmann macht davon Arten von Wedeln und Fegen, das Getraide damit zu reinigen und von der Spreu abzusondern, auch die Sensenspieße zu befiedern. Die andern Benutzungen derselben, zur Bekielung der Claviere und anderer musikalischen Instrumente, in den Apotheken zum Filtriren, in den Zierrathen an Köpfen der Manns- und Frauenspersonen, der Müffe ꝛc. sind nicht minder wichtig, wie aus dem Folgenden mit mehrerm zu ersehen seyn wird.

Bey dieser Gelegenheit muß ich eines besondern Vorurtheiles erwähnen, welches sehr gewöhnlich ist. Man bildet sich ein, daß Federn, die ein Pferd etwa zufälliger Weise verschlungen hat, dem Magen desselben große Beschwerden verursachen können; und es gehört mit unter die Markschreyereyen der Pferdeärzte, daß, wenn sie die Krankheit eines Pferdes nicht zu errathen wissen, sie sogleich vorgeben, das Pferd habe mit dem Futter eine Feder bekommen. Unter dieser Ursache sind sie vermögend, dem Thiere das Leben abzusprechen, und wenn sie das Glück haben es zu curiren, so wird

die Cur in das Wunderregister aufgezeichnet. Ich gebe zu, daß eine große Menge verschlungener Federn vielleicht üble Zufälle zu bewirken im Stande sey; aber wenige sind diesem Thiere gewiß unschädlich.

Erxleben Einleit. in die Vieharzneykunst, Gött. und Gotha 1769. 8. S. 429.

Hr. Lafosse hat mehr als einmal Versuche damit gemacht, und heißhungerigen Pferden unter dem Heu, Federn von verschiedener Größe mit zu fressen gegeben, die ihnen aber im geringsten nicht geschadet haben. Sie fressen wohl Federn mit ein, wenn sie auf dem Hofe herum suchen, wo Hühner gehen, und es wiederfährt ihnen nichts davon, weil eine Feder, ehe sie in die Speiseröhre kommen kann, von dem Speichel, den die Pferde allezeit im Ueberflusse haben, genug angefeuchtet wird.

S. Hrn. Lafosse Anmerk = und Entdeckungen an Pferden, in Schrebers Samml. ꝛc 4. Th. Halle 1759, gr. 8. S. 339, f.

Hr. Prof. Rollin zu Braunschweig, gab, um von der Wahrheit oder Unwahrheit dieser Sache überzeugt zu seyn, einem vollkommen gesunden Pferde, ein Paar Tage vor dessen bestimmten Ende, einige Hände voll Federn mit dem Futter zu fressen, ohne daß es davon den geringsten Anstoß einer Krankheit bekam; es befand sich im Gegentheil sehr wohl. Als dieses Pferd 36 Stunden nachher getödtet worden, hat man in dessen Magen, außer einer ziemlichen Gesellschaft von den gewöhnlichen kegelförmigen Würmern, nichts, auch nicht das allergeringste Widernatürliche gefunden, wie dann weder in dem Magen noch Gedärmen die geringste Spur der vorher ihm beygebrachten Federn mehr anzutreffen war.

Der königl. großbritt. churfürstl. braunschweig. lüneburg. Landwirthschaftsgesellschaft Nachrichten ꝛc. 2. B. 1. Samml. Zelle 1768, 8. S. 20, f.

Die Federn sind von so vielerley Sorten, als es Arten von Vögeln giebt. Also hat man Strauß-Schwan-Pfauen = Reiger = Gänse = Federn, und unzählige andere mehr. In Ansehung der Kiele, werden die Federn in Flaum = oder Staub = und Rauf = oder Schwingfedern eingetheilet. Flaumfedern (*), Fr. Duvet, poil follet,

(*) Flaumfedern, Staubfedern, Niederf. Daunen, Dunen, auch wohl als ein Collectivum, der Flaum. Das Latein Pluma ist genau damit verwandt, nach dessen Muster härtere Mundarten dieses Wort auch wohl Pflaum schreiben und sprechen.

follet, nennet man die leichtesten und weichsten Federn unten am Bauche des zahmen sowohl als wilden Geflügels, welche keine Kiele haben. Kauf- oder Schwingfedern, werden die übrigen Federn genannt, welche mit Kielen versehen sind. Fett-Federn, im Oberd. Schmalz-Federn, heißen die Federn oben auf dem Hintern; besonders bey den Gänsen, denen man sie auszurupfen pflegt, wenn man sie fett machen oder mästen will. Diejenigen Federn, womit man die Betten zu füllen pflegt, heißen Bett-Federn. Man sammlet sie von allerley Geflügeln, als Rebhühnern, Haushühnern, Tauben, u. d. gl. welche jedoch die geringsten sind. Am gewöhnlichsten nimmt man sie von Gänsen, und am seltensten von Schwänen, als deren vorn an der Brust und unter dem Bauche sitzende zarte Flaumfedern sehr rar sind, und nur für große Herren und reiche Leute kommen. Die Eiderdunnen (s. Th. X, S. 331, fgg.) werden gleichfalls nur von großen und vornehmen Herren, insonderheit zu den Reise- und Feldbetten sehr gesuchet; imgleichen die zarten Falkenfedern (s. oben, S. 148.) Wie oft des Jahrs, und auf was für Art das Raufen oder Rupfen der Gänse und Schwäne geschehen müsse, soll am gehörigen Orte gemeldet werden. Von den Gänsefedern werden sowohl die Flaum- als Schwingfedern gebrauchet. Bey letztern wird, ehe man damit die Betten füllet, entweder der weichere Theil von dem Kiele abgezogen, welches Federn reißen oder schleißen genannt wird, und sie heißen alsdann gerissene oder geschlissene Federn; oder, es wird derselbe am Kiele gelassen, und mit diesem einigemal entzwey gehacket, und werden sodann gehackte Federn genannt.

Das Federn reißen oder schleißen, ist eine Arbeit, welche man gemeiniglich den Winter über zur Abendzeit, wenn die Mägde ihre andere Arbeiten schon verrichtet haben, vornehmen läßt; da dann die Federn, wenn dieselben beym Rupfen der Gänse nicht bereits,

nach ihren Gattungen, besonders gethan worden sind, nunmehr erst sortiret, die Flaumfedern ausgelesen, die Mittelfedern aber und das grobe Gut geschlissen, d. i. das Weiche an denselben von ihren Kielen abgerissen, und jede Sorte absonderlich in Säcke oder Bette gestecket wird. Die Kiele von den gerissenen Federn werden meistentheils in die Fahrwege, durchaus aber nicht in die Mistsẗatte, geworfen, oder von armen Leuten verlanget, welche sich Kiel-Betten davon machen. Die geringen oder die schadhaft gewordenen und zum Schleissen nicht dienlichen Federn pflegt man zu hacken, und das Weiche also an den Kielen zu lassen, und dergestalt in die Betten zu füllen.

Um die Federn bequem zu reißen und zu reinigen, kann man eine große mit einem Deckel versehene Kiste machen lassen, welche in 11 Fächer getheilt ist, von welchen sich 4 kleinere an jeder Seite, an jedem Ende ebenfalls ein kleines, und in der Mitte ein größeres, befinden. Bey dieser Kiste haben 10 Personen Platz, deren jede ihre Federn aus ihrem Fache nimmt, und alle die gerissenen Federn in das große Fach werfen, oder umgekehrt. Hiedurch zeigt sich der Fleiß eines jeden insbesondere. Bey dem Herausnehmen der ungerissenen Federn aber muß man dahin sehen, daß keine unter die gerissenen kommen.

Die rechte Eintheilung der Aecker und Wiesen ꝛc. Stockh. 1757. s. Schrebers neue Sammlung. ꝛc. 8. Th. S. 676.

Jede Sorte der Federn pflegen einige besonders aufzuheben, damit sie nicht unter einander kommen, und man dieselben wieder mit großer Mühe auszulösen nöthig habe. Die Staub- oder Flaumfedern gebraucht man fast nur allein zu den Kopfkissen und leichtesten Deckbetten; insgemein aber vermenget man sie in den etwas schweren Deckbetten mit den andern subtilsten und leichtesten Federn, weil man glaubt, daß die mit Flaumfedern allein angefüllten im Winter nicht warm genug seyn. Der Mittelfedern bedient man sich zu den Polstern und obersten Unterbetten; mit den gröbern hingegen und den so genannten Schleiß- oder Schwanz-Federn füllet man die untersten und gleich auf den Stro-

sack

sack zu liegen kommenden Unterbetten an. Weil aber die neuen Federn sehr übel riechen, und nicht allzu gesund zu gebrauchen sind, indem sie noch nicht recht ertrocknet sind: so werden sie in einen Sack oder ein altes Indelt (Inled) gethan, und zwey bis drey Jahre lang unter andere Betten zu untererst geleget, und täglich fleißig aufgeschüttelt. Der Flaum wird gleichfalls in einen Sack gefasset, an die Sonne geleget, mit einem leichten Stecken des Tages zu vier bis sechs unterschiedenenmalen geschlagen und fleißig umgewendet, wovon er schön aufzulaufen pflegt.

Wie den Fettfedern der üble Geruch zu benehmen; wie die Federn, ehe man sie in die Betten stopfet, zu trocknen und zu reinigen, und was mit dem Indelt, ehe man die Federn hinein stopfet, vorzunehmen sey, ist bereits im IV. Th. S. 319 fgg. gezeiget worden.

Wenn die Federn vom Schweiße zusammen gegangen sind, oder Jemand darauf verstorben ist, ist es am rathsamsten, das Bett von neuem zu federn. In dieser Absicht läßt man die Federn etliche Wochen in freyer Luft unter dem Dache des Hauses hängen, leeret alsdann jedes Kissen besonders in einer Kammer aus, läßt das Indelt mit Lauge wohl auswaschen; die Federn aber schlägt man erstlich durch ein Sieb mit weiten Löchern (Räder, oder Reiter) vermittelst eines Federwisches, daß die subtilsten und leichtesten Federn davon stäuben, und auf einen gewissen Haufen fallen. Was aber durch die Löcher des Siebes sich auf den Boden gesenkt hat, wird durch ein anderes Sieb mit engen Löchern gerädert, und von dem beygemischten Staube und Unrathe gereiniget. Was sodann von Federn sich zusammen gebacken hat, pflegt man aus einander zu rupfen, und gleich dem vorigen durchzuschlagen, da man sie dann wieder einfasset, und den Abgang mit andern Federn ersetzt.

Von den Würmern, welche man in alten Federn findet, s. Feder-Wurm.

In Verlassenschaften gehören gerissene und ungerissen-Federn zur Gerade. Zur Zeit der Pest wird das Einbringen fremder Federn aus verdächtigen Gegenden mit Recht verboten.

Im 57. St. des preußischen Sammlers, v. 3. Febr. 1774, wird eine zum Besten der Armen-Anstalten aufzurichtende Feder- und Betten-Manufactur in Vorschlag gebracht. „Es dürfte", heißt es daselbst: „eine Manufactur, aus welcher Federn und Betten von allerley Art geliefert würden, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr einträglich seyn, da diese Waare nicht nur für die Bewohner der kalten nordischen Länder unentbehrlich ist, sondern auch wohl andern, so unter einem gemäßigtern Himmelsstriche wohnen, sehr annehmlich werden könnte. Ueberdem würde sich ein solcher um Stadt und Land, besonders aber um das Armenwesen, höchst verdient machen, der zur Vermehrung der Verpflegungsgelder für die Armen, eine solche Feder- und Betten-Manufactur zu unternehmen sich entschließen wollte. Es dürfte auch an einer landesherrlichen Bewilligung derselben, wenn davon ein mit aller Klugheit abgefaßter Plan überreichet würde, kaum zu zweifeln seyn, wo nicht noch derselben besondere Freyheiten und Vorrechte zugestanden werden möchten. Man ist in großen Städten mehrentheils verlegen, was man ganz Alten, Lahmen, Tauben, Blinden, Krüppeln, Kindern u. d. gl. in Armenhäusern und öffentlichen Anstalten, für eine Arbeit anweisen soll, wozu sie sich alle, ohne einigen Beystand der Künstler und Handwerker, ohne vorgängige Anweisung und Unterricht, ohne Werkzeuge, ohne großen Raum, Vorbereitung, Aufwand und kostbaren Vorschuß aufgelegt und geschickt befinden können. Nichts ist billiger, als daß diese Arme auch ihre wenige Kräfte zum Dienste des gemeinen Wesens, so lange es nur immer möglich ist, anwenden, und hiedurch einen Theil ihres Unterhalts selbst verdienen. Zu solcher Absicht, und um von dem kleinsten Leibesvermögen der Armen den möglichsten Nutzen zu ziehen, scheint eine Feder- und Bettenmanufactur am zuträglichsten zu seyn, die allenfalls auch aus gesammelten Armengeldern, und zum Besten der Armenanstalten, welchen der Ueberschuß zu Statten käme, errichtet werden könnte. An dem Verkehr und Absatz dieser Waare sowohl inn- als außerhalb Landes, dürfte

nicht

nicht zu zweifeln seyn. An genugsamen Materialien und Vorrath könnte es auch nicht leicht fehlen; zumal, wenn wir unsern Reichthum an Federn von nun an recht schätzen lernten. Es könnten dazu nicht allein die bisher bey uns gebrauchten Gänse- und Aenten, sondern auch die Federn von allem zahmen und wilden Geflügel, von allen Raub- und Wasservögeln, Hühnern, Sperlingen, Drosseln u. d. gl. sehr wohl angewendet werden, welche bisher größtentheils ohne alle Nutzung weggeworfen worden. Insonderheit geben uns die Federn von Falken und Nachteulen eine so angenehme Wärme, wie die von Eidervögeln. Zu dieser Manufactur könnten alle Gebrechlich, Krüppelhafte, Alte, Taube, Stumme, auch Blinde, in Gesellschaft mit andern, ihre Hand darbieten, und mit Federn lesen, sortiren, reißen, reinigen, verwahren, öftern umwenden, einpacken u. d. gl. nach Verhältniß ihres Vermögens sich beschäftigen. Vielleicht könnte diese Manufactur nach einiger Zeit einen mehrern Absatz einiger andern zur Baumwollen- und Leinweberey gehöriger Waaren befördern, wenn es vortheilhafter befunden werden sollte, ein Verkehr mit völlig zubereiteten Betten von Leinen- Baumwollen- oder Seideneinschüttung und Bezügen zu treiben, als die gerissenen, wohl sortirten, oft umgewandten und getrockneten Federn, in großen und kleinen zum Verschicken wohl eingepackten und versiegelten Portionen zu verhandeln. Es versteht sich von selbst, daß die Federn von verschiedener Art Vögeln nicht müßten vermischet, sondern eine jede Art besonders gesammelt und gerissen werden; welche verschiedene Arten von Federn auch verschiedene Arten von Betten, als: Unterbette, Pfühle, Hauptkissen, Deckbetten u. d. gl. wie auch nach Verschiedenheit der Erwärmung, Betten für den Winter und für den Sommer, für Reiche und Personen mittlern Standes, Gesinde- und Kinderbetten ꝛc. abgeben könnten. Mit dieser zum Besten der Armenanstalten aufzurichtenden Manufactur könnte nicht nur eine andere von Büschen und Zierrathen auf den Hüten und Mützen, wie auch eine von Federspuhlen, sondern auch die Verfertigung einiger andern künstlichen Waaren von Federn verknüpfet werden."

Dieses führt mich auf einen anderweitigen Gebrauch, welcher außer den Betten, von den Federn gemacht werden kann; ich meine: die Kunst, Federn zu flechten, und mancherley Kleidungsstücke daraus zu verfertigen. Wenn die Federn nur mit einiger

ger Geschicklichkeit verarbeitet werden, so haben sie eine ungemeine Schönheit, und thun eben die Dienste, als andere sehr theure Waaren. Ich erzähle hier die deshalb vom Hrn. v. B*** glücklich angestellten, und im 22. Th. des Nouvelliste œcon. & litter. à la Haye, 1758, 8. S. 148 fgg. beschriebenen Versuche, nach der im 42. St. des phisical, und öconom. Patrioten, Hamb. 1758, 4. S. 327, fgg. befindlichen Uebersetzung, zumal da sie, außer ihrer Schönheit und wohlfeilen Nützlichkeit, auch den Vortheil haben können, vielen Leuten etwas zu thun zu geben, besonders kann sich das junge Frauenzimmer zum Zeitvertreibe selbst allerley Pelzwerk und Putz verfertigen, welcher ihnen um desto besser gefallen wird, je weniger er ihnen, in Vergleichung mit demjenigen, den sie vom Kaufmanne erhandeln müßten, kosten kann.

Die vornehmste Schwierigkeit dieser Kunst besteht darin, daß man ausgesuchte Federn zu Putze oder Pelzwerke gehörig flechten lerne. Man flicht die Federn beynahe auf eben die Weise, wie die Perrückenmacher die Haare zu Perrücken flechten, und man gebraucht auch eben dergleichen Rahmen dazu. Auf diesen Rahmen spannet man die Fäden aus, und rollet sie vierfach zusammen. Hiezu können die gewöhnlichen Fäden, womit man das Tuch nähet, dienen, und ihre Farbe ist gleichgültig. Dieses ist die erste Operation, welche bey allen Arbeiten von dieser Art überhaupt nothwendig ist. Jetzt wollen wir das Verfahren bey einer jeden besondern Arbeit in der Ordnung betrachten.

Gesetzt, man wolle zum Anfange einen weißen Muff machen: so nimmt man weiße Gänsefedern von der Brust des Thieres bey dem Kropfe, weil alle Federn an dieser Stelle rund umgebogen sind, und sich also am besten zu dieser Arbeit schicken. Man nimmt sie, so viel möglich, alle von gleicher Größe, damit der Muff desto schöner und gleicher werde. Wenn die

Federn

Federn nicht weiß und rein genug sind, muß man sie erst bleichen. Man reihet sie zu dieser Absicht in kleinen Päckchen an Fäden, und hänget sie eine Zeitlang an die Sonne. Man kann sie auch mit reinem Wasser ein wenig besprengen, wie man mit der Leinwand thut, die man bleichen will, nur nicht so stark, damit das Wasser oder der Regen die Bärte nicht in Unordnung bringe, und solchergestalt die Federn verderbe. Man hängt viele Päckchen an einen Faden, und spannet denselben zwischen zween Stäbe, damit sie desto bequemer trocknen können.

Eben so kann man auch die Hutfedern, von welchen ich weiter unten sprechen werde, bleichen, wenn sie unrein geworden sind; und 7 bis acht Tage können hiezu hinreichend seyn. Wenn aber die Federn allzu schmutzig wären, so müßte man Seifenwasser dazu nehmen, wie man zum Bleichen der Spitzen gebraucht, und die Federn päckchenweise in einen neuen irdenen Topf legen, und sie 24 Stunden lang bloß auf heißer Asche stehen lassen. Hernach wäscht man die Federn, indem man sie in reines Wasser tauchet; und dann werden sie, wie oben gesagt worden ist, an der Sonne gebleichet. Auf diese Weise werden sie vollkommen weiß.

Wenn dieses geschehen ist, leget man die Federn ordentlich neben einander. Man leget jede Feder an die in Rahmen aufgespannten Fäden, so daß die Fäden diejenige Stelle berühren, wo die Bärte der Federn ihren Anfang nehmen. Die hole Seite der Feder muß nach der Flechterin hin zu stehen kommen, d. i. in die Lage, die sie auf der Brust des Thieres hat. Der Kiel dieser Feder wird unten herum gebogen, daß er bis an die Rippe derselben herum kömmt. Hernach schlinget man mit einer Nadel mit Zwirn oder Seide einen Faden darum, so, daß er zugleich die Feder und die ausgespannten Fäden im Rahmen umfasset. Mit der Nadel schlinget man eine Art eines Knotens, welcher die Feder fest hält, daß sie nicht heraus fallen oder sich verrücken kann. Denn der Knoten muß sehr fest um die

Spann=

Spannfäden angezogen werden. Die zweyte Feder wird ungefähr einen halben Zoll breit von den ersten, an eben der Flechte, eben so wie die erste, befestiget. Man leget den Kiel um, und macht mit eben der Nadel und dem Faden, den Knoten der andern Feder allezeit sehr fest, und ohne den Faden von der ersten abgeschnitten zu haben. Auf solche Weise wird die ganze Flechte mit Federn versehen; und wenn der Rahmen aus ist, so wendet man die Flechte um die Säulen des Rahmens, und flicht sie weiter, wie es die Perrükenmacher mit den Haarflechten machen.

Der Abstand von $\frac{1}{2}$ Zoll, den eine Feder vor der andern haben soll, ist keine allgemeine Regel. Man muß denselben nach Maßgebung der Länge und Breite der Federn bestimmen, und man kann sie, nach Beschaffenheit der Umstände, wohl 1 Zoll weit, und weiter, aus einander flechten, gleichwie sie auch dichter, als $\frac{1}{2}$ Zoll, beysammen seyn können, nach dem man den Muff dick haben will. Je näher die Fädern beysammen sind, und je mehr in einem Stücke Arbeit angebracht werden, desto schöner und brauchbarer wird sie. Man kann sie also nach Gefallen und nach eines jeden Geschmacke so gut machen, als es verlangt wird.

Wenn die Flechte fertig ist, nähet man sie in gleich weit von einander abstehenden Reihen auf Leinwand, welche in einen Näherrahmen eingespannt werden muß. Die Reihen müssen nach einem Lineale oder Zirkel abgemessen werden, und eben so weit von einander abstehen, als in der Flechte eine jede Feder von der andern entfernt ist, z. B. einen halben Zoll, oder mehr, oder weniger. Man muß die Flechten in der gehörigen Länge abschneiden, und sie dergestalt auf die Leinwand aufnähen, daß die Federn wie die Ziegel auf einem Dache, oder wie die Schuppen eines Fisches, über einander zu liegen kommen, und daß immer eine zwo andere zur Hälfte bedecket.

Man fängt diese Arbeit an einem Ende der Leinwand an, welche nach der Größe und Höhe, die der

Muff

Muff bekommen soll, zugeschnitten seyn muß. Man nähet mit Zwirn die Flechte auf die erste Linie fest, welche auf die Leinwand gezogen ist, und fasset mit dem Faden jede Feder und jeden Theil der Flechte dergestalt, daß er auf die Leinwand fest zu sitzen kömmt. Eben so macht man es mit der zweyten Reihe, welche auf der zweyten Linie über der ersten dergestalt angeheftet wird, daß die Federn der zweyten Flechte auf die Zwischenräume der ersten zu liegen kommen. Dieses wird auf gleiche Art bey allen übrigen Reihen beobachtet; und solchergestalt entsteht eine Art von Federdecke oder Tapete, welche dem besten Pelzwerke nichts nachgiebt, und sehr artig in das Aug fällt.

Wenn auf diese Weise das ganze Stück Leinwand mit Federflechten besetzt ist, nimmt man es aus dem Näherrahmen, und füttert es, nach Belieben, mit einem andern Stücke Leinwand, welches dergestalt darunter geheftet wird, daß die Näthe genau auf die Reihen der Federflechten passen, und sich einander decken. Hiemit ist gleichsam die ganze Arbeit vollendet. Denn die Leinwand dergestalt zusammen zu setzen, daß ein Muff daraus werde, ist etwas sehr leichtes.

Wenn man Federn von indianischen Hühnern haben kann, so lassen sich Müffe davon machen, welche wie Grauwerk aussehen, und sehr artig sind. Will man aber Desseins auf die Müffe machen, z. B. Arten von einzelnen, oder viereckig, oder in andern Formen stehenden Blumen, so verfährt man folgendergestalt. Man flicht die Federn auf eben die Weise und auf eben dem Rahmen, wie oben beschrieben worden ist; allein die Säulen des Rahmens müssen etwas höher seyn, als gewöhnlich. Um diese Säulen werden wenigstens drey und drey Fäden in gehörigen Distanzen von einander aufgezogen; und man muß solchergestalt wohl 8 bis 10 Gespanne über einander machen, so, daß die Fäden überall gleich weit von einander abstehen. Alsdann nimmt

man Federn von verschiedenen Farben, und leget sie auf einen Tisch in Ordnung, daß sie Blumen oder andere beliebige Figuren vorstellen, und klebet sie so an den Stielen mit ein wenig Wachs auf den Tisch fest damit sie nicht aus der Ordnung kommen. Wenn man verschiedene solcher Figuren auf den Tisch machet, so lassen sich mancherley Desseins aussuchen, und mit einander verbinden, und diese zeigen der Person, welche die Arbeit verrichten will, an, wie sie die Federn auf ihrer Flechte anbringen müsse, daß eben dergleichen Desseins heraus kommen. Hienächst zieht man Linien auf den Tisch, und bezeichnet durch Puncte die Gegenden, wo die Federn auf die Linien zu liegen gekommen sind. Hieraus ersieht man den Plan, wie die Federn auf den Spannfäden geordnet werden müssen, wenn sie eben das Dessein darstellen sollen, welches auf dem Tische gezeichnet worden ist. Damit aber die Puncte recht genau zutreffen, muß man mit einem Zirkel ihre Entfernung von einander auf ein papiernes Maß auftragen, und damit eben dieselben Entfernungen an den Spannfäden abmessen. Auf solche Weise müssen alle Fäden und Puncte, woran die Federn zu befestigen sind, dergestalt geordnet werden, daß sich die Puncte der einen immer zwischen die Puncte der andern, sowohl über als unter ihnen, passen. Dieses ist die Proportion und Symmetrie, welche man zu beobachten hat; und auf solche Weise kann man mit Federn von natürlichen Farben, als mit denen von indianischen Hühnern und von weißen Gänsen, kleine Rauten, Rosen, oder andere Figuren und Blumen verfertigen. An die Mitte dieser Figuren und Blumen kann man Pfauenfedern setzen, welche kleine Sonnen darin vorstellen. Man kann auch, statt der Hühnerfedern, solche von rothen Rebhühnern nehmen, oder eine Vermischung von diesen, und grünen und blauen Pfauenfedern, oder andern, machen, um die mannigfaltigsten

Desseins damit zu formiren. Diese Desseins können auf den Flechtrahmen leicht nachgemacht werden, wenn man auf einmal 9 bis 10 Flechten über einander macht, und die Anzahl der Federn genau abzählt, so wie sie auf dem Tische, wo das Muster ist, liegen. Wenn dieses geschehen ist, schneidet man die Flechten ab, und legt sie eben so auf die im Näherrahmen ausgespannte Leinwand, wie sie im Flechtrahmen auf einander folgten, damit sie auf der Leinwand eben die Figuren, als im Flechtrahmen darstellen. Hernach werden sie so, wie sie da liegen, auf die Leinwand aufgenähet, wie oben gemeldet worden ist. Alles dieses erfordert zwar einige Aufmerksamkeit, um das Dessein recht zu treffen; allein, vermittelst ein wenig Geschicklichkeit und Geduld wird man auch dafür das Vergnügen erhalten, die artigsten Sachen zu verfertigen.

Es giebt noch eine andre Manier, sich aus Federn eben solches Pelz- und Rauchwerk zu verfertigen, wie von Haaren, welches auch eben den Nutzen hat, und zu mancherley Kleidung gebraucht werden kann. Wir bewundern oft die reichen Farben der Federn an den Hälsen der wilden Aenten und an den Taubenkröpfen. Müffe, oder anderes Pelzwerk, an welchem die Federn in eben der Ordnung stehen, wie sie die Natur selbst an diesen Thieren gemacht hat, nehmen sich gewiß prächtig aus. Gewisse Damen in Paris, haben sich die Kleider mit der Haut dieser Thiere, worin ihre Federn noch steckten, verbrämen lassen; und man kann nichts schöneres sehen, als dieses. Einige Mannspersonen, welche Liebhaber von Neuigkeiten waren, haben sich Hausmützen und Winterwesten daraus machen lassen, welche ungemein ins Aug fielen. Ich will hier nur bloß anzeigen, wie man die Häute dieser Thiere zubereiten kann, ohne den Federn zu schaden.

Nachdem man die Aente oder Taube unter dem kleinen Ringe an ihrem Halse erdrosselt hat, schneidet man

die

die Haut vom Kropfe bis an den Schnabel, folglich der Länge nach, unter dem Halse auf, weil an dieser Stelle am wenigsten liegt, streift sie bis über den Kopf dicht bey den Augen und dem Schnabel ab, und sieht dahin, daß die Federn in eben der Ordnung und wohlbewahrt bleiben, wie sie von Natur an diesem Geflügel sind. Da aber diese Haut fettig ist, so hat sie eine Zubereitung nöthig, wenn sie nicht bald verderben soll. Man nagelt sie, ohne die Federn zu zerknicken oder in Unordnung zu bringen, mit kleinen Nagelzwecken auf ein reines Bret, so, daß die Federn unten kommen. Alsdann nimmt man Kalkstein, welcher an der Luft in Staub zerfallen ist, ohne im Wasser gelöschet worden zu seyn, und streuet auf diese Haut, wenn sie noch feucht ist, etwa einen Fingerdick davon auf, und läßt es so einen Monat lang darauf liegen. In dieser Zeit verzehrt der Kalk alle Feuchtigkeit der Haut, zieht alles Fett an sich, und macht sie hinlänglich geschickt, aller Fäulniß zu widerstehen, wobey sie zugleich allen übeln Geruch verlieret. Nach einem Monate streicht und reibet man die Haut, nachdem sie abgenagelt worden ist, sanft mit der Hand, damit der Kalk abgehe, und sie ein wenig geschmeidig werde. Hernach klopft man sie sanft mit einem kleinen Stecken, daß aller Staub heraus komme. Die Federn werden alle ihre Schönheit unverletzt behalten haben, wenn sie nur bey dem Aufnägeln nicht zerbrochen oder zerknickt worden sind. Wenn man nun eine genugsame Menge solcher Häute, zu seiner Absicht, z. B. zu einem Muffe, oder zu einer Kleiderverbrämung, gesammelt hat, so nimmt man ein viereckiges Stück Pappe, welches so groß ins Gevierte geschnitten ist, als das Viereck, was aus der Haut, die man vor sich hat, vollständig geschnitten werden kann, groß ist. Diese Pappe ist das Maaß, wonach man auf der Haut ein eben so großes Viereck abzeichnet, um sie nach demselben genau auszuschneiden. Man

muß

muß aber ja die Federn nicht mit zerschneiden, sonst würde alles verdorben seyn. Wenn diese Häute alle nach eben der Form ausgeschnitten worden sind, so nähet man sie mit einer feinen Handschumachernadel und Seide eben so zusammen, wie man die Handschuhe und das Rauchwerk zusammen nähet, ohne die Federn mit zu fassen, die sich von selbst dergestalt über einander legen, daß man von keiner Naht etwas gewahr wird, vielmehr alles, aus einem einzigen Stücke zu bestehen scheint: daher es sich auch von selbst versteht, daß man die Häute so zuschneiden müsse, daß die Federn insgesamt nach einerley Richtung liegen, indem sonst diese Arbeit ein übles Ansehen haben würde.

Bey der Sammlung dieser Häute ist noch eine wesentliche Beobachtung nicht zu vergessen. Sie sind nämlich nicht alle gleich gut in den Farben und Schattirungen; daher muß man sie geschickt für einander aussuchen, damit sie ein gefälliges Ansehen bekommen. Unter einer großen Menge findet man leicht solche Stücke, die sich zu einander schicken, so, daß sich die schönsten Sachen daraus verfertigen lassen. Man kann zwar bey diesem Pelzwerke die Desseins und Farben nicht so gut finden und abwechseln, als bey denen, die geflochten werden; allein, das Ganze davon wird auch desto schöner und ebener, und sieht dem natürlichen Pelzwerke ähnlicher.

Neue Invention von einem aus Federn gewirkten Zeuge, st. im 25. Vers. der Bresl. Samml. Sept. 1723, Cl. 5, Art. 2.

Unter die aus Federn verfertigten Frauenzimmerputz- und Kleidungsstücke, gehört auch der Feder-Palatin, wiewohl derselbe jetzt nicht so stark Mode ist, als der Federmuff. Man macht denselben von kleinen Bauchfedern des Straußvogels. Die Gestalt eines Palatins ist, bekanntermaßen, an beyden Enden spitzig, und nach der Mitte zu wird die Gestalt breiter, daß er also, wenn er um den Hals der Frauenzimmer liegt, einen ordentlichen abfallenden Kragen bildet, indem der Palatin nicht nur bloß zur Zierde, sondern auch zur Wärme, dienen soll. Man ordnet oder sortirt sich die vorher schwarz gefärbten Federn, und macht davon kleine

Büschel. Da die Enden spizig zulaufen, so macht man zuerst ein Büschel, welches dergestalt geordnet ist, daß die zusammen gesetzten Federn eine Spize bilden. Alsdann setzt man von beyden Seiten dieses spizigen Büschels wieder ein anderes, welche man mit einem Faden vermittelst einer Nähnadel an einander befestiget; und so fährt man fort, nach der Größe des Palatins, immer einzelne Büschel anzusezen, und durch den Faden zu befestigen. Hiebey muß man beständig darauf bedacht seyn, daß das neue Büschel von Federn die Befestigung der erstern bedecke, damit hievon nichts zu sehen sey. So wie man nun von dem ersten Ende, wo man angefangen hat, bis gegen die Mitte beständig zugenommen, und die Breite des Palatins bis dahin vermehrt hat, eben so muß man von der Mitte nach dem andern Ende auch wieder abnehmen, damit der Palatin seine gehörige Gestalt bekomme. Wenn derselbe so weit fertig ist, wird, um besserer Haltung willen, auf der untern Seite ein Band untergenähet, damit die Federn sich desto weniger losgeben können. Manchmal nähet man auch die Federbüschel, indem man den Palatin verfertiget, gleich auf das Band, welches die doppelte Mühe erspart, das Band unterzunähen. Man macht Palatine von verschiedenen Farben, besonders aber rothe, weiße und schwarze; doch werden leztere noch am stärksten gebraucht.

Endlich gehören hieher auch die Feder-Blumen, zu deren Verfertigung seit vier Jahren zu Berlin eine eigene Manufactur, so wie zu den so genannten italiänischen Blumen aus den Seidengehäusen (Cocons), errichtet worden, deren Entrepreneur ein Franzose ist. In Frankreich blühet diese Kunst schon seit 200 Jahren; denn schon zu Heinrich's IV. Zeiten, im J. 1596, erhielten diese Künstler gewisse Privilegien, welche unter Ludewig XIII. und XIV. verbessert und vermehrt wurden, so daß sie zu einer ordentlichen Innung angewachsen

sen ist, wie denn im J. 1767 zu Paris 25 Meister in dieser Kunst vorhanden waren, wovon in dem Dictionaire raisonné d'histoire naturelle ausführliche Nachricht zu finden ist.

In Berlin ist die Einrichtung manufacturmäßig getroffen, woselbst, so wie in der italiänischen Blumenmanufactur, unter einem Entrepreneur junge Frauenzimmer sich mit Verfertigung derselben beschäftigen. Da die Blumen von mancherley Farben sind, und die Federblumen die Natur nachahmen sollen, so ist es natürlich, daß die Federn, welche man zu diesem Behuf von Gänsen oder Kapaunen zu nehmen pfleget, mit mancherley Farben gefärbet werden müssen. Das Färben der Federn aber geschieht auf folgende Art.

Zum Scharlachroth nimmt man Salpetergeist, schwächet ihn mit einer gleichen Quantität durchgeseihten Flußwassers, zerläßt darin ein wenig weißen Salmiak, um daraus ein Königswasser zu machen, und thut nachher eine ganz kleine Quantität dreymal gereinigten Salpeter dazu, um die Farbe gleichförmiger zu machen. In dieses geschwächte Scheidewasser leget man etwas englisches, zu dünnen Blättern geschlagenes Zinn, welches darin aufgelöset wird. Man wirft aber das Zinn nicht mit einemmal, sondern nur immer ein Stückchen nach dem andern hinein, so, daß man nicht eher mehr hinein thut, als bis sich das erste völlig aufgelöset hat, weil sonst allzu viel rothe Dämpfe in die Höhe steigen und verloren gehen würden, wenn die Auflösung zu schnell geschähe. Da nun diese Dämpfe zur Lebhaftigkeit der Farbe vieles beytragen, muß man sorgfältig dieselben beyzubehalten suchen. Wenn die Auflösung geschehen, und die Composition fertig ist, gießt man, nachdem man viel oder wenig färben will, mehr oder weniger vollkommen klares Flußwasser in einen Kessel, und läßt es über dem Feuer laulich werden. Alsdann nimmt man 4 Theile Weinsteinrahm, und 1½ Theile Cochenille, beydes wohl pulverisirt und durchgesiebet, schüttet es in das Wasser, und verstärkt nachher

das Feuer. Wenn es zu kochen anfängt, schüttet man eben so viel von der oben gedachten Composition hinein, als man Weinsteinrahm genommen hat. Man läßt es kochen, nimmt sodann die Brühe vom Feuer, läßt sie erkalten, und gießt sie nachher auf die Federn, welche man färben will. Man läßt die Federn mehr oder weniger darin liegen, nachdem sie an Farbe dunkler oder heller werden sollen. Nunmehr haben die Federn eine ziemliche lebhafte Fleischfarbe. Um ihnen nun die gehörige Farbe zu geben, macht man eine andere Brühe von sehr klarem Wasser folgendergestalt. Man thut ein wenig Stärkmehl darein, und wenn die Brühe mehr als laulich ist, schüttet man ein klein wenig mehr, als das erstemal, pulverisirte Cochenille hinzu. Ehe die Brühe zu kochen anfängt, thut man eben so viel, als das erstemal, von vorgedachter Composition darein. Man läßt alsdann die Brühe einmal durchwallen, nimmt sie sodann vom Feuer, und läßt sie erkalten. In diese Brühe nun werden die Federn geleget, und sie bleiben so lange darin liegen, bis man glaubt, daß sie gut sind.

Da die Federn nicht in der heißen Brühe gefärbet werden können, sondern dieses kalt geschehen muß, so muß man auch allemal die Brühe etwas stärker einrichten, als wenn man Wolle färbete.

Zur gelben Farbe, kochet man, um z. B. 8 Loth Federn zu färben, $\frac{1}{4}$ Pfund Gelbholz mit 1 Loth Alaun in $1\frac{1}{2}$ Kannen Wasser; wenn es gekocht hat, gießt man es durch ein Tuch, thut 1 Loth Curcuma und 2 Loth Alaun, nebst den Federn hinein. Durch Zusetzung von etwas Fernambuck, wird es pomeranzenfarbig. Man läßt es etlichemal aufwallen.

Um die Federn blau zu färben, nimmt man auf $\frac{1}{4}$ Pfund Federn, $\frac{1}{2}$ Loth des besten Indigo, welcher hart und auf dem Bruche kupferig ist, pulverisirt ihn sehr fein, gießt $\frac{1}{2}$ Loth Vitriolöhl, nebst eben so viel Was-

ser

ser in ein Becherglas zusammen, schüttet den Indigo dazu, und rührt ihn mit einem hölzernen Spatel darunter, so wird es sehr brausen, und einen unangenehmen Geruch von sich geben. Gießt man alsdann noch ein wenig kaltes Wasser nach, so stillet sich das Brausen. Hierauf setzt man in einem irdenen Geschirre 2 Meßkannen Wasser über Feuer, schüttet obiges Mengsel, nebst den 8 Loth Federn, darein, und läßt es ein wenig sieden. Das Zugießen vielen Wassers macht lichtblau, wenigen Wassers aber dunkelblau.

Will man die Federn grün färben, so thut man in vorbeschriebene blaue Farbe, nach dem es dunkel- oder hellgrün werden soll, mehr oder weniger Curcuma. Die Curcuma wird in ein Säckchen gethan; man kann es einmal aufwallen lassen, die Federn zugleich mit einlegen, und es nachher ein Paar Stunden ohne Sieden in der Wärme stehen lassen. Zuletzt spühlt man die Federn in kaltem Wasser ab.

Oder, man nimmt 6 Loth Grünspan, und 2 Loth Salmiak, temperirt es mit gutem Weinessig, und reibet es auf einem Steine wohl durch einander; thut die Materie in ein kupfern Becken, gießt noch mehr Essig daran, thut die Federn hinein, und wendet sie oft um, bis sie schön genug sind.

Oder man siedet die Federn in Wasser von den um Michaelis gesammelten schwarzen Kreuzbeeren, und Nachtschatten.

Um dieselben schwarz zu färben, läßt man gestoßene Galläpfel mit gutem Weinessig sieden, leget die Federn hinein, läßt sie einmal aufsieden, nimmt sie sodann heraus, und leget sie in Eyweiß, welches mit Saft von wälschen Nußschalen temperirt ist, rührt sie unter einander, thut sie alsdann wieder in vorerwähntes Wasser, und läßt sie ein wenig damit sieden.

Zur Violettfarbe, nimmt man einen Topf von 2 Quart, füllet ihn mit reinem Brunnenwasser, läßt es sieden, und thut einer wälschen Nuß groß Alaun darein; nimmt alsdann $\frac{1}{4}$ Pfund gutes Fernambuckholz, und läßt es 4 Stunden lang darin sieden; nachher

nimmt man das Fernambuck heraus, thut die Federn hinein, und läßt sie so lange sieden, bis sie roth werden. Hierauf thut man ¼ Pf. Pottasche in eine Schüssel, gießt die rothe Farbe von den Federn auf die Pottasche, rührt es wohl unter einander, und läßt es zusammen erkalten; thut sodann die Federn darein, und läßt sie ein Paar Stunden darin liegen, da sie denn wohl abgespühlt, und an einem warmen Orte getrocknet werden.

So wie man überhaupt durch Zusammensetzung verschiedener Hauptfarben, mancherley Farben von allen möglichen Arten bey der Wolle hervor bringen kann, so kann man ein gleiches auch bey den Federn thun. Die unächten Farben, womit man zuweilen die Wolle färbet, können bey den Federn noch weit eher Statt finden, als dort, weil die Federn nicht so sehr einer schlechten Witterung ausgesetzt werden, wie ein tuchenes Kleid. Es pflegen auch wirklich die unächten Farben, da sie mehr Lebhaftigkeit haben, ob sie gleich nicht von langer Dauer sind, bey den Federn am meisten angebracht zu werden, weil es vornämlich hier darauf ankömmt, daß die Farben der Federn blendend und mit einem starken Lüstre in die Augen fallen.

Da man die Federn nicht auf die Art, wie die Cocons, behandeln kann, daß man nämlich denselben ihre Gestalten und Biegungen vermittelst Stanzen und Formeisen warm mittheilen kann: so braucht man auch in der Federblumenmanufactur alle diejenigen Eisen und Geräthschaften nicht, welche man zur Verfertigung der italiänischen Blumen nöthig hat, sondern die Scheere nebst der geschickten Hand der Künstlerin sind die einzigen dabey erforderlichen Werkzeuge.

Man suchet zu den Blumen die zartesten Federn aus, deren Kiel so dünn wie möglich ist, damit sich derselbe bey der ihm zu gebenden Bildung bequem biegen und handthieren lasse. Diejenige Person, welche

die

die Blätter zu einer Blume bilden will, wählet unter den also schon sortirten Federn diejenigen, welche zu der Blume, wozu sie bestimmt sind, am schicklichsten sind. Da allemal die kleinsten Blätter zu einer Blume zuerst gebraucht werden, so muß sie auch danach ihre Einrichtung treffen. Sie schneidet sich mit der Scheere jedes Blatt erst zurecht, und giebt ihm die gehörige Gestalt, die es haben soll. Alle Blumen müssen hier aus lauter einzelnen Blättern zusammen gesetzt werden. Der ganze Handgriff besteht darin, daß die Künstlerin die Haare der Federn mit der Scheere etwas kräuselt, und auch die ganze Feder, wenn es nöthig ist, gehöhlt mit der Scheere bieget, um dadurch bey denselben eine den natürlichen Blumen ähnliche Gestalt hervor zu bringen.

Gesetzt, man wollte eine Nelke machen, so muß die Person, welche die Blätter zuerst bildet, bey einer jeden Feder, welche ein Blatt vorstellen soll, mit der Scheere die äußern Umrisse zuschneiden. Nachher zackt sie die obern Umrisse nach der Gestalt einer Nelke aus; und nachdem alle Blätter zu einer Blume nach ihren verschiedenen Größen solchergestalt gebildet sind, werden solche in die Hände der Person, welche sie zusammen setzen soll, übergeben. Selbige macht sich einen Stängel von geglühetem Draht, woran sie erst alle kleine Blätter anleget, und mit grüner Seide anbindet. Sie weiß, durch eine schon erlangte Erfahrung, die Natur so viel möglich nachzuahmen, leget die Blätter nach ihrer zunehmenden Größe an, und bindet sie an den Stängel fest. Will man Knospen an die Hauptblume anbringen, so werden selbige erst besonders verfertiget, indem man sich kleine Blätter von Federn nach der gehörigen Gestalt dazu schneidet, und alsdann dieselben an einen besondern Stängel anbindet und bildet. Nachdem die einzelnen Blätter, welche die Knospen vorstellen sollen, gehörig den natürlichen Blumen gemäß an einander geleget, und mit Seide angebunden worden, werden nachher die grünen Gehäuseblätter daran geleget. Allen diesen Blättern giebt man, so viel möglich, die nöthige Wendung und Biegung, damit sich die Knospe geschlossen darstelle.

Jacobsson Schauplatz der Zeugmanufact. in Deutschland, 4. Band, Berl. 1776, gr. 8. S. 487, fgg.

Sprengels Handwerke und Künste, 15te Samml. Berl. 1777, 8. S. 300, fgg.

Von gefärbten Federn könnten noch viele andere prächtige Sachen verfertiget werden, wenn die Bild- und Malerkunst gehörig damit verbunden würde. Der König von Polen, August I. ließ für die Königin von England zum Geschenk eine vortreffliche Art Feder-Tapeten verfertigen, darin die gefärbten Federn nach Schatten und Licht sehr sauber auf Leinwand gesetzt, und die artigsten Bilder, Gemälde und Figuren vorgestellt waren. Es würde dieses eine Art der schönsten Tapeten in Winterzimmern und Cabineten für bemittelte Personen abgeben, welche ohne Zweifel so viel Liebhaber finden würden, als die unter uns bisher mit vieler Zierlichkeit verfertigten Waaren von gefärbtem Stroh, womit man jetzt Körbe, Tischblätter, Decken u. d. gl. sehr artig beleget.

Die Brasilianer wissen sich mit den kleinen Federn von mancherley Farben eine besondere Schönheit zu verschaffen. Sie bestreichen nämlich den Leib mit einem zerstoßenen Gummi, und streuen hernach die kleinen Federn darauf, welche sofort fest daran kleben bleiben. Dadurch bekommen sie ein seltsames Ansehen, indem sich, wenn sie sich im geringsten regen, alles an ihrem ganzen Leibe beweget. Dieses mag auch wohl Gelegenheit gegeben haben, daß die ersten Betreter ihrer Lande, welche keine rechte Bekanntschaft mit ihnen hatten, geglaubt haben, daß sie entweder rauch oder befiedert wären. Sie heften auch Federn aus den Flügeln rother, blauer und grüner, auch anderer buntfarbigen Vögel an einander, und machen sich Mützen oder Kronen davon, welche ihnen gewiß nicht übel stehen. Von dem Vogel Tucan nehmen sie die Hals- und Brustfedern, welche goldgelb und roth eingefaßt sind; diese lassen sie ganz trocken werden, und kleben sie mit Wachs auf beyden Backen unterhalb den Ohren, daß es scheint,

als

als ob sie, gleich den Pferden, ein vergoldetes Gebiß im Munde hielten. Wenn sie in den Krieg ziehen, pflegen sie sich am besten zu schmücken; und alsdann legen sie, außer gemeldeten Stücken, auch kurze Jupen, welche von lauter bunten Federn zusammen gesetzt sind, an. Mit diesem Zierrathe besetzen sie auch ihre Keulen und hölzerne Schwerter. Ihre Schilder, welche sie über den Achseln hängen haben, sind rings umher mit Straußfedern eingefaßt.

In Florida giebt es Künstler, welche die Geschicklichkeit besitzen, aus Flaum- und andern Federn Tapeten zu machen. Diese wissen sie mit solcher Erfindung und Ordnung zusammen zu fügen, daß man kaum in einem seidenen Stoffe mehrere Annehmlichkeiten erblicken kann.

Allg. Geschichte der Länder und Völker von America, 2 Th. Halle 1753, gr. 4. S. 402. 584.

Was den Feder-Handel betrifft, so wird ein Kaufmann, der mit allerley Federn, sonderlich aber Bettfedern handelt, ein Feder-Händler oder Feder-Stäuber genannt. Mit den Flaum- oder Bettfedern pflegen gemeiniglich die Eisenhändler en gros zu handeln; die Specereyhändler aber handeln auch mit Flaumfedern von Gänsen und anderm Federvieh, mit Eiderdunen, Falkenfedern, imgleichen mit Strauß- und Schwanenfedern.

Zu Amsterdam werden die Flaum- und Bettfedern, nach dem Centner verkauft, und ist ihr Preis zu 25 bis 58 Gulden der Centner; das Tara aber 6 pro Cent, und der Abzug für die promte Bezahlung 1 pro Cent. Der größte Handel mit den Bettfedern wird in den nordischen Ländern, insonderheit in Polen, Lithauen und Preußen getrieben; und es ist zum Erstaunen, was für eine Menge Federn nur die polnischen Juden auf die Messe nach Frankfurth an der Oder bringen, die sie daselbst centnerweise verkaufen.

Vom Federhandel, s. Jo. Joach. Bechers polit. Discurs von den Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte und Länder, Frf. und Lpz. 1754, 8. S. 1379, fgg.
Paul Jac. Marpergers Haar- und Federhandel. Leipz. 1717, 8.

* * *

2. Besondere Arten von Federn.

1) Die niederliegende Feder oder Plümage auf dem Hute der Mannspersonen, und der aufgestutzte Federbusch oder Federstrauß auf dem Haupte der Fürsten, Ritter, Cavalleristen, Schauspieler, Frauenzimmer, Pferde, imgleichen auf Baldachinen und Himmelbetten, von Strauß- Reiher- Pfauen- Kranich, und andern Federn. Die Künstler, welche dergleichen Schmuck aus Federn verfertigen, werden Federschmücker, an einigen Orten auch Federweiler, L. Plumarius, Interpolator plumarum, genannt; es haben aber dieselben, in den meisten Gegenden Deutschlandes, keine geschlossene Innung, sondern nur eine freye und künstliche Profession, welche öfters nur neben, bey und mit einer andern gelernet und getrieben wird, wie z. B. die Barretkrämer, Hutstaffirer, oder Galanteriearbeiter und Arbeiterinnen thun.

Ein Federschmücker muß nicht allein die Federn, welche er zu seinen Arbeiten brauchet, kennen, sortiren, und künstlich in ganzen Waaren, nach der Schattirung und Malerey, versetzen und fassen, sondern auch selbst zubereiten und schön färben können.

Es können die Waaren der Federschmücker nicht füglich tarirt werden, weil vielerley und künstliche Galanteriearbeit dabey vorfällt, und die Federn gar verschieden sind. Weil aber doch ehemals in Sachsen auch diese Profession besonders und häufig anzutreffen gewesen, als der Federschmuck noch mehr, als jetzt Mode war: so findet man in der churfürstl. sächsischen Taxordnung v. J. 1623, Cl. 5. von ihnen, daß ihnen jedes Ortes Obrigkeit, des Jahrs zweymal eine gewisse Taxe und Anschlag nach dem Ankaufe und den aufgewandten Unkosten machen, und solche auf einen billigen Gewinn, zum höchsten nicht über den siebenten Theil, richten solle. In Frankreich und Italien aber, sonderlich in Rom, giebt es ihrer mehrere. Ja, in Paris machen dieselben eine besondere und geschlossene Innung aus, wie sie denn auch daselbst insbesondere Plumassiers, Panachers, Bouquetiers und Enjoliveurs genennet werden, wovon in Savary

Dict.

Dict. univ. de commerce, Th. 3, S. 236, f. ein mehreres zu finden ist.

In Berlin, wird aller dergleichen Federschmuck in der oben S. 386 erwähnten Manufactur gemacht. Von den Reigern bedienet man sich derjenigen Federn, welche sich am Kopfe des Männleins finden, und aus einem Büschel von drey bläulichen Federn, von 8 Zoll lang, bestehen, welche sie in der Mausezeit der Vögel verlieren. Man braucht auch einige andere, welche an diesem Vogel hin und wieder zerstreuet vorhanden sind, und wovon man die Spitzen oder das Herz der Federbüsche, welche zum Kopfputz der Damen gebraucht werden, verfertiget. Von dem Pfau nimmt man die schattirten Federn auf dem Kopfe und in dem Schweife. Die brauchbarsten aber sind die Straußfedern, welche von Natur lang, fein und gekräuselt sind. Die von den Flügeln und dem Schwanze, sind die theuersten. Sie kommen über Marseille aus der Barbarey, Aegypten und Aleppo zu uns. Weil man aber in Frankreich gemeiniglich viele Reigerfedern darunter zu mengen pflegt: so läßt man sie lieber aus Italien kommen. Man nennet sie roh, wenn sie noch nicht zugerichtet sind; und sie kommen gemeiniglich in Packeten von 50 Stück. Die schwarzen Straußfedern, welche man zu den Müffen, Palatinen und andern Federbüschen gebraucht, finden sich auf dem Rücken des männlichen Straußes, und unterscheiden sich in zweyerley Schwarz, nämlich in hohes und leichtes. Die weißen Straußfedern werden zu den Plümagen auf die Hüte gebrauchet.

Alle diese jetzt beschriebene Federn muß der Künstler erst zurichten, weil sie so, wie sie von Natur sind, nicht gebraucht werden können. Wenn er die Straußfedern weiß gebrauchen will, muß er dieselben, weil sie von Natur nicht recht weiß sind, sondern eine grauliche Farbe haben, in ein mittelmäßig warmes, und nach dem die Federn hell oder dunkel sind, mehr oder weniger starkes,

Seifenbad bringen, und nach dieser Beschaffenheit dieselben auch länger oder kürzer darin liegen lassen. Wenn er glaubt, daß das Bad seine gehörige Wirkung auf die Federn gethan hat, nimmt er dieselben heraus, und läßt sie abfließen, oder drückt sie auch wohl behutsam aus, und klopft sie aus einander, damit sich das Haar ausbreite. Alsdann schwefelt er sie auf Rahmen in einer überall fest verschlossenen Kammer, läßt sie trocknen, und bringt jede Feder mit einem saubern Kamme, oder einer sanften Bürste, wieder in Ordnung, damit die Federhaare wieder in eine gleiche Lage kommen. Die schwarzen Federn, sowohl von dem Strauße, als auch von andern Vögeln, bekommen durch eine Zubereitung ein besseres Ansehen, indem man denselben auf eben die Art, wie die Kürschner mit ihrem schwarzen Rauchwerke verfahren, einen Glanz beyzubringen suchet. Das ganze Geheimniß besteht in weiter nichts, als in einem Wasser, worein pulverisirter grüner Vitriol und gestoßene Galläpfel geschüttet worden. Nachdem diese beyde Materien sich in dem warmen Wasser genugsam aufgelöset haben, und die Brühe erkaltet ist, leget man die Federn darein, läßt sie eine gehörige Zeit lang darin liegen, nimmt sie sodann heraus, läßt sie trocken werden, und kämmet sie auf vorerwähnte Art. Allein, der Künstler gebraucht nicht nur weiße und schwarze Federn, sondern hat auch Federn von allen Farben und Schattirungen nöthig. Wie das Färben geschehe, ist kurz vorher gezeigt worden. Sowohl die vorgedachten weißen und schwarzen, als auch die gefärbten Federn, werden nach der Vorbereitung und Färbung getrocknet, gekämmt, und zuletzt in einer gewöhnlichen starken Presse ausgebreitet gepreßt, wodurch man sie gleich und gerade machet.

Die Hutfeder, oder die aus Straußfedern verfertigte Zierde des Hutes, ist gemeiniglich ein adeliges Ehrenzeichen. Das oberste Ende einer Straußfeder ist

das

das schönste an derselben, weil nach oben zu die Haare der Feder am schönsten von der Natur gekräuselt sind, und weit dichter neben einander liegen, als nach unten. In einer ganzen Plümage, sind nur zwey Stücke solcher Oberenden angebracht, nämlich von beyden Enden, und das übrige ist von lauter Unterenden zusammen gestickt. Eine solche Plümage ist, nach der verschiedenen Größe der Hüte, bald länger, bald kürzer. Da aber nach der jetzt herrschenden Mode die Hüte nur klein sind, so sind auch die Plümagen gemeiniglich nur anderthalb Ellen lang; diejenigen ausgenommen, welche noch einige Landedelleute auf ihren Hüten tragen, imgleichen diejenigen für die Officiers von der Garde des Königs, welche über zwo Ellen lang seyn müssen.

Es giebt einfache und doppelte Hutfedern. Jene bestehen nur aus verschiedenen zusammen gesetzten Stücken einzelner Straußfedern. Die doppelten entstehen, wenn man die also zusammen gesetzte Plümage noch mit kleinen Federn, welche unter dem Bauche des Straußes wachsen, dergestalt beleget, daß dieselbe nicht allein dicker, sondern auch ganz rauh wird, so, daß man von dem dicken Kiele der zusammen gesetzten großen Federn nichts gewahr wird.

Wie die Hutfedern, wenn sie unrein geworden sind, zu bleichen seyn, s. oben, S. 379, f.

Außer den niederliegenden Federn auf dem Hute, werden auch einige aufgerichtet getragen. So kommen z. B. die Reigerfedern, wenn sie recht schwarz, lang und gerade sind, auf die Turbans vornehmer Türken. Auch haben jetzt die Damen stark in der Mode, eine, auch wohl mehrere Plümagen, oder sogenannte Sultanen (Feder-Sultanen, oder Sultans-Federn) frey an den Köpfen zu tragen, wozu die obersten Enden der Straußfedern, ihrer vorzüglichen Schönheit wegen, gebraucht werden. Sie sind gemeiniglich eine halbe und $\frac{1}{16}$ Elle lang, und werden nebst noch andern Zierrathen an die Frisur des Kopfes gesteckt. In Ermangelung der

Strauß-

Straußfedern, werden auch Reigerfedern dazu gebraucht.

Der Federbusch oder Federstrauß, L. Crista, Fr. Panache, oder Bouquet de plumes, ist eigentlich ein alter Ritterstutz, welcher an statt der Helmstutze (Fr. Cimiers) diente, und den Kopf des Ritters weniger beschwerte. Es war derselbe in den ältesten Zeiten üblich, und ein wesentliches Stück des Aufputzes der kriegerischen Römer auf ihren Helmen; wie er dann auch die Hauptzierde der Fürsten und anderer Befehlshaber bey den Kriegsheeren bis auf späte Zeiten geblieben ist. Nach Abschaffung der Sturmhauben aber kamen sie nach und nach ab; und Heinrich IV. König von Frankreich, soll der letzte gewesen seyn, welcher dergleichen getragen hat. Sie waren von Straußen- Kranich- Pfauen- und andern Federn gemacht. Es wurden aber nicht nur die Helme, sondern auch die Stirnen der Pferde selbst, sonderlich bey den Ritterübungen und prächtigen Feyerlichkeiten, damit ausgezieret.

Bey der preußischen Armee trägt, seit dem letztern Kriege, die Cavallerie Federbüsche auf den Hüten und Mützen, und zwar die Offiziers von Straußfedern, die gemeine Reiterey aber von den großen und langhaarigen Federn der Gänse und Kapaunen. Zu der ersten Gattung bedient man sich derjenigen Federn, welche unter dem Bauche des Straußes wachsen, und welche man nach verschiedener Größe aussuchet, weil oben an einem solchen Federbusche die Federn nur kurz sind, und je weiter sie herunter gehen, desto länger seyn müssen, indem ein solcher Federbusch eine pyramidenförmige Gestalt hat. Nachdem man die Federn dazu ausgesucht hat, nimmt man ein dünnes Stöckchen, und befestiget daran einige kleine gekräuselte Federn, welche eine Art von einer Krone formiren. Hernach bindet man die kürzesten Federn in einem Zirkel rings herum an. Die Federn sind alle gekräuselt, so, daß die Haare auswärts geneigt hangen.

gen. Jede andere Zirkelreihe, die man anbindet, muß von längern Federn seyn, als die vorhergehenden: und je krauser ein solcher Federbusch seyn soll, je dichter müssen auch die Reihen auf einander folgen, und desto besser sieht auch ein solcher Busch aus, und hat beynahe die Gestalt einer Glocke. Die Federbüsche der gemeinen Reiter, sind, wie gesagt, von schlechtern Federn, auch nicht so kraus, wie die vorigen; jedoch nach demselben Verhältnisse, daß sie oben spitzig zugehen, und nach unten zu immer breiter werden.

Die Federsträuße, welche die Acteurs und Actricen auf dem Theater zu tragen pflegen, werden im Französischen Capelines genannt.

Man macht auch Federbüsche von allerley Erfindungen, welche zum Kopfputze der Damen gebraucht werden. Bald wird an einer langen weißen, oder mit einer Farbe gefärbten Straußfeder, von beyden Seiten eine Verzierung von allerley buntfarbigen Federn angebracht. Bald sind auch mehrere Straußfedern in der Mitte angebracht, wovon jedoch die mittelste allemal die längste, und auch zuweilen in der Farbe von den andern unterschieden ist. Manchmal ist die Seitenverzierung der großen Federn mit ächten oder unächten Gold- oder Silberlahn ausgeschmückt.

Endlich nennet man auch diejenigen Aufsätze von Federn, welche auf die vier Ecken eines Baldachins, oder auf die Himmelbetten gesteckt werden, welche man in die vornehmsten Gemächer der Palläste und großer Häuser setzt, ebenfalls Federbüsche, und sind selbige sowohl, als die vorhergehenden, eine Waare der Federschmücker und Galanteriehändler.

* * *

2) Das Werkzeug zum Schreiben, welches aus den Schwungfedern der Vögel, besonders der Gänse, und deren Kielen zubereitet wird, und, so lange sie noch

nicht

nicht zubereitet ist, ein Kiel, eine Spuhle, Niederf. eine Pose, genannt wird. (*)

Die Schreibfedern, Federkiele, Federposen oder Spuhlen, L. Calamus pennæ, Calamus scriptorius, Fr. Tuyau de plume, oder Bout d'ailes, Plume à écrire, sind die stärksten Federn von den Flügeln gewisser Vögel, z. B. der Straußen, Schwäne, Gänse, Raben ꝛc. und heißen daher Straußen- Schwanen- Gänse- und Raben-Kiele. Mit den Straußen- und Schwanenfedern pflegt man insonderheit auf Pergament und grobes Papier zu schreiben, gleichwie die Rabenfedern zum Feinschreiben und Reißen oder Zeichnen, die Gänsefedern aber zum ordentlichen Schreiben gebraucht werden. Letztere werden insgemein im Frühjahre von den Bauern und Hirten gesammelt, und an die so genannten Posenschraper verkaufet, welche nachher ihren besondern Handel, vornämlich in den Seestädten damit treiben. Denn diese sortiren dieselben, und verkaufen sie entweder roh nach dem Tausend; oder sie streifen sie, d. i. sie geben den Kielen, vermittelst heißen Sandes oder Asche, wodurch alles in ihnen etwa noch rückständige Fett heraus gezogen wird, Glanz und Härte, auch zugleich zween oder mehrere Streifen, welche Spuhlen sodann gezogene Spuhlen oder Kiele heißen, wovon weiter unten

(*) Daher die figürlichen Arten des Ausdruckes, das ist aus seiner Feder, ist von ihm verfertiget und geschrieben; er hat eine beißende, eine spitzige Feder, eine beißende Schreibart; ein Mann von der Feder, dessen vornehmste Beschäftigung das Schreiben ist, ein Gelehrter, oft aber auch nur ein Schreiber, im Gegensatze des Mannes vom Degen, eines Kriegsmannes; sich mit seiner Feder nähren, mit schreiben; dieß läßt sich der Feder nicht anvertrauen, läßt sich nicht füglich schreiben; ein Werk unter der Feder haben, an einer Schrift arbeiten; einem etwas in die Feder sagen, dictiren.

Mit aufgehobener Feder, ist eine in den alten Kauf- und andern Contracten befindliche Redensart, welche anzeigt, daß der Contract nunmehr für geschlossen zu halten, und von den Interessenten nach vorhergegangener Vorlesung gebilliget und genehm gehalten worden sey.

ten noch besonders handeln werde; hierauf werden solche bundweise zu 25, 50 oder 100 Stücken verkaufet, ja auch bey großen Partien und Fässervoll versendet, und nach ihrer Größe, Härte und Güte, bezahlet. Die holländischen, oder auf holländische Art zugerichteten, imgleichen die Hamburger so genannten Seekiele wernen darunter für die besten gehalten. Zu Amsterdam ist der Preis der rohen Gänsespuhlen zu 16 Stüver bis 4 holländ. Gulden das Tausend, und der gezogenen zu 8 bis 40 Stüver das Hundert. Sie geben aber beyderseits 1 pro Cent Rabatt für prompte Bezahlung.

Besage des Accisetarifs für das Herzogthum Magdeburg, v. 3. Dec. 1769, und eben dess. für das Fürstenthum Halberstadt v. 25. May 1770, sind holländische, hamburgische, auch andere fremde Federposen, laut *Ordre* v. 10. Febr. 1756, 17. Dec. 1765, und 26. Jun. 1769, verboten. Mit einländischen darf außer den Messen und Jahrmärkten, nicht hausiret, rohe Posen auch nicht außer Landes gebracht werden.

Die Federn, welche die Gänse verlieren, sind besser, als diejenigen, die man mit Gewalt aus dem Flügel einer todten Gans auszieht. Die zweyte, dritte vierte sind die besten; doch können auch die nachfolgenden von Anfängern im Schreiben mit Nutzen gebraucht werden, indem bey dem Gebrauche einer weichen Feder die Hand sich leichter und flüchtiger gewöhnt. Die Federn des linken Flügels sind für die Hand etwas bequemer, als die aus dem rechten. Man erkennet sie daran, wenn man sie aufschneidet, und beym Hineinsehen, indem man ihren Rücken nach unten zu hält, bemerkt, daß die Oeffnung nicht gegen die rechte, sondern gegen die linke Seite von der geraden Linie abweicht. Unter Federn von einerley Art, (z. B. unter 2 Gänsefedern, wovon jede die dritte im linken Flügel gewesen ist) ist gemeiniglich die dickste die beste.

Man sieht es für einen großen Fehler einer Schreibfeder an, wenn sie sogenannte Zähne bekömmt, und

hält gemeiniglich eine solche Feder aller fernern Bearbeitung mit dem Federmesser, und alles fernern Gebrauches für den Schreiber, unwürdig. Man erniedriget aber die Würde einer Gänsespuhle ohne hinlänglichen Grund, wenn man also urtheilt. Ein mäßiger, und höchstens zweymal wiederholter Schnitt mit dem Federmesser, auf dem Rücken des Spaltes, wird alle Zähne gänzlich hinweg nehmen. Diese gehen selten durch den ganzen Spalt, in seiner Stärke gerechnet, hindurch; sie befinden sich nur auf der Oberfläche desselben. Man nehme folglich so viel von der Stärke des Spaltes hinweg, als nöthig ist, die vorhandenen Zähne zugleich mit hinweg zu werfen. Die einzige Unbequemlichkeit, welche daher entspringt, ist diese, daß der Spalt weicher wird, als er sonst gewesen seyn würde, und daß daher eine solche Feder manchen Händen zur Last gereichet. Freylich ist es allemal besser, wenn man seine Schreibfeder also zurichten kaun, daß sie entweder niemals, oder doch wenigstens sehr selten, Zähne bekommen. Der ganze Kunstgriff besteht in dem so genannten Ziehen der Federn, Fr. Holander les plumes, wodurch die Federn härter werden; diese Härte aber ist zugleich ein zuverlässiges Mittel wider die Zähne.

Zu einem Beweise, daß bloß die stärkste Härte das sichere Verwahrungsmittel wider die Zähne sey, nehme man eine ungeschnittene Feder, und lege dieselbe auf einen warmen Ofen, wo ihr viel Hitze widerfährt, und sie doch nicht verbrennen kann. Man lasse dieselbe einige Wochen in einer solchen Lage, so wird man sie ohne Mühe und ohne Zähne von einem Ende bis zum andern spalten können.

Zum Ziehen der Spuhlen, bedient man sich entweder der warmen Asche, in welcher aber keine Kohlen mehr seyn dürfen, oder brennender Kohlen. Die hamburger Federn werden mehrentheils durch die Wärme der Asche bearbeitet; allein, hier ist eben der Fehler zu suchen, warum sie oft Zähne bekommen. Selten wird die Asche die gehörige Wärme haben; sie wird entweder

weder zu heiß, oder zu kalt seyn. Im erstern Falle, erweicht die Spule zu bald, und wird, anstatt daß sie hart werden sollte, zähe, und nun muß sie Zähne bekommen, da der Spalt keinen freyen Aufsprung haben kann. Im andern Falle erweicht die Spuhle entweder nicht genug, oder wenigstens durchdringt die Wärme nicht alle Theilchen der Feder; sie bekömmt daher nothwendig wieder Zähne. Am besten thut man, wenn man die Schreibfedern über dem Kohlenfeuer bearbeitet, und sich dabey folgender Vorsicht bedient. Zuvörderst hüte man sich, daß die brennenden Kohlen keine Flamme geben; denn diese würde die Feder augenblicklich verbrennen. Indem man hernach die Feder über dem Kohlenfeuer hält, so bewege man sie geschwinde hin und her, thue sie oft gar vom Feuer, und fühle, ob sie durchaus, und zwar in einem gleichen Grade, erweicht sey. Ist dieses, so hält man alsdann den Kiel, welcher den Rücken unter sich gekehrt haben muß, in der linken Hand auf dem mit einem wollenen Lappen bedeckten Knie, oder auf einem mit einem Tuche bedeckten Tische, drückt mit dem Rücken eines breiten Messers oben auf den Anfang des Rohres, zieht so den Kiel rückwärts darunter weg, und setzt ihn mit der Hand in seine vorige runde Gestalt, oder zieht ihn einigemal durch ein Tuch anhaltend: so streift sich das äußerste Häutchen davon ab, von dem Zusammendrücken aber entstehen durchsichtige Striemen. Wer sehr harte Spuhlen liebt, kann dieselben gar zweymal ziehen, und sie das erstemal auf dem Rücken, das zweytemal aber auf der Seite mit einem Messer überstreichen; nur muß dieses nicht gleich hintereinander geschehen, sondern die Feder muß zuvor erkaltet seyn.

Einige pflegen die Kiele bis an das Gefieder in heiße Asche oder Sand zu stecken, sodann in kalte Lauge zu tunken, nachher wieder in die Asche zu stecken, und ferner, wie gemeldet, zu verfahren.

J. Ch. E. Beantwortung der Aufgabe: Wie man Schreibefedern zuzurichten habe, daß sie keine Zähne bekommen? st. im 3. Jahrg. der Mannigfaltigkeiten, Berl. 1772, gr. 8. S. 367.

Jo. Sam. Schröters Beantwortung eben derselben Aufgabe, st. eb. das. S. 491, fgg.

Zum Schneiden der Feder, L. Temperare calamum, Fr. Tailler une plume, bedient man sich eines kleinen, subtilen und scharfen Messers, welches bekannter maßen das Federmesser, in Bayern Schrifterälel und Flenntel, L. Scalprum librarium, Cultellus graphiarius, Scalpellum calamarium, Fr. Canif, Canivet, Ganivet, oder Tranche-plume, genannt wird. Man hält die englischen für die besten, wiewohl ihrer auch viele bey uns in Deutschland von ziemlicher Güte gemacht, und mit unter immer für englische verkauft werden. Sonst werden auch die Pariser und Toulouser hoch geachtet, wie sie dann auch besonders zu Genf sehr gut gemachet werden. Man hat auch besondere stählerne Werkzeuge, womit die Federspuhlen auf einmal gekneipt werden; dergleichen ebenfalls sonderlich schön aus England kommen. Beyderley Arten werden unter die kleinen kurzen stählernen Waaren gezählet.

Description des Canifs, qui taillent des plumes d'un seul coup, inventés par Mr. DE LA CHAUMETTE, st im 3. Th. der Machines & Inventions approuvées par l'Acad. R. de Sc. à Paris 1735, 4. No. 161, S. 57, f. n. der Abbild.

Eb. Dess. description d'un Ecritoire, qui sert de manche au Canif, st. eb. das. No. 163, S. 61, n. e. Abbild

Wie eine Feder zu schneiden, daß sie nicht klecke; wie eine Feder, die von selbst Tinte giebt, eine Feder, damit man den ganzen Tag ohne Eintauchen schreiben kann, und eine Feder, welche Tinte hält, und so viel von sich giebt, als beym Schreiben nöthig ist, zuzurichten, findet man in den natürl. Zauberlexicon, Ulm, Frf. und Leipz. 1759, gr. 8. S. 610—612.

Man hat auch Federn von verschiedenen Arten der Metalle, unter welchen die silbernen noch die besten sind. Natürlicher Weise aber werden alle metallene Federn durch die Tinte und durch den Gebrauch bald abgenutzt,

genutzt. Gläserne Federn machen zu dicke Striche, sind aber zum Linienziehen recht gut zu gebrauchen. Siehe auch Reiß-Feder.

* * *

II. Figürlich, wegen einiger Aehnlichkeit, oder wegen eines ehemaligen Gebrauches.

1) Ein Stück Stahl oder stählernes Blech, welches, wenn es mit Gewalt gebogen wird, so bald die Gewalt nachläßt, zurückschlägt, daher es in Thür- und Kastenauch Büchsen- und Flintenschlössern, Uhren, und allenthalben, wo man eine Spannung nöthig hat, gebraucht wird; eine Spring-Feder L. Pinna Laminæ elastica, Elater, Fr. Ressort. Sie führen diesen Namen vermuthlich wegen der Elasticität, welche dergleichen künstliche Federn mit den natürlichen gemein haben. Eine gute Feder welche nicht springt, beständig ihre gleiche Kraft behält, und recht gehärtet ist, sonderlich aber von Stahl zu machen, ist ein Hauptstück einer künstlichen Arbeit vieler Eisen- und Stahlarbeiter und anderer Künstler, z. B. der Schlosser, Messerschmiede, Goldschmiede, Uhrmacher ꝛc. Um eine stählerne Feder zu härten, wird dieselbe gemeiniglich rothglühend gemacht, im Wasser abgekühlt, mit Talg beschmiert, und so lange über das Feuer gehalten, bis der Stahl anläuft, d. i. bis der Talg völlig eingezogen ist. Der Eisenarbeiter fährt mit einem eisernen Hammer auf der Feder hinab, und hält sie für vollkommen gehärtet, wenn hiebey kleine Funken abspringen. Zuletzt wird sie in Sand abgekühlt. Anstatt des Talgs nehmen einige auch Wachs.

An den französischen Schlössern, sind die Federn bloß von gehärtetem Eisen. Der Schlosser läßt die eiserne Feder nach dem Schmieden rothwarm werden, und schmiedet sie mit einem nassen Hammer kalt; dieß giebt dem Eisen eine Stahlhärte.

Wenn eine Feder groſse Kraft haben soll, macht man dieselbe eher breiter, als zu dick, weil eine dicke Feder schwer zu verfertigen, auch selbiger nicht leicht die rechte Härte zu geben ist. Es fällt aber sehr schwer, eine so dünne und dabey auch ausgebreitete Feder an allen Orten mit gleicher Hitze zu tractiren, daß solche weder im Feuer sich verziehe, noch sonst bey dem Herausnehmen Schaden leide. Wie nun sowohl dieses Härten vermittelst eines besondern Instrumentes recht vorzunehmen sey, imgleichen, wie man nachher die Federn anlaufen lasse, als auch dieselbe von gleicher Dicke und Breite mache; ferner, wie sie gehörig aufzuwinden und in eine Schnecke zu bringen; nicht weniger, auf was Art derselben zu der Bewegung eine beständig gleiche Kraft zu verschaffen, und was sonst von ihr und ihrer Application zu bemerken vorkömmt, findet man in Leupolds Theatro machinarum generali, Cap. 22, ausführlich beschrieben. Auch kann davon P. Schott, in seiner Technica curiosa, Lib. IX. Cap, 4. nachgelesen werden.

S. Spring-Feder. Uhr-Feder. Wagen-Feder.

Hieher gehören auch die Federn oder gespaltenen eisernen Keile, welche man vor etwas steckt, indem sie wie eine Feder zurück springen, und fest halten; dergleichen an den Bolzen u. s. f. angebracht werden. Wegen einer Aehnlichkeit in der Gestalt führt diesen Namen auch ein halbrundes Stück Metall an dem Griffe der Husarensäbel, unter der Brust, die starke Scheide auf der Klinge fest zu halten.

Bey dem Wasserbaue werden diejenigen eisernen Bande oder Haken, mit welchen das Eisen an Holz befestiget wird, Federn geuennet.

Es ist gar nicht rathsam, diese Federn durch eingeschlagene groſse Löcher zu schwächen, und nachher wohl gar durch Eintreibung dicker Bolzen zu sprengen. Daher thun diejenigen besser, welche die Federn oberwärts und auch in der Mitte mit Haken versehen, und unter dieselben Klammern einschlagen, welche die Federn dicht an das Holz anziehen. Wo es aber nicht zu ändern wäre, es müßte die Befestigung durch Bolzen geschehen, so schmiedet man die Oerter, in welchen die Löcher durchgeschlagen, etwas breiter, damit die Feder daselbst nichts von ihrer Stärke verliere.

2) In dem Hüttenbau und beym Schmelzwesen werden die Flammen, welche durch das Aug oder die Oeffnung des Ofens über den Heerd spielen, gleichfalls Federn genannt; vermuthlich wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt.

3) Bey den Jägern heißen die Borsten der wilden Schweine und die Stacheln am Igel Federn. Hieher gehören auch die Floßen an den Fischen, welche theils wegen ihrer Gestalt, theils aber auch wegen der Aehnlichkeit der Bestimmung mit den Federn der Vögel, Floßfedern, d. i. Schwimmfedern, genannt werden.

4) Der Schwanz des Rothwildbretes und des Hasen, der bey dem ersten auch der Bürzel, die Galle, das Ende, der Hirschschwaden, der Sturz, das Wedele genannt wird; ohne Zweifel so fern Feder ursprünglich ein bewegliches Ding bedeutet, welches die gleichdeutige Benennung Wedele bestätiget.

Endlich nennet man Federn auch Risse und Spalten, welche man bey allen Arten von Edelsteinen anzutreffen pflegt; s. Th. X, S. 107, f.

Feder, (*) ein allem Ansehen nach von dem vorigen verschiedenes Wort, welches sich nur noch in einigen Lebensarten erhalten hat.

1. Der starke Spieß mit einem Knebel, auf welchen man die wilden Schweine anlaufen läßt, der Knebelspieß,

(*) Die Figur würde sehr hart werden, wenn man zwischen diesen und den vorigen Federn eine Aehnlichkeit finden wollte. Es ist daher glaublicher, daß das Wort in diesen Fällen auf eine ähnliche Art, wie in dem vorigen, vermittelst der Endsylbe — er von dem alten Zeitworte fahen gebildet worden, wofür jetzt fangen und fassen üblicher ist, zumal da dieses Zeitwort in ähnlichem Verstande gebraucht wird. Ein Thier mit der Schweinsfeder tödten, heißt bey den Jägern wirklich es fangen oder abfangen. Der Bergmann nennet das Hemmen und Ueberwältigen eines Körpers in vielen Fällen gleichfalls fangen; und von der Windfeder ist es ausgemacht, daß sie nicht nur den Wind auffänget, sondern auch die Dachscheite fänget, d. i. befestiget.

belspieß, oder das Fangeisen, ist bey den Jägern auch unter dem Namen der Schweinß=Feder, oder nur schlechthin der Feder, bekannt. S. Federfechter 1.

2. Verschiedene Arten von Keilen führen im gem. Leben sehr häufig den Namen der Federn. Dergleichen sind die eisernen Keile im Bergbaue, mit welchen die Wände zersetzet werden, besonders diejenigen, welche man neben einander setzt und in deren Mitte noch einen dritten Keil hinein treibt, so auch Federstücke heißen, dagegen der dritte und mittlere Theil den Namen des Bolzens führt. Aehnliche Arten von Keilen sind die hölzernen unten zugespitzten Pflöcke in den Pochwerken, welche die Pochsäulen, Pochladen und Riegel zusammen halten, die ausgezimmerten Bäume in den Flüthern zwischen den Spundstücken, sie weiter zu machen; die dünnen Leistchen der Tischler, welche in eine Nuth geschlagen werden, u. s. f.

3. Auf dem Lande werden die Breter, welche zu beyden Seiten eines Strohdaches von den Giebeln herunter gehen, die Dachschächte darein zu befestigen und den Wind aufzufangen, daß er das Strohdach nicht beschädige, Federn oder Wind=Federn genannt.

Feder, (Bett=) s. oben, S. 373.
— — (Deckel=) s. Th. IX, S. 41.
— — (Draht=) s. Draht=Bogen.
— — (Fett=) s. oben, S. 373,
— — (Flaum=) s. oben, S. 372.
— — (Hut=) s. oben S. 396.
— — (Kauf=) s. oben, S. 373.
— — (Reiß=) s. in R.
— — (Schlag=) s. in S.
— — (Schmalz=) s. oben, S. 373.
— — (Schreib=) s. oben, S. 400.
— — (Schweins=) s. oben, auf dieser Seite, und in S.
— — (Schwing=) s. oben, S. 373.
— — (Spreiß=) s. in S.

Feder, (Spring-) siehe oben, S. 405.
— — (Stangen-) siehe in S.
— — (Staub-) siehe oben, S. 372.
— — (Sultans-) siehe oben, S. 397.
— — (Uhr-) siehe in U.
— — (Wagen-) siehe in W.
— — (Wind-) siehe oben, S. 408.

Feder-Alaun. 1. Gediegener Alaun, der in Gestalt der Federn oder Flocken auf den Alaunerzen angetroffen wird; Haaralun, Federweiß. S. Th. I. S. 471 und 480.

2. Von einigen wird auch der Federasbest (s. Th. II. S. 498,) obgleich auf eine sehr unschickliche Art, mit diesem Namen beleget.

Feder-Anschuß, im Bergbaue, ein Mineral, welches in Gestalt kleiner Federn auf dem Gesteine angeschossen ist.

Feder-Asbest, siehe Feder-Weiß.

Feder-Ball, im gem. Leben Säusam genannt, Miriophyllum *Linn.* Miriphyllon, eine Gattung Wasserpflanzen, bey deren Beschreibung ich mich nicht aufhalte, weil ich von ihrem Nutzen und Gebrauche nichts zu sagen weiß.

Feder-Baum, (canadischer) Iberis semperflorens *Linn.* siehe Iberpflanze, No. 1.

Feder-Bett, ein mit Federn ausgestopftes Bett, zum Unterschiede von den Strohbetten, Windbetten, Matrazen u. s. f. Siehe Bett.

Feder-Binsen, Eriophorum; siehe Flachs-Gras.

Feder-Blech, in den Blechhütten, eine Art Blech, welche schwächer als das Kreuzblech und stärker als das Senklerblech ist; s. Th. V. S. 661.

Feder-Blume, siehe oben, S. 386, fgg.

Feder-Büchse, eine längliche Büchse oder Röhre, von Holz, Bein oder Blech, mit oder ohne Deckel, um die Schreibfedern darin zu verwahren; ehemals ein Federköcher, in einigen Gegenden ein Federrohr, eine Federscheide, ein Federzeug, am häufigsten aber

ein Pennal, L. Theca calamaria, Fr. Etui aux plumes à écrire.

Feder=Busch, ein Busch von Federn, mit welchem die Natur die Köpfe mancher Arten von Hühnern und andern Vögeln versehen hat.

Auch die Kunst macht Federbüsche von bunten oder seltenen Federn, und pflanzt sie zur Ziede auf die Helme, Hüte, Pferdegeschirre u. s. f. S. oben, S. 398. f.

Wegen einiger Aehnlichkeit führt auch die schöne persianische Lilie den Namen des persianischen Federbusches.

Siehe auch Löwen=Schwanz.

Feder=Eisen. 1. Ein Werkzeug verschiedener Eisenarbeiter, die stählernen Federn darauf umzubiegen. 2. Eine Benennung einer gewissen Art Hufeisen, s. im XXV. Th. S. 399.

Feder=Erz, siehe unter Silber.

Feder=Fechter. 1. Eine Art der Klopffechter, welche sich dadurch von den Marcusbrüdern zu unterscheiden pflegen. Vermuthlich von einer Art des Gewehres, welches ehedem den Namen der Feder geführt haben mag. Siehe oben, S. 408.

2. Eine verächtliche Benennung eines zankſüchtigen Advocaten oder streitbaren Schriftstellers.

Feder=Gespiel, siehe Feder=Spiel.

Feder=Gras, Stipa *Linn.* siehe unter Gras.

Feder=Haken. 1. Der Haken in einem Gewehrschlosse, welcher die Schlagfeder schnell zurück preßt.

2. Ein Werkzeug von Stahl, die Federn in den Gewehrschlössern heraus zu nehmen und wieder einzusetzen. Imgleichen,

3. ein Werkzeug, die Federn in den Fuchs= und Tellereisen zu spannen.

Feder=Händler, Feder=Handel; s. oben, S. 393.

Feder=Harz, ein außerordentlich elastisches und biegsames Guummi, welches in Südamerika und Asien aus einem

einem gewissen Baume in Gestalt eines milchigen Saftes schwitzet, und woraus man allerley Gefäße verfertiget. Ich werde davon im Art. Harz ausführlicher handeln.

Feder-Haspel, siehe unter Feder-Lappen.

Feder-Hut. 1. Ein Hut mit einer niederliegenden Feder; siehe oben, S. 394.

2. Ein Hut mit einer Franse von Haaren, welche 7 bis 8 Linien von dem äußersten Rande vorstößt und einer Feder gleichet; siehe unter Hut.

Feder-Hyacinth, siehe unter Hyacinth.

Feder-Kiel, der feste unten hohle Theil einer Feder, besonders von denjenigen Federn, welche zum Schreiben gebrauchet werden; im Oberd. Killig, Federkengel, das lezte vermuthlich nach dem Ital. Canello; Nieders. Pose. Siehe oben, S. 400 und Kiel.

Feder-Köcher, sirhe Feder-Büchse.

Feder-Kraft, die Kraft eines Körpers, nach welcher derselbe, wenn er gedrückt oder gestoßen wird, sich wieder in seinen vorigen Stand herzustellen sucht; eine Kraft, welche sowohl an den natürlichen als stählernen Federn in einem sehr merklichen Grade wahrgenommen wird; die Elasticität, die Schnellkraft. S. Schnell-Kraft.

Feder-Krankheit, siehe oben, S. 371.

Feder-Kraut, Solidago Virga aurea *L.* s. Gold-Ruthe.

Feder-Lappen, oder Feder-Spiel, nennen die Jäger zusammen geknüpfte Büschel Federn, welche an Leinen gebunden, und des Nachts, gegen den Tag hin, vor das Holz gezogen werden, das Wild bey einer Jagd damit zu schrecken und zurück zu halten, damit z. B. die Hasen und Füchse, welche sich des Nachts aus dem Holze heraus, und zu Felde begeben, bey anbrechendem Tage nicht wieder zu Holze gehen, sondern man den folgenden Morgen darauf etwas auf dem Felde zu hetzen finde. Man pflegt auch großes Wild, als: Wölfe, Sauen und Hirsche, damit einzustellen und zu verlappen, daß sie in der Stille, und ohne von den Leuten

oder

oder Hunden verstöret zu werden, in ihren Behältnissen so lange warten müssen, bis man den Zeug an Tüchern oder Netzen herbey bringen und stellen könne.

Zu diesen Federlappen braucht man die Federn von allerley zahmen und wilden Geflügel, als: Schwänen, Trappen, Auerhähnen, Truthhünern, Reihern, Störchen, Gänsen, Habichten und Raben; denn sie müssen von mancherley Farben, schwarz, braun und weiß, seyn, und also recht bunt aussehen, damit sie das Wild um so viel besser schrecken. Man hat zweyerley Arten von Federlappen. Die erste Art, wozu die größten Federn genommen, und gedoppelt mit den Kielen gegen einander durch einen Kreuzschlag gezogen werden, und auf 2 Tücher lang stellen, werden durch zwey Leute auf große Winden oder Haspeln, der Federhaspel genannt, gewunden, und doppelte Federlappen genennet, deren Leinchen so stark als Wolfsgarne sind. Die andere Art, welche kleiner ist, erfordert nur mäßige, jedoch ebenfalls bunte Federn, allein nicht mehr, als 2 bis 3, welche unterwärts mit dem Dreyschlage geknüpfet werden. Deren Leinchen sind von der Stärke eines Hasengarnes, und es stellet ein Bund auf eines Tuches Länge, oder 160 Schritt.

Zu den doppelten Federlappen, Fig. 616, werden große Gänsefedern aus den Flügeln, oder von türkischen Hühnern und großen Raubvögeln, genommen. Zum Knüpfen dieser Federlappen werden 2 oder 3 Personen erfordert. Der eine hat die Leinen an einen, an eine Wand fest angeschlagenen, Haken mit einer Schlinge erst angehänget, und dazu einen runden Knebel also bereitet, daß er einen Daumen dick, und 4 Zoll lang ist; mit gedachter Leine hat er einen Kreuzschlag nach der rechten Weise darum gemacht, daß, wenn man ihn in der verschlossenen Hand festhält, das Leinchen nicht nachgeben, und man also mit gedachtem Knebel wohl zuziehen kann; alsdann macht derjenige, welcher den Knebel in der Hand hat, in die Leinen noch einen Kreuzschlag, und hält denselben offen. Der andre nimmt in jede Hand 6 Federn, und stecket dieselben, zur Linken und Rechten, mit den Kielspitzen gegen einander, in gedachten offenen Kreuzschlag etwa 1½ Zoll über einander hinein, und alsdann zieht der

mit

mit dem Knebel dieselben so fest, als nöthig ist, zusammen. Ein Knoten wird von dem andern, nämlich von a bis b, 15 Zoll geknüpfet, und durch das Zuziehen werden die Federn von einander gezwungen, daß sie sich ausbreiten.

Hiezu nun gehört ferner ein großer Haspel, worauf die neu gemachten Federn gewunden werden. A ist ein runder Stock, $3\frac{1}{2}$ Elle lang, welcher an jedem Ende $\frac{1}{2}$ Elle lang hervor geht, damit derselbe daselbst von zwo Personen angefasset werden könne. B, sind 4, etwa 2 Zoll breit, 1 Zoll dick, und $\frac{5}{4}$ Ellen lang, an jedem Ende etwas spitzig, auch kreuzweise in einander geschnittene Hölzer, darin das Loch so groß ist, daß der Stock A leicht herum laufen kann. C, sind ebenfalls vier runde, 3 Ellen lange, und auf die Art, wie die Figur zeigt, eingezapfte Hölzer.

Wenn nun diese neu gemachten Federn auf den beschriebenen Haspel gewunden werden sollen, so bindet man zuvörderst das Leinchen an ein Holz C; alsdann läßt man zwo Personen denselben bey dem Stocke A mit der linken Hand angreifen, und mit der rechten den Haspel so lange winden, bis die ganze Leine mit den Federn darauf ist. Nachher wird ein Pflock, eine gute halbe Elle lang, daran gesteckt, welcher, wenn es sich nicht im Stellen zum Anbinden schicket, in die Erde fest geschlagen werden kann. Dieser Pflock wird um eine Spitze B wohl dreymal umgewunden, und sodann in die Federn gesteckt, so ist ein Bund fertig. Einige pflegen ein Bändchen D, in den Stock A zu machen, und dadurch den Pflock einzustecken.

Zu einem Bunde kleiner Federlappen, muß das Leinchen, welches von dreyfachem Segelgarne gedrehet ist, 220 Ellen lang seyn. Es kann eine Person des Tages gemächlich 2 dergleichen Bünde verfertigen. Man nimmt hiezu die Federn aus den Schwänzen der Gänse. Zum Knüpfen derselben, wird zuvörderst ein Haken irgendwo angemacht, um das Leinchen mit einer Schlinge darein hängen zu können. In der Hand hat man einen runden Knebel, um welchen das Leinchen geschlagen wird, daß man damit gehörig zuziehen kann. Alsdann nimmt man zwo Federn, stecket eine gegen die andere in einen zuvor gemachten Kreuzschlag hinein, und zieht zu, so kommen diese Federn, wie Fig. 617 zeigt, zu stehen. Ein jeder Knoten kömmt eine gute Spanne, auch 1 oder 2 Finger weiter von einander. Sind 3 oder 4 Klastern lang gebunden, so windet man sie auf den dabey gezeichneten Haspel, welcher auf folgende Art verfertiget ist. A, ist ein durch den Haspelstiel gezogenes Bändchen, daran man das Bund Federn aufhängen

gen kann. Es kann auch daselbst an einen Stock gesteckt, und darauf getragen werden. Wenn es ganz auf den Haspel gewunden ist, wird der Pflock erst durch das Bändchen, und hernach in die Federn gesteckt. B, sind zwey breite, etwas spitzig zugeschnittene, 16 Zoll lange, Hölzer. C, ist ein runder gedreheter Stock, welcher mit dem Handgriffe 20 Zoll lang ist. D, sind zwey Hölzer, welche 14 Zoll lang, fein beschnitten, und in die Hölzer B fest eingemacht und verbohrt sind; das runde Holz C aber muß sich in den Hölzern B leicht umdrehen lassen. Hinten muß auch ein festes Pflöckchen davor seyn, damit der Stiel C nicht heraus gezogen werden könne. Zu der Zeit, da man sie brauchet, wird der Stiel ein wenig geschmiert, damit es im Umlaufen nicht knarre.

Federlappen, wo 3 Federn in einen Knoten kommen, Fig. 618, blenden, wie leicht zu erachten ist, stärker. Um die 3 Federn a b c einzuknüpfen, steckt man die Kiele vorher ein Paar Stunden in Wasser, damit sie weich werden, um sie dichter und leichter in den Knoten bringen zu können. Wenn nun der Bindfaden fest anhängt, und ein Kreuzschlag und eine Schleife aufgeleget worden ist, steckt man von einem Ende die Federn a und b in den Knoten, und die Feder c von der andern Seite zwischen den ersten beyden entgegen, so, daß die Kiele nur 1 Zoll lang durch den Knoten kommen; beuget sodann mit der linken Hand die Kiele etwas nach dem Knoten, zieht und rücket unterdessen mit einem Knebel den Knoten fest zu, und fährt nachgehends so fort, daß alle 12 Zoll wider 3 Federn eingebunden werden. Hiebey aber ist, wie bereits erwähnt worden ist, in Acht zu nehmen, daß beym Knüpfen die Federn, schwarz, weiß, grau ꝛc. unter einander gesteckt werden, damit es fein bunt scheine.

Was das Stellen betrifft, so wird zuvörderst eine Partie kleiner Stöckchen geschnitten, und zwar zu erstgedachten großen etwas stärker, ungefähr einen Daumen dick und $1\frac{1}{2}$ Ellen lang. So lange man im Holze stellet, bedarf man deren wenig, denn die Lappen werden größten Theils an den Sträuchern umgeschlagen, oder um einen Ast gewunden, zuvor aber allemal recht steif angezogen, und auf die Hasen und Füchse 1 Elle hoch von der Erde; auf die Sauen und Wölfe $1\frac{1}{2}$ Ellen, doch auf die Sauen etwas niedriger, und auf das Wildbret $2\frac{1}{4}$ Elle hoch, gestellet. Es müssen aber die mit Haken versehenen Stangen, mit welchen die Federlappen aufgestellet werden, und welche bey den Jägern den Namen Lappenreiser führen, darnach geschnitten werden, nämlich: je länger, je stärker. Wo der

Boden hart oder das Erdreich gefroren ist, werden Eisen zum Stellen gebraucht. Will man nun mit dergleichen Lappen sonderlich auf das hohe Wildbret und die Wölfe, gedoppelt stellen, damit es den Thieren so vielmehr vor den Kopf scheine: so läßt man die erste Reihe Federlappen etwas niedriger, und die oberste etwas höher.

Wenn man die Federkiele, ehe sie zusammen geknüpfet werden, an der Spitze öffnet, und in ein Faß voll Hundemist stecket, auch das Leinchen darin einweichet, noch besser aber, mit Teufelsdreck (Asa fœtida) beschmiert, so bleibt der Geruch sowohl in den Federn, als auch in dem Leinchen, und es scheuet sich das Wild über die Maßen davor; es ist aber, wegen des häßlichen Geruches, nicht rathsam, die also zugerichteten Federlappen zu den Netzen zu hängen, sondern sie müssen an einem besondern Orte aufgehoben werden.

Anstatt der Federn kann man auch starkes Stroh nehmen, welches nach der Länge der Federn abgehauen wird, wofür sich das Wild ebenfalls scheuet.

Die Anschläge eines Bundes Federlappen mit 2, und eines mit 3 Federn, s. im Art. Jagd=Zeug.

Feder=Leinwand, Bett=Barchent; siehe Barchent.

Feder=Manufactur, siehe oben, S. 376, f.

Feder=Messer, siehe oben, S. 404.

Feder Muff, siehe oben, S. 378.

Feder=Mützen=Blume, Mitella, s. Bischofs=Mütze.

Feder=Nelke. Dianthus plumarius *Linn.* s. unter Nelke.

Feder=Palatin, siehe oben, S. 385.

Feder=Pose, siehe oben, S. 400.

Feder=Reiß, siehe Reiß=Feder.

Feder=Rohr, siehe Feder=Büchse.

Feder=Salz, eine Art des polnischen Steinsalzes, siehe Salz. (Stein=)

Feder=Scheide, siehe Feder=Büchse.

Feder=Schmücker, siehe oben, S. 394.

Feder=Schraube, siehe unter Schraube.

Feder=Schütz. 1. Ein Jäger, welcher vornämlich mit dem Federwilde und andern kleinen Weidewerke umzugehen weiß.

2. Ein

2. Ein Jäger, der sehr fertig im Fluge und Laufe schießt, ein Flugschütz.

Feder-Silbererz, siehe unter Silber.

Feder-Spath, siehe unter Spath.

Feder-Spiel. 1. Zusammen geknüpfte Büschel Federn, das Wild damit abzuschrecken. S. Feder-Lappen.

2. Zusammen gebundene Vögelfittige bey der Falkenjagd, den geworfenen Falken damit zurück zu locken; das Vorloß. Siehe Beizvögel, und oben, S. 146.

3. Die Jagd mit Falken selbst, die Falkenbeize.

4. Federwildpret, besonders im Oberdeutschen, wo dieses Wort auch Federgespiel lautet.

5. Eine Art eines Spieles, welches aus lauter kleinen, sauber geschnitzten Haus- und Kriegsgeräthschaften mit langen Stielen besteht, welche man auf einen Haufen wirft, da sie dann mit einem spitzig geschnittenen, am Ende ein wenig gekrümmten Federkiele nach einander aufgehoben werden müssen, ohne ein anderes Stück zu berrühren.

Feder-Spuhle, siehe oben, S. 400.

Feder-Staub, die kleinsten und besten Federn unten von dem Bauche; Flaumfedern, Staubfedern. Isländischer Federstaub, d. i. Eiderdunen; s. Th. X, S. 331.

Feder-Stäuber. 1. Der mit Federn zu Betten handelt; Federhändler, siehe oben, S. 393.

2. Ein an einen etwa 1 Elle langen und gedrechselten Stiel angebundener und angeleimter Busch von Strauß- oder andern Federn, womit das aufgestellte Zinn, Meßing, Glas und anderes Geräth von dem darauf geflogenen Staube gesäubert und abgestäubet wird.

Feder-Stock, Bois degrille, am Strumpfwirkerstuhle, derjenige hölzerne Balken, worein eine Reihe stählerne Federn, perpendikulär neben einander, eingeschlagen sind.

S. Sprengels Handwerke und Künste, 15 Samml. S. 104.

Feder-Strauß, siehe oben, S. 398.

Feder-Stück, im Bergbaue, eiserne Keile, zwischen welchen ein stärkerer Keil getrieben wird, die verfahrnen Wände damit zu zersetzen; s. oben, S. 408.

Feder-Sultane, s. oben, S. 397.

Feder-Tapeten, s. oben, S. 392.

Feder-Uhr, s. unter Uhr.

Feder-Vieh, Flügelwerk oder Geflügel, L. Volatilia, Fr. Volaille. Unter diesem Namen wird das zahme Geflügel, welches man in der Hauswirthschaft zu halten und aufzuziehen pflegt, als: Gänse, Aenten, indianische oder Truthühner, gemeine Hühner, Kapaune, Tauben ꝛc, verstanden.

Das Federvieh kömmt dem Landmanne ungemein zu Statten, weil es theils seinen Tisch leckerhaft besetzt, theils weil er den Ueberfluß davon in der nächsten Stadt verkaufen kann, welches den täglichen kleinen Ausgaben, die man in einem Hauswesen zu bestreiten hat, vortrefflich aushilft. Uebrigens kostet der Unterhalt des Federviehes auf dem Lande nicht viel, weil man allzeit einige überflüssige Körner übrig hat, die man solchen Thieren giebt, und sie das übrige auf dem Miste finden. Man sollte sich bestreben, in einem Lande nur lauter weißes Federvieh zu erziehen, weil dessen Fleisch zärter und schmackhafter, als das von allen andern Farben, ist, und die weißen Federn viel theurer verkauft werden, als alle andere.

Wie das Federvieh zu warten und zu erziehen, zu mästen, bey Anschlagung der Güter zu taxiren, zu schlachten, rupfen und zu nutzen sey, wird bey jeder besondern Art ausführlich gezeiget. Siehe auch Poularderie.

Um geschlachtetes Flügelwerk lange Zeit zu erhalten, nimmt man aus dem geschlachteten Stücke, ohne dasselbe zu rupfen, das Eingeweide rein heraus, und hängt es in ein großes und weites Glas. Dieses vermacht man oben mit einer Blase so weit, daß man durch eine Tobakspfeife, Rauch von solchen Kräutern, die einen feinen wohlriechenden Rauch geben, in das Glas hinein

bringen kann. Wenn dieses hinlänglich geschehen ist, vermacht man auch diese kleine Oeffnung mit einem Stücke aufgelegter Blase. In diesem Glase hält sich das Geflügel viele Monate, und schmeckt, wenn man die rechte Wahl von Kräutern trifft, gar nicht nach Rauch.

34. St. der gel. Beytr. zu den Braunsch. Anz. v. J. 1775, Col. 267.

Eine andere Art, sowohl Federvieh als Federwildbret lange Zeit frisch und gut zu erhalten, ist diese. Man muß solches bis an den Kopf ausnehmen (ausweiden,) jedoch es in seinen Federn oder Felle lassen, mit Weizen ausfüllen, den Leib zunähen, und es in einen Kornhaufen vergraben.

Oecon. Nachrichten, 10. Band, Lpz. 1758, 8. S. 191.
Leipz. Samml. 184—192 St. Leipz. 1767, 8. S. 50.

Feder=Wage, Sackwage; s. unter Wage.

Feder=Weiler, s. oben, S. 394.

Feder=Weiß, ein Name, der mehrern weißen Mineralien gegeben wird, wenn ihre Oberfläche nach Art der Federn krystallisirt ist. 1. Dem Federalaune. 2. Dem Federspathe. 3. Einer Art Amianth, welcher wie eine Flaumfeder aus den Steinen wächst, und weder im Wasser noch im Feuer schmilzt; Feder=Asbest, Bergdun, Pliant.

Feder=Weiß=Stein, s. Frauen=Eis.

Feder=Wildbret, s. Wildbret.

Feder=Wißmuth, s. Wißmuth.

Feder=Wurm, eine Benennung, welche der Freyherr von Gleichen demjenigen Wurme ertheilt, den man gemeiniglich in den Federn alter, selten gebrauchter Betten, deren Ueberzüge vielfältig durchnaget sind, auch öfters in alten Schränken und anderm hölzernem Geräthe findet. Er lebet nicht nur von Federn, sondern pflegt, wegen seiner natürlichen Gefräßigkeit, auch wollene Zeuge und Tücher so zu durchnagen, als wenn sie mit Schrote durchschossen wären. Sie verzehren auch wohl einander selbst, wenn unter ihnen einer ist, den die Kräfte verlassen, sich den Anfällen anderer zu widersetzen.

setzen. Eine Beschreibung davon, nebst Abbildungen, ist im Neuesten aus dem Reiche der Pflanzen, Anh. S. 21, Tab. 9. und im 3. Jahrgange der neuen Mannigfaltigkeiten, Berl. 1776, gr. 8. S. 627 — 630, anzutreffen.

Feder=Zahnstocher, s. Zahn=Stocher.

Feder=Zange, Fr. Brucelles; s. unter Zange.

Feder=Zeichnung, s. Zeichnung.

Feder=Zeug, s. Feder=Büchse.

Feder=Zirkel, s. unter Zirkel.

Federn. 1. Die Federn fahren lassen. Die Betten federn allzu sehr. 2. Sich federn, neue Federn anstatt der alten bekommen, wofür doch mausen üblicher ist.

Fege, ein Werkzeug zum Fegen, d. i. Reinigen. So wird in der Landwirthschaft das stehende Sieb von Draht zur Reinigung des Getraides, die Kornrolle, das Aehrensieb, auch die Kornfege, imgleichen nur schlechthin die Fege genannt. S. Korn=Fege.

Fege=Hammer, in den Salzwerken, ein Hammer, womit die Pfannen gefeget, d. i. der Salzstein oder Schöpp abgeschlagen wird.

Fege=Kraut, s. Kannen=Kraut.

Fege=Maschine zu reißenden Flüssen und Sandbänken, s. unter Fluß.

— — — des Getraides, s. Korn=Fege.

Fege=Mühle, s. eben daselbst.

Fege=Recht, das Recht zu fegen, d. i. zu reinigen; besonders das Recht, einen Graben zu fegen, der Schaufelschlag, das Räumungsrecht.

Fege=Rolle, s. Korn=Fege.

Fege=Schober, in den Salzwerken, kleine Pfannen, welche in das Salz gesetzet werden, ehe es noch körnet, damit sich aller noch übriger Schlamm hinein ziehe, und das Salz gereiniget werde; daher sie auch Schlammpfännchen heißen.

Fegen, reinigen, rein machen. 1. In der weitesten Bedeutung, ohne auf die Art und Weise zu sehen. Die Feuermauer fegen, einen Graben fegen, einen Brunnen fegen. Die Salzpfanne fegen, den angelegten Salzstein mit einem Hammer abklopfen; siehe Fege-Hammer. Das Getraide fegen, es durch ein stehendes Sieb laufen lassen; s. Korn-Fege. Zinn, Kupfer, das Geschirr fegen, für scheuern, im Oberdeutschen. Ein Schwert fegen; s. Schwert-Feger. Einem den Beutel fegen, im gem. Leben, dessen Beutel leer machen.

Bey den Jägern fegt der Hirsch sein Gehörn, Fr. frayer, wenn er an Laßreisern oder an einem Baume die rauhe Haut von dem neu aufgesetzten Gehörne abschlägt, welche daher, wenn sie von diesem herunter ist, das Gefege genannt wird. Der Ort an einem Baume, wo ein Hirsch, Reh- oder Dambock sich gefegt (d. i. sein neues Gehörn gerieben) hat, um den Bast (oder das Gefege, d. i. die rauhe Haut, die um das neue Gehörn herum sitzt, und ihn jucket,) davon abzuschlagen, heißt Fr. Frayoir, und das Reiben oder Fegen des Hirsches an einem Baume, Frayure. S. Hirsch.

2. In engerer Bedeutung, besonders im Niedersächsischen, mit dem Besen oder der Bürste reinigen. Die Stube fegen, kehren, auskehren.

Fegsel, im Oberdeutschen, was bey Reinigung einer Sache als unnütz weggeschaffet wird, das Kehricht; an einigen Orten das Feget, Ausfeget.

Feh, s. Fehe.

Feh-Händler, an einigen Orten, z. B. in Straßburg, der mit kostbaren ausländischen Fellen handelt, ein Kürschner.

Feh-Haube, oder polnische Haube, nennet man eine Art runder hoher rauher Mützen von Fehe, oder auch geringerm Pelzwerke, in Form eines Muffes, welche

die

die Weiber in Regensburg, wie auch viele der so genannten Kräuterweiber um Breslau, zur Winterszeit zu tragen pflegen.

Feh=Rücken, }
Feh=Schloß, } s. unter Fehe.
Feh=Wamme, }

Fehde, L. Diffidatio, Fr. Diffidation; thätige Feindseligkeiten, besonders unter Privatpersonen. Es war nämlich vor diesem in Deutschland sehr eingerissen, daß, wenn zwo Städte, zween Edelleute oder andere Personen einen Streit unter einander hatten, selbige einander den Krieg ankündigten, und ihre Sache mit dem Degen ausmachten, da dann derjenige Recht behielt, welcher dem andern überlegen war. Daher die Befehdung; siehe Faust=Recht; und der Fehdebrief, ein Ausfoderungsschreiben, die schriftliche Ankündigung seiner Feindschaft.

In einigen Gegenden Oberdeutschlandes, bedeutet Fehde, (*) Sicherheit, Versicherung, Caution. Die Gesundheits=Fehde, ein Gesundheitspaß, Versicherung, daß man aus einem gesunden Orte komme.

Fehe, die Fehe, (**) Vehe, Grauwerk, Fr. Petit-Gris, Vair, ist der Name, den man einer Art von kostbarem Rauchwerke giebt, welches von den Fellen des sibirischen und tatarischen Eichhornes, und des ausländi=

(*) Dieses Wort war ehedem auch in Niedersachsen bekannt, wo an einigen Orten Borgfede, noch jetzt Bürgschaft bedeutet. Es stammet von dem Lat. Fides, Ital. Fede, oder mit demselben aus einer gemeinschaftlichen ältern Quelle ab. Hieher gehört auch das noch übliche Uhrfehde.

(**) In einigen Gegenden ist dieses Wort männlichen Geschlechtes, der Feh, und mit dem harten oberdeutschen Hauchlaute der Fech.

Fe, Vehen, Fen, Ital. Faio, im mittlern Lat. Varius, bedeutete ehedem bunt, vielfärbig, und figürlich auch unbeständig. Hernach scheint es, habe man verschiedenen, besonders bunten kostharen Pelzwerken, und denen Thieren, von welchen sie kommen, diesen Namen beygelegt. In den mittlern Zeiten war das Hermelin unter diesem Namen bekannt, und im Oberdeutschen heißt es zuweilen noch jetzt so.

schen Marders zusammen gesetzt, deren Haar auf dem Rücken sehr schön aschgrau, auf dem Schwanze und am Bauche aber weiß ist, und nur etwas in das graue fällt. Schwarze Fehe, der schwärzlich graue Rücken dieser Thiere, der Fehrücken; weiße Fehe, der weiße oder dünnhäutige Bauch derselben; Fehwamme, (*) die Wammen oder Bäuche von russischem oder sibirischem Grauwerke, und dieses Grauwerk selbst, so fern es aus lauter Bäuchen zusammengesetzt ist, da es dann auch wohl als ein Collectivum im Singular gebraucht wird. Ein Kleid mit Fehwamme füttern. Fehschloß, dasjenige Fell und Rauchwerk, welches unmittelbar die Schamtheile gedachter Thiere äußerlich bedecket.

Diese Gattungen großer Mäuse oder Eichhörnchen, sind in den kalten Ländern, sonderlich in Sibirien, anzutreffen, von daher die Holländer dieselben über Archangel, Hamburg und Lübeck in Menge bekommen; wie dann auch eben die große Handlung, welche sie damit treiben, Ursache ist, daß einige dieselben holländische Eichhörnchen, Fr. Ecureils de Hollande, nennen. Sonst bedienten sich dieses Grauwerkes zwar nur das vornehme Frauenzimmer und die großen Herren zur Winterszeit statt des Unterfutters unter ihre Pelze und Kleider; jetzt aber wird es von allerley Personen ohne Unterschied, welche die Mittel dazu haben, getragen. Was aber das für die Türkey bestimmte Grauwerk betrifft, so wird es in Rußland in Packeten von tausend Fellen verkaufet, die von No. 1. bis No. 4. zusammen ausgesucht sind, und beständig von der ersten Nummer bis

(*) Einige leiten das Wort Fehwamme, von Veeq, aus dem Ital. Fica, die weibliche Scham her, und verstehen darunter das Grauwerk, welches nächst den Schamtheilen des Thieres liegt, und unterscheiden daher unter Veeqwammen und Veeqschloß, und verstehen unter ersterem, die Stücken Fell von der Scham an, bis an die falschen Rippen hinauf, worin sich manches Graue findet, unter letzterem hingegen das Fell meist um die Schamtheile, welches fast durchgehends weiß und schlecht ausfällt.

bis zur letzten an Schönheit und an Preise abnehmen. Die Türken, insonderheit die in Constantinopel, verbrauchen ihrer eine erstaunliche Menge zu ihren Westen, wovon sie aus einem Tausend ganzer Felle, nur eilf machen, nämlich 5 von dem Rücken, welcher am schönsten und theuersten ist, und 6 vom Bauche oder von der Wamme, welcher am wenigsten geachtet wird. Das Grauwerk, welches man in Frankreich zu sehen bekömmt, wird fast alles aus Holland oder England dahin geschickt, und treiben sonderlich zu Paris alle Krämer und Kürschner Handel damit. Erstere verkaufen selbiges im Großen zu 100 Fellen auf einmal; Letztere aber verbrauchen es zu allerley Futterwerk, als: zu Strümpfen, Müffen, Mützen, Kamisölern, Fußsäcken, Bett = oder Nachtmänteln, Schlafröcken, Westen, Oberkleidern, u. s. w. dergleichen auch hier bey uns zu Lande geschieht. Die schwarzen Fehen brauchet man auch zu Aufschlägen und Müffen.

Sonst nennet man, wiewohl ganz unrecht, die Felle von den Kaninchen, woran das Haar ebenfalls so grau ist, daß es dem wahren Grauwerke, oder dem von den Fehen, ziemlich bekömmt, manchmal auch Grauwerk.

Fehl = Jahr, in der Landwirthschaft, ein Jahr, in welchem die Hoffnung, die man sich gemacht, fehl schlägt; ein Mißjahr.

Fehl = Schnitt, Fr. Echappade, heißt bey den Formschneidern, wenn das Stemmeisen, womit sie die Umrisse einer eingeschnittenen Form ablösen, einen Zug mit wegreißt.

Dieses geschieht, wenn entweder das Werkzeug in den Strich des Holzes hinein gezogen wird, oder wenn dieser Zug bey der Absonderung mit der Federmesserspitze nicht genug bis auf den Grund ist abgesondert worden, wenn man mit dem Stemmeisen zu viel Weite von dem Holze nimmt, oder auch wenn man nicht Acht hat, daß man mit dem Daumen der linken Hand den Daumen der rechten Hand, der das Werkzeug hält, unterstütze.

Bey den Fleischern, heißen Fehlschnitte, wenn sie bey dem Abziehen des Schlachtviehes, aus Nachlässigkeit oder Unvorsichtigkeit das Messer nicht behutsam genug geführt, sondern Schnitte in die Felle oder Häute gethan haben. Eine solche Haut ist schon dem Preise nach nicht so viel werth, als eine ganze.

Fehm, (*) die Fehm, ein nur in Ober- und Niedersachsen übliches Wort, die Frucht der Eich- und Buchbäume zu bezeichnen, so fern sie zur Mästung der Schweine dient, die Mast, und das Recht, die Nutzung von dieser Mast zu ziehen. Die Schweine in die Fehm treiben; einfehmen. Sie aus der Fehm nehmen, ausfehmen. Daher Fehmgeld, dasjenige Geld, welches für die Mast der Eich- und Buchwälder dem Herren des Waldes entrichtet wird; Fehmmaal, das Maal oder Zeichen, welches man den Schweinen, ehe sie in die Mast getrieben werden, einzubrennen pflegt; Fehmregister, das Register über die eingefehmten Schweine; Fehmschweine, zur Mast in die Eich- und Buchwälder eingetriebene Schweine.

Fehm, der Fehm, oder der Fehmen, (**) in Ober- und Niedersachsen, ein Haufen, doch nur einige Arten desselben.

1. Ein Haufen gefälltes Holz, so eine Klafter hoch und breit ist, im Hochdeutsch. ein Faden, Nieders. Faem, Viem; siehe Faden.

2. Noch

(*) Dieses Wort scheint von fahen herzukommen, welches ehedem auch umfassen, einfangen, einstellen, bedeutete, so wie das Schwed. Famna, weil die Wälder zum Behuf dieser Nutzung eingeschlossen oder befriediget zu werden pflegen, oder auch weil man alsdann die Schweine in die Wälder einzuschließen pflegt. Fehm würde alsdann zunächst einen umschlossenen Wald, einen Bannforst bedeuten.

(**) Auch dieses Wort gehört vermuthlich zu dem alten Zeitworte fahen, nicht bloß, weil ein solcher Fehm gerade so hoch und breit ist, als man mit ausgespannten Armen reichen kann, wie ein Faden Holz, sondern sofern es ehedem überhaupt an einen gewissen Ort einschließen, aufhäufen, bedeutete.

2. Noch häufiger, ein großer Haufen, der von Korngarben, Stroh oder Heu errichtet wird, besonders wenn in der Scheune nicht Raum genug vorhanden ist, selbiges aufzubewahren, in Hamb. ein Dymen, in Pommern eine Miethe, an andern Orten eine Triste, ein Schober.

In den gemeinen Mundarten lautet dieses Wort Feim, Feimen; an einigen Orten ist es auch weiblichen Geschlechtes die Fehme, oder Feime.

Von Anlage und Einrichtung eines Getraide-Fehmen, s. Th. XI, S. 457, fgg. und von dessen Abdrusch, Th. XI, S. 609.

Von Heu-Fehmen, siehe unter Heu.

Fehn, Torfland; siehe Finne.

Fehrd, oder Viert, nennet man in Pommern ein Getraidemaß, welches in andern Provinzen ein Viertel heißt. Ein Fehrd hat 4 Metzen, 4 Fehrd aber machen einen Scheffel.

Fehrte, siehe Fährte.

Feier, Feierabend ꝛc. siehe Feyer ꝛc.

Feifel, der Feifel oder die Feifel. 1. Die Speicheldrüsen an den Pferden, besonders die vornehmsten derselben, welche hinter den Kinnladen nahe an den Ohren liegen, und die benachbarten Theile schlüpfrig und geschmeidig erhalten.

2. Eine Geschwulst der Halsdrüsen bey den Pferden, der Halsfeifel. (*) Es ist eigentlich eine Schwierigkeit beym Athemholen, wobey das Pferd, wegen Entzündung und Geschwulst dieser die Kehle alsdann verschließenden Drüsen, in Gefahr zu ersticken ist, wenn man ihm nicht schleunige Hülfe verschaffet. Diese

(*) Diese Krankheit heißt im Nieders. Vivel, im Dän. Fibel, im Engl. Fives, im Franz. Avives, im mittlern Latein. Vivæ, Vivolæ. In einigen Gegenden Deutschlandes wird sie auch die Nifel genannt. Vermuthlich stammet dieses Wort wegen der Gestalt dieser Speicheldrüsen, mit dem Lat. Faba aus einer Quelle her. S. auch Wabe.

große Schwierigkeit, welche es beym Athemholen findet, veranlaßt es zu mancherley Bewegungen, um sich von der Angst, die es ausstehet, indem es alle Augenblicke ersticken will, zu befreyen; es leget sich, wälzt sich, springt wieder auf, und quälet sich, als wenn der Sitz des Uebels im Unterleibe wäre, daher auch einige diese Krankheit für nichts anders, als eine Kolik, gehalten haben.

Zu Lezterm gehören unter andern, Prof. Erxleben, in seinem pract. Unterricht in der Vieharzneykunst, Gött. und Gotha 1771, 8. S. 256; der Oberthierarzt zu Dresden, D. Weber, in seinen Bemerkungen, die nicht existirende Feivel bey Pferden betreffend, welche im 2ten Th. der Schriften der Leipz. öcon. Societät, Dresd. 1774, gr. 8. S. 285 288, und im 2. B. der Oecon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien, a. d. J. 1774, S. 405—408, anzutreffen sind; und Hr. Rath Adelung, im 2. Th, seines deutschen Wörterbuches, Lpz. 1775, gr. 4. S. 78.

Der Feifel entsteht aus mancherley Ursachen. Ueberhaupt erregen ihn alle plözliche Veränderungen der Wärme und Kälte, und besonders, wenn die Pferde sogleich auf eine starke Erhizung kaltes Wasser saufen. Außerdem entspringt diese Krankheit auch daher, wenn das Pferd über Vermögen, durch Laufen oder Ziehen angestrengt worden ist, und, wenn es an Ort und Stelle kömmt, nicht zugedeckt oder herum geführt wird, damit es nach und nach den natürlichen Grad der Wärme wieder erhalten, und zu Athem kommen könne. Allzu häufiges Füttern mit Haber und Gerste, besonders aber mit Rocken und Weizen, verursachet gleichfalls den Feifel.

Die Heilung desselben geschieht am sichersten folgendergestalt. Man zieht das Ohr des Pferdes bis an die Spize der Kehle herunter; und wo sie hintrifft, da ist gemeiniglich der Ort, wo die Entzündung der Drüsen und die Geschwulst befindlich ist. Läßt sich daselbst das Haar leicht ausraufen, so ist solches ein Zeichen, daß die in der Geschwulst enthaltene Materie reif sey, und

resol-

resolvirt oder ausgeleert werden könne. Man faßt daher die Drüse mit der Hufzange, und klopft die Geschwulst ganz gelinde mit dem Stiele des Beschlag-Hammers so lange, bis man merkt, daß sie genug zermalmt ist: oder, man reibt die Geschwulst mit der Hand, bis sich die Härte verliert, und das flüchtige aufblähende Wesen durch die Ausdünstung davon geht, worauf sich die Geschwulst unfehlbar zertheilen wird. Die Schmiede öffnen insgemein den Ort, wo sie den Feifel zu finden glauben, nehmen mit der Fliete so viel Materie heraus, als sie können, und füllen die Oeffnungen mit Salz oder ganzen Pfefferkörnern, damit die noch etwa übrige Materie vollends ausschwäre. Indessen scheint es dienlicher zu seyn, den Feifel zu zerquetschen, als ihn zu öffnen, weil im lezten Falle die Pferde dieses Uebel gemeiniglich sehr leicht wieder bekommen. Doch wird man zum öffnen die sicherste Zuflucht nehmen, wenn die Gefahr zu ersticken beym Pferde bereits überhand genommen hat, und, man schleunig Linderung verschaffen muß. Hat man nun den Feifel zerrieben, oder auch geöffnet, so läßt man dem Pferde unter der Zunge zur Ader, wäscht ihm das Maul mit Salz und Weinessig, bläset ihm auch Weinessig in die Ohren, und reibet sie hernach wacker, damit der Essig eindringe, wodurch der Schmerz, welchen das Pferd dabey, wegen der Nähe dieses Ortes, in den Kinnbacken leidet, aufs kräftigste gelindert werden wird. Nachher nimmt man 2 Hände voll Hanfkörner, stößt solche, thut sie in etwa $\frac{1}{2}$ Quart Wein, füget 2 Stück geriebene Muskaten, und 6 Eydotter hinzu, gießt dieses zusammen dem Pferde ein, und führt es auf diesen Einguß eine halbe Stunde herum.

Wenn dieses Mittel zur Vollendung der Cur nicht hinlänglich ist, wie sich leicht zutragen kann, so muß man dem Pferde ein gutes Klystier mit Polychrestsalze beybringen, hernach auch wohl, wenn lezteres noch

kein Genüge thut, den erst beschriebenen Trank wiederholen, und sichs nicht verdrießen lassen, das Pferd dabey herum zu führen; denn die Leibesbewegung vermehrt die natürliche Wärme, und setzt die Natur in den Stand, ihren Feind zu überwinden.

Man giebt auch sonst als ein sehr geschwindes Mittel wider diese Krankheit an, die Wände der Nasenlöcher, 2 bis 3 Querfinger über deren Oeffnung mit einem Pfriemen oder einer Schusterahle zu durchstechen. Das Blut, welches darnach heraus läuft, wird sich wieder von selbst stillen, nachdem ungefähr auf jeder Seite eine Eyerschale voll heraus gelaufen ist.

Man schlägt dem mit dem Feifel behafteten Pferde, in den Flanken und unter der Zunge zugleich, die Ader; und zwar an den Flanken läßt man eine reichliche Menge Blut weg; nachher muß man demselben den Unrath aus dem Mastdarme herausschaffen, welches geschehen kann, wenn man einen Stallknecht die Hand, mit Oehl oder Butter beschmieren, hernach die Finger zusammen schließen, die Hand bis an den Ellenbogen in den Hintern hinein bringen, und den in dem Darme befindlichen Mist heraus nehmen läßt. Weil es aber gefährlich ist, wenn der Darm mit dem Nagel gekratzt wird, welches durch eine ungeschickte Hand leicht geschehen kann: so darf man nur, um mehrerer Sicherheit willen, ein dickes Talglicht, oder ein Stück Seife, in den Mastdarm einbringen, bey dessen Zerfließung aller in dem dicken Gedärme enthaltene Unrath weggehen wird.

Das Klystier, welches dem Pferde, nach genommenem oder zerriebenem Feifel, eine Stunde nach dem Einguße beyzubringen dienlich ist, kann folgendermaßen bereitet werden. Man nimmt 2½ Maß Bier, und 3 Loth fein gepülvertes Polychrestsalz, läßt dieses zusammen einigemal aufwallen, nimmt es sodann vom Feuer, thut 2 Unzen Lorberöhl hinzu, und bringt es dem Pferde lauwarm bey. An statt des Bieres, kann man auch halb Wein, und halb Wasser nehmen.

Zeiher Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde und deren Heilung, Berl. 1771, 8. S. 100, fgg.
Wittenb. Wochenbl. v. J. 1771, St. 47, S. 389, fgg.
Oeconom Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien, a. d. J. 1774, St. 10. S. 81, f.
Mindensche Beytr. z. Nutzen und Verg. v. J. 1774, St. 36, Col. 281, fgg.
Freyherrn von Eind Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters, Gött. 1775, gr. 8. S. 1089.

Nach

Nach des Hrn. Landkammerath v. Schönfeld Meinung, findet man den Feifel und die Wurmkrankheit gemeiniglich zusammen; und man findet die Art, wie er diese Zufälle curirt, in seiner Landwirthschaft und deren Verbesserung, Lpz. 1773, gr. 8. S. 354, fgg. und 411, fgg.

Im 23. St. des Wochenbl. für den gem. Mann, a. d. J. 1777, S. 354, f. wird folgendes Mittel als bewährt wieder den Feifel empfohlen. Man nimmt 1 Loth Bibergeil; 3 Loth Leipziger Theriak, oder 1 Loth venetianischen; ½ Pfund venedische Seife; 2 Loth Lorbeeren; ½ Loth langen Pfeffer; ¼ Loth Saffran; 2 Loth Haselwurz; 2 Loth Resina Jalappæ, und Honig, nach Proportion; reibet dieses alles klein durch einander, menget es sodann in den Honig, daß es wie ein trockner Teig wird; macht Klümper, in der Größe einer kleinen Wallnuß, welgert sie rund zu einer Pille, trocknet sie an der Sonne oder auf dem Ofen, und verwahret sie an einem trocknen und kühlen Orte. Sie behalten ihre Kraft viele Jahre lang unverändert. Will nun das Pferd nicht fressen, oder fängt an mit den Vorderfüßen zu hacken, legt sich nieder, thut ängstlich und wälzt sich herum: so wird eine solche Pille dem Pferde bald Ruhe schaffen, es möge das Uebel von dem Feifel, oder vom Verfangen, oder von Würmern, oder vom kalten Feuer herrühren. Man nimmt nämlich eine solche Pille, drückt und stößt sie klein, nimmt 1 Nößel warm gemachtes Bier (oder noch besser, gebranntes Wasser,) reibet das Pulver darin herum, gießt es dem Pferde ein, reitet es warm, und bringt es alsdann wieder in den Stall. Ist der Stall kalt, so muß man das Pferd mit einer Decke belegen, damit der Schweiß allmählich abtrocknen könne.

Feig=Blatter, eine im Oberdeutschen übliche, im Hochdeutschen aber wenig bekannte Benennung großer Blattern oder Schwären am menschlichen Körper, besonders an dessen geheimen Theilen. S. Feig=Warze.

Im 15ten Jahrhunderte kömmt im Oberd. die goldene Ader unter dem Namen der Feigblatter vor.

Figürlich wird im Oberdeutschen auch der Ranunculus Ficaria *Linn.* wegen seiner Wirkung in dergleichen Zufällen Feigblatter genannt. Siehe Scharbock.

Feig=

Feig=Bohne, (*) eine mehr oberdeutsche Benennung einer Art großer Bohnen, Lupinus *Linn.* besonders derjenigen, welche weiße Blumen tragen, und auf dem Felde als ein Futter für das Vieh gebauet werden, daher sie auch Feldbohnen und Saubohnen heißen; Lupinus albus *Linn.* Die Feigbohnen mit gelber und blauer Blüthe hingegen sind eßbar, werden in den Gärten gebauet, und in Obersachsen gleichfalls Saubohnen, imgleichen große Bohnen genannt. Beyde Arten sind aus Italien zu uns gekommen. Siehe Th. VI. S. 132, fgg.

Feig=Warze, L. Ficatio, Ficosis, Ficosus tumor, Eminentia ficosa, Fr. Fic, eine größtentheils oberdeutsche Benennung aller größern fehlerhaften Erhöhungen auf der Haut, sie mögen weich oder hart seyn, an den Fingern und Zehen.

Ich gedenke hier nur insonderheit der Feigwarzen an den Füßen der Pferde, Fr. Crapaud. Es sind dieselben eine Art von wildem speckähnlichen Fleische, welches sich unter der Sohle der Vorderfüße erzeuget, einen übeln Geruch von sich giebt, und das Pferd etwas hinken macht. Sie geben nach und nach Fäden oder Zweige von sich, welche nach den Seitenwänden des Hornes und nach dem kleinen Beine zu gehen, und sich daselbst fest setzen; die Feigwarzen selbst breiten sich immer weiter und weiter aus, ziehen sich in die Ferse und bis in die Krone, ja sie umgeben endlich den ganzen Fuß, und sind alsdann nicht mehr zu heilen. An den Hinterfüßen entste=

(*) Frisch glaubt, daß Feig hier so viel als feige, unbrauchbar bedeute, weil diese Bohnen, besonders die weißen, für Menschen nicht eßbar sind. Andere leiten die Benennung von der Gleichheit mit den Feigen her. Allein, da man das Wasser, worin dergleichen Bohnen gekocht werden, schon lange als ein bewährtes Mittel wider die Feig= und andern Warzen gehalten hat, so steht es dahin, ob nicht dieses zu ihrer Benennung Anlaß gegeben hat; obgleich auch ihre Größe und runde Gestalt dabey in Betrachtung kommen kann.

entstehen dieselben, noch öfters als an den Vorderfüßen, und gehen auch mehr an der Ferse, dem Fessel und Köthe, und noch höher hinauf. Sie geben eine Feuchtigkeit von sich, welche die Haut zernaget, und von Haaren entblößt.

Die Feigwarzen entstehen aus einer Unreinlichkeit, wenn die Füße der Pferde nicht gehörig gewartet werdern, sondern immer im Kothe und Miste stehen, indem die Säfte darin zu stocken anfangen, und eine Schärfe annehmen; die Verschleimung der Säfte und des Geblütes kann aber auch innerlich zu ihrer Entstehung etwas beytragen und dieselben befördern. Daher sind auch die großen und starken Pferde mit dicken fleischigen Beinen, und die auf fetten und feuchten Weiden erzogen werden, vorzüglich diesem Uebel ausgesetzt.

Wenn die Feigwarzen unter der Sohle hervor gewachsen sind, so muß bey Zeiten die halbe oder ganze Sohle, nachdem man es nöthig findet, ausgenommen werden, damit man zu dem Sitze des Uebels selbst gelangen könne; alsdann schneidet man die Feigwarzen nebst allen ihren Zweigen bis auf das gesunde Fleisch ganz rein weg, brennt die Stellen mit dem heißen Eisen, streuet rothen Präcipitat darauf, und verbindet sodann den Fuß mit ägyptischer Salbe. Nach zween Tagen macht man den Verband wieder los, und sieht nach, ob noch einige Zweige von den Feigwarzen zurück geblieben sind, die man alsdann sorgfältig wegnimmt, auf die Stellen wieder Präcipitat streuet, und aufs neue mit ägyptischer Salbe verbindet. Auf solche Art verfährt man alle 2 oder 3 Tage, bis der Schade rein ist, und die Sohle wieder wächst, welches ungefähr in drey Wochen geschieht. Die Füße müssen immer dabey im Trocknen stehen, sonst helfen die bestrn Mittel nichts. Meistentheils wird das Pferd nach dieser Operation von einem Wundfieber befallen werden. In diesem Falle läßt man am Halse zur Ader, giebt ihm alle Morgen 1

Loth

Loth Salpeter, und eben so viel gepülverte Austerschalen mit Wasser ein, und gebraucht fleißig folgendes Klystier.

Man vermische 4 Löffel voll Honig, eben so viel Rüb- oder Leinöhl und 1 Hand voll Salz mit ½ Quart Milch, und gebrauche es, wenn das Salz völlig aufgelöset ist, lauwarm.

An statt des Habers giebt man dem Pferde nur Kleye und wenig Heu, aber dagegen Weizenstroh, im Wasser aber Gerstenmehl zu trinken, wozu man auch etwas Salpeter setzen kann. Außerdem ist es auch sehr dienlich, und öfters unumgänglich nöthig, daß Geblüt durch den Gebrauch nachstehender Latwerge, die man Morgens und Abends eingiebt, zu reinigen, wodurch die Vertreibung der Feigwarzen ungemein befördert werden wird.

Man mische zerstoßenen Petersiliensamen, ½ Pfund; eröffnenden Eisensaffran, ¼ Pf. und goldgelben Spießglanz Schwefel 2 Loth, wohl unter einander, und rühre es sodann mit Honig, so viel als genug ist, zu einer Latwerge, wovon man so viel als ein kleines Hühnerey beträgt, auf einmal eingiebt.

Siehe auch Strahlgeschwür, im Art. Huf, Th. XXV. S. 518.

Die Feigwarzen, welche sich anderwärts am Fuße, als unter der Sohle, erzeugt haben nimmt man ebenfalls durch das Feuer weg, und gebraucht eben dieselben Arzneyen dabey; nur muß man sich in Acht nehmen, daß man durch das heiße Eisen keine Sehnen oder Bänder verletze.

Die Feigwarzen gehören unter die allerhäßlichsten Krankheiten, die sich nur an den Füßen der Pferde erzeugen können, und sind auch beschwerlich und langwierig aus dem Grunde zu heilen, zumal wenn man nicht bey Zeiten zu den gehörigen Mitteln greift. Wenn man glaubt, man habe sie völlig geheilt, so kommen sie auf einmal wieder hervor, und nehmen sehr schnell zu. Gemeiniglich bekömmt auch der Fuß nachher eine üble Gestalt und wird breiter.

Erxleben pract. Unterricht in der Vieharzneykunst, S. 38. fgg.
Britges Zergliederung der Pferdefüße, in Hrn. Prof. Schrebers neuer Cameralschr. 4. Th. S. 167 und 185.

In engerer und auch im Hochdeutschen üblichen Bedeutung, werden besonders die größern Erhöhungen an dem Hintern, und die venerischen Beulen dieser Art an den Geburtstheilen, Condylomata, mit dem Namen Feigwarzen beleget, welche, so lange sie den Blattern in der Gestalt gleichen, auch Feigblattern heißen.

Von den Feigwarzen, oder rothen entzündeten Knoten am Ende des Mastdarmes, welche bey der blinden goldenen Ader sich einzufinden pflegen, und auch unter dem Namen der Mastkörner und Zacken bekannt sind, s. den Art. Hämorrhoiden.

Feig=Warzen=Kraut. 1. Großes Feigwarzenkraut oder Feigwarzenwurz, Scrophularia *Linn.* s. Braunwurz.

2. Chelidonium *Linn.* s. Schöll=Kraut.

3. Ranunculus Ficaria *Linn.* s. Scharbock.

Alle diese Pflanzen haben ihren Namen ihrer Wirkung wider die Feigwarzen zu verdanken.

Feig=Wurz, eine in einigen Gegenden übliche Benennung der Tormentill, gleichfalls wegen ihres Nutzens wider die Feigwarzen. S. Tormentill.

Feige, im Oberd. feig, eigentlich, mürbe, weich, von welchem Worte es nur in der Aussprache und Schreibart verschieden ist. In dieser größtentheils veralteten Bedeutung ist es nur noch in dem Bergbaue üblich, wo das Gestein feige wird, wenn es mürbe, locker, wird, so daß er sich ablösen will. Eben daselbst werden die Schächte und Stollen feige, wenn das Holzwerk faul wird.

Feige, (*) die fleischige Frucht des Feigenbaumes, und dieser Baum selbst, welcher zu den Pflanzen mit vermengten

(*) Der Name dieser Frucht und ihres Baumes ist mit der Sache selbst aus entfernten Gegenden zu uns gekommen. Im Lat. lautet er Ficus, im Ital. Fico, im Franz. Figue, im Span. Higua, im Engl. Fig, im Nieders. Fige, im Dän. Fige, im Schwed. Fikon, im Sclavon. und Wend. Figa und Fik, und schon bey dem Ot=

mengten Geschlechtern gehört, wo die Geschlechter auf drey verschiedenen Pflanzen wohnen. Dieser in der Naturgeschichte so merkwürdige Baum ist aus Asien nach Griechenland und Italien, und von da unter dem Julian nach Frankreich, und endlich nach und nach in das übrige Europa gekommen.

Wenn man in den Büchern der Griechen und Römer, und in den Reisebeschreibungen nachsucht, so wird man finden, daß der Feigenbaum zu allen Zeiten in Palästina gemein gewesen ist, daß die Griechen und Römer denselben aus dem Oriente geholt haben, und daß er von da nach Italien gekommen ist. Die Römer hatten ihre Feigen von Chios; und von dannen hatte man nur einen Schritt, wieder nach Palästina zu kommen. Vor des Cato Zeiten hörte man gar nichts von Feigenbäumen zu Rom, und sie kamen erst spät nach Gallien. Der Kaiser Julian war es, welcher, als er damals Vorgesetzter oder Landpfleger von Gallien war, dieselben nach Paris brachte, wo er seinen Aufenthalt hatte. Ihm haben wir die Erfindung, sie im Winter mit Stroh zu bedecken, zu verdanken.

Der wilde Feigenbaum war vermuthlich der einzige, welcher vor alten Zeiten in Italien, wenigstens ohne Cultur gewachsen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber verweilten die Lateiner nicht, die bessern Früchte zu besitzen, welche in Asien, in dem europäischen Griechenlande und in Afrika gemein waren. Man kann aus der Zahl, welche Plinius von denselben angiebt, davon urtheilen. Inzwischen ist aus der berühmten Stelle beym Plutarch zu schließen, daß sie vor dem dritten punischen Kriege nicht recht in Aufnahme gekommen sind. Als Cato

be-

Ottfried Figo. Entweder hat die weiche, saftige Beschaffenheit der Frucht, oder auch ihre Größe und runde Gestalt zu dieser Benennung Gelegenheit gegeben.

Einem die Feigen weisen, d. i. einem mit geballter Faust drohen, ist ein im Oberdeutschen üblicher, vermuthlich aus dem Ital. mostrar oder far le fiche ad uno, entlehnter Ausdruck, welcher von der Aehnlichkeit der Faust mit der Frucht des Feigenbaumes hergenommen seyn soll. Im Span. lautet dieser Ausdruck Hacer la higua, im Franz. faire la figue, und im mittlern Lat. bey dem Carpentier Ficham facere, und Ficus facere, wo es aber auch ein Verhöhnen durch Aufhebung des mittelsten Fingers bedeutet, und als eine Injurie verboten wird.

befürchtete, die Beredtsamkeit des Scipio Nasica nicht überwinden zu können, welcher das Unternehmen eines neuen Krieges im Rathe widerrieth: so fügte er zu seiner heftigen Rede noch folgende List hinzu. Er brachte eine frühzeitige Feige aus dem carthaginensischen Gebiete in das Rathhaus, und indem er sie dem Senate zeigte, sprach er: ich frage euch, wann, meint ihr wohl, ist diese Frucht von dem Baume genommen worden? da nun alle es für ausgemacht hielten, daß sie frisch wäre, sagte er: ihr sollt aber wissen, daß sie vor drey Tagen zu Carthago gepflückt ist; so nahe haben wir den Feind bey unsern Mauern! alsobald wurde der dritte punische Krieg beschlossen; wodurch die Nacheiferin von Rom, Carthago, zerstört ward. Unius pomi argumento eversa, sagt Plinius, B. 15, C. 18.

Die Früchte des Feigenbaumes haben eine ganz besondere und wunderbare Beschaffenheit. Sie sind wirklich nicht dasjenige, wofür man sie ausgiebt. Dieser birnenförmige, große, fleischige, oberwärts durch einige Schuppen zugeschlossene Körper, welcher gleich Anfangs zum Vorschein kömmt, und nach und nach wächst und saftiger wird, ist das allgemeine Blumen- und Samenbehältniß, und man könnte es für den gemeinschaftlichen Kelch, oder besser für das allgemeine Blumenbett halten, indem an den Seiten der innern Aushöhlung desselben allenthalben die Blümchen ansitzen, und davon gänzlich eingeschlossen sind. Die Blümchen selbst sind niemals Zwitter, sondern man sieht männliche und weibliche, jedoch mit dem Unterschiede, daß ein solches gemeinschaftliches Behältniß entweder lauter männliche oder lauter weibliche Blümchen, oder auch beyde Arten zugleich, enthält. In dem letzten Falle nehmen die männlichen, deren eine geringe Anzahl ist, den obern, die vielen weiblichen aber den untern Theil dieses Behältnisses ein. Jedes Blümchen sitzt auf einem Stielchen. Bey den männlichen sind 3 Staubfäden und ein unvollkommener Griffel, von 3 aufgerichteten lanzenförmigen Blättchen umgeben, welche man lieber für den besondern Kelch, als Blumenblätter, anzunehmen pflegt. Bey

den weiblichen ist dieser Kelch in 5 zugespitzte aufrecht stehende Einschnitte getheilt, und umgiebt einen eyförmigen Fruchtkeim, auf dessen Spitze seitwärts ein gekrümmter Griffel mit zween auswärts gebogenen Staubwegen von ungleicher Länge erscheint, und welcher in einen rundlichen zusammen gedrückten Samen verwandelt wird. Obgleich diese verschiedene Blumen verschiedentlich an den Bäumen vertheilt sind, hat man doch daraus keine Unterscheidungszeichen zu nehmen, noch viel weniger aber mit **Pontedera** verschiedene Geschlechter zu machen, und denjenigen Feigenbaum, welcher lauter weibliche Blümchen trägt, Ficum, den mit männlichen begabten Caprificum, und welcher männliche und weibliche zugleich in einem Behältnisse darstellet, Erinosycen zu nennen; indem aus einerley Samen Stämme erwachsen, welche bald diese, bald jene Art Blumen vereinigt oder getrennt hervor bringen. Wo männliche und weibliche in einem Behältnisse vereinigt sind, kann die Befruchtung der erstern durch die letztern leicht geschehen; wenn sie aber in eigene Behältnisse abgesondert und eingeschlossen sind, kann dieses nicht füglich Statt finden; indessen kann doch das äußere Behältniß der weiblichen wachsen und gleichsam reif werden, obgleich die darin befindlichen Samen unreif oder unfruchtbar bleiben. Da aber die weiblichen und männlichen Blümchen gar öfters in besondern Behältnissen angetroffen werden, und der Blumenstaub von den männlichen aus seinem Behältnisse nicht heraus, und in dasjenige eingehen kann, welches die weiblichen einschließt: so hat der weise Schöpfer, damit solches dennoch geschehe, und die Fruchtkeime von dem Blumenstaube des männlichen geschwängert werden möchten, eine ganz besondere und wunderbare Verfügung getroffen. Ein gewisses Insect, welches zu den Galläpfelwürmern, Cinips, gehöret, und welches die Alten Plenes genannt haben, bringt die Früchte des zahmen

Feigenbaumes zu einer mehrern Größe, und trägt, wie einige glauben, den männlichen Feigenstaub von den wilden, zu den weiblichen Blumen des zahmen, und befruchtet diese mit jenem. Dieses Verfahren wird die Caprification genannt, und auf den Inseln des Archipelagus jährlich von den Einwohnern mit vielem Fleiße veranstaltet; zumal hiedurch nicht allein die Frucht, oder vielmehr die Samen, zu ihrer Vollkommenheit gelangen, sondern auch die Früchte ungemein vermehret werden. Ein Baum, der sonst kaum 25 Pfund reife und zum Trocknen taugliche Feigen geben würde, giebt durch diese Beyhülfe mehr als 280 Pfund.

Die Caprification, oder Reifmachung der zahmen Feigen, war schon dem Aristoteles bekannt, und in neuern Zeiten haben Tournefort, St. Laurent, die Hamel, und andere, davon geschrieben, so, daß jezt diese Sache in ein völliges Licht gesezt worden ist. Man unterscheidet im Archipelagus zwo Sorten von Feigenbäumen, die eine ist zahm und bringt Früchte, die andere aber wächst wild. Lezтere wird Caprificus, Fr. Caprifiguier, und in dem Lande selbst Ornos genannt. Auf diesem wohnen die Insecten, welche den Früchten des zahmen Feigenbaumes ihre gehörige Reife geben. Der wilde trägt in einem Jahre dreymal Früchte, welche von den Einwohnern mit verschiedenen Namen beleget werden. Die ersten, Fornites genannt, zeigen sich im August, und fallen im folgenden Monate, ohne reif zu werden, wieder ab; die zweyten, Craitires, erscheinen zu Ende des Septembers, und bleiben auf dem Baume bis zum Maymonat; alsdann kömmt die dritte Art zum Vorschein, welche Orni heißen, und die vorigen an Größe übertrifft. Keine von diesen Früchten werden reif; es erzeugen sich aber in allen zarte kleine Maden, die von dem Stiche gewisser Mücken entstehen, welche ihre Eyer in dieselben legen, und nur allein um diese wilde Feigenbäume herum zu fliegen pfle-

gen. Da zu der Zeit, im May und Junius, wenn der zahme Feigenbaum zu blühen anfängt, auch die Orni auf den wilden erscheinen, oder vielmehr schon einige Zeit gestanden haben, und die Mücken aus den Ornis heraus kriechen wollen, sammeln die Landleute diese wilde Frühlingsfeigen, und hängen sie, auf hölzernen Spießchen angereihet, auf die zahmen Feigenbäume. Alsdann kriechen die Mücken aus den Ornis heraus, und stechen die zahmen Feigen, welche dann innerhalb 40 Tagen zur Reife gelangen. Wird diese Zeit verfehlt so fallen die Orni ab, und die zahmen Feigen bleiben unreif, und fallen gleichfalls in kurzer Zeit ab. Die Mücken von den Ornis kriechen am obern Theile in die zahmen Feigen, welche zu der Zeit etwa die Größe einer Nuß haben. Wenn zu verschiedenen Zeiten dergleichen Feigen geöffnet werden, kann man die Mücken darin herum kriechen sehen, und nachher wahrnehmen, daß selbige die Samenkörner anfressen, und sich darin verbergen. Wenn diese, bald zur Reife gelangte Feigen geöffnet werden, kriechen die Mücken aus den Körnern hervor, und nachdem sie ihre Flügel abgetrocknet haben, fliegen sie davon.

Hr. Godeheu, welcher auf der Insel Malta Versuche angestellt hat, hat bemerkt: 1) daß es zahme Feigenbäume gebe, welche, wie auch bey uns geschieht, in einem Jahre zweymal Früchte tragen, bey welchen auch die erstern ohne Beyhülfe der Caprification, zur Reife gelangen, die andern aber selbiger nicht entbehren könnten; 2) daß es Bäume gebe, die er wilde nennet, die nur zu einer gewissen Jahrszeit Früchte tragen, und die Caprification nothwendig erforderten: und 3) daß die Caprification die Bäume schwäche, und selbige im folgenden Jahre weniger Früchte trügen.

Ob die Orni lauter männliche Blumen tragen, und die daraus kriechenden Mücken den männlichen Blumenstaub mit sich nehmen, hingegen die zahmen Bäume lauter weibliche Blumen tragen, und diese durch den männlichen Blumenstaub, welchen die Mücken zu und in selbigen bringen, befruchtet werden, ist wohl noch nicht gänzlich erwiesen. Vielleicht ist die Muthmassung, welche schon Tournefort, und neuerlich du Hamel

mel geäußert, nicht ungegründet, da sie die caprificirten Feigen, mit andern von Würmern gestochenen Früchten vergleichen. Birnen, welche von Insecten gestochen werden, und wo die Würmer, die aus den Eyern hervor kriechen, in der Frucht wohnen und sich davon nähren, werden viel geschwinder groß, als andere, und fallen ab. Die caprificirten Feigen schmecken zwar gut, wenn sie frisch sind, die Sonnenhitze allein aber kann dieselben nicht gehörig austrocknen, um sie einige Zeit gut zu erhalten; daher, vielleicht aber auch deswegen, damit die Eyer der Mücken zum Ausbrüten untüchtig gemacht, und die Früchte nicht weiter dadurch angefressen werden, pflegt man sie in den Backofen zu bringen, wodurch sie aber einen unangenehmen Geschmack erhalten. Ueberhaupt sind dergleichen Feigen niemals so gut, als diejenigen, welche in der Provence, Italien und Spanien, ja in unsern Gärten, ohne Caprification erzeuget worden; wie dann diese, wenn anders dadurch die Befruchtung der weiblichen Blümchen geschehe, bey uns gar nicht nöthig ist, da der gemeinschaftliche Kelch zugleich männliche und weibliche Blümchen umschließt.

Relation sur les figues de l'Archipel, muries d'une maniere trés-particuliere, st. im Journ. œcon. Mars 1759, S. 131.

Von der Caprification der Feigen, s. das 92. St. der hannov. nützl. Samml. v. J. 1756.

Mittel, viele und bälder reife Feigen durch die Caprification zu erhalten, st. im 15. St. der Stuttg. phys. ökonom. Realz. oder gemeinnützl. Wochenschr. v. J. 1757, S. 535—537.

Memoire sur la Caprification, par Mr. GODEHEU de Riville, st. im 2. Th. der Memoir. de Math. & de Phys. presentés &c. à Paris, 1755, 4. S. 369—377.

Von der Caprification, oder dem Mittel, dessen sich die Einwohner der Insel Maltha und der Inseln des Archipelagi bedienen, um die Fruchtbarkeit der Feigenbäume zu vermehren, aus Hrn. du Hamel Traité des arbres & arbustes, To. I, p. 249 sq. übersetzt, st. im 4 St. des 19. B. des Hamb. Magaz S. 429—433. und im 1 Jahrg. der neuen Mannigfaltigk. Berl. 1774, gr. 8. S. 443—447.

Abhandlung von dem Mittel, die Feigen durch Insekten von dem wilden Feigenbaume zur Reife zu bringen, welches die Caprification heißt; in der hetruscischen Academie zu Cortona, d. 20. Oct. 1752, von dem Hrn. Joannon von St. Laurent vorgelesen; aus Memorie di varia erudizione della Società Colombaria Fiorentina, Vol. II, p. 243, sq. übersetzt, st. im 9. Th. des allgem. Magaz. der Nat. Kunst und Wissensch. Lpz. 1757, gr. 8. S. 59—94.

Caprification; Morceau tiré du Dictionn. de botanique, par Mr. COLIN MILNER, à Londr. 1770, st. in No. 11 der Gaz. salut. v. J. 1771.

Nachricht, wie die Feigen auf der griechischen Insel Zia durch Fliegen zur Reife gebracht werden, aus Tourneforts Voyage du Levante übers. st. im 24. St. der Physical. Belustig. Berl. 1754, 8. S. 1058—1065, und im 86. St. der hannov. nützl. Samml. v. J. 1756.

Von den verschiedenen Arten des Feigenbaumes, welche Linné und Miller anführen, sind folgende die vornehmsten.

1. Der gemeine Feigenbaum, Ficus communis *C. Bauh.* Ficus sativa *Fuchs.* Ficus Carica foliis palmatis *Linn.* Er wächst in dem mittägigen Europa und in Asien wild, bey uns aber nur in den Gärten. Die zähe, gelbe, faserige, ästige Wurzel treibt einen schwachen Stamm, 3 bis 4 Ellen hoch, dessen Rinde nicht glatt, sondern, wenn er alt ist, rauh anzufühlen, das Holz aber weich, weißlich und markig ist, daher der Baum auch im Winter sehr leicht erfriert. Die Aeste sind ausgebreitet, grün, mit vielen weißlichen Puncten besetzt, und über dem Orte, wo die Blätter ansitzen, mit einer ringförmigen Linie bezeichnet. Die Blätter sitzen auf rundlichen, rauhen Stielen, fallen bey uns im Herbste ab, bleiben aber unter dem warmen Himmelsstriche auch im Winter stehen; sie sind auf beyden Flächen grün, rauh anzufühlen, und am Rande stumpf eingekerbt; die untern herzförmig und ungetheilt, die mittlern aber in drey, und die obern gemeiniglich in fünf Lappen, nach Art der handförmigen, zerschnitten. Den Blattstiel umgeben zween spitzige Blattansätze, welche aber zeitig abfallen. In dem Blätterwinkel sitzen auf kurzen Stielen die birnförmigen so genannten Feigen, oder gemeinschaftlichen Blumen = und Fruchtkelche, welche bey uns sowohl im Frühjahre als Herbste hervor brechen. Sie sind Anfangs klein und grün, werden nach und nach größer, weicher, und entweder weiß, oder röthlich, oder violet gefärbet. Die ersten Feigen kommen zu Ende des März hervor, und mit Ausgang des Aprils treibt der Baum neue Zweige. Diese ersten Früchte reifen im Anfange

fange des Julius. Die andern kommen im Sommer an den neuen Zweigen, und diese werden im September reif. An kältern Orten kommen die Früchte einen Monat später, und werden auch so viel später reif. Allenthalben, wo ein Blatt angewachsen ist, kömmt unfehlbar eine Feige, manchmal auch zwo hervor, entweder noch im Sommer, oder im folgenden Frühjahre. Gute gesunde Stämme treiben im Frühjahre viele schöne Zweige, welche den ganzen Sommer über wachsen, und sich mit Blättern behängen. Bey denen Blättern, welche noch vor Johannis gewachsen sind, zeigen sich mehrentheils noch in demselben Sommer die Früchte, und dieses werden die Herbstfeigen. Wo aber alsdann keine erscheinen, da brechen sie im folgenden Frühjahre hervor, und dieses werden Sommerfeigen. Hr. de la Quintinie nennt sie die Feigen vom ersten, jene aber die vom andern Saft. Bey denen Blättern, welche erst nach Johannis bis zum Herbst wachsen, zeigen sich im Sommer keine Feigen, sie kommen aber hernach im folgenden Frühjahre zum Vorschein. Die Frucht kömmt alsdann ganz nackt, ohne alle Bedeckung, neben einem Auge hervor, und ist auf einmal völlig gebildet da, ehe noch ein Blatt erscheint, oder das Aug zu treiben anfängt; folglich kömmt sie an den kahlen Zweigen, weil das alte Laub im Herbste abfällt. Das Aug, welches eine solche Feige, manchmal auch zwo, zur Seite hat, kann sodann auch einen neuen Zweig treiben, welches aber nicht immer geschieht. Es können 6 bis 7 Feigen an einem großen Zweige vom vorigen Jahre kommen, wenn er so viel Augen hat. Ein Aug bringt niemals zweymal Feigen nach einander. Hat es also im Herbste eine gehabt, sie möge reif geworden seyn oder nicht, so kömmt hernach daselbst weiter keine hervor. Die Frucht findet sich nur an den stärksten Zweigen, wofern sie kein falsches Holz sind; denn die Feigenbaume haben dergleichen eben so wohl, als andere Fruchtbäume;

man erkennet es an den platten und weit von einander stehenden Augen, dagegen die guten Zweige dick und nahe beysammen stehende Augen haben. Welcher Feigenbaum also kein starkes Holz, d. i. große Zweige hat, der giebt auch keine Früchte. Aus den Spitzen der vorjährigen Zweige, die nicht geschnitten sind, kommen die stärksten Triebe hervor; denn das oberste Aug, welches nichts anders als der Anfang von einem neuen Zweige ist, übertrifft im Wachsthum alle die übrigen. Hieraus erhellet, wie es zugehe, daß die Feigenbäume gar leicht allzu hoch wachsen, und lange, unten herum ganz kahle, Zweige bekommen. Ein zweyjähriger Baum kann aus diesen obersten Augen so starke Triebe zeugen, welche noch in demselben, oder doch gewiß in dem folgenden Jahre tragen. Man findet fast allezeit an diesen Bäumen eine Menge Herbstfeigen, welche aber unnütz sind, weil selten die Witterung im Herbste so beschaffen ist, daß sie reif werden könnten; sie fallen entweder noch vor Winters ab, oder, wenn sie sich auch den Winter über am Baume erhalten und grün bleiben, so fallen sie doch unfehlbar im Frühjahre; wenn der Saft sich erneuert, ab. Man muß sich also bemühen, Sommerfeigen zu erhalten, welche gleich im Frühlinge sich sehen lassen, und durch die erfolgende Sommerwärme allezeit zur vollkommenen Reife gedeihen. Wie das Reifwerden der Feigen zu befördern sey, werde ich weiter unten zeigen.

Wenn die Herbstfeigen völlig reif werden könnten, so würden sie vor den Sommerfeigen einen Vorzug verdienen. Denn man findet, daß die, welche im Anfange des Septembers zur Reife gelangen, ehe sie von Nachtfrösten einen Stoß erlitten haben, von weit besserm Geschmacke sind, als die Sommerfeigen, ob sie wohl ein wenig kleiner bleiben, als diese. Die Ursache ist ohne Zweifel darin zu suchen, weil sie in der besten Jahrszeit gewachsen sind, und durch einen von der Sommerwärme vollkommen gemachten Nahrungssaft, gleich vom Anfange an genähret worden sind; dahingegen die Sommerfeigen im Frühjahre

jahre alle kalte schlackige Witterung, die sich alsdann noch mit unterzumischen pflegt, ausgestanden haben.

Es giebt verschiedene Arten Feigen, die auch vielleicht in warmen Ländern alle vortrefflich sind, von denen aber nur zwo den Vorzug verdienen, weil die übrigen hier zu Laude entweder wenig tragen, oder klein bleiben, oder von schlechtem Geschmacke werden. Dieses sind die großen weißen Feigen, Ficus sativa fructu globoso, albo mellifluo *Tourn.* von denen eine Art rund, die andere lang ist, welche nicht nur bald und häufig tragen, sondern auch ein sehr zartes, weisses und zuckersüßes Fleisch von ausnehmendem Geschmacke haben.

Die runden tragen häufiger; die langen aber taugen sonderlich im Herbste, wenn sie reif werden können. Denn sie platzen um den Stern herum nicht so sehr auf, als die runden, wenn etwa im October warme Regen fallen, welche sie aufschwellend machen. Der Stern bekömmt davon eine fürchterliche Oeffnung, wodurch alle ihre Lieblichkeit verfliegt, welche hingegen die langen, denen solche Regen weniger anhaben können, bey sich behalten.

Unter den übrigen sind die vornehmsten, die schwarzen oder genuesischen, welche so stark braun = oder dunkelpurpurroth gefärbt sind, daß sie daher den Namen der schwarzen erhalten haben. Sie sind sehr lang und ziemlich dick, sehr süß, aber nicht so saftreich als die weißen. Inwendig sind sie nicht völlig so roth, als auswendig. Die übrigen Arten unterscheiden sich durch die Farbe und Größe.

Die braune oder kastanienfarbige Ischiafeige, ist sehr groß, kurz und rund, auswendig kastanienbraun, inwendig aber purpurroth; sie hat ein sehr großes Aug, welches nahe an dem Stiele eingekneipt ist, große Körner, und ein süßes wohlschmeckendes Mark, wird zu Ende des Julius, oder zu Anfange des Augusts, reif, und zerberstet alsdann öfters. Wenn man diese Sorte an eine warme Wand setzt, so bekömmt

kömmt man des Jahrs zweymal eine Menge Früchte davon.

Die kleine weiße frühe Feige, hat eine rundliche, oben an dem Kerne etwas flache Frucht, und einen sehr kurzen Stiel. Wenn sie vollkommen reif ist, bekömmt die Haut eine blaßgelbe weiße Farbe. Das Fleisch ist süß, aber nicht schmackhaft. Sie wird im August reif.

Die große weiße genuesische Feige, hat eine große kugelrunde, gegen den Stiel zu etwas längliche, gelbliche, inwendig aber rothe Frucht mit einer dünnen Haut. Die Bäume tragen aber nicht gern.

Die schwarze Ischiafeige, deren Frucht kurz, mittelmäßig groß, oben etwas flach, fast schwarz, inwendig dunkelroth ist, ein hochgelbes Fleisch hat, und im August reif wird, und deren Bäume gern tragen.

Die Malteser Feige, deren Frucht klein, blaßbraun, oben sehr zusammen gepreßt, und gegen den Stiel zu stark eingezogen ist, und besonders, wenn sie so lange an dem Baume bleibt, bis ihre Haut runzlig wird, ein süßes und wohlschmeckendes Fleisch hat.

Die dunkelbraune, oder braune neapolitanische Feige, deren Frucht sehr groß, kugelrund, lichtbraun und weiß gestreift ist, sehr große Körner und ein wohlschmeckendes Fleisch hat, und zu Ende des Augusts reif wird.

Die grüne Ischiafeige, deren Frucht länglich, oben fast kugelrund und inwendig purpurroth und färbend ist, eine dünne grüne, und wenn die Frucht völlig reif ist, eine braungefleckte Haut und ein wohlschmeckendes Fleisch hat, und zu Ende des Augusts reif wird.

Die Madonnafeige, auch die Braunschweiger oder Hannover Feige genannt, deren Blätter mehr abgetheilt sind, und deren Frucht langpyramidenförmig und ziemlich groß ist, eine braune Haut, und ein hellbraunes, rauhes und ziemlich unschmackhaftes Fleisch hat, und zu Anfange des Septembers reif wird.

Die

Die gemeine blaue oder purpurrothe Feige.

Die lange braune, neapolitanische Feige, deren Blätter tief abgetheilt, und deren Frucht lang, und an der Krone etwas zusammen gepreßt ist, auf einem sehr langen Stiele sitzt, eine dunkelbraune Haut, ein rothes wohlschmeckendes Fleisch und große Körner hat, und im September reif wird.

Die gelbe Ischiafeige, ist eine große pyramidenförmige Frucht. Die Haut ist gelb, wenn sie reif ist, das Fleisch aber purpurroth und wohlgeschmackt. Die Bäume tragen aber nicht viel Früchte. Sie wachsen stark in die Aeste. Die Blätter sind sehr groß, und nicht viel abgetheilt. Sie wird im September reif.

Die kleine braune Ischiafeige, ist eine kleine pyramidenförmige Frucht mit einem sehr kurzen Stiele. Die Haut ist lichtbraun, das Fleisch fällt in das purpurrothe und hat einen sehr guten Geschmack. Sie wird spät im September reif. Die Blätter sind weniger abgetheilt, als der andern Sorten ihre. Diese Art trägt gern.

Die Gentilefeige, welche nicht gern trägt, und deren Frucht mittelmäßig groß und kugelrund ist, eine gelbe Haut, ein gelbes wohlschmeckendes Fleisch und große Körner hat, und sehr spät reif wird.

Die Feigenbäume lassen sich eben so gut, wie Orangebäume, in Gefäßen ziehen. Sie bedürfen nicht einmal so viel Aufsicht, als die Orangebäume, welche von dem geringsten Froste das Laub fallen lassen. Sie behalten im Winter kein Laub, wie jene, und wenn auch die Erde in den Gefäßen ziemlich gefriert, so schadet es den Stämmen doch nichts. Ein mäßig tiefer Keller, oder ein gemeines wohl geschlossenes Zimmer, ist zureichend, sie im Winter zu erhalten, wenn es daselst nur nicht feucht ist. Die Zeit sie beyzusetzen, ist der November, so bald die starken Fröste sich einzufinden anfangen, und sie erfordern sodann den ganzen Winter über keine weitere Aufsicht, als daß bey hef-

tigem

tigem Froste alles wohl zugehalten werde. Im Frühlinge müssen sie zeitig, d. i. im halben März, oder, nach dem die Witterung ist, im Anfange desselben, wieder heraus gebracht werden; und man muß damit nicht warten, bis gar kein Frost mehr zu befürchten ist, der den Früchten schädlich seyn könnte, sonst würde man sie bis Ausgang Aprils darin lassen müssen. Dieses würde ihnen nicht bekommen; denn sie fangen im Hause an zu treiben, und alle Früchte, die sie da ansetzen, sind, wenn sie an Sonne und Luft kommen, verloren. Ein rauher Wind, oder allzu heißer Sonnenschein zu der Zeit, wenn sie heraus gebracht werden, richtet sie zu Grunde; welches hingegen nicht geschieht, wenn sie zeitig an Sonne und Luft gewöhnet, und dadurch abgehärtet werden. Indessen muß man dennoch einige Vorsorge für sie haben, wenn man sie so zeitig heraus gebracht hat. Man muß sie dicht an eine Mauer gegen Mittag oder Morgen, der Länge nach an einander hinstellen, und daselbst bis zu Anfange des May stehen lassen, damit sie gegen die alsdann noch einfallenden Nachtfröste einigen Schutz haben, doch aber die alles belebenden Sonnenstrahlen und den fruchtbaren Frühlingsregen genießen können. Sonst würde die Frucht, welche um diese Zeit ganz allein ohne Laub und die geringste andere Bedeckung hervor kömmt, unfehlbar, da sie noch sehr zart ist, Schaden nehmen. Man muß daher nicht unterlassen, sie bey einfallendem Frostwetter zu bedecken, wozu Strohdecken, Matten, trockner Mist, oder Erbsstroh, nach Befinden dienlich sind. Ferner muß man sie, sobald sie heraus kommen, einmal recht stark begießen, so daß die Erde, welche seit 4 oder 5 Monaten, da man sie im Hause gehalten hat, bis auf den Grund ausgetrocknet ist, durchaus wieder angefeuchtet werde, damit die Wurzeln insgesamt Saft anziehen, und den neuen Trieb zeitig genug beginnen können. Gegen den halben May, wenn

wenn die schädlichen Fröste vorüber sind, setzt man sie in freyen Garten an beliebige Stellen, und begießt sie nochmals recht stark, wiederholt auch solches von 8 zu 8 Tagen, bis zu Ende des May, hernach wöchentlich zweymal, und vom halben Junius an fast täglich.

Die Art, wie **de la Quintinie** die Feigenbäume in Gefäßen zieht, ist folgende. Er bemühet sich zuvörderst um junge Stämme, welche auch leicht zu haben sind. Denn es treiben 1) die Feigenbäume unten um den Stamm herum viele schon gewurzelte Schosse, die man abnehmen kann; 2) lassen sich die untern Zweige der alten Stämme ablegen, daß sie auch Wurzeln schlagen; 3) steckt man auch bloß abgeschnittene Zweige an einen etwas schattigen Ort, und schneidet sie am untersten Ende ein wenig ein, wiewohl man sie auch ganz lassen kann, da sie denn auf beyde Art einwurzeln; es muß aber etwas altes Holz daran gelassen werden, weil dießjährige Schossen eher faulen als Wurzeln schlagen würden. Solche gewurzelte Schößlinge oder Zweige pflanzt er in kleine Töpfe von 5 bis 6 Zoll weit, oder in kleine Kasten von 7 bis 8 Zoll, in gute Gartenerde, die halb mit ganz verfaultem Miste gemenget worden, oder auch Anfangs in lauter ganz verrotteten und zu Erde gewordenen Mist, nachdem er die Wurzeln daran ganz kurz verschnitten hat. In solcher alten Misterde wuchern die Wurzeln sehr häufig; es muß aber selbige unten in den Töpfen oder Kasten wohl eingedrückt werden, und ist genug, wenn sie nur oben 2 bis 3 Zoll hoch locker bleibt. Er pflanzt sie 3 bis 4 Zoll tief, und läßt den Stamm über der Erde nur 4 bis 5 Zoll lang; denn in Gefäßen können sie nicht kurz genug gehalten werden. Im halben März macht er ein Mistbeet von langem Pferdemist, 3 Fuß hoch, 4 bis 5 Fuß breit, so lang er es nöthig findet. Nach 5 oder 6 Tagen, wenn die größte Hitze vorbey ist, gräbt er diese neu gepflanzten jungen Feigenbäumchen mit den Töpfen oder Kasten in diesen warmen Mist halb ein, da sie dennoch in demselben Jahre häufige Schossen treiben; nur müssen sie den Sommer über wohl begossen, auch die Wärme des Mistes zwey oder dreymal durch Umlegung frischen Pferdemistes erneuert werden, damit das Beet beständig eine merkliche Wärme behalte, und dadurch das Wachsthum der Wurzeln befördere. Diejenigen dieser Bäumchen nun, welche gut getrieben haben, nimmt er entweder noch im Sommer, wenigstens im Herbste

oder folgenden Frühjahre, mit der Erde aus den Töpfen heraus, und setzt sie damit in Kasten von 7 bis 8 Zoll weit, in gute zugerichtete Erde, aus der Hälfte guter Gartenerde und der Hälfte ganz verrotteten Mist gemengt, welche unten im Kasten fest eingedrückt worden, damit die Wurzeln nicht gar zu geschwinde den Grund erreichen, noch die Erde sich allzu tief herunter setze. Um dieses desto besser zu verhüten, läßt er die Erde, welche am Fuße des Baumes bleibt, 2 bis 3 Zoll über den Rand des Kastens hervor ragen, und fasset sie mit einigen Faßdauben rings herum ein, so daß sie weder abfallen, noch das Wasser vom Begießen ablaufen könne. Es wird sodann dieser Erdkloß theils von der öftern Bewegung des Kastens und seiner eigenen Schwere, theils von dem öftern Begießen, zeitig genug in den Kasten herab sinken.

Solche junge Bäume pflegen, nach diesem Umsetzen, öfters noch in demselben Jahre, gewiß aber in folgenden, Früchte zu geben. Man läßt sie darin 2 Jahre; hernach aber versetzt man sie in größere, von 13 bis 14 Zoll weit, da man ihnen denn zwey Drittel von dem daran hängenden Erdkloße beym Ausheben abnimmt, und sie in diese größere Gefäße, auf eben die Art, wie gemeldet ist, etwas hoch einpflanzet, nachdem man die Erde unten fest eingedrückt hat. Hierin bleiben sie so lange, bis man sieht, daß sie keine starke Zweige mehr treiben, welches gemeiniglich nach 3 oder 4 Jahren geschieht. Alsdann nimmt man sie wieder aus, verfährt damit wie beym vorigen Umsetzen, und pflanzt sie entweder in dasselbe, oder in ein anderes Gefäß von gleicher Größe, ein. Sie bleiben darin abermal 3 bis 4 Jahre; und wenn man sodann aus dem Nachlasse des Triebes merket, daß man eine Veränderung vornehmen muß, so bedient man sich noch größerer Kasten, welche 17 bis 18 Zoll weit sind. In solchen wachsen sie abermal 3 oder 4 Jahre. Sodann nimmt man sie wieder aus, und pflanzt sie von neuem auf gleiche Weise in dieselben oder andere Kasten von gleicher Größe. Will man ihrer nun noch weiter in Kasten genießen, so muß man solche nehmen, die 21 bis 22 Zoll in der Weite halten, wofern man Gelegenheit hat, solche schwere Kasten zu handthieren, auch im Winter Platz genug findet, sie beyzusetzen. Außerdem sieht man sich genöthigt, sie in das freye Land zu bringen, da sie denn, nachdem sie 15 bis 20 Jahre in Kasten gepfleget worden, auch noch gut thun, wofern man ihnen nur ein gut Theil Holz, und den größten Theil der Wurzeln abnimmt, bis sie dann endlich ausgehen.

Inzwi-

Inzwischen kann man jährlich junge auf oben erwähnte Art erziehen.

Die größte Beschwerlichkeit bey dieser Feigenzucht in Gefäßen, verursacht das häufige Begießen, welches in den Sommermonaten, Junius bis September, täglich und zwar so reichlich, daß das Wasser unten wieder heraus läuft, geschehen muß; wenigstens muß es um den andern Tag unausbleiblich geschehen, es wäre denn, daß es stark und anhaltend regnete. Zwar durchdringt auch der stärkste Regen die Erde in den Kasten nicht, denn sie ist gar zu sehr von den häufigen Wurzeln zusammen gepreßt, und das breite Laub hält ihn ab, daß er die Erde nicht genug trifft; aber der Mangel der Sonne bey solchem Regenwetter verhindert doch wenigstens das Austrocknen, daher man alsdann mit den Gießen inne halten kann. Bey kleinen Regen hingegen muß man damit unausgesetzt fortfahren, weil dieser den Feigen nicht zu gute kömmt. Die Feigen, welche nur im geringsten Mangel an Nahrung gehabt haben, bleiben weich und hohl, da sie sich hingegen mit einem saftigen Fleische ganz erfüllen sollten, daher sie, anstatt zu reifen, vielmehr vor der Zeit abfallen.

Im Herbst müssen die Kästen, eben wie im Frühlinge, wieder an einen vortheilhaften Ort gegen die Sonne gestellt werden, um, wo möglich, die Herbstfrüchte zur Reife zu bringen. Da geschieht es dann aber öfters, daß man die Wurzeln unten aus dem Kasten, wo er die Erde berührt, heraus gewachsen und in den Erdboden eingedrungen findet. Sie wuchern alsdann nicht wenig, wenn sie hiezu kommen können. In solchem Falle lassen sich die Herbstfrüchte nicht zu gute bringen. Denn, weil man die Wurzeln abnehmen muß, wenn man den Kasten rücken will, so leiden die Bäume sowohl, als die Früchte, durch diesen Verlust der Wurzel gar sehr. Diesen Fall ausgenom-

men, schadet sonst das Anwachsen der Kästen den Bäumen nichts, vielmehr befinden sie sich dabey sehr wohl, und bedürfen auch so vielen Begießens nicht. Wenn man sie aber hernach beysetzen will, muß man alle diese hervor gehende Wurzeln entweder noch im Herbste, oder wenigstens im folgenden Frühjahre, wenn man die Kästen wieder heraus bringt, sorgfältig abnehmen, weil alles, was davon an der freyen Luft bleibt, unfehlbar verdirbt. Wenn man sie hernach wieder so setzt, daß der Boden die Erde berührt, so wachsen die Wurzeln von neuem herein, und noch stärker als im vorigen Jahre, die Kästen aber gehen darauf; doch ist es nicht übel gethan, einige Kästen, die ohne dieß alt sind, daran zu wenden, indem das Gedeihen der Bäume diesen billig vorzuziehen ist.

Ungeachtet nun aus dieser Anweisung sich ergiebt, daß die Feigenbäume am sichersten in Gefäßen gezogen werden, so ist doch auch das Pflanzen im freyen Lande nicht zu verwerfen. Man kann sie, wie andere Fruchtbäume, entweder an einer Wand, oder frey stehend, jedoch als Zwerg = oder Buschbäume pflanzen. Die erste und vornehmste Sorgfalt aber geht dahin, daß sie im Winter hinreichend bedeckt werden. Will man sie an einer Wand erziehen, so muß diese nothwendig 2 Fuß dick seyn; denn ist sie dünner, so durchdringt sie der Frost gar zu leicht, und greift die Bäume von hinten an, wogegen sie alle mögliche Bedeckung von vorn nicht schützen kann. Das sicherste also wäre, wenn man sie an ein Gebäude legte, insonderheit wenn dessen Zimmer hinter ihnen bewohnt, und also im Winter geheizet werden. Die Stelle muß etwas hoch und trocken seyn, gleichwohl aber aus gutem Grunde bestehen; daher darf man sie unter keine Dachtraufe legen, wo sie zum öftern im Winter, und sonderlich im Frühjahre, mit Glatteis überzogen werden könnten. Hat man aber keinen andern dazu schicklichen Ort, so muß man we-

nigstens

nigstens die Traufe durch eine Rinne ableiten, damit sie nicht auf die Bäume fallen könne.

Wenn es nun gegen den Winter geht, und das Laub gänzlich abgefallen ist, muß man die Zweige dicht an die Wand bringen, und daselbst entweder mit Nägeln oder Tuchläppchen befestigen, oder an eine Rüstung von Stangen daselbst anbinden. Die allzu hohen Zweige muß man auf eine oder die andere Seite nieder beugen, jedoch ohne sie einzuknicken, oder gar zu zerbrechen. Hernach deckt man entweder 3 Zoll dicke Strohdecken darauf, oder belegt sie so dick mit Stroh, und bindet Stangen ins Kreuz und in die Quere darüber. Am besten bedient man sich hiezu des langen trocknen Pferdemistes, welchen man 4 bis 5 Zoll dick aufträgt, und bemühet sich solchen so anzubringen, daß nirgends die geringste Oeffnung übrig bleibt. Man muß aber noch ein gut Theil von solchem Miste stets in Bereitschaft halten, um diese Bedeckung im Nothfalle zu verstärken.

Wenn der Winter vorbey, auch sogar der März fast verstrichen ist, nimmt man die Hälfte von der Bedeckung ab, sonderlich was daran den Winter über verdorben ist, läßt aber die Zweige unberührt, auch das übrige von der Bedeckung noch den April hindurch darüber liegen; ja wenn noch um Ostern, wie nicht ungewöhnlich ist, Frostwetter einfallen sollte, verdoppelt man diese Bedeckung wieder so lange, bis man vor fernerem Froste genugsam gesichert ist; alsdann deckt man sie auf, und macht zugleich die Zweige von der Wand wieder los. Es geschieht dieses in den ersten Tagen des May, da man dann die Früchte in der Größe wie Stabelerbsen antreffen wird. Um sie alsdann noch bey einfallendem Reif und Nachtfrösten zu beschirmen, kann man sich großer Tücher bedienen, wenn man sie an Stangen bindet, auf die Art wie die Schiffsegel ausgespannt werden. Man muß aber andere Stangen über

die Feigen an die Wand anlehnen, damit die Tücher darauf ruhen, und die Früchte nicht berühren, noch solche durch ihr Reiben, wenn der Wind damit spielt, beschädigen können. Um deswillen ist auch sehr dienlich, sie unten mit Haken an die Erde fest zu machen, damit sie desto weniger flattern können.

Die frey stehenden Buschbäume sind etwas beschwerlicher zu bedecken. Man muß Stangen herum stecken, und sie daran dicht zusammen binden, so, daß sie die Gestalt einer Kugel oder Pyramide bekommen; hernach hüllet man sie rings herum in langen trocknen Pferdemist ein, deckt sie auch nicht eher auf, wie die an den Spalieren, und verfährt in allen Stücken auf dieselbe Art.

Wenn die an den Spalieren von der Wand wieder gelöset werden, muß man sie ordentlich anbinden; denn im Winter hat man sie dicht zusammen gezwängt, und an die Wand angeheftet, um sie desto besser zu verwahren, im Sommer aber muß man ihren Zweigen einige Freyheit lassen, und sie von der Wand etwas entfernt halten, welches den Früchten zuträglicher ist. Man hat aber nicht nöthig, sie so sorgfältig aufzubinden, als andere Fruchtbäume; man bringt sie nicht dazu, daß sie ein Spalier völlig bekleiden, es würden auch dabey viele Früchte abgestoßen werden; man braucht also dazu kein ordentliches Gitterwerk, sondern kann sich damit begnügen, daß man Haken reihenweise in die Wand befestigt, welche 3 Fuß weit von einander stehen, und übers Kreuz gesetzt sind. Diese Reihen fangen 1 Fuß hoch über der Erde an, und die Haken müssen 8 Zoll aus der Wand hervor ragen, und am Ende wie ein halber Ring gekrümmt seyn, damit man Stangen darein legen könne. An diese Querstangen bindet man sie weitläuftig an: und dieses ist hinreichend, daß sie nicht vorwärts sinken, noch von dem Winde zerbrochen werden; man erhält auch hiedurch die Früchte ohne Schaden.

Ich komme nunmehr auf das Schneiden der Feigenbäume. Man schneidet diese Bäume in dreyerley Absicht: theils des Wohlstandes, theils der Nothwendigkeit, theils der Früchte wegen. Wenn man sie wachsen ließe, wie sie wollten, würden sie gar bald ein sehr schlechtes Ansehen bekommen. Denn, da der stärkste Trieb nach den Spitzen der Zweige geht, so würde man in kurzem kahle Zweige sehen, welche nur oben grünen, unten herum aber weder Blatt noch Frucht haben. Es geschieht gar leicht, daß sie an 2 bis 3 Klaftern hoch steigen; und wie wollte man so hochtreibende Bäume im Winter hinlänglich bedecken? Man muß sie also nothwendig verkürzen, um ein Geschäft zu erleichtern, welches sie unumgänglich erfordern. Da es hienächst hauptsächlich darauf ankömmt, daß man die Sommerfrüchte zum Wachsthum bringe, weil die vom andern Safte mehrentheils nicht zur Reife gelangen, und hiezu kein anderes Mittel dienlicher zu seyn scheinet, als ein wohl überlegter Schnitt: so sieht man leicht, daß das Schneiden der Feigenbäume mit zu den vornehmsten Stücken ihrer Wartung gehöre.

Man darf sich keine Rechnung machen, die Feigenbäume zu einer so schönen regelmäßigen Gestalt zu bringen, wie andere Obstbäume. Denn an diesen kann man die starken Zweige so schneiden, wie es die Gestalt, die man ihnen geben will, erfordert, und darf nicht befürchten, den Früchten dadurch Eintrag zu thun, indem diese niemals an den starken, sondern nur an den schwachen Zweigen hervor kommen. Bey den Feigenbäumen hingegen ist es umgekehrt; die Frucht kömmt hier nicht an den schwachen, sondern an den starken Zweigen. Da nun diese dem Baume die Gestalt geben, und folglich an ihnen der Schnitt geschehen muß, wenn man ein regelmäßiges, dem Gesichte angenehmes Ansehen zuwege bringen will: so kann man sich im voraus nichts gewisser vorstellen, als daß man

mit einem jeden Schnitte, welchen man daran waget, viel schöne Früchte mit wegnehmen werde. Es laufen also diese beyden Absichten, viel Früchte, und zugleich auch zierliche Bäume zu haben, einander hier entgegen, und folglich muß von einer eine Ausnahme verstattet werden. Die Hauptabsicht ist die Frucht; man muß also in Ansehung der andern, welche die Zierlichkeit erfordert, etwas nachgeben, und ein solches Mittel zu treffen suchen, daß diese einigermaßen, jene aber vornämlich erhalten werde.

Was man am nothwendigsten zu verhüten hat, ist dieses, daß sie nicht zu lang schießen. Man muß also die neuen Zweige jährlich verkürzen, und sie nur 1½ höchstens 2 Fuß lang lassen. Dieses ist alles, was man daran schneiden kann, außer daß man, wie sich von selbst versteht, alles erstorbene Holz abnehmen muß. Vor allen Dingen müssen jährlich entweder im Frühjahre, oder zu Anfange des Herbstes, die Schößlinge, welche unten am Stamme ausschlagen, abgenommen werden, es wäre denn, daß man ein oder andere beyzubehalten nöthig fände, um die Seiten zu bekleiden, oder in die Stelle abgestandener Zweige zu gebrauchen. Man darf die abgenommenen nicht wegwerfen, sondern kann junge daraus ziehen, wie bereits oben erwähnt worden ist, und weiter unten noch ausführlicher geschehen wird.

Die zweyte Hauptverrichtung besteht in dem Abbrechen oder Abkneipen der Spitzen, dieser gefährlichen Spitzen, welche zwar die stärksten Triebe gewähren, aber zugleich den Baum über alle Gebühr in die Höhe führen. Man verrichtet solches am Ende des März, oder im April, an denen Zweigen, die man nicht schneiden kann, d. i. die nicht länger, als 1 Fuß sind. An denen Zweigen, welche noch bis in den späten Herbst fortwachsen, findet man sie insgemein den Winter über verderben, an denen hingegen, da die obersten Knospen

sich

sich zeitig genug im Sommer geschlossen haben, bleiben sie gut. Jene muß man nothwendig abschneiden bis auf das Leben, und diesen nimmt man sie mit großem Nutzen, indem der Zweig nachher anstatt eines Schosses, welcher aus der obersten Knospe würde getrieben haben, nun von den Seitenaugen mehrere zum Triebe bringt, wodurch dann die Zweige und folglich die Früchte vermehret werden. Es scheint auch, daß selbst hiedurch das Wachsthum der ersten, oder der Sommerfeigen befördert werden muß, wenn der Saft solchergestalt in seinem Schuße aufgehalten, und an die Stellen, wo sie sich befinden, hingeleitet wird. Es geschieht aber nur an den stärksten Zweigen; denn die kleinen, welche sich am Stamme befinden, werden gänzlich weggeschnitten, weil diese keine Früchte geben. Man wiederholt dieses Abkneipen der Spitzen zu Anfange des Junius auf den großen Zweigen, die seit dem Frühjahre von neuem getrieben haben, und bewirket dadurch, daß sie sich ebenfalls in mehrere Zweige vertheilen, welche für künftiges Jahr die Sommerfrüchte versprechen. Man darf sich keinesweges auf viele Früchte Rechnung machen, wenn man nicht durch dieses Abbrechen gute neue Reiser verschafft hat, wonach sie aber unfehlbat kommem. Und überdem ist dieses das beste Mittel, zu verhüten, daß die Zweige nicht allzu lang und unten kahl werden.

Die dritte Verrichtung ist das Abwerfen ganzer Zweige. Hat man im vorigen Jahre einige Zweige lang gelassen, weil sie damals gut und nützlich waren, nunmehr aber Blößen verursachen wollen, so muß man im April oder May, insonderheit, wenn sie ohne Früchte sind, ganz kurz bis auf das alte Holz verschneiden, in Hoffnung, daß auf diesen Schnitt neue Zweige kommen, welches zwar eben so wenig, als bey den alten Zweigen der Pfirsichen, untrüglich ist; aber wenn es auch nicht geschieht, so wird doch wenigstens der Saft

sich zu den nächsten Zweigen hin ziehen, und ihr Wachsthum befördern; und man hat dadurch den zu befürchtenden Blößen abgeholfen. Mit den Buschbäumen verfährt man auf gleiche Weise. Will man sie niedrig erhalten, worauf es bey ihnen noch mehr, als bey denen an der Wand, ankömmt: so muß man die Spitzen sorgfältig abkneipen, und allezeit einige große Zweige kurz schneiden, sie auch öfters von dem alten abgenutzten Holze, wie auch von den unten hervorsprossenden neuen Schößlingen entladen. Die häufigen Zweige, welche sie, absonderlich in gutem Lande, treiben, machen leicht eine Verwirrung; man muß sie also weit von einander pflanzen, und jährlich viele von ihren Zweigen absenken, um den Bäumen desto mehr Luft zu geben, daher man sie auch so breit als möglich, ziehen muß. Uebrigens schicken sie sich nur in kleine wohl umschlossene Gärten, die vor heftigem Froste mehr gesichert sind.

Die Bäume in den Kästen hat man anders nicht als Buschbäume anzusehen. Ihre Schönheit besteht darin, daß sie niedrig bleiben, und fast gar keinen Stamm bekommen, daß aber auch die Zweige, welche heraus wachsen, weder zu lang noch zu kahl werden, welches gar leicht geschieht, wenn man nicht in Zeiten vorbeuget. Man muß sie also kurz halten. Da aber die Feigen in Kästen wenig Holz treiben, wenig Holz aber auch wenig Früchte gewähret: so folgt unwidersprechlich, daß, wenn man die Feigen in Kästen kurz schneidet, um ihnen eine gute Gestalt zu verschaffen, man sich um so viel mehr des Nutzens der Früchte beraubet. Es ist daher kein anderer Rath, als mit ihnen eine solche Einrichtung zu treffen, daß man allezeit einen oder andern von den größten Zweigen, sie seyn alt oder jung, verkürzet, um der Schönheit der Gestalt ein Genüge zu thun, und zugleich alle die übrigen lang läßt, um der Früchte, die sie versprechen, theilhaftig

zu

zu werden. Ist man hernach um diese Früchte durch einen Zufall gekommen, und man will noch im halben April, oder im Anfange des May, diese Zweige, die man der Frucht wegen lang gelassen hat, verkürzen, so geht es gar wohl an. Man wird dadurch die Herbstfrüchte vermindern, welche selten einmal reif werden, dagegen aber wird man die Sommerfrüchte auf kommendes Jahr vermehren. Denn die Zweige, welche auf solchen Schnitt folgen, werden so zeitig nicht kommen, daß sie noch in demselben Jahre Früchte hervor bringen könnten; sie werden aber stark genug werden, um im folgenden Frühjahre welche zu haben, welches dann eben diejenigen sind, die wir wünschen.

Um die Reife der Feigen zu beschleunigen, soll man an einem Feigenbaume diejenigen Aeste aussuchen, welche mit den meisten Früchten beladen, und deren Früchte gesund und schon am weitesten gediehen sind. Einen halben Fuß unter den Früchten; steche man diese Aeste mit der Spitze eines Federmessers, und befestige gerade unter der angestochenen Stelle eine etwa 4 Zoll hohe Düte von Pergament. In diese thut man Taubenmist, der in Baumöhl zerlassen worden, und bedeckt es mit einem leinenen Lappen. Die Düte wird mit Weidengerten befestigt. Alle 4 oder 5 Tage thut man einen Tropfen von diesem präparirten Oehle auf eine jede von den Feigen des angestochenen Baumes, oben an dem geschlossenen Kelche; so wird man mit Vergnügen sehen, daß die Feigen schon einen Monat vor der gewöhnlichen Zeit reif werden, und einen vortrefflichen Geschmack erhalten.

v. Vallemont Merkwürdigkeiten der Nat. und Kunst, S. 325.

Bresl. Samml. v Mon. Jul. 1722; vermischte ökon. Samml. 2. Th. S. 580, fgg.

Nouvelliste oecon. & litter. To. XV. p. I. m. de Nov. & Dec. 1756. S. 134.

Physic. und ökon. Patriot, 2. Th. 11. St. S. 86, f.

Stutg. physic. ökon. Realzeit. v. J. 1757, S. 512, f.

Sand oder Laugenasche an die Wurzel gelegt, soll ebenfalls, wie Dyk versichert, die Zeitigung der Frucht befördern.

Um von ihrer völligen Reife zu urtheilen, muß man nicht allein das Gesicht, sondern auch die Hand gebrauchen. Denn, wenn eine Feige um den Stern herum wohl gefärbt ist, eine schrumpfelige etwas zerrissene Haut bekömmt, den Kopf hängt, und gleichsam einzukriechen scheint: so mag man sie gelinde angreifen, und wenn man sie sodann zwischen den Fingern gar weich befindet, sie gelinde in die Höhe oder nieder beugen; läßt der Stiel hierauf leicht vom Baume los, so kann man wegen ihrer Reife vollkommen versichert seyn; gehet sie aber nicht leicht ab, muß man sie noch einige Tage sitzen lassen. Sie ist niemals recht gut, wenn sie im Brechen noch widersteht.

Die Vermehrung und Fortpflanzung der Feigen geschieht durch den Samen, durch die Wurzelbrut, durch Pfropfreiser, und durch Ableger oder Senker.

In den südlichen Provinzen, oder andern heißen Ländern sind die Samen von den Sommerfeigen, wenn sie am Baume überreif werden, wie auch die von den an der Sonne getrockneten, fruchtbar. Man säet dieselben in irdene mit lockerer Erde angefüllte Gefäße, stellet solche in ein Mistbeet, und siebet über die Samen etwas Erde, so, daß sie nur wenig bedeckt sind. Sie gehen sehr gut auf, und die jungen Pflanzen wachsen ziemlich schnell. Man bekömmt aber dadurch nicht gleich Bäume, welche tragen; wohl aber Varietäten und fremde Sorten, von denen nicht leicht Pflanzen zu erhalten sind.

In den nördlichen Provinzen werden die Feigen durch Ausläufer von den Wurzeln, durch Pfropfreiser, oder Senker, fortgepflanzt. Von der Vermehrung durch die Wurzelbrut, erzählt Hr. Rammelt folgende

Erfah-

Erfahrung. Er setzte zween kranke Feigenbäumchen in das Land; sie wuchsen daselbst in einigen Jahren so schnell, hoch, groß und dick, daß, da er solche alle Jahre niederlegte, ein Gehäuse von Bretern darüber machte, und mit Mist aus den alten Mistbeeten bedeckte, solche ihm zum Niederbeugen zu stark wurden. Ob er nun gleich solches durch Abstechung und Losgrabung der Wurzeln auf der einen Seite, damit er solche füglich auf die andere Seite niederlegen konnte, zuwege brachte, so spürte er doch, daß durch Abstechung der Wurzeln die Bäume im Wachsen nicht recht fort wollten. Er entschloß sich etliche von den jungen starken Ausläufern stehen zu lassen, und da sie ein wenig stark geworden waren, die alten Stöcke, die sich nicht biegen lassen wollten, abzuschneiden. Auf diese Weise erhielt er wieder junge Bäume, die sich niederlegen ließen, und häufige Früchte trugen.

Die Pfropfreiser werden, nach Mill's Vorschrift, im Herbste von den Bäumen abgeschnitten, weil zu solcher Zeit der wenigste Saft heraus zu laufen pflegt. Man nimmt sie von den fruchtbarsten, derbsten, und mit den kürzesten Absätzen versehenen Aesten. Unten muß von dem jährigen Holze etwas daran bleiben. Oben wird die Spitze daran gelassen, und nicht mehr, wie an andern Pfropfreisern, abgeschnitten. Man darf sie nur 2 oder 3 Tage lang, ehe sie gepflanzt werden, an einen schattigen Ort setzen, so heilt der Schnitt so weit zu, daß ihm nicht zu viel Saft entgeht, und sie verfaulen. Nachher werden sie 8 bis 9 Zoll tief in ein Beet von guter Erde, auf einen warmen Fleck, eingesetzt. Die Oberfläche des Erdbodens wird 3 bis 4 Zoll dick mit alter Gärberlohe zugedeckt, damit der Frost nicht hinein kann. Sollte ein strenger Winter sich einstellen, so deckt man über die Spitzen Erbsenstroh, Farnkraut, oder sonst etwas leichtes. Im Frühjahre wird diese Decke nach und nach wieder weggenommen, so bald man von dem Froste nichts weiter befürchten darf; doch kann die Gärberlohe darauf liegen bleiben, damit die trocknen Winde im Frühzahre, und die Sonne im Sommer, nicht zum Schaden der jungen Pflanzen

gar

gar zu tief in den Erdboden dringen können. Im folgenden Herbste werden diese Reiser hinlänglich mit Wurzeln versehen seyn, und zu solcher Zeit setzt man sie an die Orte, wo sie stehen bleiben sollen. Hier ist es wiederum rathsam, sie mit Stroh u. d. gl. den folgenden Winter zu verwahren.

Ableger oder Senker, sind zu Fortpflanzung dieser Früchte am besten. Sie müssen, eben wie die Reiser, von holzichten, derben und recht reifen Zweigen an den fruchtbarsten Bäumen gewählet werden. Von jungen sehr mit Saft angefüllten Schößlingen taugen sie nicht viel, weil ihre Gefäße weit und offen sind, daher sie gern sehr vielen Saft von sich geben. Die beste Zeit abzulegen, ist im Herbste. Wofern der Winter sehr strenge werden sollte, dürfte es wohl rathsam seyn, auf den Erdboden um sie herum alte Gärberlohe, oder sonst etwas leichtes zu legen, damit sie der Frost nicht verletzen könne. Im folgenden Herbste haben sie schon so viel Wurzel, daß man sie von dem Hauptstocke abnehmen kann. Es ist am besten; sie sogleich, so bald sie abgeschnitten sind, an die Orte zu setzen, wo sie stehen bleiben sollen; doch können sie auch bis zum Frühjahre an ihrem ersten Orte stehen, und alsdann versetzt werden. Die Absonderung von dem Hauptstamme aber muß allemal im Herbste geschehen, weil sie alsdann nicht so voll Saft, als im Frühjahre sind. Sie lassen sich auch nicht gut verpflanzen, wenn sie groß sind. Nachdem man sie im Herbste versetzt hat, wird die Oberfläche des Erdbodens um die Wurzeln herum mit einer leichten Decke zugedeckt. Fällt ein strenger Winter ein, so ist es ebenfalls dienlich, Schilf, Stroh u. d. gl. nach der bey den Reisern gemeldeten Weise oben auf die Spitze zu decken.

Da die Feigen Gewächse sind, welche eigentlich in wärmern Ländern, als unsere sind, zu Hause gehören, so versteht es sich von selbst, daß man ihnen eine Stelle einräu-

einräumen muß, wo sie die Morgen- und Mittagssonne genießen können, welche man für die wärmste zu halten pflegt. Doch können die Feigen vom ersten Safte (die Sommerfeigen) allezeit reif werden, sie mögen stehen, nach welcher Gegend sie wollen. Sie reifen in den heißesten Monaten; und die Sommerwärme, welche sich alsdann überall befindet, ist hinreichend, sie zu völliger Reife zu bringen. Wenn man einige Bäume gegen Abend, oder gar gegen Mitternacht setzt, so hat man davon den Vortheil, daß man desto länger Feigen hat. Sie reifen später, als die in den Kästen, welche allen vorkommen, auch später als die andern im freyen Lande, welche mehr Sonne genossen haben; allein, sie reifen doch wirklich, und geben vollkommene Früchte, wenn die ersten vorbey, und die Herbstfeigen noch nicht gut sind. Nur darf man sich bey diesen auf Herbstfeigen vollends keine Rechnung machen, es müßte denn ein außerordentlich schöner und trockner Herbst erfolgen. Man muß sie auch im Winter noch sorgfältiger, als andere bedecken.

Der Feigenbaum wird in Smyrna zu lebendigen Zäunen um die Gärten gebraucht. Er enthält in allen seinen Theilen, auch in den unreifen Früchten, einen milchichten, seifenartigen, scharfen, narkotischen und etwas anfressenden Saft, welcher statt einer geheimen Tinte dienen kann; denn, wenn man damit auf Papier schreibt, so sind zwar die Buchstaben unsichtbar, hält man aber das Papier über das Feuer, so werden sie schwarz und sichtbar. Eben dieser Saft ist auch ein gutes Wasch- und Schönheitsmittel, wenn man die Haut damit bestreicht, und ihn wieder abwäscht. Auf Baumwolle getröpfelt, soll er die faulen Zähne reinigen, die Schmerzen derselben lindern, auch Geschwüre heilen. Mit Gerstenmehl zusammen gerührt, soll er die goldene Ader öffnen, wenn er mit Baumwolle übergelegt wird. Seine Rinde gebrauchen die Italiäner zum Ueberschuhleder. Das Holz ist schwach, zerbrechlich, und fast zu allem unbrauchbar,

daher

daher man auch im Sprichworte weiche und zu nichts taugende Leute Homines ficulneos nennt. Es wird von Niemand, als Schlossern und Büchsenmachern gebraucht, weil es wegen seiner Schwammigkeit, viel Oehl und Schmergelpulver annimmt, dessen sie sich bedienen, ihre Arbeit zu poliren. Die Asche von dem Holze zertheilt das geronnene Geblüt. Die Blätter haben ebenfalls einen milchichten Saft, welcher, ausgepreßt, in Peru für ein gutes Mittel wider den giftigen Stich der Spinnen gehalten wird, wenn man ihn zwey bis dreymal in die Wunde tröpfelt. Die Griechen flochten ihren sieghaften Helden, Kronen von Feigenblättern.

Man schätzt den Feigenbaum sonderlich wegen der Früchte, welche man sowohl frisch, als getrocknet, zu gebrauchen pflegt. Die Einwohner auf den Inseln des Archipelagus bedienen sich der Feigen nicht nur frisch, sondern auch getrocknet, als eines Nahrungsmittels. Die frischen Feigen, wenn sie nur reif sind, lassen sich viel geschwinder und leichter verdauen, als alles andere Obst. **Galenus** erzählt, er habe sich, der Gesundheit wegen, von seinem 28sten Jahre an, bis in sein Alter, alles Obstes enthalten, ausgenommen völlig reifer Feigen und Rosinen. Sie nähren mittelmäßig. Sie dienen den Lungen und Nieren, reinigen und führen den Gries ab, machen aber kein gutes Blut. Wenn man sie allzu häufig genießt, verursachen sie Blähungen. Man hält sie der Leber für schädlich, und sie machen ein schlaffes, aufgedunsenes und schwammichtes Fleisch. Personen, deren Eingeweide verstopft sind, und deren Leib sehr flüssig ist, müssen diese Früchte meiden. Wenn man Feigen gegessen hat, so muß man bald darauf viel trinken, damit sie sich nicht in den Verdauungswegen fest setzen; denn sie gehen leicht in Fäulniß über, wenn sie sich allzu lange darin aufhalten, und erzeugen faulende Fieber.

In der Handlung hat man bloß die trocknen Feigen, L. Caricæ, und zwar violettblaue und weiße. Das Trocknen der Feigen geschieht auf folgende Art: Wenn sie bald reif sind, d. i. wenn sie halb grün und halb gelb aussehen, werden sie mit den Aesten abgeschnitten und aufgehängt, da sie dann in 4 oder 5 Tagen hernach ganz reif und gelb werden. Wenn sie solchergestalt an der Sonne gehörig getrocknet sind, werden sie entweder in Körbe von Binsen und Palmblättern, mit untergelegten Rosmarin- oder Lorbeerblättern, imgleichen grünen Anießkronen, oder aber in Kisten und Schachteln, oder endlich in Fässer, von 100 bis zu 150 Pfund, geschlagen, und also versendet. Diese verschiedene Art sie einzupacken, aus welcher man ihren Unterschied, und den Ort, wo sie her sind, schon äußerlich kennen kann, giebt zu ihrer Eintheilung in Korb- Rosmarin- Laub- und Faßfeigen Gelegenheit. Die Korbfeigen werden aus Italien, Spanien und Frankreich, sonderlich aus der Provence, theils über Venedig, theils über Amsterdam und Hamburg, zu uns gebracht, unter denen aber die französischen für die besten gehalten werden, weil sie länger als die andern dauern. Unter den italiänischen werden diejenigen, die von Rom und Neapel kommen, am höchsten geschätzet; so wie hingegen unter den französischen, die von Marseille für die besten gehalten werden.

Leztere werden von Einigen wieder in folgende Gattungen eingetheilt: 1) in die blauen, welche groß, trocken und frisch seyn müssen; 2) in die eigentlichen Marsilier oder marsilianischen Feigen, welche klein, weiß, frisch und trocken seyn, auch keine lederichte Haut haben müssen, und leicht an den bunten und kleinen Körben zu erkennen sind; und 3) in die großen und fetten Feigen, L. Caricæ pingues, welche in großen Körben, wie die spanischen, kommen, bey weitem aber nicht so gut, wie die andern in kleinen Körben sind.

Die Faßfeigen kommen aus Spanien, über Amsterdam und Hamburg, imgleichen aus den Inseln Corfu und Cypern, über Venedig, zu uns, und werden die

die letztern insbesondere trockne cypriſche Feigen, L. Caricæ de Cypro, genannt.

Bey dem Einkaufe der Feigen muß man dahin ſehen, daß ſie groß, trocken von Anſehen, ſaftig im Eſſen, und nicht weiß angelaufen oder beſchlagen ſeyn, welches etliche Leute aus Unwiſſenheit für gut halten, und ſolche Feigen verzuckert nennen.

Ihr Verkauf geſchieht in Italien nach dem Stehr, und nicht nach dem Centner; zu Amſterdam und Hamburg aber werden ſie in Fäßchen oder Körben verkauft, und gelten 100 Pfund Feigen in Fäßchen zu Amſterdam gemeiniglich 7 bis 9, in Körben aber 8 bis 9 Gulden. Thara iſt bey den Faßfeigen 10 pro Cent, bey den Korbfeigen hingegen 4 Pfund für den Korb. Courtage für gut Gewicht, iſt allemal 2 pro Cent, und für baare Bezahlung eben ſo viel. Bey uns verkaufen ſie die Materialiſten pfundweiſe, und in den Apotheken gebraucht man ſie häufig zu allerley Arzeneyen, inſonderheit unter die Species zu Tränken.

Die trocknen Feigen ſind bey den Bruſt- und Lungenbeſchwerden, dem kurzen Athem und dem Huſten zuträglich, ſie eröffnen, vermittelſt ihres Honigſaftes, den Leib, führen die dicken zähen Feuchtigkeiten aus der Bruſt ab, befreyen die Nieren vom Gries, und lindern die Schmerzen der Blaſe. Es gebrauchen ſie auch die Weiber kurz vor der Entbindung geröſtet, weil ſie die Geburt erleichtern ſollen. Die Aerzte verordnen das mit Feigen abgekochte Waſſer, um den Ausſchlag der Haut und den Schweiß auszutreiben, bey Blattern und Maſern, wie auch in der Bleykolik. Galen hält ſie für ein mächtiges Gegengift, und Mithridates bereitete aus ihnen ſeinen Mithridat, indem er mit ein wenig Salz zwo trockne Feigen, zwo trockne Wallnüſſe und 20 Rautenblätter unter einander rieb. Die Feigen werden auch, an ſtatt eines Stuhlzäpfchens, umgekehrt den Kindbetterinnen beygebracht. Branntwein über Feigen angezündet, iſt für den kalten Huſten ein bekanntes Hausmittel. Milch oder Waſſer mit Feigen abge-

abgekocht, zeitigt die Geschwülste und Geschwüre in dem Munde und Halse, wenn man sich oft damit gurgelt. Die trocknen Feigen, entweder gebraten oder in Milch gekocht, und äußerlich auf harte Geschwülste geleget, zeitigen und öffnen die Eitergeschwüre; sie sind auch bey den Schmerzen der goldenen Ader von schneller Wirkung, um dieselben zu lindern. Sie werden auch mit Nutzen pflasterweise auf die Pestbeulen, um dieselben zu erweichen, geleget, daher sie auch in der heil. Schrift vom Propheten Esaia dem Hiskias zum Pflaster verordnet wurden, wie im 2. B. der Kön. Cap. 20. V. 7. zu lesen ist.

JO. CPH. STURM de curatione Hiskiæ morbi per ficum, Altd. 1691. 4.

De ficu ejusque viribus, s. JO. JAC. MANGETI Bibl. pharm. med. To. I. Genev. 1703, f. S. 925.

Galenus, Paul Aegineta, Oribasius und viele Neuere glauben, daß der öftere Genuß der trocknen Feigen Läuse hervor bringe. Unterdessen merkt Athenäus an, daß die Philosophen und Redner, Anchimolus und Moschus, welche in Elis lebten, mit dieser Krankheit keineswegs behaftet gewesen, ungeachtet sie ihr ganzes Leben hindurch Wasser getrunken, und nichts als Feigen gegessen hätten. Jedoch setzt er hinzu, ihr Schweiß habe so übel gerochen, daß in den Bädern Jedermann vor ihnen geflohen wäre. Daher erinnert Sim. Pauli diejenigen, deren Schweiß übel riecht, sich der Feigen gänzlich zu enthalten. Sie verdünnen die Galle, und bringen dieselbe in Gährung; daher sagt man, daß sie zu Galle werden wie der Honig, der Zucker und alle übrige süsse Sachen. Sie sind also cholerischen Personen nicht dienlich, und man muß sie in Gallenfiebern und in Entzündung der Leber und Milz meiden.

Es werden auch Feigenkäse zu uns gebracht. Sie werden aus den besten Früchten bereitet, mit ganzen Mandeln und Gewürze durchmischet, und in Gestalt eines großen runden Käses zusammen gepresset. Diese Erfindung soll Anfangs aus Indien gekommen seyn; nunmehr aber preßt man dergleichen Käse auch in Spanien, Portugall und andern Orten. Dergleichen Käse sind ein sehr herrliches Confect zur Stärkung des Magens, und geben zugleich gute Nahrung.

Bey uns hat man eingemachte und gebackene Feigen. Um Feigen einzumachen, läßt man Feigen, welche halb reif, und an der Seite, wo der Stiel ist, mit der Spitze eines Messers gestochen sind, im Wasser ungefähr 12 Süde thun, und sie sodann in diesem Wasser zugedeckt stehen, damit sie wieder grün werden. Wenn sie halb kalt sind, werden sie in frisches Wasser geschüttet, welches man nachher von ihnen wieder abgießt. Hierauf müssen sie in so viel perlenmäßig gesottenem Zucker (s. Th. X. S. 440), als sie schwer gewesen, zugedeckt, 5 Süde thun, abermal abgenommen, abgeschäumt, sacht in eine Schüssel geschüttet, und in derselben bis zum folgenden Tage auf den warmen Ofen gesetzt werden. Alsdann gießt man den Zucker ab, läßt ihn noch 12 Süde thun, gießt ihn ganz heiß auf die Feigen, und läßt sie damit wieder bis zum andern Tage auf dem Ofen stehen. Endlich müssen sie in diesem Zucker noch 2 Süde thun, und zuletzt halb kalt in kleine Töpfchen gethan und aufgehoben werden. Man kann dergleichen naß eingemachte Feigen sogleich nach Belieben trocken einmachen, indem man sie im Zucker ganz und gar kalt werden läßt, sodann mit dem Stiele in die Höhe auf Kupferbleche setzt, damit der Zucker ablaufe, sie überall mit fein gestoßenem Zucker bestreuet, und endlich auf dem Ofen trocknet. Sollte der Zucker gar zu steif seyn, läßt man das ganze Gefäß mit den Feigen in siedendem Wasser warm werden, da dann der Zuckersaft herabfließen wird.

Gebackene Feigen. Es werden ganze Feigen unter einander gedrückt, Rinden von einer Semmel geschnitten, Aepfel hinzu gethan (welche wie die Feigen breit und rund geschnitten seyn müssen) selbige zwischen die Feigen an ein hölzernes Spießchen gesteckt, in einen von Mehl und Wein angemachten Teig getunkt, in heißes Schmalz gethan, langsam heraus gebacken, vom Spießchen herunter geschnitten, mit Zucker überstreuet,

und

und alsdann zu Tische getragen. Manche füllen hierüber die Feigen mit Majoran, Petersilie und andern feinen Kräutern, auch großen Rosinen, geriebenen Pfefferkuchen, Zucker, Zimmet, Ingber und Saffran.

In denen Ländern, wo die Feigen häufig wachsen, wird von den abgefallenen ein guter Essig bereitet. Feigen mit Branntweinschrot angesetzt, geben viel Branntwein, indem sie die Gährung sehr befördern; s. Th. VI. S. 465.

Nouvelle instruction pour la culture des figuiers, à Par. 1692. 12.

Von der Wartung der Feigenbäume, s. neue Anmerk. über alle Theile der Naturl. Th. 1. S. 360, fgg.

Sur les figues, s. Almanach de Gotha, p. l. a. 1772, S. 151—153.

Neuer Schauplatz der Natur, 2. B. Lpz. 1776, gr. 8. S. 789, fgg.

Joh. Dicks vollständ. Gartenkunst, 1. Th. Lpz. 1774, gr. 8. S. 341, fgg.

Hrn. du Hamel Abhandl. von Bäumen, Stauden und Sträuchen, Nürnb. 1762, 4. S. 269, fgg.

Eb. dess. Abhandlung von den Obstbäumen, 1. Th. Nürnb. 1775, gr. 4. S. 154—162, n. 2 K. T.

Wolf. Jac. Dümlers Baum- und Obstgarten, Nürnb. 1664, S. 231—260.

Observation sur les figues, par Mr. de la HIRE le cadet, st. in den Memoir. de l'Acad. de Paris, v. J. 1712, S. 278—281.

CAR. LINNÆI diss. qua ficus, ejusque historia naturalis & medica exhibetur. Upsl. 1744, 4. 3½ B. n. 1 K. T. st. auch in dessen Amœnitat. academ. Vol. I. Holm. & Lpsl. 1749, gr. 8. S. 23—54.

Die Kunst, Feigen in Menge zu erziehen, aus Hrn. *de la Quintinye* Instruction pour les jardins fruitiers & potagers, als ein Muster vorgestellt, andere Plantagen vernünftig einzurichten, von Ge. Fr. Möller, st. im 23. St. der ökon. Nachr. Lpz. 1751, 8. S. 763—796.

Hrn. v. Münchhausen Hausvater, 3. Th. 3. St. Hannov. 1768, gr. 8. S. 602—606.

de la Quintinye, s. oben Möller.

Gottl. Rammelt gemeinnütz. Abhandlungen, 2. Th. Halle 1771, 8. S. 158—160.

Dan. Rhagorii Pflanzgarten, Basel 1669, 8. S. 151—153.

Ich wende mich nunmehr zur Beschreibung einiger andern Feigensorten, die insgemein in warmen Ländern wachsen, aber auch in den Gärten solcher Personen, welche Liebhaber ausländischer Gewächse sind, gezogen werden. Da ihre Blätter groß und schön sind, so machen die Pflanzen eine schöne Mannigfaltigkeit in dem Glashause.

2. Die Adamsfeige, ägyptische Feige, Maulbeerfeige, der pharaonische Feigenbaum, Sycomorus, Ficus ægyptia *Rauwolf.* Ficus folio mori, fructum in caudice ferens *C. B.* Ficus Pharaonis *Bellon.* Ficus indica tiliæ folio subtus albo & villoso polyrhizos *Pluken.* Ficus Sycomorus, foliis cordatis subrotundis integerrimis *Linn.* Diese Art wächst in Aegypten. Der Stamm wird hoch und alt, theilt sich in viele Aeste, an welchen herzförmige, rundliche, völlig ganze große Blätter, welche mit den Maulbeerbaumblättern überein kommen, sitzen. Er giebt reichlich Schatten, und dient daher den Morgenländern zu Spaziergängen. Die Früchte stehen an dem Stamme und den größern Aesten. Die Wurzeln befestigen das Ufer des Nils. Das Holz widersteht der Fäulniß viele Jahrhunderte, deswegen die alten Aegyptier zu ihren Mumien Behältnisse daraus verfertigten. Die Früchte sind kleiner, als bey den übrigen Arten, aber von gutem Geschmacke. An dieser Art geschieht die Caprification auf dieselbe Art, wie bey der gemeinen, durch eine Art von Galläpfelwürmern. Die Milch, welche aus dem geritzten Baume fließt, wird inn- und äußerlich wider den Schlangenbiß gerühmet.

3. Die religiöse Feige, der heilige Feigenbaum, indianische Gottesbaum, bey den Gärtnern auch der Teufelsbaum genannt, Ficus religiosa, foliis cordatis oblongis integerrimis acuminatis *Linn.* Ficus Malabarienſis, folio cuſpidato, fructu rotundo parvo gemino *Pluk.* Diese Art ist in Ostindien zu Hause. Ihr Stamm ist holzig, wächst sehr hoch, und treibt viele zarte Aeste. Die immergrünenden, lang gestielten, hellgrünen, herzförmigen, länglichen, völlig ganzen und mit einer langen Spitze geendigten Blätter machen diese Art leicht kennbar. Die Früchte sind klein und rund. Die Indianer träumen von diesem Baume, daß ihr Götze, Viſten genannt, unter selbigem gebo-

ren

ren sey, und denselben seiner Blumen beraubt habe, daher sie denselben für heilig halten, und mit einer Mauer umgeben. Man kann ihn, wie die folgende Art, leicht aus Zweigen ziehen, die man im Sommer abschneidet, 2 bis 3 Tage an einem trocknen schattigen Ort leget, bis die Wunde zugeheilt ist, hernach aber in Töpfe setzt, die mit leichter sandiger Erde angefüllt sind, und in ein gemäßigtes Mistbeet gegraben werden, im Schatten erhält, alle acht Tage zwey bis dreymal mäßig begießt, doch nicht zu feucht hält, und wenn sie Wurzeln genug haben und stark genug sind, einzeln in kleine Töpfe setzt, die man mit ungedüngter Erde angefüllt hat, und in ein Mistbeet gräbt, bis sie frische Wurzeln haben, im Schatten erhält, ihnen bey guter Witterung frische Luft giebt, im Herbste die Töpfe in das Lohbeet in dem Glashause gräbt, und übrigens wie andere indianische Gewächse behandelt. Man speiset ihre Blätter als ein Zugemüse; auch sind ihre Früchte genießbar.

4. Der benghalische Feigenbaum, Ficus Americana, latiore folio venoso *Pluk.* Ficus Benghalensis, folio subrotundo, fructu orbiculato *Commel.* Ficus Benghalensis, foliis ovatis integerrimis obtusis, caule inferne radicato *Linn.* Diese Art ist ebenfalls in Ostindien zu Hause. Ihre Wurzel treibt viele Stängel, welche bis 40 Schuh hoch werden, und sich in viele Aeste abtheilen, davon die untern Wurzeln schlagen. Ihre Blätter sind dick und glatt. Sie macht in ihrem Vaterlande und in Amerika dicke Gebüsche, und wird in Ostindien von den Banyans bogenweise gezogen; diese setzen ihre Pagoden darunter, und verrichten ihre Andacht daselbst. Man genießt auch ihre runde Früchte gekocht, und ihre Blätter als ein Zugemüse.

Wegen einiger Aehnlichkeit der Frucht oder Blätter führen noch verschiedene andere Gewächse den Namen Feigen. Hieher gehören:

1. Der indianische Feigenbaum, indianischer Wurzelbaum, Ficus Indica, Fr. Figuier d'Inde, welcher um Goa in Indien wächst. Er ist groß, sehr hoch und dick. Seine Zweige breitet er weit aus. Wenn sie bis auf die Erde reichen, greifen sie sofort ein, schlagen Wurzeln, und werden nach und nach zu eben solchen starken Bäumen. Die Blätter an den jungen Zweigen sind dem Quittenlaube gleich, oben grün und etwas weißlich und wollig, und dienen den Elephanten zur Nahrung. Seine Früchte sind kleine Feigen, wie die gemeinen, allein in- und auswendig ganz blutroth, süß, und gut zu essen. Aus der Rinde des Baumes werden Kleider gemacht.

2. Die indianische Stachelfeige, Opuntia, Cactus Opuntia *Linn.* davon es verschiedene Gattungen giebt; als:

a. Die gemeine Opuntie, Opuntia vulgo herbariorum *J. B.* Opuntia (*vulgaris*) articulis ovatis compressis, spinis setaceis *Mill.* Sie ist nebst allen folgenden Sorten ursprünglich in Amerika zu Hause, doch wird diese auch um Neapel, in Sicilien und Spanien wild wachsend angetroffen. Die Gelenke oder Aeste derselben sind eyrund oder rundlich, auf beyden Seiten platt zusammen gedrückt, und haben kleine Blätter, die in Knoten an ihrer Oberfläche, imgleichen an ihrem obern Rande zum Vorschein kommen, und in kurzer Zeit abfallen. An eben denselben Knoten befinden sich 3 bis 4 kurze borstige Stacheln, die man nicht sieht, wenn man nicht recht genau Acht hat; sobald man sie aber mit der Hand angreift, gehen sie in das Fleisch, und trennen sich von der Pflanze, daher sie sehr lästig, und oft sehr schwer wieder aus dem Fleische zu bringen sind. Die Zweige dieser Sorte breiten sich zunächst an dem Boden aus, und liegen auf demselben, wo sie neue Wurzeln treiben, und auf diese Art sehr weit fortlaufen; in die Höhe aber pflegen sie niemals zu steigen. Dieselben sind fleischig

und

und grasartig, so lange sie jung sind; wenn sie älter werden, so werden sie trockener, haben ein zähes Gewebe und holzige Fasern. Die Blumen kommen insgemein an dem obern Rande der Zweige, bisweilen aber auch neben an den Seiten zum Vorschein. Sie sitzen auf dem Embryo ihrer Frucht, und bestehen aus verschiedenen hohlrunden blaßgelben Blumenblättern, die sich ausbreiten. Wenn die Blume verwelkt ist, wird aus dem Embryo eine längliche Frucht, deren Haut oder Decke mit kleinen büschelweise wachsenden Stacheln besetzt ist. Die innere Seite ist fleischig, von rother oder Purpurfarbe, und schließt viele schwarze Samen in sich. Diese Pflanze blühet bey uns im Jul. und August; die Frucht aber kömmt nicht zur Reife, wofern die Witterung nicht sehr warm ist. Die Frucht zu kosten, ist etwas gefährlich, weil sie, wie gesagt, oben am Rande mit feinen Stacheln besetzt ist, welche, wenn man sie nicht auf das genaueste abwischet, leicht in die Zunge stechen, auch da sie, wie die Stacheln der Blätter, an die Finger kommen, in die Haut dringen, eine unangenehme Empfindung veranlassen, und nicht anders, als durch Ausgraben, heraus zu bringen sind.

Nach des **Labat** Berichte, in seiner Voyage aux isles Fr. de l'Amer. wird die Opuntia in den amerikanischen Inseln gebraucht, Festungswerke, um die man sie pflanzet, dem Feinde unzugänglich zu machen.

Von ihrem Gebrauche gegen die Hühner- oder Krähenaugen, s. unter Leichdorn.

b. Die mittlere Opuntie mit länglichen Blättern, Opuntia, folio oblongo, media *Tourn.* Opuntia (*Ficus Indica*) articulis ovato-oblongis, spinis setaceis *Mill.* Diese Sorte hat längliche, eyrunde, zusammen gepreßte Zweige, welche gerader wachsen, als der ersten Sorte ihre, und mit langen borstigen Stacheln besetzt sind, welche traubenweise von einem Puncte zum andern an den zusammen gepreßten Seiten zum Vor-

schein kommen, und sich wie die Strahlen eines Sternes ausbreiten. Die Blumen wachsen auf dem Embryo der Frucht, so auf dem obern Rande der Blätter, gleich der ersten Sorte ihren, zum Vorschein kommen, aber größer sind, und eine hellere gelbe Farbe haben. Die äußere Haut ist ebenfalls mit längern Stacheln bewaffnet. Es ist dieses die gemeinste Sorte in Jamaika; die Frucht derselben dient der wilden Sorte der Cochenillenmücken zur Nahrung. Wenn man die Früchte dieser Pflanze ißt, so wird die Milch und der Urin davon so roth, wie Blut.

The effects of the Opuntia, or Prickly Pear, and of the Indigo Plant, in colouring the juices of living animals; communicated by HENRY BAKER, st. im 1. Th. des 50. B. der Philos. Transact. a. d. J. 1757, Art. 36. S. 296, f.

c. Die größere Opuntie mit sehr starken Stacheln, Opuntia major, validissimis spinis munita *Tourn.* Opuntia (*Tuna*) articulis ovato-oblongis, spinis subulatis *Mill.* Diese Sorte hat stärkere Zweige, als die erste, die mit traubenförmigen Dornen oder Stacheln besetzt sind. Sie sind weißlich, und kommen traubenweise, wie der andern Sorten ihre, zum Vorschein. Die Blumen sind groß, und haben eine glänzende gelbe Farbe. Die Früchte sind schön purpurroth, glatt, mit kleinen Stacheln besetzt, und unschmackhaft.

d. Die höhere Opuntie mit starken schwarzen Stacheln, Tuna elatior, spinis validis nigricantibus. *Dillen.* Opuntia (elatior) articulis ovato-oblongis, spinis longissimis nigricantibus *Mill.* Diese Sorte wird höher, als eine von den beyden vorhergehenden. Die Zweige sind größer, dicker, und haben eine dunklere grüne Farbe. Sie sind mit starken schwarzen Stacheln besetzt, welche büschelweise, gleich der andern Sorten ihren, zum Vorschein kommen, doch sind die Büschel etwas weiter von einander entfernt. Die Blumen stehen an dem obern Rande der Zweige. Sie sind kleiner, als der andern Sorten ihre, und von purpurrother Farbe.

e. Die

e. Die größte Opuntie mit dem längsten und breitesten stacheligen Blatte, Opuntia maxima, folio spinoso, latissimo & longissimo *Tourn.* Opuntia (*maxima*) articulis ovato-oblongis crassissimis, spinis inæqualibus *Mill.* Diese Sorte ist unter allen bisher bekannten die größte. Die Gelenke derselben sind über 1 Fuß lang und 8 Zoll breit. Sie sind sehr dick, dunkelgrün, und mit etlichen wenigen kurzen borstigen Stacheln besetzt. Die ältern Zweige werden fast oval, und sind sehr stark.

f. Die Cochenillenopuntie, Opuntia (*cochinillifera*) articulis ovato-oblongis subinermibus *Mill.* Cactus compressus articulatus ramosus, articulis ovato-oblongis subinermibus *Linn.* Aus dieser Sorte erhalten wir die bekannten Insecten, denen wir die schöne rothe Cochenillfarbe zu danken haben; sie legen ihre Eyer auf die Krone des Fruchtknotens, und die jungen Insecten nähren sich von der Frucht, wie im VIII. Th. S. 200, fgg. ausführlich gezeigt worden ist. Sie hat längliche glatte grüne Zweige, welche gerade wachsen, 8 bis 10 Schuh hoch werden, und fast gar keine Stacheln haben; die wenigen aber, die sich daran befinden, können in einiger Entfernung kaum gesehen werden; sie sind auch so weich, daß sie gar nicht empfunden werden, wenn man sie mit den Händen anrühret. Die Blumen sind klein und purpurroth; sie stehen auf dem Embryo der Frucht, auf eben die Art, wie an den andern Sorten, doch breiten sie sich nicht so, wie diese, aus. Sie kommen auch später im Herbste zum Vorschein. Diese Sorte wird in Neuspanien auf den Feldern um der Insecten willen gezogen; in Jamaika aber wächst sie wild, wo man vermuthlich die ächte Cochenille finden würde, wenn sich geschickte Leute die Mühe geben möchten, die Insecten zu suchen.

g. Die kleinste indianische Feige aus Curassao Curassao, die curassavische Opuntie. Ficus Indica f.

Opuntia Curaſſavica minima *Hort. Amſt.* Opuntia (*Curaſſavica*) articulis cylindrico-ventricoſis compreſſis, ſpinis ſetaceis *Mill.* Dieſe Sorte ſoll zu Curaſſao wild wachſen. Sie hat walzenförmige, aufgeblaſene Gelenke, welche mit dünnen weißen Stacheln dicht beſetzt ſind. Die Zweige breiten ſich auf allen Seiten aus, und legen ſich, wenn ſie keine Stütze finden, auf den Boden; ſie trennen ſich auch öfters an den Gelenken von den Pflanzen. Indem ſie nun ſo auf dem Boden liegen, treiben ſie friſche Wurzeln, und bilden ſolchergeſtalt neue Pflanzen. In Weſtindien wird dieſe Sorte Pinpillow (Nadelkiſſen) genannt, weil die Zweige einem Nadelkiſſen, welches voll Nadeln ſteckt, ähnlich ſehen.

h. Die Fackeldiſtel mit einem äſtigen Milzkrautblatte, Cereus ſcolopendriæ folio brachiato *Dill.* Opuntia (*Phyllanthus*) prolifer enſiformi-compreſſus ſerrato-repandus *Mill.* Dieſe Sorte wächſt in Braſilien wild. Sie hat ſehr dünne Zweige, die an den Ecken regelmäßig gezähnt ſind, gleich dem Milzkraute. Sie haben eine glänzendgrüne Farbe, und ſind wie ein breites Schwert geſtaltet, glatt, und ohne Stacheln. Die Blumen ſtehen neben an den Seiten und am Ende der Zweige, und ſind blaßgelb. Die Frucht iſt wie der erſten Sorte ihre geſtaltet.

Alle dieſe Sorten, (die erſte ausgenommen) ſind viel zu zart, als daß ſie bey uns in der freyen Luft fortkommen könnten; ja manche derſelben laſſen ſich auch den Winter über nicht ohne eine künſtliche Hitze erhalten. Denn wenn ſie in ein Gewächshaus geſtellt werden, ſo bekommen ſie eine blaſſe gelbe Farbe, ihre Zweige ſchrumpfen zuſammen, und verfaulen insgemein, ſobald es im Frühjahre warm zu werden anfängt. Sie werden insgeſamt durch die Blätter fortgepflanzet, welche man im Jun. Jul. oder Auguſt an den Knoten abſchneidet, und 8 oder 14 Tage an einen warmen

nen trocknen Ort leget, damit die durch den Schnitt gemachten Wunden verharschen. Setzt man aber die abgeschnittenen saftigen Blätter sogleich ein, so verfaulen sie insgemein von der noch dazu kommenden Feuchtigkeit, welche sie an dem abgeschnittenen Orte in sich ziehen. Ein jedes Blatt setzt man in einen besondern Topf, der mit guter, lockerer, und mit etwas klarem Sande vermischter Erde angefüllt ist, über die Hälfte der Länge nach ein, welche nach und nach holzig werden. Vor dem Anfüllen der Töpfe mit Erden legt man auf den Boden eines jeden Topfes kleine Steine oder Kies, damit die überflüssige Nässe desto eher ablaufen könne. Die bepflanzten Töpfe gräbt man entweder in ein temperirtes Mistbeet ein, oder setzt sie an einen Ort, wo die meiste Sonne hinkömmt, damit die eingesetzten Blätter bald Wurzeln bekommen, worauf sie auch ein Blatt aus dem andern treiben. Sie müssen bisweilen, aber nicht zu viel, begossen werden, vornämlich, wenn sie noch keine Wurzeln haben. Die alten Pflanzen werden den Sommer über bey trocknem Wetter zwar oft, doch nicht überflüssig begossen, weil sonst an dem Grund- oder Wurzelblatte eine Fäulniß entsteht. Sobald man an irgend einem Blatte dergleichen wahrnimmt, muß man, damit die Fäulniß nicht weiter um sich greife, das Faule bis auf das Gesunde mit einem scharfen Oculirmesser ausschneiden, und das Gesunde mit trockner Holz- oder Tobacksasche, oder mit geriebener Kreide bestreuen, wiewohl der Schnitt an einem solchen Blatte auch ohne Bestreuung bald wieder verharschet. Im Herbste müssen sowohl die neuen als die alten Pflanzen mit andern zarten Gewächsen beygesetzet, und den Winter hindurch entweder im Gewächshause oder in einer Stube an einem luftigen und warmen Orte stehen. Zu der Zeit muß man sich mit der Bewässerung nach Proportion der Wärme rich-

richten, damit die Pflanzen weder verfaulen noch vertrocknen.

Auf die jungen Blätter kann man mit einer Nadel mancherley Figuren und Namen zeichnen, welche hernach, wenn die Blätter wachsen, sichtbar werden.

3. Die afrikanische Feige, Mesembryanthemum *Linn.* Miller führt 46 Sorten an, von denen die meisten ursprünglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hause gehören. Von da her wurde anfänglich Same davon nach Holland gebracht, wo man in den Gärten der Liebhaber Pflanzen davon gezogen hat. Nach der Zeit sind sie in die Gärten der meisten Theile von Europa gekommen. Sie wurden Anfangs von den alten Botanicis Chrysanthemum genannt, nachgehends aber nannte sie Tournefort, Hermann, Boerhaave, Ludwig u. a. weil ihre Kapseln wie kleine Feigen gestaltet sind, Ficoides. Vom Ritter bekamen sie den Namen Mesembryanthemum, welches Wort eine Blume bedeutet, die sich in der Mitte des Tages öffnet, welches auch von den meisten Sorten geschieht. Drey bis vier derselben gehen Abends auf, und bleiben den ganzen Tag über geschlossen. Diese haben einige von den übrigen abgesondert, und ihnen den Namen Nycterianthemum gegeben, weil sich ihre Blumen nur des Nachts ausbreiten oder aufgehen. Die meisten haben schöne Blumen, welche zu verschiedenen Zeiten des Jahres zum Vorschein kommen. Viele derselben bekommen Blüthen in so großer Menge, daß die Pflanzen, wenn jene aufgehen, über und über damit bedeckt sind. Sie haben insgesamt dicke saftige Blätter, doch sind es an einigen Sorten mehr als an andern; auch ist die Gestalt in den mancherley Sorten so sehr verschieden, daß sie eine angenehme Mannigfaltigkeit haben, wenn sie nicht blühen.

Alle Sorten ausführlich zu beschreiben, würde zu weitläuftig werden. Ich gedenke nur der wegen ihres Gebrauches merkwürdigsten.

a) Die

a) Die afrikanische Feige mit einer weißen Blume, oder das sogenannte ägyptische Kali, Ficoides Neapolitana flore candido *Herm.* Mesembryanthemum (*nodiflorum*) foliis alternis teretiusculis obtusis ciliatis *Linn.* Sie ist in Aegypten und Neapel auf sandigen Höhen, welche zur Fluthzeit von dem Meere benetzt werden, zu Hause. Sie ist jährig, und kann aus dem Samen gezogen werden, den man zu Anfange des Frühlings in ein Mistbeet säen muß. Sind die Pflanzen aufgegangen, so muß man jede in einen besondern kleinen Topf setzen, der mit leichter sandiger Erde angefüllt ist, und in ein gemäßigtes Lohbeet eingegraben wird, bey warmem Wetter viele Luft zulassen, im Julius nach und nach an die freye Luft gewöhnen, und aus dem Mistbeete an einen warmen Ort stellen. Sie kömmt zu der ägyptischen Pottasche, und taugt vortrefflich zu Glas und harter Seife.

b) Die sogenannte Hottentottenfeige, Mesembryanthemum falcatum majus, flore amplo luteo *Dill.* Ficoides s. Ficus aizoides Africana major procumbens, triangulari folio, fructu maximo eduli *H. L.* Mesembryanthemum (*edule*) foliis æquilateri-triquetris acutis striatis impunctatis connatis carina subserratis, caule ancipiti *Linn.* Ihre Wurzel bleibt über den Winter. Ihr Stängel ist holzig und kriechend. Ihre Blätter sind gerade, lang, glänzend, und ungefähr 1 Zoll dick, und haben eine knorpelartige und rauhe Scheide. Ihre Blumen und Früchte sind groß. Letztere sind süß, und nicht unangenehm, und werden auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung häufig gespeiset.

c) Eine andere Art der afrikanischen Feige, welche man wegen der Seltsamkeit der Blätter und Stängel, die gleichsam mit kleinen Eiszapfen bedeckt sind, zieht, findet man im Art. Eiskraut, Th. X. S. 537, f. beschrieben.

4. Die Erdfeige, Lathyrus ruberosus; s. Th. XI. S. 293, fgg.

Feigen=Apfel, eine Art Aepfel; s. unter *Malum*.

Feigen=Baum, siehe Feige.

Feigen=Blatt oder **Patente**, wird bey den Jägern das Geburtsglied der Rehe und Hindinnen genannt, entweder als eine Anspielung auf die Feigenblätter, deren sich Adam bediente, oder von einem andern veralteten, noch in den niedrigen Sprecharten üblichen Worte, wovon auch das Ital. Fica, die weibliche Schaam, üblich ist.

Feigen=Drossel, **Feigen=Schnepfe**, **Feigen=Bicker**, **Feigen=Esser**, eine oberdeutsche Benennung der hochgelben Grasmücke, Ficedula Luscinia altera *Klein*. Fr. Bec-Figue, siehe unter Grasmücke.

Feigen=Käse, siehe oben S. 465.

Feigen=Schnepfe, siehe Feigen=Drossel.

Feil, L. Venalis, Fr. Venal, zum Verkaufe bestimmt, was zu verkaufen ist. Korn, Obst, Vieh u. s. f. feil haben, es zu verkaufen haben. Etwas feil bieten, es zum Verkaufe ausbieten, in Oberd. es ausfeilen. Das Haus ist mir nicht feil, wird von mir nicht verkauft. Für fünf Thaler ist mir das Buch feil, wenn ich soviel dafür bekomme, so verkaufe ich es. In der Sprache des täglichen Umganges ist dieses Wort nur in der adverbialischen Gestalt üblich. Allein in der höhern Schreibart braucht man es auch als ein Beywort. Eine feile Seele, ein niedriges Gemüth, welches sich durch die Hoffnung des Gewinnes zu allem bewegen läßt. Im Oberdeutschen hingegen bedeutet es überhaupt zum Handel und Wandel gehörig. Siehe auch Feilschen.

Feil=Bäcker, in einigen, besonders oberdeutschen Gegenden, ein Bäcker, welcher Brod feil hat, welcher auf den Verkauf bäckt.

Feil=Bogen, siehe Säge der Schlosser.

Feil=Kloben, siehe am Ende des Art. Feile.

Feil=Kolben, bey den Goldarbeitern, ein hölzernes Werkzeug, in Gestalt einer der Länge nach gespaltenen Birne, mit einer Flügelschraube. Der Stiel steckt in

einer

einer beweglichen Kugel von Messing, welche Versetzkugel heißt. Die Kugel bewegt sich in einem Ringe, und man schraubt sie vermittelst ihres Zapfens oder Stachels an den Werktisch fest. In diesen Feilkolben klemmt man Ringe ein, welche man befeilen will, um dieses Werkzeug zugleich mit der Kugel (Nuß), wohin man will, umdrehen zu können. Man braucht dieses Instrument bey großen Sachen, Steine einzusetzen. Siehe Fig. 619.

Feil = Nagel, bey den Zinngießern, ein eichenes Bret auf der Bank, an welches man die Arbeit, welche befeilt, beraspelt oder beschabt werden soll, anlehnet.

Feil = Späne, Feil = Staub, Feilicht, in einigen gemeinen Mundarten auch das Feilsel, im Hannöv. Dust, L. Limatura, Scobs, Fr. Limaille, dasjenige, was vermittelst der Feile von allerley Metall abgenommen wird. Es ist solches in Gestalt eines Pulvers von unterschiedlicher Zartheit, so, daß die kleinsten Partikeln, wenn man sie durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, wie zart zusammengelaufene Hobelspäne anzusehen sind. Es ist dasselbe theils Krätze, und wird theils eingeschmolzen, theils aber auch zu allerley Arbeiten, z. B. zum Poliren, imgleichen zur Arzney, wie z. B. das Eisen = und Stahlfeilicht, gebraucht.

Vom Eisenfeilstaub, siehe Th. X. S. 682, f.

Feile, (*) L. Lima, Scobina, Fr. Lime, ein auf der Oberfläche mit Einschnitten versehenes Werkzeug von gehärtetem Stahle, um damit andere harte Materien, als: Metall, Stein, Holz, Bein oder Horn durch Reiben zu bearbeiten, und von ihren Flächen oder Ecken etwas hinweg, oder aus ihrer Dicke etwas heraus,

oder

(*) Dieses Wort lautet in den monseeischen Glossen Fila, in den florentinischen Glossen Figila, in einigen gemeinen Mundarten noch jetzt Figil, im Nieders. Holländ. und Dän. Fiile, im Angels. Feol, im Engl. File, im Schwed. Fil, im Isländ. Thiel, im Wallis. Llief.

oder von ihrer Länge etwas herab, oder endlich aus einer Oeffnung etwas heraus oder hinein zu reiben, und nach und nach hinweg zu nehmen. Es muß daher die Feile von mancherley Form zu diesen Absichten seyn. Das aber haben sie alle mit einander gemein, daß ihre Flächen und Seiten mit Lücken versehen, und also scharfhöckericht sind. Eine Feile besteht theils aus dem Speere oder der Angel, theils aus der Stange und dem Stiele; viele aber haben auch keine Stiele.

Sie sind Waaren eigener Schmiede, die sich auf deren Verfertigung sonderlich legen, und sie allein verfertigen, wie sie dann daher auch Feilenhauer genannt werden; jedoch machen auch die Schlosser und Zeugschmiede Feilen, und bisweilen die Arbeiter in Eisen, Stahl, Messing, Kupfer, Silber, Gold und Holz ihre Feilen selbst. Es giebt verschiedene Gattungen derselben, und sie werden nach dem Unterschiede der Künstler und Handwerker sowohl, als auch ihrem Nutzen und Gebrauche nach unterschiedlich benennet.

Die Bildhauer und Tischler haben verschiedene Gattungen von Sägefeilen, die kleinen Laub- und andere Sägeblätter damit zu schärfen, wie auch Spitzfeilen zu ebenmäßiger Schärfung der Eisen.

Der Büchsenmacher bedient sich der Schlichtfeilen und Vorfeilen, und, um die verschiedenen Vertiefungen an dem Schlosse eines Gewehres auszuarbeiten, der Riffelfeilen.

Die Gold- und Silberarbeiter unterscheiden ihre Feilen überhaupt in grobe, halblinde und linde Feilen. Insbesondere haben sie eine sehr breite, dicke, ganz fein gehauene Feile, um zwo Hälften, welche zusammen gelöthet werden sollen, an ihren zusammen passenden Schärfen darauf gerade zu reiben, damit sie nach der Löthung zusammen schließen mögen, welche sie die Abziehfeile oder Bestoßfeile nennen; imgleichen eine nach einen rechtem Winkel gebogene Feile, um die Charniere

niere damit zu überfeilen (beriffeln), ehe sie mit Schleifsteinen geschliffen und polirt werden, das Riffeleisen genannt; wie auch eine zarte spitzige Feile, die durchbrochenen Zierrathen damit auszufeilen, welches die Nadelfeile heißt.

Der Kammacher hat 1) eine Bestoßfeile, Fig. 620, welche statt der gewöhnlichen Feilenhiebe, nach der Breite scharfe Remel oder Kerben hat, und deren Griff mit der breiten und zu Kerben gehauenen Feile parallel umgebogen ist. Die langen Zähne stehen alle vorwärts, und schneiden haarfein, weil die gefurchten Rippen dieser Feile beständig mit dem Stahle nachgewetzet werden. Auf dieser umgebogenen Feile werden alle Seiten eines Hornkammes glatt bestoßen, indem der Kamm dazu an einen hölzernen Nagel, (Bestoßnagel) angestämmet, und die Feile vom Leibe gegen das Horn zu gestoßen wird. Der Kammmacher läßt sich das Eisen zu diesem und andern ähnlichen Instrumenten schmieden, und schneidet sich die Kerben selbst mit verschiedenen gewöhnlichen Feilen ein. 2) Eine Spitzfeile, zum Zuspitzen der eingeschnittenen und noch durchgängig gleich dicken Zähne, Fig. 621. Diese Feile hat ebenfalls, statt der Hiebe, nach der Breite scharfe Kanten. 3) Eine dreykantige Zahnspitzfeile, Fig. 622. Sie hat nur auf 2 Seiten einen Hieb, und die dritte ist glatt. Es werden damit die Zahnspitzen abgerundet, und es erhalten vermittelst derselben vorzüglich feine Kämme ihre Zähne. 4) Eine Handfeile, womit alle Kämme, wenn sie gespitzt sind, auf beiden flachen Seiten geebnet werden. Sie ist der Bestoßfeile gleich, außer daß sie kleiner ist.

Der Knaufmacher, oder der Professionist, welcher zinnerne Knöpfe gießt, bedient sich einer rautenförmig gehauenen starken Feile, Fig. 623, womit der Umfang der zinnernen Unterboden abgefeilet wird, um den

Rand zu ebnen, und dem Rande der Knopfplatte gleichförmig zu machen.

Die Messerschmiede haben Abrichtfeilen, Börtfeilen und Hornfeilen.

Die Nadler und Heftelmacher, haben eine ganz besondere Art von Feilen, welche wie ein Ring gestaltet, und außen vor, in der Runde herum, wie eine Feile gehauen sind, auf welchen sie die Spitzen an ihren Nadeln zu wetzen und zu machen pflegen. Mit ihren Feilspitze wird das Oehr in den langöhrigen Nähnadeln an beyden Seiten eingesäget (eingefitzet.)

Bey dem Schlosser, gehört die Feile zu den brauchbarsten Werkzeugen, und daher besitzt er große und kleine nach verschiedenen Abänderungen. Siehe Fig. 624. Die großen Feilen bestehen in starken Armfeilen, *a*, mit dem groben Hiebe, um die großen Stücke Eisen kalt aufzufeilen. Die kleinen Armfeilen, *b*, sind von jenen bloß dadurch unterschieden, daß sie nicht so groß sind. Die Vorfeilen, *c*, haben keinen so großen Hieb; man braucht sie, wenn man mit der grossen und kleinen Armfeile vorgearbeitet hat. Die Platrenfeilen, *d*, haben einen feinern Hieb. Die Feilen, welche nicht so groß sind, sind die viereckigen Feilen, *e*, oder die kleinen Vorfeilen; sie werden gebraucht, die viereckigen Löcher zu öffnen. Die runden Feilen, *f*, die ovalen oder Vogelzungen, und die halbrunden, Fr. Lime à feuille de sauge, werden gebraucht, die Löcher dieser Figuren zu öffnen, und die Zähne der Bohlensägen zu machen. Die dreyeckigen oder messerscharfen Feilen, Fr. Lime à trois carnes, braucht man, wenn man Steinsägen, Schraubengänge, Schraubenbohrer ꝛc. feilen will. Mit den Stoßfeilen, Fr. Lime à bouter, feilet man die Schlüsselbärte, die Bretsägen ꝛc. Endlich kommen die Bogenfeilen oder Feilbogen, welche ich unter dem Art. Sege der Schlösser beschreiben werde. Die kleinen Feilen sind viereckig

oder

oder halbrund, oder es sind messerscharfe Feilen, oder in Gestalt eines Ratzenschwanzes, Fr. Lime à queuë de rat, oder Vogelzungen, oder dreyeckig, oder in Gestalt eines Herzens, u. s. w. Alle diese kleine Feilen, welche von den andern bloß ihrer Größe nach unterschieden sind, werden gebraucht, die Schlüsselräuten, oder auch die Zierrathen, als: Schilder, Aufsätze ꝛc. auszufeilen. Ueber dieses hat der Schlosser auch Feilen, welche in der Mitte gespalten sind, nöthig, um an das Simswerk Niemlein zu machen. Auch muß er von allen diesen Feilen einige haben, die auf der einen Seite nicht gehauen sind, damit sie dasjenige, so man schonen will, nicht angreifen. Unter allen diesen Arten von Feilen, hat man auch welche mit einem feinem Hiebe, die man Schlichtfeilen nennet; sie werden gebraucht, wenn man feine Arbeit, welche polirt werden soll, fertig machen will.

Die Riffelfeile der Schwertfeger, Fig. 625, hat an einem gekrümmten Stiele einen cylindrischen Kopf, worauf Feilenhiebe gehauen sind. Es werden mit derselben vertiefte Flächen ausgefeilt, und insbesondere das glatte Stichblatt an einem Officierdegen, weil es mit einem Rande umgeben ist.

Die Uhrmacher, haben zarte Feilen, die Uhrräder damit auszufeilen, welche sie Raderfeilen nennen; Fr. Fraise. Einige Feilen sind auch der Figur eines spitzigen Winkels, dessen Basis abgerundet ist, gebildet, und heißen Lime à grain d'orge.

Der Zinngießer, gebraucht beym Poliren ovaler Sachen, und bey Verfertigung seiner messingenen Formen zum Gießen breite, dreyeckige und halbrunde, wie auch runde und gebogene Feilen.

Es können alle diese jetzt erzählte Arten der Feilen, auf eine doppelte Art, nämlich nach dem Hiebe, und nach der äußerlichen Form oder Gestalt, eingetheilet werden.

Unter den Hieb versteht der Feilenhauer die Einschnitte, die er dem Stahle mit dem Meißel giebt. Er sagt daher, die Feile habe einen groben Hieb, wenn die Einschnitte weit von einander abstehen, dem Metalle tief eingeprägt, und also auch mit einem groben Meißel gehauen sind. Das Gegentheil läßt sich hieraus leicht abnehmen. Den größten Hieb erhält die viereckige Armfeile, und auf diese folgen mit stuffenweise abnehmenden Hieben, die Handfeile, die Vorfeile und endlich die Schlichtfeile, welche unter allen den feinsten Hieb hat. Bey allen Arten des Hiebes kömmt gar nicht die Gestalt in Betrachtung, die einzige Armfeile ausgenommen, welche allemal viereckig ist; die übrigen können jede Figur erhalten. Es giebt einige Feilen, welche zwar nach diesen Hieben gehauen sind, aber doch einen besondern Namen erhalten, welcher in dieser Abtheilung gegründet ist. Hieher gehören vorzüglich die Justirfeilen und die schattirten Feilen. Jene sind $1\frac{1}{2}$ Pfund schwere Handfeilen, welche in der Münze zum Bestoßen des Randes, und auch von den Silberarbeitern und Schriftgießern gebraucht werden. Bey den schattirten Feilen wird der Meißel bey einem Hiebe gegen die Spitze, bey dem andern gegen die Angel geneiget; und wenn der Meister seine Kunst zeigen will, legt er die Hiebe dergestalt, daß auf der Feile drey- oder auch viereckige Figuren entstehen. Die Goldschmiede und andere Metallarbeiter, welche weiches Metall bearbeiten, kaufen diese Feilen, um vor- und rückwärts zu feilen; sie werden aber nur selten verfertiget, weil jede Feile bey weichen Metallen eben die Dienste thut; übrigens können sie nach allen vorgedachten Hieben gehauen werden.

Noch mannigfältiger ist die Abänderung der Feilen nach ihrer Gestalt. 1) Die Armfeilen sind viereckig, oder alle Seiten sind einander gleich, um sie laufen vorn etwas spitziger zusammen. Die größten wiegen 24 Pfund, und die übrigen nehmen stets um 1 Loth

ab,

ab, daß endlich die kleinste 1 Loth wiegt. 2) die flachen Feilen fallen auf eben die Art von 16 Pfund bis auf 1 Loth ab, und die mehresten Hand-Vor-und Schlichtfeilen erhalten diese Gestalt. 3) Die dreyeckigen Feilen steigen aber nur auf gleiche Art von 5 Pfund bis zu 1 Loth hinab. 4) Die halbrunden Feilen werden gleichfalls stets um 1 Loth von 10 Pfund bis auf 1 Loth kleiner, so wie auch 5) die runden und die Vogelzungen, oder die ovalen Feilen. Zu letztern gehören auch die Riffelfeilen, womit die Metallarbeiter die vertieften Flächen einer erhabenen Arbeit oder auch die Hohlkehlen ausfeilen. Gemeiniglich bestehen sie aus zwo kurzen Feilen, welche entweder gerade, oder gebogen sind, und in der Mitte durch einen dünnen runden Griff von Stahl zusammen hängen. Die Goldschmiede und Messingarbeiter übergeben insgemein dem Feilenhauer ein hölzernes Modell, welches sich in die Fläche, die sie ebnen wollen, passet, und nach diesem muß ihnen der Feilenhauer eine Riffelfeile verfertigen. 6) Die so genannten Raspeln, wovon ich an seinem Orte handeln werde. 7) Endlich geben auch die Feilenhauer den innern Flächen der Kneipen einer Zange, womit der Silberarbeiter Draht ziehen, starke Feilenhiebe, wie dann auch wohl bey einzelnen Vorfällen andere Eisen mit Feilenhieben bedecket werden.

In den Zucht- und Arbeitshäusern gebraucht man die großen Feilen zum Raspeln der Farbehölzer, insonderheit des Brasilienholzes.

Die Feilen werden aus Stahl geschmiedet. Jede Fläche der Feile erhält aus freyer Hand zween Hiebe, welche sie durchkreuzen. Zuletzt wird dieselbe gehärtet. Außer einigen Kleinigkeiten zum Härten, und den Schmiedekohlen in der Esse, gebrauchen die Feilenhauer keine Materialien, als schwedisches Eisen zu den Raspeln, und Stahl zu den Feilen. In Absicht der letztern folgen die berlinischen Feilenhauer der Gewohnheit aller

hiesigen Eisenarbeiter, daß sie bloß den cölnischen Stahl verarbeiten. Denn der englische ist zu kostbar, und der steyermärkische nimmt nicht in allen Stellen eine gleiche Härte an. In andern Gegenden schmieden sie auch die Feilen aus dem Solinger Stahle.

Zur Verfertigung einer Feile, gehört 1) das Schweißen und Schmieden derselben. Hiebey muß der Feilenhauer vorzüglich darauf Acht haben, ob sein Stahl eine starke oder schwache Hitze verlangt; denn die mehresten Feilen werden ganz aus Stahl geschmiedet. Es ist eine durch die Erfahrung bestätigte Bemerkung, daß die Feilen weit dauerhafter sind, wenn sie aus mehreren Stücken zusammen geschweißt werden, als wenn man sie aus einem Stücke schmiedet. Eben so vortheilhaft ist es auch, wenn der Feilenhauer das Stuck Stahl, woraus er eine Feile schmieden will, einigemal umschlägt und wieder zusammen schweißt. Aus dieser Ursache schmiedet er die starken Armfeilen aus 9 Stücken, die in 3 Schichten nach der Länge über einander liegen, zusammen, und in diesem einzigen Falle ist das mittelste Stück in der mittelsten Lage von Eisen. Nur kleine Feilen werden aus einem Stücke geschmiedet, und man nimmt hiezu bloß Stahl. Die viereckigen flachen und runden Feilen erhalten unter dem Hammer ihre völlige Gestalt; hingegen die dreykantigen halbrunden und ovalen werden noch weißglühend in den Einschnitten eines Gesenkes geebnet. Die geschmiedete Feile wird bey der Esse rothwarm abgefeilet und hernach geglühet. Alles dieses hat der Feilenhauer größtentheils mit den übrigen Metallarbeitern gemein, allein er unterscheidet sich völlig von ihnen 2) durch das Hauen der Feilen.

Die Hiebe giebt der Professionist der Feile mit einem Meissel. Die ebenen Flächen der Feilen werden mit einem Meissel gehauen, dessen Schneide gerade läuft, und breiter ist, als der obere Griff. Siehe Fig. 626. Bey runden Flächen bedient er sich zuweilen eines Meißels, dessen Schneide wie ein

halber

halber Mond zurück gezogen ist, Fig. 627. Nach der Stärke des Hiebes einer Feile wählt er in beyden Fällen einen kleinen oder großen Meißel. Alle diese Meißel verfertiget sich der Feilenhauer selbst aus dem besten Stahle. Beym Hauen liegt die Feile auf der ebnen Bahn eines Hauamboſſes Fig. 628, welcher länglich viereckig, und etwa 10 Zoll lang, halb so breit und so hoch ist, und gegen die Seite, wo der Arbeiter sitzt, etwas geneigt ist. Die Meißel werden mit einem Hand- oder Hauhammer von verschiedener Größe getrieben. Der größte wiegt 14, der kleinste $\frac{1}{4}$ Pfund. Sie haben nur eine einzige Bahn, und der Hammer sowohl, als der Stiel, ist etwas gekrümmt, die Feile selbst ruhet beym Hauen auf dem Amboſſe, die Angel aber wird in ein hölzernes rundes und ausgehöhltes, an beyden Enden mit einem eisernen Ringe umgebenes Heft, welches auf dem Knie des Arbeiters liegt, und der Feilenhalter genannt wird, Fig. 629, gesteckt.

Das Wichtigste bey dieser Profession ist 3) das Härten der Feile nach dem Hauen.

Es kann dieses auf eine doppelte Art geschehen. 1) Man läßt Ochsenklauen so lange in einem Bäckerofen brennen, bis sie völlig braun sind, und zerstößt sie alsdann in einem kleinen hölzernen Mörser, mit einer hölzernen Keule. Unter 2 Theile dieses Pulvers wird 1 Theil gemeines Küchensalz, und nach Gutdünken etwas zerstoßenes Glas gemischet. Dieses Pulver stellet man in einem Gefäße auf die Schmiedeesse, spannet eine oder auch mehrere Feilen in eine Schmiedezange, und läßt sie in der Esse braunwarm werden, daß man kaum die Gluth bemerkt. Alsdann bestreuet man die Feile auf allen Seiten mit diesem Pulver, so lange, als die erhitzte Feile noch das Pulver anzündet, und noch Funken abspringen. Man hält die Feile über die glühenden Kohlen der Esse, damit das Pulver völlig zu brennen anfange, streuet noch einigemal Pulver auf, so lange noch ein Brand erfolgt, und brennt es gleichfalls über den Kohlen ab. Will die Feile nicht mehr das Pulver anzünden, so steckt man sie in recht kaltes Wasser. Man fährt zuerst mit der Spitze der Feile langsam in das Wasser, taucht sie eben so langsam nach und nach ein, und läßt sie endlich völlig in das Wasser fallen. Wenn sie hierin einige Augenblicke gelegen hat, nimmt man sie wieder heraus; und wenn das Pulver die Feile an allen Stellen wie eine Rinde umgiebt, so ist dieses ein Zeichen, daß die Feile gut gehärtet ist. Ist hinge-

gen in dem Wasser hin und wieder etwas von dem Pulver abgesprungen, so hat die Feile noch weiche Stellen, und muß von neuem gehärtet werden. So bald sie aus dem Wasser kömmt, bürstet man sie mit einer scharfen Bürste ab, und nimmt hiedurch die Rinde weg, setzt sie einige Augenblicke gegen das Feuer der Esse, damit sie trockne, und reibet sie endlich mit einem leinenen Tuche sorgfältig ab, damit keine Nässe zurück bleibe und Rost verursache. Aller dieser Sorgfalt ungeachtet wird die Feile doch rostig, wenn man sie nicht nach dem Härten mit Baumöhl bestreicht. Diese Art zu härten giebt der Feile nicht nur Dichtigkeit, sondern nimmt auch den Zunder oder die Schwärze ab.

2) Noch eine bessere Härte sollen die Feilen auf folgende Art erhalten. Man mischt zu vorgedachtem Pulver noch zerstoßene Eyerschalen, und feuchtet es mit Häringslake an, schüttet diese Mischung in einen Kasten von Eisenblech, steckt die Feilen in das Pulver, verschließt den Kasten mit einem Deckel, und verklebet ihn mit Lehm. Der Kasten wird so lange in das Feuer der Esse gesetzt, bis die Feilen vermuthlich rothwarm sind. Zuletzt stecket man den Kasten mit den Feilen langsam in kaltes Wasser; sodann werden die Feilen heraus genommen, und auf die beschriebene Art gereiniget. Kunstverständige wollen versichern, daß recht kaltes Quellwasser eben die Dienste thun würde; und ähnliche Fälle machen es wahrscheinlich.

Von der Verfertigung der englischen Feilen, werde ich weiter unten handeln.

Wenn die Feilen fertig sind, werden sie Duntzend- und Bundweise, oder auch einzeln, sowohl von den Eisenhändlern und Krämern, welche damit handeln, als auch von den Feilenhauern selbst, die solche verfertigen verkauft und versandt. Obgleich in Deutschland hin und wieder gute Feilen verfertiget werden, so werden doch insonderheit die, welche von Nürnberg kommen, unter allen am höchsten, und für die besten geachtet, und insgemein Packetweise, und nach Beschaffenheit ihre Größe, von 1 bis zu 3, 6 und 12, in einem Packete versandt, und theils nach dem Gewichte, theils auch, nach dem sie gröber oder feiner sind, theurer oder wohlfeiler verkauft.

Diejenigen, welche die verschiedenen Sorten von Feilen verfertigen, werden Feilenhauer, L. Incisor limarum Fr. Tailleur des limes, genannt. Sie sind eine besondere Gattung des Schmiedehandwerkes, als zu welchem Haupthandwerke, sonderlich aber zu den Eisen = und Stahlschmieden und Arbeitern, sie gehören; jedoch aber machen sie eine besondere Profession, die ihre eigene Zunft und ein geschenktes Handwerk hat, aus.

So alt dieses Handwerk in Deutschland ist, so klein und schwach ist es doch. Denn, so viel die Beschäftigten anbetrifft, so sind sie in Deutschland allerdings so bald entstanden, so bald verschiedene feine, sonderlich glatte und durchbrochene Stahl = und Eisenarbeit aufgekommen ist, nachher aber, da aus Messing, Gold und Silber mehr, als sonst, verarbeitet wurde, immer mehr vermehret worden, so, daß man schon bey der ersten Stiftung der Zünfte auch aus diesen Beschäftigten eigene Zünfte, und zwar in den Städten, hat machen können.

Da keine Profession und keine Haushaltung die Feilen entbehren kann: so verdient das Feilenhauerhandwerk allerdings alle Aufmerksamkeit der Landespolizey. Fehlt es an diesem Handwerke im Lande, oder verfertigen die vorhandenen Feilenhauer schlechte und untaugliche Waaren: so ist man genöthigt, die Einfuhre ausländischer Feilen zu gestatten, und dafür geht sodann viel Geld aus dem Lande. In diesen Umständen befindet sich Deutschland, in Ansehung dieser Profession, in seinen meisten Staaten; den außer Steyermark und Nürnberg, (an welchem letztern Orte sich mehr, als 30 Feilenhauer ernähren sollen,) wie auch Solingen, (wo jährlich über 700 Schiffpfund Stahl allein zu Feilen verarbeitet werden,) wollen die Feilenhauer in den übrigen deutschen Provinzen nicht viel bedeuten, und haben an den meisten Orten kein Brod, wofern sie nicht überhaupt zugleich mit Zeugschmiede sind, und auch andere Werkzeuge machen. Ich werde die Ursachen dieses nahrlosen Zustandes der Feilenhauer in den meisten

deutschen Ländern etwas näher beleuchten, und zugleich anzeigen, was die Landespolizey, zum Besten des Staates sowohl, als auch zu Unterstützung und Beförderung dieser Professionen, thun könnte.

Die Feilenhauer sollten billig alle oben erwähnte Arten von Feilen verfertigen, allein, sie machen mehrentheils nur grobe Raspeln, und grobe und feine Feilen; die ganz feinen und subtilen aber findet man bey ihnen selten; und die Künstler, welche dergleichen gebrauchen, machen sie sich entweder selbst, oder kaufen die nürnbergischen oder englischen von den Krämern. Denn, da diese Feilenhauerarbeit von den uralten Zeiten herkömmt, wo man nicht viel subtile und künstliche Arbeit in Metall, sondern meist grobe, gemeine und große machte: so haben sie sich nur auf diese insgemein vor Alters geleget, und nachher, wie alle gemeine Handwerke bey uns, nicht viel auf Verbesserung ihrer Arbeit, nach den Umständen der Zeit gedacht; welches auch noch ihr gewöhnliches Meisterstück, dessen ich unten gedenken werde, beweiset. Hiezu kömmt noch ihr Eigennutz, weil sie wissen, daß bey dem höhern Preise der großen und starken Feilen mehr zu verdienen ist, als bey den kleinen und subtilen. Da also die ganze Schuld an den Feilenhauern selbst liegt, wenn diese feine Waaren von Ausländern gekauft werden müssen: so sind sie auch selbst allein im Stande, solches zu verhindern, und sich den Verdienst zu zueignen, ohne daß ihnen die Polizey hierunter zu Hülfe kömmt.

Allein, auch diejenigen Waaren, welche unsere Feilenhauer verfertigen, machen sie schlecht und fehlerhaft. Man wirft ihnen mit Grunde vor, daß sie ihre Kreuzhiebe nicht gleich weit, sondern bald weit, bald näher, aus einander schlagen; daß sie keinen gehörigen Unterschied unter Feilen machen, die zum Messing, Eisen, Stahl, Kupfer, Gold oder Silber, bestellet werden, sondern alles gleich stark übermeißeln; daß sie im Kreuz-

hiebe den Grad, d. i. die Rautenspitze, zu schräge hauen, daß diese zu sehr überhängt, und wenn man daher ihre Feile einen ganzen Tag gebraucht, so stößt sich der Grad ab, und die Feile ist stumpf. Folglich greifen die andern Professionisten allezeit lieber nach einer ausländischen Feile, z. B. einer steyermärkischen, welche halb so wohlfeil, obwohl auch schlecht ist. An allen Feilen neigen sich die Grade nach der Spitze zu, weil man die Feilen mit der rechten Hand vom Leibe weg führt. Indessen ist der hundertste Metallarbeiter nicht geübt, mit der Feile einen recht geraden Strich, z. B. auf der Schärfe eines Lineales von Messing zu führen, so daß man an keiner Stelle zwoer solcher Linealschärfen mit dem Auge durchsehen könnte. Hiebey muß die linke Hand der rechten zu einer wagerechten Führung der Feile allemal mit Vortheil zu Hülfe kommen. Die fehlerhafte Arbeit unserer meisten deutschen Feilenhauer zu verbessern, würde, vieleicht, eine wohl eingerichtete Schauanstalt wohl das beste Mittel seyn. Die Feilenhauer würden alsdann genöthigt seyn, gute und tüchtige Waaren zu verfertigen, weil die fehlerhaften alsdann nicht gestämpelt und zum Verkauf gelassen werden müßten. Die Feilenhauer könnten alsdann das Verbot der ausländischen Feilen von der Landespolizey mit Recht verlangen, und sie würden des Absatzes ihrer Waaren versichert seyn, und nicht mehr nöthig haben, ihr kümmerliches Brod mit dem Aufhauen alter ausländischer Feilen zu verdienen.

Es fehlt den deutschen Feilenhauern aber auch noch an der Wissenschaft, den Stahl recht zu härten. Sie härten ihn zwar auch, und sind mit ihrer Verfahrungsart gemeiniglich, wiewohl ohne Ursache, sehr geheimnißvoll; allein, sie verstehen diese Kunst noch lange nicht so gut und vollkommen, wie die Engländer. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß der englische Stahl, welcher weit besser ist, als der deutsche, hiezu auch viel beyträgt; allein,

allein, man kann ja den englischen Stahl in dem Handel haben; und es ist ja allemal besser, wenn man den Engländern für dieses rohe Material etwas Geld zuwendet, als daß man ihnen die ganz verfertigten Feilen, woran sie bereits die Arbeit gewonnen haben, abkauft.

Die englischen Feilen haben vor den deutschen einen großen Vorzug, und werden daher auch von den Professionisten vorzüglich gesuchet. Die Ursachen dieses Vorzuges und der weit bessern Güte der englischen Feile bestehen darin, daß jeder englische Feilenhauer nur eine Art Feilen verfertiget, und es also darin leicht zur Vollkommenheit bringen kann, da hingegen ein deutscher Feilenhauer sehr viele Arten zugleich verfertiget. Ueber dieß ist, wie schon gesagt, der englische Stahl weit besser, als der deutsche, und die Engländer verstehen die Kunst, ihn zu härten besser als die Deutschen. Man behauptet, daß sie die Feilen bloß aus Eisen schmieden, und dieses nach dem Hauen durch das Härten in Stahl verwandeln. Wiewohl andere sagen, daß sie die Feilen aus dem allerfeinsten und zur größten Vollkommenheit gebrachten Stahle verfertigen. Die deutschen Feilenhauer hingegen härten die eisernen Feilen oft nur durch reichliches Aufschütten des Härtpulvers, und verkaufen sie alsdann für stählerne. Zu den angeführten Ursachen kömmt noch, daß die englischen Feilenhauer ihre Feilen vor dem Hauen auf einer Schleifmühle aufs beste abschleifen. Es ist natürlich, daß der Meißel auf einer ebenen Fläche weit sicherer und feiner hauen kann, als auf einer rauhen. Endlich fangen die englischen Feilenhauer nicht, wie die deutschen, hinten, sondern von der Spitze der Feile an zu hauen; und unsere Feilenhauer gestehen ein, daß dieses einen weit gleichern und feinern Hieb giebt; es fehlt ihnen aber die Uebung. Wahrscheinlich kann die Hand mit mehrerer Festigkeit den Meißel führen, wenn man von der Spitze anfängt. Die Engländer haben hiezu eine Maschine, welche

durch

durch das Wasser beweget werden und einen doppelten Mechanismus haben soll. Doch sollen die aus freyer Hand gehauenen Feilen besser, aber auch theurer, seyn. Der eine treibt den Meißel, und der andere beweget die Feile dem Meißel entgegen.

Ich füge hier die Beschreibung einiger englischen Feilenfabriken aus Hrn. Gabr. Jars metallurgischen Reisen, nach der Uebersetz. des Hrn. D. Gerhard, Berl. 1777, gr. 8. S. 373, fgg. bey.

„Zu Wielingtonmiller, 4 Meilen von Newcastle, giebt es verschiedene Eisen- und Stahlfabriken, woselbst auch viele Feilen gemacht werden. Zu dieser Arbeit nimmt man bloß den gemeinen Stahl, aus welchem die Feilen in der verlangten Größe und Stärke geschmiedet werden. Sie werden jedoch nicht in Wasser abgelöscht, vielmehr, und damit sie zum Einhauen desto weicher seyn, pflegen einige sie eine Nacht durch bloß auf einen Rost, der mit Steinkohlen geheizt ist, zu legen. Andere bringen sie in einen kleinen Windofen, in welchem sich ein besonderer Raum befindet, wohin die Feilen geleget werden können, und über welchem sich ein Schorstein erhebet. Neben diesen Ofen wird auf jeder Seite ein kleiner Windofen angebracht, den man mit Steinkohlen heizet; und auf die Art werden die Feilen in diesem Ofen 7 bis 8 Stunden geglühet; nachher wird jedes Stück auf einem Schleifsteine poliret.

Diese auf vorbeschriebene Art geschmiedete, polirte und weich gemachte Stücke, werden an die Feilenhauer abgeliefert, welche dieselben, um die runde Seite auszuhauen, auf ein plattes Stück Bley legen. Die Bleyplatte, auf welche die Feile geleget wird, wenn die andere Seite ausgehauen werden soll, ist etwas vertieft, und die schon ausgehauene Seite der Feile drückt sich darin ab, ohne daß sie Schaden dabey nehmen. Die Feile selbst wird an jedem Ende durch zween lederne Riemen, welche an der Bank, an welcher die Feilenhauer arbeiten, befestigt sind, auf der Bleyplatte fest gehalten.

Das Aushauen der Feilen geschieht mit einem Kaltmeißel, welcher nach der verlangten Beschaffenheit derselben eingerichtet ist, und auf welchen man mit einem nach dem Stiele zu etwas gebogenen Hammer schlägt. Zu jeder Gattung von Feilen nimmt man allerley Menschen, so gar Jungen von 10 bis 12 Jahren. Der ganze Kunstgriff besteht darin, daß der Meißel

allezeit

allezeit in einerley Winkel richtig und geschwinde aufgesetzt werde, welcher Handgriff bloß durch die Uebung erhalten wird.

Man hat öfters, jedoch allemal fruchtlos, den Versuch gemacht, die Feilen durch Hülfe von Maschinen zu hauen; und dieses ist unweit Newcastle durch ein neues Beyspiel erwiesen worden. (*)

Das Härten der Feilen geschieht folgender Gestalt. Die Kohlen, deren man sich dazu bedient, werden zuvörderst abgeschwefelt, und zu Cynders gemacht, so daß sie eine Art Kohle vorstellen, welche durch eine langsame Ausglühung ihr bituminöses Wesen dergestalt verloren hat, daß sie wie ein Schlamm aufgetrieben ist. Wenn man nun eine gewisse Anzahl Feilen gehauen hat, so bringt man selbige in die Hütte, darin eine Tonne voll Bierhefen steht, in welche man die Feilen eintauchet, und von allen Seiten damit benetzet. Alsdann werden dieselben in einen Haufen, welcher wie grober Sand aussieht, gesteckt, und wie man mir gesagt, aus Meersalz und gebrannten und gröblich gestoßenen Rindsklauen bestehen soll. Sodann kommen die Feilen auf einen eisernen Stab, welcher vor einem mit Steinkohlen geheizten Ofen liegt. Jedoch werden sie nur so nahe an das Feuer geleget, daß bloß die daran klebende Feuchtigkeit

(*) Also hat man sich geirret, wenn man die Güte und Wohlfeilheit der englischen Feilen, solchen Maschinen zugeschrieben hat. Inzwischen ist an der Möglichkeit und Nutzbarkeit derselben nicht zu zweifeln. Im 56. St der Götting. Anz. v. gel. S. a. d. J. 1770, wird eine Feilenhauermaschine, die ein strasburgischer Großuhrmacher, Maybaum, erfunden hat, bekannt gemacht, aber nur mit wenigen Worten. Und Hr. Prof. Beckmann, versichert, im 1. St. des 7. B. seiner lehrreichen phys. ökon. Biblioth. S. 69. selbst dergleichen von dem Uhrmacher Klinkwort in Göttingen erfundene Maschine gesehen zu haben, bey der jedoch die Hand den Hammer führen mußte.

Description d'une machine, pour tailler plusieurs limes à la fois, inventée par Mr. du VERGER st. im 1. Th. der Machines & inventions, approuvées par l'Acad. R. d. Sc. à Paris 1735, 4. No. 49. S. 155—157.

Machine pour tailler des grandes limes, inventée par Mr. FARDOUEL, st. im 4. Th. ders. No. 256 und 257. S. 125—127, u. 2. K. T.

Machine, pour tailler des petites limes, inventée par le même, st. eb. das. No. 258, S. 129, f. u. 1. K. T.

Avis sur une Machine à tailler des limes, présentée par le Sr. BRACHET, Horloger à Versailles, st. in der Hist. de l'Acad. R. d. Sc. Année 1756. à Paris, 1762, 4. S. 128, f.

rigkeit langsam verrauche, und das vorerwähnte Pulver sich fest anhänge. Wenn die Feilen trocken sind, leget man sie auf ein neben dem Heerde befindliches Bret, welches mit demselben Pulver bestreuet ist; der Heerd wird alsdann mit den oben erwähnten Cynders angefüllet, und das Gebläse angezogen. Wenn nun das Feuer angegangen ist, so nimmt man einige dieser Feilen, und stecket sie, jedoch, um die allzu grose Hitze zu vermeiden, in einiger Entfernung von dem Gebläse, in die Kohlen; gleich darauf nimmt man sie wieder heraus, und bringt sie in ein viel stärkeres Feuer, doch so, daß man sie im Gesichte hat, um aus ihrer Farbe den Grad der Hitze beurtheilen zu können. Findet man nun, daß sich die Feile, wie öfters geschieht, im Feuer gezogen hat, so nimmt man dieselben heraus, und sucht sie mit einem hölzernen Hammer, vermittelst schwacher Schläge wieder gerade zu machen. Sieht man, daß vorgedachte Composition an einigen Stellen abgefallen ist, so fährt man mit der Feile auf das Bret, auf welchem sich ein kleiner Haufen derselben befindet, welche sich dann sofort an die Feilen ansetzt. Hierauf bringt man die Feile wieder in das Feuer; und wenn sie den verlangten Grad der Hitze erhalten hat, wobey sie nur kirschbraun zu seyn schien, nimmt man sie aus dem Feuer heraus, und stecket sie senkrecht, so weit als die Einhiebe gehen, in eine Kufe mit kaltem Wasser, wodurch sie gehärtet werden. Sobald die Feilen kalt geworden sind, werden sie aus dem Wasser heraus genommen, und in ein anderes Fäßchen mit Wasser geworfen. Sodann werden sie wieder heraus genommen, mit feinem Sande vermittelst einer scharfen Bürste gescheuert, und nachher in eine Kufe mit Wasser, worin weißer Thon aufgelöset ist, geworfen, in welcher sie auch so lange bleiben, bis sie in das Magazin zum Verpacken kommen. Dieser Ueberzug mit Thon, hält den Rost von den Feilen so lange ab, bis sie ganz trocken und rein gemacht werden, da man sie denn mit Oehl einreibet, welches sie auch auf dem Transport für den Rost bewahret. An diesem Orte werden wöchentlich 200 Dutzend von mittlerer Größe verfertiget.

In einer andern Fabrik, 2 Meilen von Newcastle, werden kleine Arten von Feilen, welche aus dem besten gemeinen Stahl geschmiedet sind, gemacht und gehärtet; zu Verfertigung der kleinen Feilen aber für die Uhrmacher, wird deutscher Stahl genommen. Die kleinen Feilen werden eben so, wie zu Wellingtonmiller, verfertiget; die Art und Weise aber, wie sie gehärtet werden, geht von der dortigen etwas ab. Die Bierhe-

fen

fen, welche man dazu gebrauchet, sind sehr dick, und vielleicht haben selbige noch eine Beymischung, weil sie wie Schlamm aussehen. Zuvörderst werden die Feilen durch diesen Schlamm durchgeführet, und mit demselben ganz überzogen, sodann aber in einen Haufen grobkörniges Salz gesteckt, und über und über damit beleget, und nachher mit dem Ende nach der Angel zu, auf ein Bret gesteckt. Das damit durchgängig besteckte Bret leget man an das Feuer, damit die Feilen trocken werden, wornach man sie in die Hütte trägt. Zum Ausglühen dieser Feilen gebraucht man Cynders, welche nach der zu Wielingtonmiller gewöhnlichen Art gebrannt, jedoch in kleinere Stücke, von der Größe einer Haselnuß, zerschlagen sind. Dergleichen Cynders werden vor das Gebläse geleget, und auf selbige ein alter eiserner Grapen gestellet, so, daß er gleichsam eine Art von kleiner Haube macht. Der Grapen selbst wird mit Cynders bedeckt, und unter demselben und auf die Cynders leget man zugleich, 3, 4, 5 bis 6 kleine Feilen. Der Arbeiter muß hiebey auf den Grad des Feuers sehr wohl Acht geben, damit sich die Feilen nicht krumm ziehen. Er kehrt sie daher zuweilen um, und so wie er sieht, daß sie rothbraun geworden, nimmt er sie heraus, und löscht sie senkrecht in einem Eimer mit kaltem Wasser ab, worin ebenfalls Bierhefen und Salz sind.

Es ist gar nicht zu zweifeln, daß die deutschen Feilenhauer, wenn sie nur Mühe und Fleiß anwenden wollten, nicht eben die Geschicklichkeit erlangen sollten, die englischen Handgriffe und Verfahrungsarten nachzumachen; nur wäre zu wünschen, das der Staat die Feilenhauer in diesem Falle unterstützte, und ihnen sowohl die gedachte Maschine, deren Werth ihr Vermögen wohl übersteigen dürfte, als auch eine Schleifmühle, welche zugleich auch verschiedenen andern Metallarbeitern beträchtliche Dienste thun würde, verschaffen wollte. Außer der Steyermark, Nürnberg und Solingen, bestehen die Innungen der Feilenhauer gemeiniglich nur aus sehr wenig Meistern, wie sich denn zu Berlin nur ihrer fünf befinden. So wenige Meister sind freylich nicht im Stande, die Kosten herbey zu bringen, die eine solche Maschine und Schleifmühle erfordern.

Die Eisenkrämer sind, durch ihren Aufkauf der steyermärkischen, nürnbergischen und anderer Feilen, auch Schuld daran, daß die Feilenhauer in andern deutschen Provinzen und Städten ohne Nahrung und Brod gelassen werden. Und dieses gereicht zugleich denen Professionisten, welche die Feilen nicht entbehren können, zu großem Schaden und Nachtheil, indem dabey ein großer Betrug vorgeht, weil viele auswärts auf den Kauf gemachte Feilen zwar einen guten Stämpel mit sich führen, aber schlechte und untaugliche Waare sind. Selbst die Engländer lassen nur den Ausschuß, den kein englischer Fabrikant brauchen kann, außer Landes. Nach dem englischen, hält man den Solinger Stahl, den auch die Engländer selbst dazu verbrauchen, wie auch den von Essen, und den cölnischen Stahl, zum Feilenhauen für den besten. Der steyermärkische wird dagegen für unreiner, brüchiger, und für eisenaderig oder spießig angegeben, der sich nicht gerade härtet, und unbezwinglicher ist, als die vorhin gedachten Arten. Der von Schmalkalden taugt zu Feilen eben so wenig wegen seiner Sprödigkeit, und es springen gemeiniglich die zusammengeschweißten Ecken in Stücke. Alle aus solchem Stahl auf den Kauf verfertigte Feilen, können demnach als schlechte und untaugliche Waare, die nur bloß mit einem guten Stämpel prangen angesehen werden, womit aber mancher Professionist betrogen wird. Allein, so lange sich die deutschen Feilenhauer nicht auf bessern Stahl, und Verfertigung besserer Waaren, die bey den Schauanstalten für gut erkannt werden, legen: so lange wird man auch den Eisenkrämern den Verkauf der Feilen nicht verhindern, noch den dabey unterlaufenden Betrug vermeiden können. Man hat zwar in den königl. preußischen Landen, vermöge der Rescripte vom 14. May und 19. Aug. 1754, und den 17. Dec. 1765, alle auswärtige Stahl- und Eisenwaaren, mithin auch die Feilen, verboten, und es dürfen nur die feinen engli-

lischen Feilen verkauft werden; allein, was wird dieses Verbot den Feilenhauern helfen, wenn sie sich durch die Güte und Tüchtigkeit ihrer Waaren nicht den Absatz zu verschaffen bemühen!

Was die Zunftverfassung der Feilenhauer betrifft: so lernen ihre Lehrbursche in Berlin, wenn sie ein Lehrgeld erlegen können, 4, außerdem aber 5 bis 6 Jahre. Ihre Gesellen müssen, wie gewöhnlich, 3 Jahre wandern; und wenn sich ein wandernder Gesell einfindet, so geben ihm seine Mitgesellen 2 Tage freye Zehrung, und überdem noch 4 Gr. wenn er keine Arbeit findet. Ein angehender Meister in Nürnberg und Zwickau, verfertiget zum Meisterstück: 1) eine große viereckige, 24 bis 26 Pfund schwere, und 2 Fuß lange Armfeile, welche nachher zu einer Raspel der Drathzieher gemacht, oder zu den gröbsten Eisenarbeiten gebraucht wird, 2) eine breite Schleiffeile für die Goldarbeiter, die Fugen des zu löthenden Goldes darauf gerade zu reiben, eine Spanne lang und 10 Pfund schwer, mit gebogener Angel, um sie auf dem Tische fest zu nageln, und 3) eine grobe krumme Raspel, mit einer gekröpften Angel, wie solche vor diesem die Sattler gebrauchten. In Berlin werden, zum Meisterstück, eine 18 Pfund schwere Armfeile, eine Schattirfeile, und ein Schleif- oder Spitzring für die Nadler, welches eine ins Kreuz gehauene stählerne Schleiffscheibe ist, verfertiget.

In Berlin ist, besage der neuen revidirten und allergnädigst approbirten Taxen, v. 1. Febr. 1771, folgende Taxe für die Feilenhauerarbeit festgesetzt:

	Rthlr.	Gr.
Das Pfund von flachen und viereckigen Feilen von 1 bis 10 Pfund	—	8
— — — halbrunden und dreyeckigen Vogelzungen	—	10
Das Bund so genannter Steyerscher Bundfeilen	—	10
— — — kleiner Papierfeilen	—	8

In

In Dresden ist, nach Schmieders churſächſ. Polizeyverfaſſung, S. 595, den Feilenhauern im Jahr 1764 folgende Taxe vorgeſchrieben worden:

	Rthlr.	Gr.
Für eine flache Feile = = =	—	8
bis	2	—
— — dreyeckige, halbrunde, auch viereckige Feile = = =	—	1
bis	—	10

Die Taxe für Verfertigung der Raſpeln, ſ. unter Raſpel.

Hrn. H. K. R. Bergius neues Policey- und Cameral-Magazin, 2. Band, S. 340, fgg.
Hallens Werkſtäte der heutigen Künſte, 3. Band, S. 236, fgg.
Sprengels Handwerke und Künſte, 6. Samml. S. 160, fgg.
Weigels Abbild. der gemeinnützl. Hauptſtände ꝛc. Regenſp. 1698, 4. S. 363, fgg.

Bey dem Feilen der Metalle, folgt man faſt eben denſelben Regeln, welche der Tiſchler bey Bearbeitung des Holzes beobachtet. Man befeilet eine der breiteſten Flächen; man ebenet hierauf die eine Kante, indem man einer mit dem Lineale gezogenen Linie folget. An der gegenüber ſtehenden Kante zieht man mit dem Streichmaße, oder einem ähnlichen Werkzeuge, eine Parallellinie, beſtimmet die beyden andern Stücke mit dem Winkelmaße, ordnet die Dicke des Stückes vermittelſt zween Strichen des Streichmaßes auf den Kanten, und folget ihnen in Bearbeitung der letzten Fläche. Auf ſolche Art verfährt man bey denjenigen Stücken, welche viereckig gefeilet werden. Diejenigen, welche ausgeſchweifet werden ſollen, werden auf gleiche Art zubereitet, damit man die Geſtalt, die ſie bekommen ſollen, deſto genauer vorzeichnen könne. Alle Striche macht man mit dem Zirkel, dem Streich- und dem Winkelmaße. Allein, da dasjenige, was man von Metall macht, gemeiniglich kleiner iſt, als das, was man aus Holz, verfertiget ſo müſſen dieſe Werkzeuge hier auch feiner und zärter ſeyn, als der Tiſchler ſie hat. Man macht ſie alſo aus Eiſen oder Stahl. Der Zirkel muß

vornämlich sehr gut verstählte Spitzen haben, und in der Oeffnung, welche man ihm giebt, bleiben. In dieser Absicht befestiget man an einem seiner Füße ein Stück eines Zirkels, welches durch den andern Fuß gehet, der vermittelst einer Druckschraube auf demselben befestigt werden kann. Die mehresten Eisen- Messing- und Kupferarbeiter haben kein Streichmaß. Sie nehmen bloß einen Bohrer in die Hand, setzen den Nagel des Daumens auf denjenigen Theil des Schaftes, der ihrem Maße gemäß ist, folgen auf diese Art dem schon bearbeiteten Rande, und ziehen alsdann die Parallellinie mit der Spitze. Ein weit bequemeres und sicheres Werkzeug ist dasjenige, welches *Fig.* 630 vorgestellet ist. Es bestehet solches aus einer kleinen viereckigen Stange von Stahl, die mit einem gut gehärteten Dorne versehen ist. Sie ist in einem hölzernen Hefte beweglich, der einen starken kupfernen Ring hat, und dessen vorderes Ende glatt und winkelrecht ist. Man schraubet die Stange, vermittelst der Schraube, welche durch das Holz geht, in der Entfernung von dem Dorne, als nöthig ist, fest, und zieht die verlangte Parallellinie.

Starke Stücke werden in einen großen wohl befestigten Schraubestock geschraubet, damit man beyde Hände zur Arbeit frey habe, und die Feile desto sicherer gehe. Platte Stücke werden mit einigen messingenen Nägeln auf ein Bret befestiget, welches einen Widerhalt in Gestalt eines Einschnittes, und unten einen starken Boden hat, damit man es in den Schraubestock spannen könne.

Das Kupfer und Messing feilet man mit feinen Feilen, so lange sie es angreifen wollen; nachher braucht man sie zu dem Eisen, wo sie noch immer gute Dienste leisten werden. Denn, ob gleich dieses Metall härter ist, als jene, so ist es doch nicht so glatt, und die Feile greift es immer noch an, wenn sie gleich von dem Kupfer

und

Messing nichts mehr wegnehmen will. Zur Zurichtung eines Stückes muß man keine abgenutzte Feile nehmen, weil man damit nicht weit kommen würde. Wenn sie ihre Schärfe verloren haben, sind sie zu weiter nichts nütze, als gröbere Feilstriche von dem Metalle wegzunehmen.

Man führt die Feile quer über das Stück, so, daß sie ein wenig schief nach dessen Länge gehe, bis man zu Ende gekommen ist; und auf eben diese Art fängt man wieder von vorn an, bis die Fläche, worauf man arbeitet, ihre Gestalt erhalten hat. Nach den groben deutschen Feilen, werden die englischen es zur Vollkommenheit bringen. Die Feilstriche schaffet man damit weg, daß man sich immer feinerer Feilen bedient. Allein, man muß sich der feinen Feilen nicht zu früh bedienen, weil man sonst viel Zeit und Mühe verschwendet, und doch wohl eine Menge wellenförmiger Ungleichheiten machen würde.

Um die Striche der groben Feilen wegzuschaffen, muß man die folgenden Feilen nach einer der ersten entgegen gesezten Richtung führen, und am Ende nach der Länge des Stückes feilen; nur muß solches mit dessen Oberfläche völlig parallel geschehen, weil man sonst eine neue Fläche machen, oder die Ecken zuründen würde. Wenn man ein Stück Eisen nach der Länge zu feilen hat, so wird es geschwinder und besser glatt, wenn man einige Tropfen Oehl auf die Feile thut, weil sich die Feilspäne in die Hiebe der Feile setzen, sich daselbst verschlämmen, und ihre Schärfe vermindern.

Wenn man kleine Stücke bearbeiten will, so hält man sie mit der einen Hand vermittelst eines beweglichen Schraubestockes, oder einer Zange mit einer Schraube, so ein Feilkloben, L. Retinaculum adstrictorium, genannt wird. Man hat deren von verschiedener Gestalt und Größe. Fig. 631, findet man viererley Arten abgebildet. Man lehnet sie an ein Stück Holz, welches

man in einen großen Schraubestock spannet, oder auch an den Rand der Werkbank, und feilet mit der andern Hand, wobey man das Stück, so wie es nöthig ist, drehet und wendet, um entweder einen Zapfen zu bilden und rund zu machen, oder eine Spitze zu feilen, u. s. f.

Hrn. Abt Nollet Kunst physicalische Versuche anzustellen, 1. Band, Lpz. 1771, 8. S. 121. fgg.

Feilen, von dem Worte feil; s. Feilschen.

Feilen, von dem Worte Feile, mit der Feile bearbeiten; s. oben, S. 479, fgg.

Feilenhalter, s. oben, S. 487.

Feilenhauer, s. oben, S. 480, und 488, fgg.

Feilicht, s. Feil-Späne.

Feilschen, Feilen, Fr. barguigner. 1. Feil bieten, feil haben. 2. Nach dem Preise einer Sache fragen. 3. Dingen, handeln, bieten.

Feilsel, s. Feil-Späne.

Feim, (der) Schaum; siehe Faum.

Feim, (die) die Mast der Buch- und Eichwälder; s. Fehm 2.

Feim, (der) oder Feimen, die Feime; s. Fehm 3.

Fein. (*) 1. Ein gutes äußeres Ansehen habend. (1) Eigentlich. Ein feines, ganz artiges, Haus. Ein feiner Garten. Eine feine Gestalt. Besonders von der Gestalt des Gesichtes. (2) Figürlich, a) Reinlich, wohl gekleidet, geputzt, eine nur im Niedersächsischen übliche Bedeutung, wo sich fein machen, so viel ist,

(*) Dieses Wort lautet in den meisten der angezeigten Bedeutungen im Nieders. und Dän. fin, im Schwed. fin, im Engl. fine. im Franz. fin, im Ital. fino, im mittlern Lat. finus. Das Griech. Φαεινος, kömmt in der ersten Bedeutung genau damit überein, daher auch die Bedeutung des guten Ansehens die erste zu seyn scheinet. Im Schwed. ist wän, gleichfalls schön, im Angels. bedeutet vine, geliebt, und im Wall. is gwen, weiß und schön. Die Lat. vinulus. und venustus, kommen genau damit überein.

ist, als sich putzen. Im Hochdeutschen sagt man in der vertraulichen Sprechart, er trägt sich ganz fein, er geht fein gekleidet, d. i. ganz artig, dem Wohlstande gemäß. b) Der Absicht, den Bedürfnissen gemäß, einen geringern Grad des Vorzuges auszudrücken, als viel, schön u. s. f. anzeigen würden. Er hat ein feines Vermögen, oder Auskommen. Du schreibest einen feinen, ganz artigen, Brief. Oft auch höhnisch. Eine feine Frage! c) Dem Wohlstande, den guten Sitten gemäß. Er ist ein recht feiner, artiger, Mensch. Das ist nicht fein. Die feine Lebensart, die den angenommenen Gesetzen des Wohlstandes gemäß ist.

In dieser ganzen ersten Bedeutung braucht fein als ein gemildertes Lob, entweder von Dingen, die an und für sich selbst weiter nichts als ihrer Absicht gemäß sind, oder auch von vorzüglichern Sachen, wenn man ihnen aus gewissen Absichten kein höheres Lob beylegen will.

2. Zart, dünn, subtil, mit dem Nebenbegriffe des guten Ansehens, oder des daran gewandten Fleißes, im Gegensatze des Groben; Fr. delié oder menu.

(1) Eigentlich. Feiner Zwirn, feines Garn, feines Tuch, feine Leinwand. Der Zeug ist sehr fein. Feines Mehl, fein geriebene Farben. Etwas zu einem feinen Pulver stoßen. Ein feiner Hut, feine Strümpfe. Ein feiner Sandstein, der aus feinen Theilen besteht, ein feines Korn hat.

(2) Figürlich. a) Vom fremden Zusatze gereiniget, geläutert, Feiner Zucker. Feines Gold, feines Silber, feines Zinn. Eine Sache wieder in das Feine bringen, sie wieder in Ordnung bringen, wofür man auch sagt, sie in das Reine bringen. b) das vortrefflichste in seiner Gattung. Feiner, d. i. ausgesuchter und schmackhafter, Wein. c) Aus kostbaren Materien, dergleichen feines Gold u. s. f. sind, verfertiget. Im gem. Leben versteht man unter feinen Waaren oft solche, die aus Gold, Silber, Seide, und andern kostbaren und theuern Materien verfertigt sind. d) Mit

Kunst und besonderm Fleiße verfertiget. Feine Stahlarbeit. Feine Waaren, im gem. Leben, auch künstliche Waaren. Feine Arbeit machen, im Gegensatze der groben. In noch weiterer Bedeutung, von der besten Art, in welchem Verstande die Krämer und Kaufleute ihr sehr fein, extra fein und super fein, von Waaren aller Arten zu brauchen pflegen.

In der vorhergehenden Bedeutung, werden die Waaren ihrer Maierie, in der leztern aber ihrer Form nach, fein genannt. Der Materie und Form nach ist etwas fein, wo jezt genannte Stücke beysammen sind, als da ist: das fein getriebene Gold und Silber, das aus schönem Flachse und schöner Wolle fein gesponnene Garn, und die daraus verfertigte Leinwand und Zeuge, die raffinirten Zucker, allerhand feines Gewürz, kostbare, zierliche und künstliche Fabriken und Manufacturen von Metall, Holz, Stein, Glas u. d. gl. Im übrigen ist die Feine der Waaren entweder wesentlich, oder nicht. Und daher heißt die Feine auch öfters nicht etwa die wesentliche Schönheit einer Waare, welche theils in der Dauer, theils in der besondern Geschicklichkeit und Bequemlichkeit zu ihrem Zwecke besteht, und sowohl von der Materie, als Form, oder von beyden zugleich, abhängen kann; sondern auch nur die Verzierung, der Zierrath, das schöne Ansehen oder Anfühlen, der Puz u. d. gl. womit öfters die Käufer verblendet werden, daß sie die wesentliche Feine übersehen. Hierin sind sonderlich die Franzosen Meister, welche ihren Manufacturen nicht immer eine wesentliche, sondern nur diese mannigfaltige, abwechselnde und Nebenfeine oder Schönheit, durch allerhand Zusatz, neue Erfindung und Appretur, zugeben wissen. Indessen kömmt wirklich auf diese Feine auch in Fabriken und Manufacturen viel an.

Endlich wird das Wort Fein auch bey der Evalvirung oder Bestimmung des Gehaltes der goldenen, silbernen und kupfernen Münzen gebrauchet. Also sagt man z. B. daß die Louis d'or 2 Karat und $\frac{7}{8}$, die Louis von Silber aber, oder die Ecus blancs, 10 Deniers oder Pfenninge, 22 Gran; und die Douzains oder Zwölfer bloß 2 Deniers oder Pfenn. im Feinen halten; welches also zu verstehen ist, daß diese leztern aus einem Sechstel Silber und aus 5 Theilen Kupfer zusammen gesezt sind; die Ecus aber beynahe 11 Theile

Silber

Silber, und etwas mehr als $\frac{1}{12}$ Zusatz haben; und in den Louis d'or ungefähr 22 Theile Gold sind, und der Ueberrest auch Zusatz ist.

Fein=Kamm, eine Art feiner Hechel; s. unter Hechel.

Fein=säulig, ein nur in der Baukunst übliches Wort, wo es von derjenigen Säulenweite gebraucht wird, welche am angenehmsten in die Augen fällt, d. i. wenn die Säulen, nach dem Virruvius, $6\frac{1}{2}$, nach der neuern Art aber, 7 Model von einander entfernet sind; fein= oder schönsäuliges Werk, Opus eustylon.

Fein=Spitzer, bey den Nadlern, ein Arbeiter, welcher die aus dem Gröbsten zugespitzten Nadeln auf einer feinern Scheibe von Stahl polirt; der Besserspitzer.

Feindliche Farben, nennen die Maler diejenigen, welche sich nicht eben und unter einander vertragen; Farben, welche neben einander einen unangenehmen Anblick verursachen, oder, wenn sie gebrochen werden, einen harten Ton hervorbringen; siehe oben, S. 182.

Feine, Buchecker; siehe unter Büche.

Feist, ist nur im Oberdeutschen für fett üblich, wird zuweilen aber auch in der höhern Schreibart der Hochdeutschen gebraucht. Der feiste Donnerstag, in der römischen Kirche, der Donnerstag vor dem Aschermittwoche, wo man noch Kuchen und Butter essen darf; Fr. Jeudi gras.

In engerer Bedeutung nennen die Jäger das Fett des Rothwildpretes, welches auf dem Zimmer lieget, das Feist, oder das Weiß.

Feist=Jagen, bey den Jägern besonders Oberdeutschlandes, ein Jagen, oder eine Jagd, welche zur Feistzeit der Hirsche angestellet wird.

Feist=Zeit, bey den Jägern, die Zeit, wenn die Hirsche feist oder fett sind, welches im August und September zu seyn pflegt.

Feisten, ist sowohl in der thätigen als mittlern Gattung im Oberdeutschen, für feist machen und feist werden üb=

lich. Die Zeit des Feistens in den Wäldern, die Zeit, da die Schweine zur Mast in die Wälder getrieben werden.

Feisterling, im Oberdeutschen, 1. eine Art Aepfel, welche groß und auf der einen Seite roth sind.

Frisch muthmaßet, daß es hier für Fäusterling stehe, weil diese Aepfel die Größe einer Faust haben.

2. Eine Art großer Bilze, in der Größe eines Beckens, und in der Gestalt eines Kälbergekröses, welche oben gelb, unten aber weiß sind.

Felbel, Fälbel, Felbe, Fr. Velpe, ein unvollkommener Sammet, der jedoch von dem Plüsche unterschieden ist. Er wird, wenn er ohne Blumen und Streifen ist, eben so, wie der Sammet gewirket. Der Unterschied besteht bloß darin, daß er weit längere Haare hat, als der Sammet; es stehen dieselben auch nicht aufrecht, sondern sind niedergedruckt. Der Aufzug ist Seide, der Einschlag hingegen feines leinenes Garn. Es giebt auch ganz wollenen Felbel. Wir haben dieses Wort mit der Sache selbst aus Italien oder Frankreich bekommen. (*)

Man hat die Felbel ein- und vielfarbig, mit mancherley schönen Mustern, und sie werden von den Seidenzeug- und Sammetwebern, in Berlin, Hamburg, Leipzig, und in verschiedenen andern Städten Deutschlandes, in Menge verfertiget.

Der Felbel wird sonderlich zum Futter und zum Ausschlage der Winterkleider gebraucht, und damit das Futter und der Ausschlag oder Vorstoß vom Rauchwerke nachgeahmet. Man hat daher Felbel, welcher, der Farbe

(*) Im Ital. heißt der Plüsch Felpa, welches Wort wegen der zottigen, einem Felle ähnlichen Beschaffenheit dieses Zeuges sowohl, als des Plüsches und Sammtes, welcher letztere im Franz. Velours, im Ital. Velluto, im Span. Veludo, und im Engl. Velvet, von dem Lat. vellus abstammet. Siehe auch Falbel und Fell.

Farbe und Ansehen nach, verschiedenem kurzen Rauchwerke ähnlich ist, und deswegen insonderheit Winterfelbel heißt.

Felch, ein Fisch; siehe Baal.

Felber, siehe Fälber.

Feld. (*) 1. Eigentlich, ein ebener Theil der Oberfläche des Erdbodens, im Gegensatze des Gebirges; das freye Feld, wo weder Berg noch Wald ist; eine Strecke flachen Landes; Lat. Campus, Fr. Campagne.

(1) Im eigentlichsten Verstande, in welchem es in der deutschen Bibel nicht selten ist. Beyde auf den Bergen und auf den Feldern, Jer. 17, 3. Daß diese im Hochdeutschen jetzt größtentheils veraltete Bedeutung vermuthlich die erste und eigentliche ist, erhellet aus der unter dieser Seite befindlichen Anmerkung.

(2) Figürlich, werden noch in der Baukunst, bey den Holzarbeitern und in verschiedenen Lebensarten, ebene mit Leisten oder auf andere Art eingefaßte Vertiefungen einer Sache Felder genannt. In der Baukunst heißt Feld überhaupt an einer Wand oder an einer Decke jede gerade Fläche, die eine etwas hervorstehende Einfassung hat; daher auch die Fläche der Giebel, die rings herum mit einem Gesimse eingefaßt ist, Giebelfeld, genennet wird; s. Giebel. Insonderheit nennet man Feld, oder Felder, L. Lacunæ, Ital. Sfondri, Fr. Lambris, die Vertiefungen mit erhabenen Einfaßungen und verschiedenen Verzierungen, welche an den Decken der

(*) Dieses Wort lautet schon im Longobard. Feld. bey dem Ottfried und Notker Feld und Felde, bey dem Willeram Velt, im Nieders. Dän. und Schwed. Felt, im Angels. Feld, Faeld, Fild, im Engl. Field, im Esthländ. Pöld. Frisch leitet es von fällen ab, weil die Fruchtfelder durch Ausrottung der Wälder und Fällung der Bäume entstehen; Wachter von dem alten fela, Krieg führen und dem Lat. Bellum; Ihre aber platt, eben, gleich, Isländ. fletia, eben machen, weil Feld im Angels. auch Flet lautet. Dem sey wie ihm wolle, so scheint der Begriff der Ebene wirklich der erste und herrschende in diesem Worte zu seyn. Im Schwed. ist Fala noch jetzt eine Ebene.

der Gebäude angebracht werden, um das Glatte zu unterbrechen.

Ungeachtet der großen Einfalt, welche den Character der griechischen Bauart ausmacht, suchten die griechischen Baumeister das Glatte an den Decken zu vermeiden. Sowohl die geraden, als die gewölbten Decken wurden insgemein in viele Vierecke eingetheilt, deren jedes seine Einfassung hatte, innerhalb aber vertieft und mit Zierrathen geschmückt war. In der Rotonda zu Rom, dem ehemaligen Pantheon, ist das Gewölbe der Kuppel in solche viereckige Felder eingetheilt, und ehedem war jedes vertiefte Viereck mit einer aus Metall gegossenen (und vermuthlich vergoldeten) Rose ausgezieret. Auch kleinere Decken, wie die Decken der Säulenlauben, sogar die untere Seite des Unterbalkens und das Kinn, oder die untere Fläche der Kranzleisten an Gebälken, wurden in Felder eingetheilet, welche die Römer Lacus, Lacunas, (d. i. Löcher,) Vertiefungen nannten. Diese Felder geben den Gebäuden ein sehr reiches Ansehen.

Die neuern Baumeister der vorigen Zeiten haben sowohl gerade als gewölbte Decken durch Gyps- und Stuckarbeit in Felder eingetheilt, welches gegenwärtig aus der Mode gekommen ist, weil man insgemein dafür Deckengemälde anbringt, Nur an den Unterbalken und Kranzleisten hat man die Felder beybehalten.

Siehe auch Felderdecke, Th. IX, S. 32.

Gegenwärtig theilet man auch die Wände der Zimmer, die entweder vertäfelt, oder mit Marmor bekleidet sind, in Felder ein, welche aber nicht so vertieft und größer sind, als die Deckenfelder. Dergleichen Felder nennen die französischen Baumeister Compartiments, und man kann bey Daviler eine große Mannigfaltigkeit von Zeichnungen zu solchen Feldern antreffen. Die Tapeten haben inzwischen diese Art der Wände etwas aus der Mode gebracht.

Den Namen Felder führen auch bey dem Zimmerwerke die leeren Plätze, welche bey den in Riegel gebaueten Wänden durch die Verbindung der Ständer mit den Bändern und Riegeln entstehen, und nachher entweder mit Steinen ausgemauert, oder zuvörderst ausgesta-

staket und mit Lehm ausgekleibet werden müssen. Sie heißen sonst auch Fächer oder Fache.

Die auszumauernden Felder werden entweder auf das Viertel oder auf den hohen Seiten angebunden; d. i. wenn Mauersteine der Breite nach über einander geleget werden sollen, so muß das Holz über 6 Zoll dick seyn; wird aber der Stein auf die schmale Seite gesetzt, so ist etwas über 4 Zoll hinreichend.

Bey den Faßbindern, heißt Feld der Raum eines Fasses zwischen den Reifen.

2. In figürlichem Verstande, in welchem dieses Wort unter verschiedenen theils Erweiterungen, theils Einschränkungen üblich ist.

(1) In weiterer Bedeutung, der außerhalb der Stadt, des Dorfes befindliche Theil der Oberfläche der Erdkugel, er mag nun eben oder bergig seyn; der Zwischenraum zwischen den Städten und Dörfern; L. Campus, Fr. Champ. In diesem Verstande, werden oft alle zu einem bewohnten Orte gehörige unbewegliche Güter, sie mögen nun aus Getreideland, oder aus Wiesen, Wäldern, Weinbergen u. s. f. bestehen, die Flur, das Feld, genannt. Das Stadtfeld. Das Schönhauser Feld. Auf freyem Felde. Soll in diesem Verstande ein ebener Theil der Erdfläche bezeichnet werden, so pflegt man die Beywörter flach und eben beyzufügen, wofür in der deutschen Bibel auch Blachfeld üblich ist. Dahin gehören auch die im gem. Leben üblichen adverbialischen und theils figürlichen Redensarten, über Feld gehen, fahren, verreisen, über Feld seyn, verreiset seyn, über Feld herkommen, von einem fremden Orte; welche Ausdrücke doch nur von kurzen Reisen, welche sich nicht weiter, als von einem nahen Orte zum andern erstrecken, gebraucht werden.

(2) In engerer Bedeutung unter verschiedenen Beziehungen.

a) In Beziehung auf ein Kriegsheer, so fern es sich, wenn es thätig ist, außer den Städten in Lägern u. s. f.

auf-

aufhält. Zu Felde gehen. In noch engerer Bedeutung bedeutet es den Platz, welchen zwey Heere in der Schlacht einnehmen. Das Feld behalten, behaupten, den Sieg davon tragen.

b) In Beziehung auf den Bergbau, der Theil eines Gebirges, welcher gebauet wird, oder gebauet werden kann. Das Feld aufschließen, sich mit Kübel und Seil ins Feld legen, das Feld verfahren, es mit Strecken und Stöllen öffnen, den Bergbau in demselben anfangen. Unerschroten Feld, wo noch keine Arbeit geschehen ist. In engerer Bedeutung, der einer Zeche zum Baue eigenthümlich angewiesene Theil eines Gebirges. Sein Feld erstreckt sich so weit. Einem andern ins Feld kommen.

c) In Beziehung auf den Ackerbau, der zum Getreidebau bestimmte oder bequeme Theil der Erdfläche, im Gegensatze der Wiesen, Wälder u. s. f. L. Ager, Campus, Fr. Champ, Terre. Siehe Acker. Das Feld bauen, es zur Hervorbringung des Getreides geschickt machen; imgleichen sich dieser Beschäftigung vorzüglich widmen; s. Feldbau. In das Feld fahren, zu Felde fahren. Mist auf das Feld führen. Die Frucht steht noch im Felde. Der Ackermann zieht zu Felde, mit dem Pfluge. Auch das Wild zieht oder geht zu Felde, wenn es sich aus den Wäldern auf das Getreidefeld begiebt. Gebauete Felder. Die Felder liegen brache. Im gem. Leben bezeichnet dieses Wort auch den Ackerbau, oder Feldbau selbst. Aecker, welche man um der Nässe willen, nicht zu Felde nutzen kann, macht man zu Wiesen. In engerm Verstande versteht man unter Feld auch das, was an andern Orten eine Art genant wird. Funfzig Acker ins Feld haben, d. i. in jeder Art, welches, wenn drey Arten üblich sind, 50 Acker ausmacht. Ehedem war es auch, so wie Acker, ein gewisses Feldmaß; siehe Feldweges.

(3) In

(3) In der weitesten Bedeutung, ein ganzes Land, eine Provinz, welche aber im Hochdeutschen veraltet ist.

Feld-Arbeit, die zum Feldbaue gehörige Arbeit, in so fern sie auf dem Felde selbst geschieht, z. B. das Pflügen, Eggen Säen, Aernden, Düngen u. s. f. Von der in jedem Monate nöthigen Feldarbeit ist unter eines jeden Monates eigener Benennung nachzusehen.

Feld-Art, die Art, d. i. die Eintheilung der Getreidefelder in drey Classen. Die Feldarten halten, verwechseln.

Man theilt das zur Landwirthschaft geschickte Land, in Ansehung der Bestellung, in Art-Feld, und in Jahr- oder Wechsel-Feld, ab. Das Artfeld wird wieder in dreyerley Gattungen unterschieden, nämlich in Winterfeld, Sommerfeld und Brachfeld. Das Winterfeld wird deswegen also genennet, weil es im Herbste mit Wintergetreide, als: Winterkorn, Winterweizen, Winterrübsen, Dinkel und Wintergerste besäet wird, und über Winter also stehen bleibt; das Sommerfeld aber hat seine Benennung daher, weil es im Frühlinge besäet, oder der Same von Sommergetreide, als: Sommerweizen, Sommerkorn, Haber, Sommergerste, Erbsen, Linsen, Wicken, Bohnen, Sommerrübsen ꝛc. darein gestreuet wird, und währendem Sommer zu seine Reife gelanget. Das Brachfeld hat seinen Namen von brechen, weil nämlich durch den Pflug das ganze Erdreich erstlich gebrochen wird; wie dann auch die erste Arbeit zur Winterbestellung die Brache genennet wird. Siehe Th. VI, S. 303, fgg. Es behalten aber diese Arten Felder nicht immer diese Benennung, wie sie jetzt beschrieben worden sind, sondern verändern dieselbe alle Jahre, dergestalt, daß, was eine Zeitlang Brachfeld gewesen ist, unmittelbar darauf Winterfeld, das Winterfeld aber Sommerfeld wird, und das Sommerfeld wiederum unter dem Namen Brachfeld zuletzt eine Zeitlang zur Hütung liegen bleibt. Das Jahr-oder Wechsel-Feld ist das

jenige,

jenige, welches gar keine Ruhe hat, sondern alle Jahre besäet wird. Siehe auch Frey-artig.

Feld-Bau. 1. Der Bau, d. i. die Zubereitung des Feldes oder Ackers zur Hervorbringung des Getreides. Sich von dem Feldbaue nähren. Sich auf den Feldbau legen. Siehe Ackerbau.

2. Die zum Feldbaue nöthigen Aecker oder Felder. Das Gut hat vielen Feldbau.

Feld-Bauer, an einigen Orten, ein Bauer auf ebenem Felde, zum Unterschiede von den Berg- oder Gebirgebauern.

Feld-Baum, ein einzelner Baum auf dem freyen Felde, besonders bey den Vogelstellern, welche ihre Leimruthen auf solchen Bäumen befestigen, da sie dann auch Plattbäume heißen. Siehe Plattbaum.

Feld-Besichtigung, siehe unter Feld-Schaden.

Feld-Bett, ein leichtes Bett, welches sich zusammen legen läßt, dergleichen sich die Officiers und andere Personen im Felde bedienen; s. Th. IV, S. 329.

Entweder von dieser Art des Gebrauches, oder auch von falten, zusammen legen.

Siehe auch Feld-Stuhl.

Feld-Birn, siehe Th. V, S. 393.

Feld-Blume, eine jede Blume, welche auf dem Felde, und also wild wächst, zum Unterschiede von den Gartenblumen. In engerer Bedeutung führt auch wohl der Gänserich diesen Namen; siehe dieses Wort.

Feld-Bohne, alle Arten von Bohnen, welche auf dem Felde gebauet werden; s. Th. VI, S. 131, fgg. Die kleinen Feldbohnen werden in Niedersachsen Handbohnen genannt, weil die Kinder sie, wenn sie gekocht sind, aus der Hand zu essen pflegen.

Feld-Breite, eine Breite tragbaren Feldes, in Niedersachsen ein Kamp.

Feld-Brücke, eine Brücke über einen Graben oder Bach auf dem Felde.

Feld = Busch, ein Busch, d. i. kleines Gehölz von Unterholz, so von anderm Gehölze abgesondert auf freyem Felde steht; im Oberd. ein Feldkopf. S. Th. VI. S. 425.

Feld = Cypresse, Erdkiefer; s. Th. VIII. S. 513. An einigen Orten ist auch der gemeine Wachholder unter diesem Namen bekannt.

Feld = Dieb. 1. Ein Dieb, welcher Feldfrüchte stiehlt. Daher die Felddieberey, die Dieberey, so im Felde, d. i. an den Feldfrüchten begangen wird. Siehe unter Feld = Schaden.

2. Eine Art Sperlinge, der Baumsperling; siehe Sperling.

Feld = Dienstbarkeit, die Dienstbarkeit, welche auf den Feldern eines Gutes haftet, oder dasjenige, was die Grundstücke eines Gutes einem andern zu leisten, oder von demselben zu leiden verbunden sind; z. B. das Recht der Trift, der Wasserleitung, des Fahrweges u. s. f. über eines andern Felder.

Feld = Erbsen, Erbsen, welche auf dem Felde gebauet werden, zum Unterschiede von den Gartenerbsen; Feldschoten. Siehe Th. XI. S. 173 und 188.

Feld = Erde, schwarze, siehe Th. XI. S. 330.

Feldflüchter, nennt man in Niedersachsen Tauben, welche ihre Nahrung auf dem Felde selbst suchen, von fliegen. Siehe unter Taube.

Feld = Fluth, eine Fluth, welche von dem Wasser kömmt, so sich nach einem heftigen Regen, nach einem plötzlichen Thauwetter auf dem Felde sammelt. Kleine Bäche werden von den Feldfluthen oft sehr angeschweller. Die Feldfluthen haben allen Dünger und Samen mit fortgeführet.

Feld = Früchte, Früchte, welche auf dem Felde gebauet werden, besonders das Getraide, zum Unterschiede von den Gartenfrüchten. Siehe Acker = Früchte.

Feld = Garten, (Dorf = und) nennt man, einen insgemein mit einem Zaune oder einer lebendigen Hecke ein-

gefaßten Platz, worin besonders allerley Kraut = und Erdgewächse gezeugt werden, damit ihnen das Wild oder anderes Vieh nicht so leicht Schaden zufügen könne. Siehe unter Garten.

Feld = Gebäude, heißen alle zur Landwirthschaft und besonders zum Feldbau nöthige Gebäude, z. B. Schoppen, Ställe, Scheuren, Gesinde = und andere Häuser ꝛc.

Feld = Geflügel, Geflügel, welches sich mehrentheils in Feldern und Gebüschen aufzuhalten pflegt, z. B. Trappen, Fasanen, Repphühner, Brachvögel, Wachteln, Lerchen, Stahren u. s. f. zum Unterschiede sowohl von dem Wald = und Wasser = als Raubgeflügel.

Feld = Gehäge, das Gehäge des kleinen Wildbretes, welches sich gemeiniglich auf den Fruchtfeldern aufhält; zum Unterschiede von dem Waldgehäge.

Feld = Gemeinschaft, siehe unter Gemeinheit.

Feld = Geräth, siehe Feld = Geschirr.

Feldgerecht, ein nur im Jagdwesen üblicher Ausdruck. Ein feldgerechter Jäger, der des kleinen Weidwerkes, welches sich gemeiniglich auf den Feldern aufhält, gehörig kundig ist; zum Unterschiede von dem Hirsch- und Holzgerechten Jäger.

Feld = Gericht, eine Art niederer Gerichte, so sich über die Gränzen, Felddiebereyen und andere Feldsachen erstrecket, und ehedem im freyen Felde gehalten wurde, wie an einigen Orten noch üblich ist. Diese Feldgerichte haben fast in jeder Gegend einen andern Namen. In Thüringen heißen sie Hägemähler, in Meißen Rügegerichte, Jahrgerichte, weil sie alle Jahre nur einmal gehalten werden, in Franken Ackergerichte, Langerichte, an andern Orten Hubengerichte, Hofgerichte, Grundgerichte, Dinggerichte, Stabgerichte, und im Stifte Corvey der Großstab.

Dieses ehemalige niedersächsische freye Gericht hieß Feldgericht, entweder daher, weil es im freyen Felde, oder weil es über die entstandenen Feldstreitigkeiten gehalten wurde. Es

bestand dasselbe aus 16 Personen, unter welchen der ältere Graf oder Grefe, d. i. Oberrichter, und der jüngste Frohner, d. i. Knecht oder Frohnbote genannt wurde; die andern 14 nannte man Schöppen oder Rechtssprecher. Alle diese 16 Personen mußten unberüchtigt, auch von ehrlicher und ehelicher Geburt seyn. Wenn einer oder mehrere davon mit Tode abgegangen waren, erwählten die Priester der Irmensäule, doch mit Rath und Zuthun des Grefen und Frohners, einen andern. Die Wahl aber mußte der Frohner, wenn er zu Hause angelangt war, in Beyseyn des Grefen und zweyer Freyrichter vor des erwählten Mannes Hofe unter freyem offenem Himmel siebenmal nach einander vermelden und ankündigen. Nach solcher Ankündigung ward derselbe von Jedermann für einen Freyrichter gehalten und geehret. Als sich aber die Sachsen zum christlichen Glauben bekehrt hatten, und Christen geworden waren, und der Kaiser Ludovicus Pius das Kloster Corvey gebauet und einweihen lassen, auch nunmehr die Irmensäule bis auf den Grund zerstöret und abgeschaffet, und an derselben Stätte eine herrliche Probstey anzurichten befohlen hatte: so hat er dieselbe Probstey samt der althergebrachten Gerechtigkeit des freyen Feldgerichts dem Stifte Corvey zugewandt und einverleibet. Man hat aber mit diesem nachher benannten corveyischen freyen Feldgerichte folgende Ordnung gehalten. Wenn einem Hausvater der benannten Oerter an seinem Acker, Hofe, Garten, Wiesen und Weide, so viel Jemand dessen für frey Gut bekräftigen können, Eintrag oder Abbruch geschehen war: so hat derselbe das in Gegenwart zweyer Freyrichter dem Aeltesten oder Grefen klagend vorbringen müssen. Alsdann hat der Grefe in Beyseyn zweyer Freyrichter dem Frohner oder Frohnboten befehlen müssen, bey scheinender Sonne und unter freyem Himmel allen Freyrichtern, auch den Freyen, so viel deren an dem Orte, wo der Irrthum geschehen war, wohnten, und dingpflichtig waren, zu verkündigen, daß sie auf erst kommenden Sonnabend, zu rechter Tageszeit, an dem Orte, wo der Irrthum vorgegangen war, vor dem ordentlichen und im alten Rechte erkannten freyen Königsstuhl, im N. Felde gelegen, bey Pön und Strafe der alt erkannten Buße ankommen sollten. Die alt erkannte Buße aber ist 1 Pfund Wachs und 9 werberische Pfennige. Der Königsstuhl ist in einer jeglichen Art Feldes oder Acker, so weit und fern sich dieses freye Feldgericht erstreckt hat, ein viereckiger, freyer und grüner Platz 16 Schuh lang und breit gewesen, und anfänglich dadurch zum freyen Königsstuhl gemacht worden, daß

der Frohnbote in der Mitte eine Grube, einer guten Elle tief, gegraben hat; alsdann haben alle 16 freye Richter, ein jeder besonders, eine Handvoll Asche, eine Kohle und ein Stück von Ziegelstein hinein werfen müssen, und sodann hat man die Grube wieder zugescharret. Auf dieselbe Stätte nun hat allemal, wenn auf solchem Platze ein freyes Feldgericht gehalten werden sollen, der Frohner dem Grefen den Stuhl setzen müssen. Wenn man aber an dem letztgedachten Platze gezweifelt, und man nicht eigentlich gewußt hat, ob es ein rechtbeständiger Königsstuhl wäre, oder nicht; so haben die Freyrichter in der an demselben Orte wohnenden Freyen Gegenwart die Bestätigung, Urkunde und Wahrzeichen suchen müssen. Wenn aber daselbst Urkunde und Wahrzeichen nicht befunden wurden, so sind alle Urtheile, welche daselbst gesprochen waren, nichtig und unbündig gewesen. Wenn dann nun der angesetzte Gerichtstag heran gekommen ist, so haben sich die Freyrichter und Freyen des Ortes, da man Gericht halten wollen, vor des Oberrichters Hause oder Herberge versammelt; alsdann ist der Oberrichter heraus gegangen, und hat sich zu dem des Orts gebräuchlichen Königsstuhl verfüget, welchem die Freyrichter gefolgt sind; die beyden jüngsten von denselben aber hat der eine den Stuhl, der andere eine Stange getragen; dem sind die des Orts wohnhaften Freyen alle gefolget, und in das Feld hinein, in welchem der Mangel gewesen, und worüber geklagt worden, bis vor desselben Feldes Königsstuhl gegangen. Niemand aber durfte ohne Erkenntniß bey Strafe der alten Buße in den Königsstuhl, d. i. in den viereckigen grünen Platz treten. Darum dann, wenn der Oberrichter und alle Freyrichter um den Königsstuhl herum gestanden, der Frohner ein Stillschweigen geboten, und darauf den Grefen oder Oberrichter um Erlaubniß gebeten hat, den Richtstuhl in den sogenannten Königsstuhl setzen zu dürfen. Wenn ihm dann solches von dem Grefen oder Oberrichter verstattet worden war, so hat der Frohner alsobald den Stuhl mitten in den Platz des Königsstuhls gesetzt, wie auch nach gebetener und erhaltener abermaliger Erlaubniß die Stangen oder Schranken vor dem Königsstuhle an die Erde geleget. Alsdann trat der Oberrichter mit seinem rechten Fuße an das Ende derselben Stangen, und darnach auch die andern 15 Freyrichter nach den Graden und der Ordnung, wie sie nach einander zum Amte gekommen waren, so, daß die Stange 16 Fuß lang seyn mußte. Hierauf ward der Oberrichter von dem Frohner

ersucht

ersucht und gebeten, das Gericht zu wetten oder zu dingen; welches auch, von dem Oberrichter oder Grefen also geschahe, daß er Recht erlaubte, und Unrecht verbot, bey Pön der alten erkannten Rechte. Nach diesem ward der Königsstuhl in die Länge und Quere in aller Gegenwart gemessen; also, daß er allenthalben 16 Schuh lang und breit seyn mußte. Wenn aber etwas daran mangelte, mußte man dasselbe in den zunächst daran liegenden Aeckern suchen. In welchem Acker alsdann die Uebermaße befunden worden war, desselben Ackers Herr mußte die Buße und Strafe sofort in den Königsstuhl erlegen und bezahlen. Traf es aber einen von den Freyrichtern, so mußte derselbe zweyfache Buße erlegen. Darum hat auch ein Jeder mit Fleiß darauf sehen müssen, daß er seinem Nachbar mit dem Pfluge nicht zu nahe greifen möchte. Wenn sich dann der Oberrichter in den Königsstuhl gesetzt hatte, und durch den Jüngsten bey dem Frohner Klage und Antwort vorgebracht worden war, so vermahnte der Oberrichter oder Grefe die Freyrichter in Gegenwart aller Freyen, Recht und Urtheil zu sprechen. Darauf mußte ein jeder Freyrichter oder Schöppe seine Meinung sagen; alsdann gab man den meisten Stimmen Beyfall, und beschloß darauf einträchtiglich, ein Urtheil zu sprechen, an welchem sich beyde Theile ohne alle Ein- und Widerrede genügen lassen mußten, auch davon nicht apelliren durften. Wenn auf solchen Fluren, Feldern und Aeckern, in das corveyische freye Feldgerichtsrecht gehörend, ein Mord eines Menschen oder Viehes, oder ein Diebstahl an Pflügen, Egen, Wagen oder Vieh geschehen war, so mußten die Freyrichter nach obbemeldeter Form darum richten und sprechen, bis an das Blut, und alsdann den Uebertreter der ordentlichen hohen landesfürstlichen Obrigkeit zum Bluturtheil und zur peinlichen Execution überantworten. Wer auch vor diesem Gerichte eine Klage vorbringen wollte, und dieselbe mit klarem Gewissen und genugsamen Gründen nicht beweisen konnte, dem ward zweyfache Buße und Strafe zuerkannt und auferleget. In Criminalsachen war diese Strafe nach Gelegenheit peinlich. Es durfte auch kein Freyer einem Unfreyen, sondern einem Freyen sein Gut verkaufen und auftragen; und wenn dieses geschehen war, so mußte der Verkäufer dem Käufer das Gut vor dem Freyengerichte auftragen. Und hiemit ward der Aufträger seiner Freyheitsgerechtigkeit beraubet, und dienstbar. Es durfte auch kein Freyer sich mit einer Unfreyen verheurathen. War ein Freyrichter mit Unthaten berüchtigt, so mußte er vier-

sache Strafe geben, und wurde seiner Würde und Freyheit beraubet. Daher hielt dieses Gericht nicht weniger als das Fehmgericht das Volk in der Zucht, damit sie nicht um ihre Freyheit kommen möchten.

Endlich ist dieses Feldgericht zu Herzog Heinrichs des Löwen Zeiten, als die Grafen, welche gemeiniglich Oberrichter waren, und nunmehr zum Kriege gebraucht wurden, in einen Mißbrauch und endlichen Abgang gerathen, und zuletzt gar verfallen. Indessen dient doch die jetzt davon gegebene Nachricht zu einiger Erläuterung, wie man an gedachten Orten vor Alters gewohnt gewesen, die entstandenen Feldstreitigkeiten zu entscheiden und beyzulegen.

Siehe auch Heim-Bürge.

Feld-Geschirr, das zum Feldbaue nöthige Geräth oder Geschirr; das Feldgeräth. Siehe Acker-Werkzeug.

In engerer Bedeutung ein Pferdgeschirr, so zum Pflügen und andern Feldarbeiten gebraucht wird, zum Unterschiede des Wagen- und Kutschgeschirres.

Feldgestänge, in dem Bergbaue ein Kunstzeug, wodurch das Wasser aus einem Brunnen oder tiefen Schachte gehoben wird, ungeachtet oft das Kunstrad, welches diesen Hub befördern muß, weit von demselben Orte angebracht werden kann. Das einfache Feldgestänge pflegt man auch ein Geschlepp zu nennen. Ein mehreres hievon siehe unter Stangen-Kunst.

Feld-Graben, ein Graben in dem Felde, das Wasser von den Aeckern zu leiten. Siehe Graben.

Feld-Gränze, siehe Feld-Mark.

Feld-Gräserey, das Abschneiden des Grases auf den Feldern; zum Unterschiede der Holzgräserey, der Gräserey auf den Rainen u. s. f.

Feld-Grille, siehe Grille.

Feld-Grille mit Maulwurfsfüßen, Gryllotalpa, s. Reitwurm.

Feld-Gut. 1. Ein Landgut, welche Bedeutung im Oberdeutschen üblicher ist, als im Hochdeutschen.

2. Auf-

2. Außer der Hofstätte eines Gutes gelegene Grundstücke an Aeckern, Wiesen, Weinbergen u. s. f. werden zuweilen auch im Plural Feldgüter genannt.

Feld = Hase, siehe Hase.

Feld = Heerd, bey den Vogelstellern, ein Vogelheerd im Felde; zum Unterschiede von einem Waldheerde.

Feld = Heu, Heu, welches auf dem Felde gewonnen wird, zum Unterschiede von dem Wiesenheue.

Feld = Hirt, siehe Feld = Hüter.

Feld = Hohlunder, Feld = Holder, eine in einigen Gegenden übliche Benennung des Attichs, Sambucus Ebulus *Linn.*; siehe unter Hohlunder.

Feld = Holz, ein kleines Gehölz, welches rings herum mit Feldern umgeben ist, und im Oberdeutschen auch ein Feldschacht genannt wird.

Feld = Hopfen, siehe Johannis = Kraut.

Feld = Hüter, ein Hüter oder Wächter, der die Früchte im Felde vor den Dieben bewahren und bewachen muß, in Thüringen ein Flurschütz, in Bayern Flurer oder Escher, in Belgern der Keiler oder Keuler, an andern Orten der Feldvogt, Pfändemann, Pfänder, Feldschütz, in Schwaben der Feld = Hirt. Fr. Mesier.

Feld = Hütte, eine im freyen Felde aufgeschlagene Hütte, z. B. der Feldhüter, der Soldaten, wenn sie sich im Winter statt der Zelter Hütten bauen u. s. f.

Feld = Huhn, siehe Kepphuhn.

Feld = Jäger, siehe unter Jäger.

Feld = Jaspiß, siehe unter Jaspiß.

Feld = Kätzchen, eine Pflanze, Myosotis *Linn.*; siehe Mäuse = Ohr.

Feld = Keller. 1. Ein im Felde gegrabener Keller.

2. Ein Behältniß, allerley Getränk in Flaschen auf der Reise und im Felde bey sich zu führen; siehe Flaschen = Futter.

Feld=Kerze, Verbascum Thapsus *L.*; s. Woll = Kraut.

Feld=Klette, Klettenkerbel, Caucalis *L.*; s. unt. Kerbel.

Feld-Knick, in Niedersachsen, ein Stück Feldes, welches mit Knickholz oder Buschwerk umgeben ist.

Feld-Knoblauch, Allium; siehe Th. I. S. 527.

Feld-Knotenmos, Bryum rurale *Linn.*; s. unt. Mos.

Feld-Kohl. 1. Brassica campestris *L.* s. unter Kohl.

2. Ackerrettig, Raphanus Raphanistrum *Linn.*; s. unter Rettig.

Feld-Kopf, siehe Feld-Busch.

Feld-Kraut. 1. Eine allgemeine Benennung aller derjenigen Kräuter, welche auf den Feldern wachsen; zum Unterschiede von den Garten- Wald- und Wiesenkräutern.

In engerer Bedeutung führt das Erdrauch, Fumaria, an einigen Orten diesen Namen; siehe Th. XI. S. 299.

Feld-Kresse, Cardamine pratensis *L.* s. Gauchblume, No. 13.

Feld-Kröte, siehe unter Kröte.

Feld-Kropf, eine Art Baldrian; s. unter *Valeriana*.

Feld-Küche. 1. Die Küche eines Feldkoches, d. i. eines Garkoches für die Soldaten im Felde, oder eines Marketenders.

2. Figürlich auch an einigen Orten der Schindanger; siehe Feld-Meister.

Feld-Kümmel. 1. Eine Art Kümmel, welche auf den Wiesen wild wächst, und daher auch Wiesenkümmel genannt wird; Carun *Linn.*; siehe unter Kümmel.

2. An vielen Orten führt auch der Quendel, Thymus Serpillum *L.* den Namen des Feldkümmels, ob er gleich mit dem Kümmel wenig Aehnlichkeit hat; s. Quendel.

Feld-Lattich, Acker- oder Feldsalat, Lactuca Scariola *Linn.*; siehe unter Salat.

Feld-Lehne, an einigen Orten, z. B. der Lausitz, ein kleiner Hügel auf den Aeckern: Ackerlehne.

Feld-Lerche, Lerchen, welche sich auf den Getraidefeldern aufhalten; zum Unterschiede von den Heidelerchen. Siehe Lerche.

Feld = Lilie, Lilium Martagon *Linn.*; siehe unter Lilie.

Feld = Linsen, die kleinen gemeinen Linsen, welche im Felde gebauet werden; zum Unterschiede der großen, wälschen oder Gartenlinsen. Siehe Linse.

Feld = Mannstreu, Eryngium campestre *Linn.*; siehe Mannstreu.

Feld = Marder, eine Art von Mardern, welche sich in den Feldern aufhält, und daselbst dem Feldgeflügel nachstellet; zum Unterschiede von dem Dach = oder Hausmarder. Siehe Marder.

Feld = Mark. 1. Die Mark, d. i. Gränzen eines Feldes, die Feldmarkung, Markscheidung, Feldscheidung, L. Terminus fundi oder prædii.

2. Ein ganzes zu einem Orte gehöriges mit seinen Marken oder Gränzen verwahrtes Feld; die Flur. Jedes Dorf hat seine Feldmark, kann deren auch wohl mehrere haben. Im mittlern Lat. Campi marchia.

Feld = Maß, Acker = Maß, das Maß, wodurch der liegenden Gründe, als: Aecker, Gärten, Hölzer, Teiche, Wiesen ꝛc. Inhalt und Größe erkundiget und gemessen werden kann. Es ist dasselbe so vielerley, als Länder und Provinzen sind, ja, fast eine jede Stadt hat ihr besonderes Maß. Auch die Benennungen sind unterschieden; z. B. Fuß, Hufe, Jauchert, Morgen, Ruthe u. a. m. wovon an seinem Orte das Nöthige angemerkt zu finden ist.

Von Vergleichung der Feldmaße mit einander, durch Ge. Fr. Möller, st. im 10. B. der öcon. Nachr. Leipz. 1758, 8. S. 629—687.

Feld = Maus, eine Art Mäuse, welche sich in den Feldern aufhalten, und sich daselbst Höhlen unter der Erde graben; zum Unterschiede von den Hausmäusen. Siehe Maus.

Feld = Meister, eine anständige, besonders bey den Handwerkern übliche Benennung der von der Polizey sonderlich wegen der Reinigkeit und Gesundheit zum Abziehen der Haut und Begraben des umgefallenen und kranken

Viehes bestellten Person, oder des sogenannten Abdeckers, weil das offene Feld seine Werkstätte ist; der Freymann, Kasiller, Meister, und in der niedrigen Sprechart der Schinder, auch zuweilen im Scherze und Spotte Meister Hämmerling (vermuthlich von dem Abschlagen oder Abpuffen des gestorbenen Viehes) Rasenmeister, L. Excoriator, Fr. Bourreau, Ecorcheur. Der Feldmeister hat Halb- oder Miethmeister unter sich, welche mit der Kasillerey, imgleichen mit Vollziehung des Staupenschlages und der Landesverweisung zu thun haben. Die Wohnung des Feldmeisters und seiner Knechte, imgleichen dessen Lebensart und Beschäftigung, und das Recht, solche auszuüben, wird die Feldmeisterey, Abdeckerey, Casillerey oder Meisterey, Fr. Maison d'écorcheur, Ecorcherie, der Platz selbst aber die Feldküche, der Schindacker, Schindanger, die Schinderey oder Schindergrube, Fr. Ecorcherie, Voirie oder Voïerie genannt. Obwohl solche Verrichtung auch an einigen Orten die Hirten und auch die Bauern selbst in Ermangelung einer solchen Person bisweilen thun: so ist es doch eine von den verächtlichen und eckelhaften, in der Polizey und Wirthschaft aber dennoch unentbehrlichen Verrichtungen, welche mit dem Scharf- und Nachrichteramte, welches eigentlich aus schrecklichen und grausamen Verrichtungen besteht, durch obrigkeitliche Anstalt insgemein verknüpft ist; und wird also von den Scharfrichtern entweder bisweilen selbst, oder doch durch ihre Knechte ausgeübet. Daher dann auch diese Personen von diesen zweyfachen Amtsverrichtungen und den darunter begriffenen besondern Stücken noch andere Namen bekommen. Derjenige nämlich, welcher ein gefälltes peinliches Urtheil oder die zuerkannten Leibes- und Lebensstrafen vollzieht, wird in der anständigen Sprechart der Nachrichter, (entweder, so fern derselbe nach dem Richter richtet, d. i. dessen Urtheil vollzieht, oder auch, so fern ehedem der jüngste und unterste

terste Richter oder Beysitzer eines Gerichtes die Todesurtheile an den Verbrechern vollziehen mußte) im gem. Leben der Scharfrichter (weil er scharf, d. i. an Leib und Leben richtet) an einigen Orten, z. B. in Frankfurth am Main, der Angstmann, L. Carnifex, Fr. Maitre des hautes-oeuvres, oder Exécuteur de la haute justice, (oder, wie er sich in Paris nennet, Exécuteur des sentences criminelles du Parlement & du Châtelet de Paris); die Wohnung des Nachrichters, imgleichen dessen Amt mit den anklebenden Gerechtsamen, die Nachrichterey oder Scharfrichterey; und der vornehmste Knecht des Nachrichters, dessen Geschäft es ist, das Peinigen zu verrichten, den Staupbesen zu geben, und Verbrecher zu henken, der Henker genannt.

Vor Alters wurden zu den Verrichtungen des Nachrichters keine eizene Leute bestellet; wie es in den Morgenländern noch heutiges Tages also gehalten, und der erste der beste, dem eine solche Arbeit anbefohlen wird, dieselbe ohne Bedenken verrichtet. In Europa ist man diesfalls empfindlicher, und glaubt Ursache zu haben, diejenigen, welche sich dazu gebrauchen lassen, nicht nur von der übrigen Menschen Gesellschaft abzusondern, sondern sie auch für unehrlich zu halten, und ihre Kinder von Handwerken und Zünften auszuschließen. Das kaiserliche Patent vom J. 1731 aber, die Abstellung der Mißbräuche der Handwerke betreffend, ahndet auch dieses. (*) Sonst aber wird in den Rechten das Amt eines Scharfrichters als ein gemeines angesehen, und kann im Nothfalle Jemand von der Obrigkeit dazu gezwungen werden. Wer mit dem Scharfrichter isset und trinket,

(*) Nach dem 7. §. des kön. preuß. Edicts d. d. Berl. den 24. May 1783, sollen die Söhne der Abdecker, wenn sie die verwerfliche Arbeit ihrer Väter noch nicht getrieben haben, noch treiben wollen, zu ehrlichen Gesellschaften zugelassen werden, auch die Töchter ohne Vorwurf an ehrliche Leute verheuratet werden können.

ket, wird darum nicht unehrlich; so wie auch demjenigen, der bereits unter seinen Händen gewesen ist, nichts vorgeworfen werden soll, wenn er zumal durch einen nachfolgenden richterlichen Ausspruch von der ihm vorher zwar zur Last gelegten Beschuldigung frey und los gesprochen worden ist.

ADR. BEIERI diss. de eo, quod circa carnifices & excoriatores justum est, Jen 1702. 4.

Churbraunschweigisches Edict wegen der Ehrlichkeit verschiedener Justiz- und Policeybedienten, und ihrer Zulassung zu Handwerkern, d. d. 6. Apr. 1734, st. in den braunschw. calenb. Ordn. Cap. 4. p. 73.

Die politisch-medicinische Frage: ob und in wiefern Scharfrichtern das Curiren erlaubt sey, und ob dieselben oder ihre und der Abdecker Söhne zur medicinischen Doctorwürde gelangen können: behalte ich mir zur nähern Untersuchung in meinem Entwurf einer Medicinalpolicey, welchen ich, so Gott will, nach Endigung gegenwärtigen Werkes heraus zu geben gedenke, vor; und begnüge mich, hier nur einige Schriften darüber anzuführen:

Politisch-medicinische Controvers über die Promotion in Doctorem eines Schinderssohns in Regenspurg, st. in den Bresl. Samml. Dec. 1719, Cl. 6, Art. 1. Mart. 1721, Cl. 6, Art. 3. Sept. 1722, Cl. 6, Art. 2. Dec. 1722, Cl. 6, Art. 5.

Medicorum Ratisbonensium dissertatio epistolaris, qua argumenta de promoto excoriatoris filio a *Jo. Ge. Scherzio* in programmate, haud ita pridem divulgato, in medium prolata eliduntur, & universo medicorum ordini exponuntur, 1720, 4. st. auch im 21. Vers. der Bresl Samml Sept. 1722, Cl. 6, Art. 2.

Jo. Chr. Wolffs Anmerkungen über das Curiren der Scharf- oder Nachrichter, imgleichen Henker oder Schinder und ihrer Consorten, und deren Promotion in Doctorem Medicinæ, st. in *J. C. Fritschii* seltsamen Geschichten, 6. Th. Leipz. 1740, 4. S. 713—728.

Von den sordiden und eckelhaften Verrichtungen der Feldmeister und Abdecker hat man verschiedenes zu merken, nachdem solche ein unterschiedenes Verhältniß zur Land- und Stadtwirthschaft, sonderlich aber zur Viehwirthschaft, zur Gesundheit des Viehes, imgleichen zur Reinigkeit des Feldes, der Straßen, der Dörfer, Städte und der Luft haben. Es wird zu die-

sen Verrichtungen gerechnet: 1) die Reinigung der Cloaken und Gefängnisse, wiewohl an einigen Orten zu dem ersten besondere Leute, zu dem andern aber die Gerichtsknechte und Büttel bestellt sind; 2) daß sie das gefallene oder gestorbene Vieh abdecken, oder ihnen die Haut abziehen und abpuffen, das also abgezogene Vieh selbst aber verscharren; 3) solches sowohl, als das bey entstehenden Viehseuchen gestorbene Vieh aus Häusern und Ställen wegschaffen, und verscharren oder verbrennen;

Churbrandenburgisches Generalpatent, daß alles abstehende Vieh den Scharfrichtern und Abdeckern angesagt werden soll, d. d. 14. Sept. 1665, st. in *Mylii* Corp. Const. March. 5. Th. 4. Abth. 3. Cap. No. 1. S. 423.

It. d. d. 18. May 1667, eb. das. No. 2, S. 423.

It. d. d. 23. May 1682, eb. das. No. 3, S. 426.

Patent, daß die Scharfrichter und Abdecker das verreckte Vieh binnen 24 Stunden wegschleppen und vergraben lassen sollen, d. d. 24. Jul. 1684, eb. das. No. 4, S. 427.

Edict, wegen Ansagung des verstorbenen und unreinen Viehes an die Abdecker ꝛc. d. d 10. Nov. 1707, eb. das. No 7, S. 431.

Verordnung wegen des verstorbenen Viehes, welches abgedeckt oder vergraben werden soll, d. d. 11. Oct. 1712, eb. das. No. 9. S. 435.

Patent, wo sowohl bey contagiösen Zeiten, als sonst, die Gruben zum Abdecken des Viehes zu verfertigen, d. d. 10. Jan. 1713, eb. das. No. 10, S. 435.

Edict, daß beym Viehsterben das umgefallene Vieh ohne Abschneidung der Haut und Ausschneidung des Fettes zu verscharren, auch in solchen Fällen die Scharfrichter und Abdecker den Magistraten Rede und Antwort geben sollen, d. d. 14. Febr. 1714, eb. das. No. 11, S. 438.

Patent, das Vieh nicht nahe an Städten, Dörfern und Strassen abzudecken, noch uneingescharret liegen zu lassen, d. d. 4. Dec. 1717, eb. das. No. 19, S. 446.

Patent, das von neuem sich äußernde Viehsterben betreffend, was vor Præcautiones dawider genommen, und wie es bey Einscharrung des abgestandenen Viehes gehalten werden solle, d. d. 30. Jul 1720, eb. das. No 21, S. 447.

4) das an einem Fehl oder sonst an einer Krankheit und Verwundung verreckte Vieh aufhauen, besichtigen, von der Krankheit und der Ursache des Todes glaubwürdige Berichte und Attestate ausstellen müssen; als weswegen sie sich sonderlich auf die Viehzergliederungs- und Vieharzneykunst legen, solche erlernen

und

und darüber examinirt werden sollen, damit sie etwas nützliches in der Arzneykunst und ihnen anständigeres, anstatt ihrer Quacksalberey bey Menschen thun könnten und zu thun hätten. Sie müssen auch, 5) damit die unnöthige Anzahl der Hunde, sonderlich in der Theurung, aus dem Wege geräumt werde, und auch, weil man diese Art des Leders brauchet, zu einer gewissen Zeit im Jahre fangen, todt schlagen und wegschaffen; daher man sie auch Hundefänger und Hundeschläger, die Zeit aber, wenn sie solches verrichten müssen, den Hundeschlag nennet. 6) Es ist ihnen auch an vielen Orten auferleget, für die Jagdhunde, Wald- Wolfs- und Fuchshöhlen das Luder zu verschaffen, auch wohl gewisse Hunde für die Jagd der Herrschaft zu halten. Die Kafillereyen werden ihnen entweder zu eigen gegen starke Erbzinsen und Lehen, so das Kafillerlehen und der Kafillerzins genannt wird, überlassen, oder pachtweise zugeschlagen; und es sind solchergestalt dergleichen Feldmeistereyen zum öftern gar einträgliche Pertinentien, oder Erb-Zins- und Erbpachtstücke bey Landgütern, oder auch unter den Stadt- und Kämmereygütern. In den meisten Ländern wird auch das Recht, Kafillereyen zu verleihen, davon Erbpächte und Zinsen zu nehmen, desgleichen dem Feldmeister gegen gewisse Abgaben das Hundeschlagen in den Hundstagen zu gestatten, als eine Folge aus dem Jagdregale betrachtet, daher sie auch in verschiedenen Ländern, wie z. B. in Bayern, bloß unter den Jagdgerichten stehen.

Weil die Verrichtungen der Feldmeister schrecklich und eckelhaft sind, so hat solches nach und nach einen gewissen Abscheu bey andern vor dem Umgange mit ihnen erwecket, daraus endlich gar einige eine infamiam und Unehrlichkeit, oder doch eine Anrüchtigkeit und Verachtung nicht ohne große Ungerechtigkeit machen, und sie von allerhand ehrlichen Dingen ausschliessen wollen. Insonderheit haben die Handwerker, nachdem dieselben ehrenachtbar geworden, und besondere Rechte der Existimation erhalten haben, solche Leute und ihre Kinder nicht in ihre Gesellschaft gelassen, ja mit ihnen auch äußerlich umzugehen

gehen sich geweigert, und mancherley Ausschweifungen begangen. Allein eben dieses hat die Leute genöthiget, eine eigene Profession zu stiften, und diese Verrichtung gleichsam an gewisse Geschlechter zu binden, von welchen immer die Kinder dabey bleiben, dahinein meistentheils heurathen, und ihre Verrichtungen, wenigstens was die grausamen betrifft, von einander lernen. Jedoch haben sich dieselben zum öftern ebenfalls mannigfaltiger Mißbräuche, Beschimpfungen und unrechtmäßiger Vortheile, z. B. mit ihrem Karren, mit dem Henkersschwerte, mit ihrem Umgange, ja sogar eines besondern Juris prohibendi oder Zwangrechtes unterfangen, daß Niemand sich solcher Verrichtungen, auch im Nothfalle, anzumaßen befugt sey, ohne ihres gleichen zu werden, oder sich auch eine gewisse Ehrenverletzung zuzuziehen, weswegen sie sich erst mit ihnen abfinden müssen, und überdem doch hernach von Leuten ihres Standes gleichsam excommunicirt und von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen werden. Allein alles dieses sind ungegründete und sogar durch die Gesetze verbotene Gewohnheiten und Gebräuche. Man muß zwar sagen, daß ihre Dienste unter die verächtlichsten und nicht jedem anständigen, keineswegs aber schändlichen und anrüchtig machenden, sondern nöthigen, nützlichen, und auch zum Theil schweren Dienste gehören. Eine gewisse und durch die Policey bestätigte Wohlanständigkeit erlaubt also nicht andern Leuten, außer denen von der geringsten Sorte, sich dazu zu begeben. Allein deswegen sind sie nicht anrüchtig, noch viel weniger ihre Kinder. Jedoch haben in einigen Ländern die Gesetze diesen eingerissenen Meinungen etwas nachgegeben, und nur gewisse Gränzen gesetzt, wie in den letztern Reichsgesetzen von Handwerksmißbräuchen geschehen ist. Sonst aber ist auch in den Landesgesetzen ihr Lohn gemeiniglich bestimmet.

Feld-Messen, die Ausmessung und Abzeichnung der Felder, und in weiterer Bedeutung auch der Wiesen, Wälder und ganzen Ländereyen. Die Kunst, welche solches lehret, und ein Theil der Geometrie oder Erdmeßkunst ist, wird die Feldmeßkunst, und ein Künstler, welcher Felder und ganze Ländereyen ausmisset und in Grund leget, ein Feldmesser, im Brandenb. ein Landmesser, im Oberd. ein Untergänger, Siebner, Feldschieder genannt. Siehe Acker-Messen und

Ackers

und Acker-Messer, Th. I. S. 325—347.
Landes-Vermessung.

Feld-Mohn, Papaver Rhocas *Linn.*; siehe Mohn.

Feld-Mühle, siehe unter Mühle.

Feld-Münze, Mentha arvensis *Linn.*; siehe Münze.

Feld-Nachbar, derjenige, dessen Feld an des andern Feld gränzet, ein Nachbar in Ansehung der Felder; zum Unterschiede von dem Dorfnachbar.

Feld-Nägelein, Feld-Nelke, wilde Nägelein oder Nelken, welche auf den Feldern wachsen; zum Unterschiede von den Gartennelken. Siehe Nelke.

Feld-Obst, Obst, so auf den Feldern, Rainen u. s. f. gebauet wird, Wildobst; zum Unterschiede von dem Gartenobste.

Feld-Ochs, ein Ochs, welcher zur Feldarbeit gebraucht wird; zum Unterschiede von einem Mast- oder Schlachtochsen. Siehe Ochs.

Feld-Ordnung, eine obrigkeitliche oder von der Gemeine selbst verabredete Ordnung in Sachen, welche den Feldbau und die Gränzen der Felder betreffen.

Feldordnung zur Abstellung der bey dem Ackerbau im Fürstenthume Halberstadt und dazu gehörigen Graf- und Herrschaften, zum Nachtheile desselben, auch der Hut und Weide eingeschlichenen Mißbräuche, Inconvenientien und Unordnungen, d. d. Berlin, d. 27. Jul. 1759, st. in der Edictensamml. d. J. 1759, No. 32.

Declaration an die halberstädtische Regierung, den §. 18. der Feldordnung vom 27. Jul. 1759, betreffend, d. d. Berlin d. 29. Apr. 1765, st. in der Edictensamml. d. J. 1765, No. 41.

Feld-Ort, im Bergbaue, ein Ort, welcher weiter in das Feld getrieben wird. Einen Feldort treiben, daran arbeiten. Siehe Ort.

Feld-Pfau, siehe Kibitz.

Feld-Poley, siehe Quendel.

Feld-Rauch, Feld-Raute, s. Erdrauch.

Feld-Recht. 1. Das Recht, welches Ackerfelder genießen; zum Unterschiede von dem Garten-, Wald- und Wiesenrechte.

Feldwiesen haben kein Wiesenrecht, sondern nur Feldrecht, sie können also nicht anders als andere Getraidefelder gehäget oder geschlossen werden.

2. Gesetze, welche in Sachen, so den Feldbau betreffen, von der Obrigkeit erlassen, oder durch den Gebrauch eingeführt werden, und deren Sammlung.

Feld-Richter, an einigen Orten, besonders auf dem Lande, ein Richter der auf die Gehäge Acht hat, die Gemeindegelder einnimmt u. s. f. Im Oberdeutschen ist Feldrichter so viel als Dorfrichter, zum Unterschiede von dem Stadtrichter.

Feld-Rizer, Scarificator, ein Ackerinstrument; siehe unter Pflug.

Feld-Rose. 1. Eine allgemeine Benennung aller wild wachsenden Rosen, zum Unterschiede von den Garten-Rosen, dergleichen die Heckrosen (s. Hagebutte,) Weinrosen u. s. f. sind. Besonders die Rosa spinosissima *Linn.* welche auch Dünenrose, Erdrose und Haberrose genannt wird. Siehe Rose.

2. Die wilde Anemone, Anemone sylvestris *Linn.* siehe Th. II, S. 82, fgg.

Feld-roth, wird von einer schlechten Art Weintrauben, so den Wein nur sauer macht, gebraucht. Der Feldrothe, nämliche Wein.

Feld-Rübe, eine Art weißer Rüben, welche auch Stoppelrüben, imgleichen lange Rüben genannt werden; zum Unterschiede von den Steckrüben und Wasserrüben.

Feld-Ruthe, siehe Ruthe.

Feld-Salat, siehe Salat.

Feld-Schacht, siehe Feld-Holz. Schacht.

Feld-Schade, der Schade an den Feldfrüchten. Die Polizey muß den Landmann bey seinem Getraidebaue und Landwirthschaft, vor alle Beschädigungen an seinen Aeckern, Wiesen und andern Grundstücken, wodurch ihm die Nutzung derselben vermindert werden kann, durch die kräftigsten Mittel, in so fern dieselben in

menschlicher Gewalt sind, in Sicherheit zu setzen suchen, bey denjenigen Beschädigungen aber, welche von höherer Hand kommen, und von Menschen wenig oder gar nicht verhütet werden können, durch Unterstützungen wieder aufhelfen. Wird hier der Landmann sowohl mit dem nöthigen Unterrichte, als auch Schutze und Unterstützung, von der Polizey verlassen, so wird, nach dem ihm solche Schäden oft und viel zugefügt werden, und nach dem sie groß und wichtig sind, seine Nahrung immer mehr geschwächet: und weil er sich hülflos und verlassen sieht, so wird er verdrießlich und muthlos, arbeitet ohne Lust, und ohne Eifer und Fleiß, und kömmt endlich ganz und gar in Verfall und Abnahme seiner Nahrung.

Die Schäden können den Feldfrüchten zugefügt werden, theils von wilden vierfüßigen und geflügelten, theils von zahmen, ebenfalls vierfüßigen und geflügelten Thieren; theils von Insecten, und zwar entweder von den gewöhnlichen, oder von denen, die zu den grossen Heeren, welche der Schöpfer aus bewegenden Ursachen zuweilen zur Züchtigung der Menschen braucht, gehören; und theils von Menschen durch Fahren, Reiten, Gehen, Stehlen u. s. w. endlich aber von der schädlichen Witterung und Unglücksfällen, als: Hagel- und Wetterschlag, Mißwachs, Ueberschwemmung, Kriegesunruhen ꝛc.

Was die Schäden von wilden vierfüßigen und geflügelten Thieren betrifft: so werde ich in dem Art. Jagd-Cameralwesen Gelegenheit haben, zu zeigen, wie nachtheilig es für den armen Unterthan ist, wenn Regenten, die von der Jagdlust zu sehr eingenommen sind, einen allzu großen Wildstand unterhalten, und wie es einzurichten sey, daß die Jagdlust und die Landwirthschaft neben einander bestehen können. Durch einen allzu großen Wildstand aber, und welcher beständig unterhalten werden muß, giebt man nicht undeutlich

zu

zu erkennen, daß man nicht willens sey, die Landwirthschaft in Flor und Aufnahme zu bringen. In Ansehung der kleinen wilden vierfüßigen, so wie der schädlichen geflügelten wilden Thiere, und deren Ausrottung, pflegen sich die Anstalten der Polizey hauptsächlich auf die Hamster, Feldmäuse und Maulwürfe, imgleichen auf die Krähen und Sperlinge zu erstrecken, wie ich an seinem Orte ausführlicher zeigen werde.

Hiebey merke ich überhaupt an, daß man bey schädlichen Thieren, und ihrer Verminderung, allezeit auf die Haushaltung der Natur sehen, und der Natur folgen müsse, indem man sonst sehr weit den Zweck verfehlt, und sich nicht allein schämen, sondern auch die Schuld beymessen muß, wenn man, als unwissend in denen Wissenschaften, die mit der Oeconomie aufs genaueste verbunden sind, gehandelt und sich dadurch Schaden zugezogen hat. Vermindern muß man allerdings schädliche Thiere, aber nicht ganz ausrotten wollen; sodann muß die Polizey auf Mittel bedacht seyn, sie abzuhalten, daß sie nicht Schaden thun, zu Anwendung dieser Mittel aber den Landmann anweisen und antreiben.

Was den Schaden betrifft, den die zahmen vierfüßigen Thiere den Feldfrüchten zufügen können: so ist die Schuld davon eher den Menschen, als den Thieren selbst, beyzumessen, weil jene diese in ihrer Gewalt haben, und von allen schädlichen Unternehmungen billig abhalten sollten. Es gehört also derselbe mit zu denen Schäden, welche die Menschen anrichten, wovon ich weiter unten sprechen werde. Unter den zahmen geflügelten Thieren aber, sind es die Feldtauben allein, welche den Feldfrüchten schädlich werden können, wenn sie in allzu großer Menge unterhalten werden. Was zu Abwendung des Schadens von denselben, die Polizey zu verordnen habe, werde ich im Art. Taube beybringen. Von dem übrigen Federviehe, als: Hühnern, Gänsen und wälschen Hühnern, hat man keinen Schaden zu befürchten, indem erstere von sich selbst lieber bey den Häusern bleiben, die andern aber nur auf die Stoppeläcker kommen.

Zu den Insecten, welche dem Landmanne Schaden zufügen, gehören die Rebenstecher oder Weinrüsselkäfer, welche aber eigenlich nur die Weinstöcke ruiniren, und zum Glück noch nicht in allen Weinländern bekannt sind. Ein mehreres von ihnen wird man in dem Art. Weinstock finden. Die Obst- und Küchengärten haben viele Arten der Insecten zu Feinden, hauptsächlich aber die Raupen. Die größten und grausamsten Feinde des Landmannes unter den Insecten, sind wohl die Heuschrecken, welche zuweilen, als von Gott geschickte Landstrafen, ganze Gegenden und Länder, nicht allein auf ein, sondern ihre zurück lassende Brut, auf mehrere Jahre gänzlich verwüsten. Die Polizeyanstalten wider diese schädlichen Insecten werden im Art. Heuschrecke ausführlich abgehandelt werden.

Wen die Menschen das Band, durch welches sie so genau mit einander verbunden sind, recht bedächten, so würden sie sich auch mit Rath, Hülfe und Beystand einander unterstützen, und nicht, wie es leider geschieht, einer dem andern Schaden und Nachtheil zufügen, und sich einander selbst das an sich schon mühselige Leben, aus Neid, Bosheit, Habsucht und andern Leidenschaften, noch beschwerlicher machen. Die Landleute erfahren dieses sehr oft, wenn liebloſe und unbarmherzige oder auch boshafte Menschen ihre mit so vielem sauren Schweiße erbauete Feldfrüchte, durch Fahren, Reiten, Gehen, Stehlen, durch das Abhüten mit Heerden Vieh u. s. f. verderben. Hiewider muß nun die Polizey diensame Veranstaltungen treffen, und sie bey Kräften erhalten; aber die Verbrecher zu strafen, das kömmt der Justiz zu. Insonderheit müssen diejenigen hart bestrafet werden, welche das auf dem Felde befindliche Getraide, Heu, Toback und andere Früchte oder Gewächse, oder die Früchte aus den Gärten, imgleichen die öffentlich auf dem Felde gelassenen Ackergeräthe, Pflüge, Wägen ꝛc. bestehlen.

An

An einigen Orten ist eine Strafe von 4 Rthlr. und die Ersetzung des taxirten Schadens, wenn aber die Geldstrafe nicht erlegt werden kann, das Halseisen, oder, dem Befinden nach, das Zuchthaus darauf gesetzt;

S. mindensche Dorfordnung, §. 52.

an andern Orten die Strafe des Festungsbaues auf ein Jahr, ohne einzige Gnade.

S. litthauische Dorfordnung, §. 42.

An noch andern Orten werden die Garten- und Feld-Diebe in ein so genanntes Dreh- oder Drillhäuschen, welches auf einem Zapfen beweglich, und an öffentlichen Plätzen an statt des Prangers aufgerichtet ist, gesperret, und darin einige Stunden lang gedrillet, d. i. beständig im Kreise herum getrieben, und diese Strafe thut gute Wirkung; nur ist nicht zu billigen, wenn mit dieser Strafe eine Infamie verknüpft wird, so daß ein gedrillter Garten- oder Felddieb, wenn er auch nur eine Kleinigkeit entwendet hat, nicht mehr bey den Zünften und Handwerken, oder auch sonst, fort kommen kann; wie solches hin und wieder statt findet, und welches daher rührt, wenn derjenige, welcher das Umdrehen verrichten muß, selbst unehrlich ist. Derjenige, der einen großen und beträchtlichen Garten- und Felddiebstahl begangen hat, oder aus solcher Dieberey ein ordentliches Handwerk macht, und nicht zu corrigiren ist, wenn er auch nur allezeit etwas weniges, so keinen großen Werth hat, entwendet, verdient allerdings den Verlust seiner Ehre: aber Jemanden derselben sogleich das erstemal wegen einer Kleinigkeit zu berauben, solches kömmt mir zu hart und mit dem Verbrechen nicht proportionirt vor.

Endlich können verschiedene Unglücksfälle, welche aber mehrentheils von höherer Hand herrühren, und nicht allemal zu verhüten sind, dem Landmanne einen so beträchtlichen Schaden zufügen, daß er zuweilen darüber ganz zu Boden geworfen wird. Dahin gehören große Ueberschwemmungen, allgemeines Viehsterben, Feuersnoth, Mißwachs, Hagel- und Wetterschlag, und besonders der Krieg. Was die Polizey hier thun kann und muß, wenn sie die Landwirthschaft in Flor und Aufnahme bringen will, besteht darin, daß sie, so viel als in ihrer Gewalt steht, dergleichen Unglücksfällen durch diensame Veranstaltungen vorzubeugen su-

chet, als z. B. den Ueberschwemmungen durch gute Damm-Anstalten (s. Th. VIII, S. 664, fgg.) und Gräben, dem Viehsterben durch Vorbauungs- und Abwendungsmittel (s. Vieh-Seuche,) den Feuerschäden durch gute Feuer-Anstalten; (welche in dem folgenden Theile vorkommen) ꝛc. bey denjenigen hingegen, welche sich nicht wohl abwenden lassen, wenigstens durch Assecurationen (s. Assecuranz-Anstalten, Th. II, S. 577, fgg. und Feuer-Assecuranz-Anstalten,) und Remissionen (wovon ein eigener Artikel vorkommen wird,) den Unterthanen wieder aufzuhelfen bedacht ist.

Zur Bestimmung des vorhandenen Feldschadens, werden Feldbesichtigungen angestellt, wovon im Art. Remission das Nöthige beygebracht werden soll.

Feld-Scheidung, die Scheidung oder Grenze, sowohl eines einzelnen Feldes, als auch einer ganzen Flur.

Feld-Schieber, siehe oben, S. 427.

Feld-Schlange, eine Art groben Geschützes; s. unter Kanone.

Feld-Schnepfe, siehe Schnepfe.

Feld-Schöppe, der Schöppe oder Beysitzer eines Feldgerichtes; im Oberdeutschen auch wohl zuweilen so viel als ein Dorfschöppe.

Feld-Schoten, s. Th. XI, S. 188.

Feld-Schütz, ein Schütz, d. i. Wächter der Feldfrüchte. Siehe Feld-Hüter und Flur-Schütz.

Feld-Schuppen, ein Schuppen, d. i. ein Gebäude ohne Wände mit einem Dache, im Felde das Getraide darunter zu legen; eine Wetterhütte, im Holsteinischen ein Berg.

Feld-Schwamm, Agaricus campestris *Linn*; siehe Champignon.

Feld-Senf, Sinavis aruensis *L.*; s. Hederich, No. 2.

Feld-Sperling, siehe Sperling.

Feld-Spinat, Chenopodium Bonus Henricus *Linn.* siehe unter Spinat.

Feld-Spinne, siehe Spinne.

Feld-Stein. 1. Steine, welche in und auf den Feldern gefunden werden; zum Unterschiede von den Bruchsteinen, gebrannten Steinen u. s. f. Siehe unter Stein.

2. Ein Gränzstein, welcher die Gränzen der Felder bezeichnet.

Feld-Stück. 1. Ein Gemälde, welches ein Feld, d. i. eine ländliche Gegend vorstellt; ein Landschaftsstück. Siehe Landschaft.

2. Eine Art kleiner leichter Kanonen; s. im XXXIV. Th. S. 309.

Feld-Stuhl, (*) ein Stuhl, welcher sich zusammen legen läßt, und daher leicht im Felde und auf Reisen zu gebrauchen ist. Es wird derselbe nur vermittelst Nägel auf der Lehne, und im Sitze mit Juchten beschlagen, ohne ihn zu polstern.

Feld-Taube, s. unter Taube.

Feld-Tenne, ein Vogelheerd, welcher in ebenem Felde auf allerley kleine Vögel, als: Lerchen, Finken, Stieglitze ꝛc. angerichtet ist. Siehe Vogel-Heerd.

Feld-Thymian, siehe Quendel.

Feld-Ulme, siehe unter Ulmbaum.

Feld-Vogt. 1. An einigen Orten ein Aufseher oder Wächter über die Feldfrüchte; s. Feld-Hüter und Flur-Schütz.

2. An andern Orten sind die Feld- oder Stoppel-Vögte, Aufseher, welche über die Fröhner im Felde bestellt werden; daher dann der Hofmeister eines Gutes an vielen Orten gleichfalls Feld-Vogt genannt wird. Siehe Hof-Meister.

Feld-Waid, der Waid, welcher auf den Feldern gebauet wird, der Sommerwaid; zum Unterschiede von dem wilden Waid. Siehe Waid.

(*) Es scheint, daß die erste Hälfte dieses Wortes nicht sowohl Feld, campus, sey, als vielmehr von Falte, falten, herkomme; indem ein solcher Stuhl in dem mittlern Lateine häufig Faldao, Faldistorium, Faldestolium, Faudestola, u. s. f. genannt wird, wovon die Franzosen noch ihr Fauteil für einen Armsessel haben.

Feld-Wake, Waken, welche auf den Feldern angetroffen werden; große Feldsteine, besonders wenn sie aus mehrern Steinarten zusammen gesetzt sind. S. Wake.

Feld-Walze, ein Ackerinstrument; siehe Walze.

Feld-Wanze, siehe unter Wanze.

Feld-Wasser, Wasser, welches sich auf den Feldern sammelt, und ein Bach, der aus solchem Wasser entsteht.

Feld-Weg, ein Weg, der nicht für Reisende bestimmt ist, sondern nur zum Behuf des Ackerbaues über die Felder geht; zum Unterschiede von dem Landwege, Holzwege, u. s. f. Fr. Chemin détourné, oder écarté.

Feld-weges, (*) ein im Hochdeutschen wenig mehr gebräuchliches Wort, das Längenmaß der Alten, welches Stadium, Fr. Stade, genannt wurde, und 125 geometrische Schritte, 600 attische, oder 625 römische Schuhe hielt, damit auszudrucken, welches noch sehr oft in der deutschen Bibel vorkömmt.

Es haben dieses Maß sowohl die Römer, als die Griechen, gebraucht, und rechneten jene auf eine Meile 8 Stadia, wie auch noch bey den Italiänern gebräuchlich ist. Es wird gemeiniglich für den 32. Theil einer deutschen Meile gehalten. In Siena betragen 22 Stadia eine gemeine deutsche Meile.

Feld-Wehre, siehe Land-Wehre.

Feld-Wicken, die gemeinen Wicken, welche auf dem Felde gebauet werden; zum Unterschiede von den Gartenwicken. Siehe Wicke.

Feld-Wiese, ein Feld, welches um der Nässe willen zu Wiesen gemacht wird, und daher kein Wiesenrecht, sonnern nur Feldrecht hat, daher sie auch nicht anders als ein Feld gehäget oder geschlossen werden kann. Siehe Heu und Wiese.

Feld-

(*) Feld hat hier die alte schon oben bemerkte Bedeutung eines Maßes, daher man dieses Wort richtiger ein Feld Weges schreiben sollte, so wie man im gem. Leben eine Meile Weges sagt. Im Plural bleibt Feld eben so unverändert, als andere ähnliche Benennungen des Maßes und Gewichtes. Sechzig Feldweges, Luc. 24, 13. besser sechzig Feld Weges.

Feld = Wurm, s. Regen = Wurm.

Feld = Zehend, s. unter Zehend.

Feld = Zwiebel, Ornithogalum; s. unter Zwiebel.

Felder, (Brenn=) s. Brennen des Ackerfeldes.

Felder = Decke, s. Th. IX, S. 32.

Feldung, das Feld, in so fern dadurch eine ebene vertiefte eingefaßte Fläche angedeutet wird. Die Feldung an einer Decke, an einer Thür.

Felge. (*) 1. Was umgewendet wird, oder umgewendet werden soll; in welchem Verstande dieses Wort nur noch in der Landwirthschaft Ober= und Nieder = Sachsens von demjenigen Acker üblich ist, welcher gefelget, d. h. nach der Aernde zur Sommersaat seicht umgerissen werden soll.

Die Felge geschieht auf dem besten abgeärndeten, in wenig Jahren gedüngeten Winteracker, wohin man im folgenden Frühjahre Gerste, auch wohl Sommerweizen und Korn zu säen gedenkt. Es schadet nichts, sondern ist vielmehr sehr nützlich, wenn man die völligen Winterstoppeln, auch zu Heidekorn und Haber, umlegen könnte, welches aber bey großen Oeconomien die Zeit selten leidet. Diese Arbeit geschieht von der Abärndung bis zum Frost. Man ist dabey weder an nasse noch trockne Witterung gebunden. Bey der Felge wird der Acker nur, wie man im Thüringischen spricht, geschunden, und die Stoppeln werden über 3 Zoll nicht untergepflüget. Hiedurch wird die lebendige Erde gleichsam in der Mitte durchlockert, und im Frühlinge desto fruchtbar gemacht, wenn man sodann die Stoppeln desto besser untergreifen kann.

Oecon. Nachrichten, 4. Band, Lpz. 1752, 8. S. 672, f.

In andern Gegenden nennt man diese Arbeit, da man nach der Aernde, wenn die Winterfrucht eingebracht ist, mit

(*) Dieses Wort lautet im Niederf. Falge, Felge, im Dän. Falge, im Engl. Felly, im Ital. Volga und Gavello.

dem Pfluge einfährt, und solchen auseinander legt, das Stoppeln, Stümmeln oder Pfuschen, welches aber nur auf denjenigen Kornstoppeln geschieht, die etwas schwer oder unrein von Quecken, (Päden) sind, und auf welche man noch einmal Winterkorn einsäen will; diese werden auch, nämlich in bösem Acker und schlimmen Adern, manchmal nur mit dem Haken gerührt und geeget. Man bringt aber aus solchen, weil der Acker locker ist, die Quecken noch einmal so gut heraus, als aus den Brachäckern. Einige, insonderheit arme Wirthe, pfuschen auch darum ihre leichte Kornstoppeln, entweder nur mit dem Rührhaken in die Quere, oder mit dem Pfluge der Länge nach von einander, und schleppen die Furchen nur mit der Ege ein, damit der Acker wieder gleich werde, sich setze, und der Regen und die Feuchtigkeit vor dem Saatpflügen gut einziehen könne.

Auch im Herbste, wenn man mit der Wintersaat fertig ist, und mit dem Viehe das Stoppelgras abgehütet hat, fährt man, wofern sich der Frost nicht zu bald einfindet, mit dem Pfluge in die Stoppeläcker, wo im Sommer der Weizen abgeärndet worden ist, und bringt solche von einander, welches man in Schlesien den Acker stürzen oder sterzen zu nennen pflegt. Dieser bleibt den Winter über in der Stürze liegen, und wird im Frühjahre mit Gerste besäet. Eben dieses geschieht auch, wofern man dazu kommen kann, zur folgenden Heidekornsaat. Wird man aber an dieser Arbeit durch Schnee und Frost, oder durch andere nöthige Geschäfte gehindert, so ist es im Frühjahre die erste Arbeit, den Acker zur Gerste und zum Heidekorn, und so auch zur neuen Krautzeugung, zu stürzen.

Neue ökon. Nachr. 3. Band, Lpz. 1766, 8. S. 261, f.

2. Was sich umdrehet, oder eine krumm gebogene Gestalt hat. Besonders werden die Zirkelbogen krumm gearbeiteter Stücke Holz, woraus der äußerste Theil, die Peripherie, oder der Zirkel eines Rades besteht, Felgen, Rad- oder Rade-Felgen, L. Absis, oder Apsis, Fr. Jante, genant. Daher ein Rad felgen, daselbe mit Felgen versehen; und in einigen Gegenden wird der Wagener, Rademacher oder Stellmacher, Felgenhauer genannt, weil die Verfertigung der Felgen eines Rades eine seiner vornehmsten Arbeiten ist. Es hat derselbe eine so genannte Felgenbank, worauf

er

er die Felgen befestigt, wenn er diejenigen Löcher in die Felgen bohren will, worin das vordere Ende der Speichen eingezapft ist. Gemeiniglich bringt der Landmann die Felgen im Groben aus Rothbüchenholze gekrümmt behauen, dem Stellmacher zum Verkauf, welcher dieselben gehörig behauet und zusammen füget.

Sprengels Handwerke und Künste, 11te Samml. S. 150, und 167, fgg.

In der Mechanik und in dem Mühlenbaue unterscheidet man Brust-Felgen, und Kropf-Felgen. Jene sind die Felgen an der Seite des Umfanges eines Kammrades, in welche die Kämme gesetzt werden; diese hingegen diejenigen, welche nach dem Mittelpuncte zu breit sind, so daß sie daselbst ein Viereck bilden.

In England hat man eine besondere Art Felgen zu Wagenrädern, welche nach der Länge des Holzes gehauen sind, aus einem Stücke bestehen, und durch Zubereitung mit Kochen im Wasser nach ihrer Rundung wie ein Reif gebogen werden.

Die Fleischer nennen Felge denjenigen hölzernen oder knöchernen Ring, welchen sie, wenn sie Würste machen, brauchen, die Oeffnung eines leeren Darmes darüber zu spannen, damit sie solchen desto bequemer zu einer Wurst ausstopfen können. Ein solcher Ring ist mit einem Stiele versehen, daß er sich fest halten lasse.

Felgen-Bank,
Felgen-Hauer, } s. im vorhergeh. Artikel.
Felgen,

Felin. Ein kleines Gewicht bey den Münzwardeinen und Goldschmieden in Frankreich, welches $7\frac{1}{5}$ Gran wiegt. 2 Felins machen eine Maile. Die Mark bestesteht aus 640 Felins.

Feline, Sarsche; s. Failine.

Felis, s. Katze.

Fell, (*) L. Pellis, Fr. Peau. 1. Ueberhaupt alles, was einer Sache zur Decke dient, womit sie bedeckt ist; in welchem nunmehr veralteten Verstande, ehedem verschiedene, besonders Kostbare Arten von Kleidern, z. B. purpurne Kleider, Phelle genannt wurden.

Im Dithmarsischen ist Peel noch jetzt ein kostbarer Hauptzierrath der Weiber. Auch bey den schwäbischen Dichtern ist Pfellot, und im Schwedisch. Pell eine Art kostbaren seidenen Zeuges.

2. Im engern und noch jetzt üblichen Verstande bezeichnet dieses Wort die natürliche Decke der Thiere, die Haut, und zwar

1) In der weitesten Bedeutung, in welcher es nur in der niedrigen Sprechart gebraucht wird. Einem das Fell gärben. Ihm das Fell über die Ohren ziehen. Es steckt zwischen Fell und Fleisch.

2) Gemeiniglich aber wird es mit einigen Einschränkungen gebraucht. (a) Häute von Thieren, welche noch mit ihren Haaren, und Häute von Vögeln, welche noch mit Federn versehen sind, werden im gem. Leben Felle genannt. So sagt man: ein Hasen- Kalb- Lamm- Schwanen- Seehund- Tiger- Wolfs- Fell u. s. f. Hingegen nennen die Jäger und Kürschner bloß die kleinen Thierdecken, welche nicht abgestreifet, sondern abgeschnitten werden, Felle, zum Unterschiede

von

(*) Dieses Wort lautet schon bey dem Otfried Fell, im Nieders. und Schwed. gleichfalls Fell, im Angels. Felle, im Engl. Fell und Pelt, im Lat. Pellis und Vellus, bey dem Ulphilas Fill. So alt dieses Wort auch ist, so scheint es doch sehr wahrscheinlich von einem alten Zeitworte felen abzustammen, welches sowohl active bedecken, als auch in der Mittelgattung bedeckt, verborgen seyn, bedeutete, und wovon noch viele Sprachen Ueberbleibsel aufzuweisen haben. Dahin gehören das schwed. fela, das Nordengl. feal, das Goth. filhan, das Lat. velare und das Hebr. bala, bedecken, das Griech. φωλειν, verborgen seyn, nebst dem davon abgeleiteten φελλος, die Baumrinde, velum, pallium, palla u. s. f. S. auch Fillen, Flies, Rafiller, Pelz, Wolle.

von den Bälgen und Häuten. (b) In vielen Fällen werden aber auch gegärbte und ihrer Haare beraubte Thierdecken, sowohl im gem. Leben, als bey den Handwerkern, mit dem Namen der Felle belegt. Im g. L. nennt man die Decken der kleinern Thiere Felle, der größern aber Häute. Ein Bock = Hunds = Kalb= Lamm = Schaf = Ziegen = Fell u. s. f. aber eine Kuh= Ochsen = Pferde = Schwein = Haut. Die Jäger nennen alle Thierdecken, welche abgestreift werden, Bälge, die übrigen aber Häute, ausgenommen die Haut der Rehe, welche kunstmäßig ein Rehfell heißt. In Schurzfell steht es für Leder.

In wie fern Fell und Leder unterschieden sind, ist unter den Kürschnern, Schustern und Gärbern mehrmals gestritten worden; woraus wenigstens der noch sehr unbestimmte Sprachgebrauch in Ansehung dieser Wörter erhellet.

Die Felle gehören mit zu dem Leder = und Rauchwerkshandel, unter welchen Worten das Nöthige nachzusehen ist.

Die bewolleten Felle dürfen im Preußischen nicht in fremde Lande geführt werden.

Circulare an die churmärkische ꝛc. Kammer, wider die Ausfuhre der bewolleten Felle außerhalb der Provinzen und in fremde Lande, d. d. Berlin, d. 10. Mart. 1761, st. in der Edictensamml. v. J. 1761, No. 7.

Die verschiedenen Arten, die Felle zu färben, werden in den Art. Leder und Pelz vorkommen.

Die gefärbten oder so genannten Farbe-Felle, sind eine Waare der Gärber und anderer Lederbereiter. Es ist davon überhaupt folgendes zu bemerken. 1) Es sind die Farbefelle alle Kalbleder, welche auf der Narbenseite weiß, und auf der Aasseite gefärbt, auch von vielerley Farben zugerichtet werden. 2) Diese kauft und verkauft man insgemein Decher=, auch dann und wann Duzend = oder Stückweise, da dann unterschiedene Numern und Sorten von groß, mittel und klein, imgleichen fein, mittel und schlecht, vorkommen und ausfallen. 3) Die feinste Sorte von groß, mittel und klein,

muß

muß von folgender Beschaffenheit seyn: Felle, welche durchaus eine Gleiche, kernicht und lederhaft, nicht abschößig, nicht bollicht, sondern fein mollicht, und von recht ächt derber Gare und Bereitung, nicht spissig, nicht in der Gare verbrannt, nicht erstunken, nicht fleischfressig, nicht narbenbeschabt, nicht narbenbrüchig, nicht narbenlos, nicht narbenbestoßen, sondern schön weiß auf der Narbenseite, und auf der Aaßseite durchaus von einerley schönen Farbe, ohne schwere und bollichte Köpfe, auch sonst mit keinem Mangel und Tadel behaftet. Ein mehreres siehe unter Kalb.

3. Figürlich, verschiedene Arten von Häuten, wenn sie gleich nicht zur thierischen Decke dienen. Dergleichen sind das Zwerchfell; s. dieses Wort. Das Fell im Auge, oder Augenfell, ein widernatürliches Häutchen, welches über dem gemeinschaftlichen Häutchen entsteht, die durchsichtige Haut oder den Stern des Auges bedeckt, und das Sehen verhindert. Vom Augenfelle bey Menschen, und den Mitteln dagegen, s. Th. III, S. 18, f.

Vom Felle auf den Augen der Pferde, s. eb. das. S. 37, fgg.

Fell, angewachsenes bey Pferden, siehe unter Haut.

Fell, (Schurz-) s. in S.

Fell-Eisen, (*) ein Ranzen, Ränzel, im Oberd. ein Wadsack, L. Pera, Bisaccium, Mantica, Hippopera, Bulga, Fr. Valise, eine Reittasche, oder ein kleiner Sack, zum Ueberhängen über die Schultern,

(*) Viele haben geglaubt, daß dieses Wort aus Fell und Eisen zusammen gesetzt sey, weil diese Art des Sackes jetzt nicht nur aus Fellen bereitet, sondern auch wirklich mit Eisen verwahret wird. Da aber dieses Wort im Ital. Valigia, im Franz. Valise, im Altfranz. Fouillouse, und im mittlern Lat. Vallegia lautet, so haben es andere mit mehrerm Rechte daher geleitet, ungeachtet die Abstammung auch dieser Wörter noch dunkel ist. Ihre hält es für ein gothisches Wort, so aus Wad, Gewand, Kleider, und Laesa, einschließen, zusammen gesetzt sey. S. Wadsack

In dem 1501 zu Rom gedruckten deutsch-ital. Vocabul. wird le Valise durch Salis übersetzt, in einer handschriftlichen Uebersetzung der Sprichwörter Salomonis von 1400 aber bedeutet Valcis einen Beutel.

tern, mehrentheils von rauchem Leder oder Fellen überzogen, und mit einem eisernen Stänglein oder einer Kette verschlossen, allerley Geräthschaften auf der Reise darin zu verwahren. Es war dieses Reise = und Wandergeräth = Behältniß ehemals, da die Deutschen ihre Reisen nur zu Fuße und zu Pferde thaten, sehr gebräuchlich und bequem, weil man damals keine Koffer brauchen konnte.

Es ist dieses eine alte Waare der Täschner, ja ihre erste Waare, wiewohl sie auch die Sattler machen. Es wird von dem Täschner bloß von Schaf = oder Hammelleder zusammen gesetzt. Es besteht aus einem runden Körper mit zweenen Böden. In dem runden Körper ist eine Oeffnung nach der Länge, die mit einem Flügel oder einer Klappe verschlossen werden kann. Alle diese Theile werden mit Leinwand gefüttert. Der Täschner nähet die beyden Böden gemeiniglich in den Körper ein, und da, wo die beyden Kanten des rund gebogenen eigentlichen Körpers zusammen stoßen, entsteht die gedachte Oeffnung. Auf jeder Seite dieser Oeffnung wird nach der Länge des Felleisens ein Stück Ochsenleder angestochen, so daß beyde Stücke über einander schlagen. Der Haltbarkeit wegen nimmt man zu dieser Einfassung der Oeffnung Ochsenleder. Auf der untersten Klappe von Ochsenleder werden einige eiserne Kloben (eine Art eiserner Ringe) angenähet; und in der obern Klappe ist für jeden Kloben ein mit Eisenblech eingefaßtes Loch, wodurch der Kloben gesteckt wird. Durch alle Kloben wird eine eiserne Stange gesteckt, woran man auch wohl ein Vorhängeschloß legen kann. Endlich wird neben dieser Oeffnung, nach der Länge des Felleisens, noch ein Flügel angenähet, welcher über der Oeffnung auf dem Felleisen angeschnallet werden kann. Man hat große Felleisen, z. B. zu den Posten, und überdem auch kleine tragbare.

Fell-gar, bey den Kürschnern, so gar, als ein Kürschnerfell den Regeln nach seyn muß. Daher sie auch Meisterstücke darnach untersuchen, ob die Bälge Fellgar gemacht sind, ob sie Schnitte haben u. d. gl. Siehe Kürschner-Gare.

Fell-Läpper, (*) eine verächtliche Benenung derjenigen Weißgärber, welche nicht in ihren Werkstätten bleiben, sondern im Lande wie die Hechelmacher herum ziehen, bey andern Meistern die besten Felle ausheben, selbige nachher für Gemsenfelle, oder englische Zäcken, und andere ausländische Waaren, ausgeben, und die Leute auffetzen. Die Weißgärber nennen selbige auch Schotten.

Fell-Riß, eine Benennung verschiedener Pflanzen, welche wegen ihrer guten Wirkung wider die Felle der Augen in Ansehen stehen.

1. Der Rosenpappel, Alcea rosea *Linn.*; siehe Pappel.

2. Der Sigmarswurz oder Augenpappel, Malva Alcea *Linn.*; siehe unter Pappel.

3. Der Wurzel des Löwenzahnes oder Mönchs-Kopfes, Leontodon Taraxacum *Linn.*; siehe Röhr-Kraut.

4 Des Hypecoum *C. Bauh. Cluſ.* und *Raji*, so unter dem Namen des römischen Fellrisses bekannt ist; siehe Lappen-Blume.

Fell-Schmitzer, ein Färber, welcher sich vornämlich mit dem Färben der Felle und des Leders beschäftiget, ein Leder-Schmitzer. Siehe Schmitzen.

Fell-

(*) Die letzte Hälfte dieses Wortes ist unstreitig das Holländ. nypen und Niederſ. nobben, rupfen, zupfen, schaben. Im Nierderſ. ist Nobbe, im Engl. Nap, im Angelſ. Hnoppa, Knötchen von Wolle, oder Haaren. S. Fettnoppen und Knopf.

Fell-Schürling, ein Fell von einem Schafe, welches bald nach der Schur geschlachtet worden oder gestorben ist, da die Wolle noch nicht die gehörige Länge hat.

Felogne, Felougne; s. Schellkraut.

Felonie, s. Lehens-Fehler.

Felouque, (sprich Feluke) nach dem Franz. Felouque, oder die Felucke, nach dem Ital. Felucca, L. Lembus minor, Phaselus, eine Art einer schmalen und leichten Barke oder Brigantine, oder ein leichtes Schiff ohne Verdeck, welches leichter als die Brigantine, mit Segeln, und auf jeder Seite mit 6 bis 7 Rudern versehen ist, und vorn und hinten gleiche Steven hat, so daß man auf beyden Enden das Steuer einhängen kann. Sie führt ungefähr 10 bis 12 Personen, und ist sonderlich auf dem mittelländischen und adriatischen Meere gebräuchlich; sie entfernet sich aber nicht vom Ufer.

Felours, ist eine Kupfermünze, in Afrika, und besonders in Mauritanien, die zu Marocco geschlagen wird, und eine Art eines Doppelgroschens ist, wie die französischen zu seyn pflegen. Acht solche Velours machen eine Blanquille (s. Th. V, S. 554). Nach unserer Münze ist ein Felours etwa 2 Pfennige werth.

Fels, s. Felsen.

Fels-Klippe, die steile Klippe eines Felsens; s. Klippe.

Fels-Kresse. 1. Chrysosplenium, siehe unter Kresse.

2. Eine Benennung der Iberis nudicaulis *Linn.*; siehe Iberpflanze, No. 5.

Fels-Stein, s. unter Stein.

Felsen, im Oberd. Fels, L. Cautes, Petra, Rupes, Saxum, Scopulus, Fr. Roc, Roche, Rocher. 1. Eine große Steinmasse, sie mag nun unter der Oberfläche der Erde befindlich seyn, oder in Gestalt eines Berges über dieselbe hervor ragen. S. Stein-Felsen.

2. In engerer Bedeutung begreift man nur diejenigen großen Steinmassen unter dem Namen der Felsen, welche der Bergmann Ganggebirge zu nennen

pflegt, und welche wakig, hornsteinig, quarzig, spathartig, sandartig, kalkartig, jaspißartig, porphyrartig u. s. f. sind. In diesem Verstande nennet der Bergmann alle taube Gänge, von welchen das Erz bereits geschieden ist, Felsen.

Felsen-Fisch, s. unter Kabeljau.

Felsen-Kräutchen, s. Orseille.

Felsen-Krieche, Labrus rupestris *Linn.*; s. Strand-Karausche unter Karausche.

Felsen-Nessel, Seenessel, s. unter Nessel.

Felsen-Rose, s. Cistenröslein.

Felsen-Schwalbe, s. unter Schwalbe.

Felsen-Strauch, Empetrum *L.*; s. Heide-Kraut, No. 5.

Felsen-Werk, in dem Hüttenbaue, gepochte oder zerstoßene Steine, wovon das Erz bereits geschieden ist, Pochmehl.

Felucke, s. Felouque.

Femel, s. Fimmel.

Femer-Stange, s. Deichsel.

Fenage, Fenaison, Heu-Aernde; s. Heu.

Fench, Fench-Gras, eine Art wilder Hirse, Panicum *Linn.*; s. unter Hirse.

Fenchel,(*) L. Fœniculum, Fr. Fenouil, ist nach Tournefort und Ludwig ein eigenes Doldengeschlecht, welches bey der Hauptdolde niemals und nur zuweilen bey den kleinen eine Einwicklung zeigt. Die fünf Blumenblätter sind ungespalten und einander völlig gleich, die Griffel kurz, und die länglichen Samen gestreift und gekrümmt. Hr. v. Linné hat dieses Geschlecht gänzlich ausgerottet, und die Arten desselben theils unter die Dille, theils unter das Sesselkraut vertheilet.

Un-

(*) Im mittlern Lat. Faneulum, im Span. Foncho, Hinojo, im Ital. Finochio, im Franz. Fenouil, im Angels. Fynel, im Schwed. Fenykal, im Engl. Fennel, im Böhm. Fenyki, in den monseeischen Glossen Finachal, im Nieders. Fenkool, welche Namen, so wie der deutsche, insgesamt aus dem Latein. entstanden sind.

Unser gemeiner Fenchel läßt sich von dem Dille, wohin ihn Linné gerechnet hat, leicht dem Samen nach unterscheiden; es ist derselbe mit keinem hervor ragenden häutigen Rande besetzt, dergleichen man an dem Dillsamen wahrnimmt.

Fenchel, (Azorischer) s. Fenchel. (Italiänischer)
Fenchel, (Bär=) Peucedanum *Linn.*; s. Haarstrang.
Fenchel, (Bolognesischer) } s. Fenchel. (Italiänischer)
— — (Florentiner) }
Fenchel, (Frauen=) s. den folgenden Artikel.
Fenchel, (Gemeiner deutscher) Frauenfenchel, Fœniculum vulgare *Offic.* Fœniculum vulgare germanicum *C. B.* & *Tourn.* Fœniculum s. Marathrum vulgatius *Lobel.* Anethum Fœniculum *Linn.* Fr. Fenouil commun, wächst in Frankreich und der Schweitz wild; bey uns wird er auf den Feldern und in den Gärten erzogen. Die langgeschwänzte, dauerhafte Wurzel treibt einen starken, gestreiften, 2 bis 3 Ellen hohen, und in viele Aeste verbreiteten Stängel. Der Blattstiel verbreitet sich am untern Ende in eine bunte Haut, welche den Stängel umgiebt, und trägt große, in etliche gepaarte Flügel getheilte Blätter, deren Blättchen schmal und haarförmig sind. Die Dolden sitzen an den Spitzen der Aeste, sind groß, und die Blümchen gelb. Aus letztern entspringt ein länglicher und halb rundlicher, halb platter Same, welcher am Geschmacke scharf und süßlich, und am Geruche lieblich ist. Die Wurzel riecht wohl, schmeckt aber scharf und etwas bitter.

Der Same, welchen einige vorher in Honigwasser zu weichen pflegen, wird im April auf ein gutes Gartenbeet gesäet. Wenn er erwachsen ist, läßt man die Pflanzen, wenn es den Tag vorher geregnet hat, auf ein wohl gegrabenes Land, welches noch Dünger in sich hat, 1 Schuh weit in die Länge, und 1½ Schuh in die Quere, von einander stecken. Die Stöcke läßt man den Winter über im Lande also stehen, weil sie nicht

leicht, als nur bey trocknem Froste, verderben. Daher pflegen auch einige eine Anzahl Stöcke mit ihren Wurzeln auszuheben, und im Keller oder in Gruben zu verwahren, damit sie im künftigen Frühjahre die Reihen, wo die Stöcke ausgegangen sind, mit frischen wieder besetzen können. Will man sie aber, aus Furcht vor dem Froste, alle in Gruben oder Kellern aufbehalten, so ist es desto sicherer. Im Frühjahre bringt man sie, gedachtermaßen, reihenweise auf ein wohl zubereitetes Land, so daß man dazwischen hin gehen, und, wenn sie in ihre Stängel treiben wollen, das Unkraut mit einer breiten Hacke hinweg schaffen kann. Manche pflegen auch die Stöcke mit Erde anzuhäufeln, wonach ihre Stängel besser in die Höhe wachsen sollen. Wenn nun im August oder September der Same reif zu werden anfängt, geht man zwischen den Reihen behutsam hindurch, damit man die Stängel nicht zerbreche, schneidet die mittelsten und reifsten Dolden ab, und läßt sie auf einem luftigen Boden, oder auch auf ausgebreiteten Tüchern an der Sonne, dürre werden. So lange an den Stängeln noch Samensterne zu finden sind, muß man zum öftern danach sehen, und jedesmal die reifsten abschneiden; denn wenn sie 1 oder 2 Tage zu lange stehen bleiben, fällt der Same gern aus. Im ersten Jahre bringen die Stöcke nicht so viel Samen, als im andern. Hiebey ist noch zu merken, daß der Fenchel niemals drey Jahre nach einander auf einem Lande gut thue, sondern man muß hiezu ein frisches graben und zubereiten lassen.

Von dieser Sorte des Fenchels findet man die Wurzel und den Samen in den Apotheken; jedoch führen die Apotheker und einige Droguisten auch das Kraut, ja wohl die obersten Blumen. Die Wurzel wird unter die fünf größern eröffnenden Wurzeln gezählet, und ist sowohl eingemacht, als uneingemacht, zu haben. Aeußerlich zertheilen dieselben, wie auch das Kraut und

der

der Same, Pflasterweise übergelegt, die vom Stoßen oder Schlagen entstandenen blauen Mäler und Beulen. Sie heilen auch die geschwollenen Brüste der Weiber, und zertheilen die Knoten in denselben. Es widersteht auch die Wurzel allem Gifte, und das Decoct davon wird sonderlich wider den Rauch des Queckfilbers angepriesen, wenn ihn nämlich die Goldarbeiter beym Vergolden mit dem Athem in-sich gezogen haben. Die Samen sind noch kräftiger, als die Wurzeln, und werden daher vorzüglich gebrauchet. Sie waren in vorigen Zeiten ein gewöhnliches Gewürz, und wurden bey mancherley Speisen gebrauchet; jetzt aber bedienen sich ihrer fast allein die Aerzte. Außer den getrockneten Samen, hat man in den Apotheken ein abgezogenes kräftiges Wasser, und ein Oehl, welches in der Kälte gerinnet. Diese zubereiteten Mittel sowohl, als der ganze Same mit Zucker überzogen, (welcher letztere von den Zuckerbäckern und Confitüriers gar öfters unter dem Namen des überzogenen Anises verkaufet, und sonst auch von den Specereyhändlern und Materialisten geführet wird,) oder mit Wasser gelinde abgekocht, werden in vielerley Krankheiten gerühmet. Es kann davon sonderlich der Magen gestärket, die Blähungen abgetrieben, die Schärfe der Säfte verbessert und der Auswurf der schleimigen Feuchtigkeiten durch die Brust befördert werden. Der Fenchel soll auch sonderlich die Augen stärken; man pflegt deswegen den Samen zu käuen, um den Hauch aus dem Munde in die Augen zu blasen, oder mit dem abgezogenen Wasser angefeuchtete Leinwandläppchen auf die Augen zu legen, oder ein besonderes Augenwasser aus den Stängeln des Fenchels zu verfertigen. Die markigen Stängel werden ausgehöhlet, mit gestoßenem Zuckercandis angefüllet, die Oeffnung wieder mit Wachs verschlossen, und in den Keller aufgehänget, da dann nach und nach einige Feuchtigkeit heraus tröpfelt, und mit solcher entweder allein,

oder mit Rosenwasser vermischt, pflegt man die Augen zu benetzen. Daß durch die Blätter und Samen die Milch bey den Säugenden vermehret, der Stein in den Nieren aufgelöset, und der Biß von tollen Hunden geheilet werde, ist wohl eben so ungewiß, als daß die ganze Pflanze, in Suppen oder Brühen abgekocht, die fetten Körper mager machen könne. Nach einer in den Ephem. Nat. Cur. Cent. 7 und 8 befindlichen Beobachtung, hat der Same als Toback geschmaucht, wider hartnäckiges halbseitiges Kopfweh sich vieles Lob erworben. Die Dolden mit den halbreifen Samen, werden zum Einmachen der kleinen Gurken erwählet. Uebrigens ist der Fenchel den Bienen ein überaus angenehmes Gewächs. Auch giebt man Fenchel mit Honig, trächtigen Kühen, wenn ihnen Blut abgeht, und man befürchtet, daß sie verwerfen möchten, auf Brod ein.

Vollständiger Unterricht von Küchengewächsen, Lpz. 1756, 8. S. 385, fgg.
J. BOECLER diss. de fœniculo, Argent. 1732, 4.
Ehrharts ökon. Pflanzenhistorie, 11. Th. Ulm 1761, 8. S. 55, fgg.
GREG. HORSTII obs. de balsamo fœniculi, st. in dessen Obss. med. singul. Lib. XI, obs. 22, und Opp. med. To. II. Norimb. 1660, f.
Reicharts Land= und Gartenschatz, 4. Th. Erf. 1753, 8. S. 108, fgg.
BENJ. SCHARFFII obs. de usu fœniculi in hæmorrhagia narium salutari, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. 3, A. 5. Obs. 85.

Fenchel, (Bär=) Peucedanum *L.*; s. Haar=Strang.

Fenchel, (Italiänischer) auch azorischer, bolognesischer, florentiner und römischer Fenchel genannt, Fœniculum dulce Azoricum *Pluk.* Fœniculum Azoricum humilius, caule carnoso, seminibus recurvis, radice annua *Mill.* Diese Sorte soll ursprünglich auf den azorischen Inseln zu Hause seyn. Sie ist eine lange Zeit in Italien, unter dem Namen Finochio, als ein Salatkraut gezogen worden. Sie wird in Deutschland in wenigen Gärten gezogen, weil guter Same davon nicht leicht zu haben ist. Es hat diese Sorte sehr kurze Stängel, welche gerade über der Oberfläche

fläche des Erdbodens zum Vorschein kommen, 4 bis 5 Zoll breit, und fast eben so dick, fleischig und weich sind. Dieses ist derjenige Theil, den man, wenn er gebleicht worden ist, mit Oehl, Essig und Pfeffer als einen Salat zu essen pflegt. Wenn man diese Pflanzen zum Samen stehen läßt, werden die Stängel nicht über 1½ Schuh hoch, und haben oben an dem Gipfel eine Dolde, die sich sehr weit ausbreitet. Die Samen sind schmal, gekrümmt, hellgelb, sehr süß, und von einem starken Geruche wie der Anieß.

Diese Pflanzen werden auf folgende Art gezogen. Man muß zuvörderst suchen, guten Samen von solchen Personen zu erhalten, welche in der Wahl der Pflanzen sehr sorgfältig gewesen sind; außerdem kann man sich nicht wohl Hoffnung machen, guten Samen zu bekommen. Denn die Pflanzen werden in Samen schießen, ehe sie eine rechte Größe erreichen, und bleiben folglich unbrauchbar. Dieser Same wird in seichte Furchen eines wohl umgegrabenen Beetes von leichter und guter Erde, die weder zu trocken noch zu feucht ist, gestreuet. Die Rinnen oder Furchen müssen nach der Schnur gemachet werden, und wenigstens 2 Fuß weit von einander seyn, damit Platz dazwischen bleibe, den Erdboden zu reinigen und aufzulockern, und Erde an die Gewächse in die Höhe zu legen, wenn sie völlig ausgewachsen sind. In diese Furchen muß der Same ganz dünn geleget werden, weil die Gewächse weit von einander stehen müssen, wenn sie einander nicht die Nahrung entziehen sollen. Indessen, da man auch darauf zu rechnen hat, daß etliche davon eingehen können, so darf der Same nur etwa 2 Zoll weit gesäet werden. Er ist genug bedeckt, wenn ein halber Zoll Erde darauf liegt. Das erstemal kann man ungefähr mitten im Märzmonate säen, und wenn die Saat gelingt, schon im Julius die Gewächse gebrauchen. Hernach kann alle 3 Wochen hinter einander, bis gegen das Ende des

Junius, frisch gesäet werden, so hat man das ganze Jahr hindurch dieses Gewächs zu seinem Gebrauche, bis es zu frieren anfängt. Was man im April, May und Junius säet, dasselbe muß gewissermaßen feuchtern Boden haben, als der zuerst gesäete Same. Der spät im Julius gesäete muß wiederum in trocknern Boden und wärmere Lage kommen. Denn, da die Gewächse nicht eher, als spät im Herbste, zum Gebrauche gut werden, so würden sie wegen zu vieler Kälte oder Nässe, wenn sie in feuchtem Boden ständen, allerley Zufällen unterworfen seyn. Doch, da der Erdboden öfters im Junius und Julius außerordentlich trocken ist, und der Same, dieser Ursache wegen, gern zurück bleibt, so ist es rathsam, die Beete, auf welche er zu solcher Zeit gesäet ist, mit Wasser und Schatten zu versehen. Sollte die trockne Witterung sehr lange anhalten, so müssen die Pflanzen selbst zum öftern begossen werden; in diesem Falle wird eine Rinne an jeder Reihe von Pflanzen gemacht, damit das daran gegossene Wasser nicht ablaufen könne.

Drey oder vier Wochen nach der Saat werden die Gewächse aufgegangen seyn, und alsdann muß alles Unkraut zwischen ihnen sorgfältig ausgehacket, und die Pflanzen so dünn gesetzt werden, daß sie etwa 4 Zoll weit von einander stehen. Wenn bey zunehmendem Wachsthume noch mehr Unkraut hervor kömmt, muß immer von Zeit zu Zeit gegätet, und die Gewächse in der Reihe wenigstens 8 Zoll weit von einander gebracht werden. Sind sie von einer guten Gattung, so werden die Stämme gerade über dem Erdboden ansehnlich stark, und um diese Gegend herum muß die Erde an ihnen erhöhet werden, wie man bey dem Sellerie zu thun pflegt. Dieses geschieht etwa 14 Tage eher, als man sie brauchen will; dadurch werden sie kraus und weich. Die später gesäeten Gewächse werden ebenfalls mit Erde beschüttet, daß sie weiß werden, wenn sie

groß

groß genug dazu sind. Man muß sie hernach mit Erbs- oder anderm Stroh, Moos und dergleichen leichten Sachen, im Herbste zudecken, wenn es stark frieren sollte. Auf solche Weise erhalten sie sich fast bis in die Mitte des Winters hinein. Doch will man angemerkt haben, daß diejenigen Pflanzen, welche solchergestalt im Winter im Lande bleiben, immer schlechtern Samen geben, daß sie nach 3 bis 4 Jahren gänzlich ausarten, und zu gemeinem Fenchel werden sollen. Man muß also entweder alle 3 oder 4 Jahre neuen Samen aus Italien verschreiben, oder man muß die Samenstauden ausheben, und des Winters über in einem Gewächshause aufbewahren, da sie dann zu Ausgange des Aprils wieder in das Land verpflanzet werden können.

Der italiänische Fenchel kann als Spargel, theils an die Speisen, theils zum Salat, gebraucht werden, zumal wenn er aufgebunden und gebleichet wird. In Italien werden die gelblichen Stängel roh mit Salz und Pfeffer, oder Essig, gespeiset. Zum Salat lieben einige das Kraut grün, andere weiß und gebleicht, wie Endivien. Wenn man dasselbe abgeschnitten hat, wächst es wieder nach, so, daß man den ganzen Sommer hindurch, jungen Fenchel zum Salat hat.

Wegen der großen Tugenden dieser Pflanze, sagt der Italiäner: Finochio è pane mi basta, d. h. **Wenn ich Fenchel und Brod habe, so habe ich genug.**

Hannov. Magaz v. J. 1763, St. 68, Col. 1084, fgg.
Hrn. Prof. Beckmann Grundsätze der deutschen Landwirthschaft, S. 242.
v. Justi Götting. Policeyamtsnachr. No. 88, v. J. 1756, S. 350.
Eb. Dess. öcon. Schriften, 1. Band, S. 228 und 147.
Mills prakt. Feldwirthschaft, 4. Band, S. 152 fgg.
Reicharts Land- und Gartenschatz, 4. Th. S. 38, fgg.
Switzers Methode, die ital. Brocóli, Finochi, und andere fremde Küchenkräuter hervor zu bringen, Lpz. 1755, 8. S. 13, fgg.

Fenchel, (Meer-) Bacille, Bacillenkraut, Meerbacillen, Fenchelbacillen, Crithmum maximum *Gesn. Dod.* & *Gerard.* Crithmum s. Fœniculum maritimum

minus *C. B.* Crithmum multis s. Fœniculum marinum *J. B.* Crithmum maritimum, foliis lanceolatis carnosis *Linn.* Fr. Bacile, Perce-pierre, Crête-marine, Crille marine, eine dem Fenchel ähnliche Pflanze, welche an dem Ufer des europäischen Meeres, und auf den Felsen an den Seeküsten wild wächst. Die Wurzel senkt sich tief in die Ritzen der Felsen, ist dick, holzig, ästig und weißlich, und treibt viele saftige Stängel, welche ungefähr anderthalb Fuß lang werden, gemeiniglich auf der Erde liegen, manchmal aber auch gerade stehen. Die Blätter sind ausgezackt, dünn oder schmal, fleischig, in 3 und 3 abgetheilt, von einem Aeppichgeruche und bittern Geschmacke. Die Blumen zeigen sich im Julius, wachsen wie Bollen, davon jede aus 5 gelben Blättern besteht, die wie Rosen gebildet sind. Nach diesen Blüthen erscheinen Samenkörner, 2. und 2 neben einander, platt, auf dem Rücken streifig, weiß, wohlriechend, und von einem scharfen Geschmacke.

Diese Pflanze wächst zwar wild am Meere, wird aber auch bey uns zahm, in den Gärten gefunden, und läßt sich leicht in Scherben erhalten; bleibt das ganze Jahr über grün, da sie auch im Sommer blühet, aber nicht reifen Samen trägt. Die Vermehrung geschieht daher bey uns nur durch Zertheilung der Wurzel. In einigen Gärten, wo man sie in Menge haben will, pflegt man sie auch auf die Mistbeete zu pflanzen.

Die wilde Bacille wird mit Salz und Essig eingemacht, und in Fäßlein zu uns gebracht. Wenn man davon gebrauchen will, muß man sie vorher in laulichem Wasser abwaschen, hernach Essig und Baumöhl darüber gießen, und zu andern Speisen als einen Salat essen. Das zahme Bacillenkraut aber ist zur Speise lieblicher, und wird auf folgende Weise eingemacht. Man sammelt von dem Kraute, ehe es zur Blüthe oder Samen schießt, eine Quantität, nimmt die dicksten Stängel mit ihren saftigen Blättern, wäscht dieselben

sau-

sauber, daß der Sand und die Erde davon komme, leget sie auf ein reines Tuch, und läßt sie 3 Tage also im Schatten liegen; nimmt sodann ein bequemes Fäßchen, bestreuet den Boden mit Salz, leget zuerst eine Lage des Krautes darauf, streuet wieder Salz darüber, und thut dieses so oft, bis das Fäßchen voll ist, gießt zuletzt guten Weinessig darüber, und stellet das Fäßchen an einen trocknen Ort. Damit aber kein Schimmel das Kraut verderbe, sondern dasselbe beständig in der Brühe bleibe, leget man einen hölzernen Teller darüber, uud beschweret ihn mit einem Steine. Wenn man nachher davon brauchen will, muß man nicht mit den Händen hinein greifen, sondern allemal mit einem Löffel oder andern bequemen Instrumente so viel heraus nehmen, als man bedarf; sonst verdirbt das Kraut mit einander.

Die Gartenbacille roh, mit Essig, Baumöhl und ein wenig Salz, als ein Salat zugerichtet, und vor anderer Speise genossen, macht guten Appetit zum Essen, man kann sie auch mit andern Salatkräutern vermischen, oder an Hühner und anderes Fleisch kochen.

Wurzel, Kraut und Samen in Wein oder Wasser gekocht, und die durchgeseihete Brühe Morgens und Abends getrunken, soll bey Beschwerungen des Nieren- und Blasensteines nützlich seyn.

Fenchel, (Moscovitischer) Sternanieß; siehe Th. II, S. 188 f.

Fenchel, (Pferde-) siehe Fenchel. (Wasser)

— — (Römischer) siehe Fenchel. (Italiänischer)

— — Fenchel, (Roß-) siehe Fenchel. (Wasser-)

— — (Sau-) Peucedanum; siehe Haarstrang.

Fenchel, (Süßer) Fœniculum dulce, majore & albo semine *J. B.* Fœniculum dulce, semine majore gustu anisi *Dalechamp.* Fœniculum dulce, foliis decompositis, foliolis longioribus, semine longiore *Mill.* Viele halten den süßen Fenchel bloß für eine Varietät

von

von der gemeinen Sorte; Miller aber verſichert, beyde auf einerley Boden gezogen, und gefunden zu haben, daß ſie allezeit verſchieden geblieben ſind. Die Blätter dieſer Sorte ſind ſehr lang und zart, wachſen zerſtreuter, und endigen ſich nicht mit ſo vielen Spitzen, als der gemeinen Sorten ihre. Die Stängel werden nicht ſo hoch; die Samen ſind länger, ſchmäler, und haben eine hellere Farbe. Man kann ſie, wie den gemeinen Fenchel, fortpflanzen, doch dauern ihre Wurzeln nicht ſo lange. Ihre Samen ſind angenehm ſüß.

Fenchel, (Waſſer-) Pferdeſaat (Niederſ. Peerſaat,) Pferdeſamen, Roßfenchel, Fœniculum aquaticum ſ. equinum; Phellandrium foliis refractis *Hall.* Phellandrium aquaticum, foliorum ramificationibus divaricatis *Linn.* gehört unter die ſchirmtragenden Waſſerpflanzen, welche man in ganz Europa in Waſſergräben findet. Es iſt derſelbe am beſten mit dem Kerbel zu vergleichen. Die Farbe der Stängel, wie auch die übrige Bildung der Blätter und der Blumen des Kerbels haben mit dem Waſſerfenchel eine ſo genaue Aehnlichkeit, daß derjenige, welcher in einem Sumpfe oder halb vertrockneten Teiche eine Pflanze ſieht, die dem Kerbel äußerlich gleichet, und die bey näherer Betrachtung noch gewiſſe eigenthümliche Merkmaale beſitzt, welche ich ſogleich anzeigen werde, ſicher glauben kann, daß er den Waſſerfenchel gefunden habe. C. Bauhin, Lobel und Gesner rechnen dieſe Pflanze unter das Geſchlecht des Schierlinges, und nennen ſie daher Cicuta paluſtris, Cicutaria aquatica, oder Waſſerſchierling; ſie hat aber mit dem Schierlinge nur wenige Aehnlichkeit.

Die Wurzel iſt auswendig haaricht, inwendig ſchwammicht, ſehr leicht und weich, ſo, daß man ſie ſelten ganz aus dem Sumpfe heraus ziehen kann. Der Stängel iſt gemeiniglich 3 bis 4 Daumen dick, doch überſteigt er bisweilen bey einem höhern Alter die Dicke eines Armes. Er ſchießt 2 bis 3 Ellen lang auf der

Flä-

Fläche des Wassers fort, am Ende aber erhebt er sich über das Wasser gerade in die Höhe, und theilt sich in viele Zweige. Aeußerlich ist er streifig, inwendig hohl, und mit vielen, etwa eine Spanne lang von einander stehenden Absätzen versehen, welche eine grüngelbliche Farbe haben, und fast dem Bambusrohre gleichen. Diese Absätze sind, so weit sie das Wasser berühren, rings herum mit ziemlich langen Fasern besetzt, welche aber, je mehr der Stängel sich aus dem Wasser erhebet, nach und nach verschwinden. Die Zweige, welche sich wie Flügel ausbreiten, haben zerkerbte Blätter, welche äusserlich eine grün glänzende, inwendig aber eine matte Farbe besitzen, und vollkommen dem Kerbel gleichen. Die Spitzen des Stängels und der Zweige bekommen im Jun. und Julius Schirme von mäßiger Größe, welche mit fünf blätterigen weißen Blümchen besetzt sind. Wenn die Blüthe abgefallen ist, kömmt ein länglich runder gestreifter Same zum Vorschein, welcher gelbgrün aussieht, und fast die Größe des Dillsamens hat. Es schmeckt derselbe fast wie der Liebstöckel-(Levisticum) Same, ist aber etwas gelinder und angenehmer; und so verhält es sich auch selbst mit dem Kraute.

Diese Pflanze verlangt einen feuchten, schattigen, und am liebsten einen sumpfigen Boden, und gedeihet nicht zur Vollkommenheit, wenn man ihren Samen in ein trocknes, der Sonne ausgesetztes Erdreich wirft. Wenn man den 1 Jahr alten Samen, welcher seine völlige Reife erhalten hat, in einen reinen Sumpf säet, so kömmt die Pflanze in 14 Tagen in ihrer völligen Schönheit hervor, und erreicht in einer Zeit von 4 bis 5 Wochen, die Länge von 3, und oft bis 4 Ellen. Der Same erlangt in der Mitte des Augusts seine völlige Reife.

Ehemals hielt man den Wasserfenchel für ein starkes Gift, welches besonders den Pferden äußerst schädlich wäre, und befahl daher, es mit aller Macht von Weiden und Wiesen auszurotten. Man schrieb, hauptsächlich

lich in Schweden, dem häufigen Genusse desselben die Entstehung ganzer Seuchen zu; wiederholte, sichere und sorgfältig angestellte Erfahrungen aber zeigten, daß die Pflanze nicht nur unschädlich sey, und daß der Schade, den sie verursachet haben sollte, vielmehr von der in ihrem Stängel sich aufhaltenden Larve einer Art des Rüsselkäfers (Curculio paraplecticus) herrühre, sondern daß auch ihr gewürzhafter Same ein vortreffliches Mittel wider den Rotz, das Erhitzen, das Verfangen, den Husten, und alle äußerliche Verletzungen der Pferde sey. Eben dieser Same, wenn er in der Mitte des Augusts reif gesammelt, von Hülsen und Sande rein gemacht, in einem Mörser zerstoßen, und durch ein Haarsieb gesiebet wird, leistet, nach den Erfahrungen des Hrn. D. Ernsting, und Lange, roh, zerstoßen, und zu einem Suppenlöffel voll Morgens nüchtern auf einem ungesalzenen Butterbrode so lange genossen, bis sich einige Besserung zeigt, oder in seinem gebrannten Wasser, auch in verschiedenen Krankheiten der Menschen, in allerley Arten frischer Wunden, bey Quetschungen und Zerstoßungen der äußern Theile, in Beinbrüchen, in alten bös- und krebsartigen Geschwüren, in dem Blutspeyen und der Lungensucht, die von einer widernatürlichen Ergießung des Blutes, außer seinen Gefäßen herkömmt, in dem Mutterweh, in der Engbrüstigkeit, in dem Scharbocke, in allen Arten von Wechselfiebern, bey verschlossenen Winden, in Nabel- und Leistenbrüchen, sehr gute Dienste.

Das frische Kraut, wenn es mit dem Bettstrohe vermenget wird, soll ein sehr kräftiges und fast untriegliches Mittel wider die Wanzen seyn.

Phellandrologia physico medica, s. exercitatio physico-medica de medicamento novo, vulgo Peer-Saat dicto, & multis in morbis tam hominum quam animalium celebrato, jam vero experimentis physico-chymicis & observationibus medicis illustrato, ab ARTH. CONR. ERNSTINGIO. Brunsv. 1739. 4. 6. B. 8. 1 K. T.

EL. FRID.

EL. ERID. HEISTERI obs. de Phellandrio, fœniculo equino s. aquatico vulgu dicto, st. in Act. phys. med. Acad. N. C. Vol. V, Obs. 139.

J. B. Hoffmanns Nachricht von einer besondern Cur, so durch Wasserfenchel geschehen, st. im 80. St. der gel. Beytr. zu den Braunschw. Anz. v. J. 1772. Der Hr. Verf. erzählt eine Geschichte von der balsamischen Kraft und besondern Wirkung des Wasserfenchels in Heilung sehr böser fauler Geschwüre.

J. H. Langens Abhandlung vom Wasserfenchel, und dessen großen Nutzen in der Medicin, st. im 104. St. der gel. Beytr. zu den Braunschw. Anz v. J. 1761.

Die heilsamen und höchst wunderbaren Wirkungen des Wasserfenchels oder der so genannten Peersat, bey verschiedenen Krankheiten des mensch. Körpers, von eben demselben. Frf. und Lpz. 1771, gr. 8. 3½ B. n. 1 K. T.

S. auch dessen Vorrede zu seinem Arzt für alle Menschen, Lüneb. 1777, 8.

Dan. Gottfr. Schrebers ökonomische Beschreibung des Wasserschierlinges, st. in dessen Sammlung verschied. Schriften ꝛc. 3. Th. Halle 1758, gr. 8. S. 65, f.

Fenchel-Apfel, eine Winteräpfelsorte; s. unter *Malum*.

Fenchel-Bacillen; siehe oben, S. 553.

Fenchel-Gurke, kleine mit Fenchel in Essig eingelegte Gurken, welche auch Essiggurken und Pfeffergurken genannt werden; siehe unter Gurke.

Fenchel-Hirse, Panicum, *Linn.*; Hirse.

Fenchel-Holz, siehe Sassafraß.

Fenn, das Fenn, oder die Fenne, ein nur im Nieders. bekanntes Wort, ein sumpfiges Stück Landes auszudrucken. Schlammige Wiesen heißen in der Mark Brandenburg ein Fenn. Im Holsteinischen ist ein jedes mit Gräben umgebenes und dadurch urbar gemachtes Stück Landes, eine Fenne.

Fenn-Beere, Vaccinium oxycoccos *L.*; s. Mos-Beere.

Fenne, siehe Fenn.

Fenouil, siehe Fenchel.

Fenouillet, Fenouillette, Fenchelapfel; s. unter *Malum*.

Fenster, (*) L. Fenestra, Fr. Fenêtre. 1. Diejenige Oeffnung in einer Mauer oder Wand, durch welche das

(*) Dieses Wort lautet schon bey dem Willeram Venstro, unter den schwäbischen Kaisern Venster und im Diminut. Vensterlin, im Nieders. Finster, im Schwed. Fönster, im Wallis. Ffenestr,

das Licht in ein Zimmer fällt. An das Fenster treten. Zum Fenster hinaussehen. Sich in das Fenster legen. Aus hohen Fenstern sehen, figürl. stolz thun.

2. Diejenige Materie, womit diese Oeffnung ausgefüllet wird, und welche das Licht durchläßt, nebst ihrem Rahmen.

Die Fenster sind zur Bequemlichkeit nothwendig, können aber auch zugleich zur Verschönerung eines Gebäudes dienen, dessen Außenseite weder mit Säulen noch Pfeilern verziert sind, und die ein allzu kahles Ansehen haben würden, wenn das Einförmige nicht durch eine geschickte Austheilung der Fenster unterbrochen wäre.

Die Fenster sind in Ansehung ihrer Gestalt sehr verschieden; denn man hat Kirchenfenster, Fenster zu den Wohngebäuden, Gewächshausfenster, Mistbeetfenster, und Stallfenster.

Die Kirchenfenster können keine Proportion haben, weil die Gestalten der Kirchen sehr verschieden sind. Daher richten sich solche sonderlich nach der Höhe des Gebäudes, und nach dem Zwischenraume der Pfeiler; denn wo solche schmal ist, müssen auch nothwendig die Fenster schmal werden, damit auch die Mauern durch eine allzu große Oeffnung nicht geschwächet werden. Es müssen daher solche Fenster nur 2 Felder neben einander, hingegen 6 9, bis 14 Felder über einander haben, da dann ein Feld $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß breit, und auch wohl so hoch und höher seyn kann. Ist aber der

Zwi-

Ffeneſtr, im Epirot. Fnieſtra. Es ist unstreitig aus dem Lat. Fenestra entlehnet, zumal da die übrigen nördlichen und abendländischen Europäer ihre ganze heutige Bauart aus Italien bekommen haben. Indessen kann es seyn, daß dieses Wort, wenigstens der ersten Hälfte nach, von dem Goth. und Isländ. Fon, Feuer, Licht, Griech. φεγγος, Glanz, φαινομαι, ich scheine, und Hebr. בנה, zeigen, sehen, abstammet. Im Oberd. hat man statt dieses Wortes auch Beye, Peye, welches mit dem Franz. Baye, Bée und béer überein kömmt.

Zwischenraum der Pfeiler an der Mauer weiter, so werden auch die Fenster nach Befinden breiter, und bekommen 3 bis 4 Fenster neben einander. Diese Fenster aber sind, in Ansehung ihrer Höhe und Breite, nicht zu bestimmen; denn es müssen dieselben sich allemal nach der Größe der Kirchen, und dem daselbst befindlichen Raume richten.

Die Kirchenfensterrahmen sind, nach Verschiedenheit ihrer Größe, entweder von Holz oder Stein. Letztere bestehen aus steinernen Pfosten, und eisernen zusammen geschraubten Schienen, und werden vornämlich in großen Kirchen gebraucht. Die Größe dieser Fenster, und die mehrere oder wenigere Beschwerlichkeit bey dem Einsetzen derselben, erhöhet oder mindert deren Preise.

Eine Berechnung der Kosten eines Kirchenfensters mit Glastafeln, findet man in Augermanns allgem. pract. Civilbaukunst, Halle, 1766, gr. 8. S. 332, f. und 7 Anschläge zu Kirchenfenstern, von verschiedener Höhe, und Breite, in No. 27 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1776, S. 248.

Die Verfertigung der geschmiedeten eisernen Rahmen der Kirchenfenster, wird in des Hrn. Duhamel Schlösserkunst, (im IX. B. des übers. Schauplatzes der Künste und Handwerke, Leipz. und Königsb. 1769, gr. 4. S. 169, fgg.) beschrieben.

In den alten Zeiten pflegte man die Kirchenfenster über und über zu bemalen, (s. den Art. Glasmalerey,) daß kein genugsames Licht in die Kirchen fallen konnte. Wenn die Malerey in den Fenstern nicht so gewaltig überhand genommen hätte, sondern man nur ganz sparsam damit umgegangen wäre, und z. B. die Ränder der Fenster mit einer zarten gemalten Einfassung versehen hätte, so würde solches gewiß ganz artig gelassen haben, und in den großen Kirchenfenstern, wenn sie nicht mit überflüssigem Bley, so ebenfalls viel Licht benimmt, angefüllt gewesen wären, noch Platz genug zum Lichtgeben übrig geblieben seyn.

Bey Anlegung der Fenster in den Wohngebäuden, muß der Baumeister auf ihre doppelte Bestimmung, nämlich ihren wesentlichen Nutzen zur Erleuchtung, und ihre Verschönerung der Außenseiten, Acht haben. Beydes verdient eine nähere Betrachtung.

In Ansehung der Erleuchtung, muß man voraus setzen, daß ein Zimmer sowohl Ueberfluß als Mangel an Licht haben könne. Das letzte ist außer Zweifel; das erstere wird durch die Grundsätze der Malerkunst offenbar, nach welcher der Ueberfluß des Lichtes ein Gemälde matt machet. In einem Zimmer nehmen sich die Personen und Sachen bey einem gemäßigten Lichte besser aus, als beym überflüssigen, welches auch in andern Umständen blendet. Der Baumeister hat also hierin sich zu bemühen, daß er das rechte Maß treffe. Dieses geschieht, wenn die Wand, an welcher die Fenster sind, ungefähr dem Lichte eben so viel verschlossenen, als offenen Raum hat, oder auch etwas mehr, so, daß allemal zwischen zwey Fenstern ein Pfeiler stehe, der wenigstens die Breite eines Fensters habe. Es ist eine unangenehme Sache, wenn ein Zimmer einer Laterne gleichet, und dem Lichte überall offen steht. Auch soll man, ohne die höchste Noth, die Fenster nicht an zwo auf einander stoßenden Wänden machen; denn dadurch bekömmt das Zimmer zwey sich kreuzende Lichter, welches unangenehme doppelte Schatten und Halbschatten verursacher, und in vielen Fällen blendet. Man thut so gar wohl, wenn man die Erleuchtung von zwoen einander gegenüber stehenden Wänden vermeidet.

Bey der Erleuchtung hat man auch auf die Größe der Fenster zu sehen; diese aber muß der Höhe der Zimmer angemessen seyn. In ordentlichen Wohnzimmern, welche 12 bis 14 Fuß hoch sind, scheint die Höhe der Fenster von ungefähr 8 Fuß die besten zu seyn. Ihre beste Stellung aber scheint die zu seyn, da von dem obersten Rande des Fensters bis an die Decke, ein Raum von

zween

zween bis dritthalb Fuß ist, wodurch denn auch die Höhe der Mauer oder Wand unter dem Fenster, oder der so genannten Brüstung (Brustlehne, Brustmauer) bestimmet wird. Damit aber die Winkel an den halben Pfeilern, und der Platz hinter den ganzen Pfeilern, nicht gar zu dunkel werden, so muß man die Ausschnitte der Fenster schräge machen, und die Pfeiler inwendig verschmälern, und zwar desto mehr, je dicker die Mauern sind. Der schräge inwendige Ausschnitt der Mauer, welchen man die Schmiege, Fr. Ebrasement, Embrasement, Ebrasure oder Embrasure, nennet, ist hinlänglich, wenn auf jeden Fuß der Mauerdicke 2 Zoll gerechnet werden.

Die Brüstung unter dem Fenster, muß bey gewöhnlichen Fenstern 3 Fuß Höhe haben. Bey 3 Fußen hat der Mensch ein Hauptgelenk, wen er sich biegen und zum Fenster hinaus sehen will. Ist nun die Brüstung höher, so stößt er mit dem Leibe gegen dieselbe; ist sie hingegen niedriger, als 3 Fuß, so läuft er Gefahr, beym Hinaussehen das Uebergewicht zu bekommmen und hinaus zu stürzen. Siehe auch Th. VI, S. 141, f.

Es geschieht sehr oft, das die äußere Anordnung der Fenster mit der innern streitet, so daß jede für das Fenster einen besondern Platz erfordert. In diesen Fällen hat der Baumeister die größte Ueberlegung nöthig. Denn da ein Fehler unvermeidlich ist, so kömmt es darauf an, daß er am geschicktesten versteckt werde. Wenn z. B. das Aeußere eine Anordnung der Fenster erforderte, wodurch in einem Zimmer die beyden Winkel an den letzten Fenstern ungleich würden, welches allemal ein Fehler wäre, so könnte man sich einiger Maßen durch Verstärkung oder Verschwächung der innern Mauern, welche das Zimmer einschließen, helfen. Ueberhaupt muß man, wo es immer möglich ist, den Fehler lieber inwendig, als von außen, hinbringen. Sollten aber wichtige Ursachen dieses hindern, so muß man ihn von außen durch geschickte Hülfsmittel zu verbergen suchen.

Die alten Griechen und Römer liebten in den Zimmern, ein von der Höhe einfallendes Licht, so, daß die Fenster in hohen Zimmern erst 12 oder mehr Fuß von der Erde angeleget, und ziemlich klein waren. Diese Erleuchtung hat ihre Vortheile, wiewohl sie wenig mehr gebraucht wird, indem man jetzt die Aussichten aus den Zimmern liebet.

S. Winkelmanns Anmerkungen über die Baukunst der Alten, S. 41.

Die äußere Anordnung der Fenster erfordert die meiste Ueberlegung. Sie geben den Außenseiten, welche nicht mit Säulen oder Pilastern geziert sind, das vornehmste Ansehen, und vertreten die Stelle der Felder an einer geraden Fläche. Sie müssen nach den Grundsätzen der Regelmäßigkeit und der Eurythmie gesetzet, und nach den guten Verhältnissen und der Zusammenstimmung angeleget werden.

Die Regelmäßigkeit erfordert, daß alle Fenster eines Stockwerkes (Geschosses) auf gleichen wagerechten Linien stehen, und gleich groß seyn, wiewohl dieses letztere bisweilen eine Ausnahme leidet. Ferner, daß die Wände alle senkrecht, und die Fenster der verschiedenen Stockwerge gerade auf einander treffen. Die Regeln der guten Verhältnisse erfordern, daß weder die Oeffnungen, noch das Volle der Mauer, zu sehr hervor steche. Es scheint allemal besser zu seyn, ehe mehr volle Mauer, als Fenster, zu machen, welches auch der innern Erleuchtung zu Statten kömmt.

Die Fenster müssen sowohl neben einander in gerader Linie liegen, als auch über einander in gerader Linie stehen. Neben einander müssen sie in gerader Linie, der Nothwendigkeit und Schönheit wegen, liegen, weil die Fußböden in jeder Etage in gerader Linie fort gehen, und darüber die Fenster 3 Fuß hoch, oder doch gleich hoch, erhaben seyn müssen, wie aus dem Folgenden erhellen wird. Was die Schönheit betrifft, so gefällt die gerade Linie bey den Fenstern, gegen auf- und niedergestellte Fenster, dem Auge so, wie die in einer Allee gesetzten Bäume gegen die auf einem Landwehrgraben aufgewachsenen Eichen. Ueber einander aber müssen sie der Stärke und Schönheit wegen gestellet werden. Die Räume oder so genannten Schäfte

zwischen

zwischen den Fenstern sind wirkliche Pfeiler. Sollten nun die Fenster nicht in gerader Linie über einander, und ein Pfeiler also über eine Fensteröffnung zu stehen kommen, so würde ein solcher darüber gesetzter Pfeiler schlecht gegründet stehen. Dem Auge gefallen gerade neben und über einander gestellte Fenster, gegen hin und wieder gesetzte, wie die in einem Garten nach geraden Linien gestellten Obstbäume gegen einen wild aufgewachsenen Wald.

Bey einem Gebäude, wo von außen immer auf die ganze Masse gesehen wird, ist das Einfache dem Ueberladenen allemal vorzuziehen. Eine Außenseite ohne alle Fenster, oder mit sehr wenigen, ist auch bey dem großen oder fast gänzlichen Mangel des Mannigfältigen ganz erträglich, da hingegen der Ueberfluß der Fenster, und anderer zum Mannigfältigen gehörigen Stücke, ekelhaft ist.

In gemeinen Wohnhäusern läßt sich die Anzahl der Fenster in einer Reihe der Außenseite leicht bestimmen. Man theilet die ganze Breite der Außenseite durch die doppelte Zahl der Fuße einer Fensterbreite, oder durch dieselbe Zahl etwas größer genommen; der Quotient giebt die Anzahl der Fenster. Wir wollen den Fall setzen, ein Gebäude sey 56 Fuß breit, und man habe die Breite der Fenster auf 4 Fuß gesetzt, so theile man 56 durch 8. Der Quotient 7 zeigt an, daß 7 Fenster angebracht werden müssen. Alsdann ist in der Breite der Außenseite so viel Mauer, als Oeffnung. Wollte man weniger Fenster haben, so theile man die Breite der Außenseite durch eine etwas größere Zahl. Wenn z. B. die Länge der Seite 80 Fuß und die Fensterbreite 4 Fuß wäre, so theile man sie nicht durch 8 sondern durch 10, so hätte man 8 Fenster, und alle Fenster zusammen machten die Summe der Oeffnungen 32 Fuß; die Summe der Pfeiler aber wäre 48 Fuß.

Hiebey kommen aber verschiedene Betrachtungen vor, welche zu wichtigen Ausnahmen dieser Regeln Gelegenheit geben. Erstlich ist in den Hauptaußenseiten, wo die Thüren und Portale stehen müssen, eine ungerade Zahl der Fenster nöthig;

dieses erfordert die Eurythmie, damit die Thüre in die Mitte kommen könne. Danach muß sich die Eintheilung der Außenseiten in Fenster und Pfeiler richten. Daher muß man die Länge der Außenseiten allemal durch eine solche Zahl theilen, daß der Quotient eine ungerade Zahl werde, z. B. 5, 7, 9, 11. Dieser Betrachtung zu gefallen, muß man entweder die Breite der Pfeiler oder der Fenster etwas vermindern, oder vermehren. Gesetzt, die Breite der Außenseite sey 48 Fuß, und man könnte dem Fenster höchstens 4 Fuß breite geben. Wollte man nun die Zahl 48 durch 8 theilen, so bekäme man für die Anzahl der Fenster 6 welches eine gerade Zahl ist. Daraus aber folget, daß man entweder 5 oder 7 Fenster machen müsse. Zu einem von beyden muß man sich entschließen. Leidet es die innere Einrichtung, so muß man allemal die kleinere Zahl der größern vorziehen. Gesetzt also, man wollte nur 5 Fenster machen, so nähmen sie 20 Fuß von der Breite ein, die Pfeiler aber 28 Fuß, welches für einen Pfeiler $5\frac{2}{3}$ Fuß gäbe. Fände man nun, daß die Pfeiler für die innere Erleuchtung zu groß wären, so muß man auf Mittel bedacht seyn, durch einen Kunstgriff diesem Fehler abzuhelfen.

Man setze den Fall: die höchste Breite der Pfeiler soll $4\frac{1}{2}$ Fuß seyn, so, daß alle 5 Pfeiler $22\frac{1}{2}$ Fuß betrügen, so bleiben von dem Raume, den sie einnehmen müssen, noch $5\frac{1}{2}$ Fuß übrig. Diese suchte man dergestalt in die Mitte zu bringen, das man dem Fenster in der Mitte etwa einen halben Fuß mehr, jedem Pfeiler daran etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß mehr, und den beyden halben Eckpfeilern das übrige gäbe. Diese Ungleichheit aber läßt sich sowohl von außen, als auch, wenn man es nöthig findet, von innen verstecken. Von außen, wenn man die breiten Pfeiler am mittlern Fenster durch Verkröpfung oder Wandpfeiler in eine Gleichheit mit den andern bringt; von innen, durch Verstärkung der Mauer, wie schon vorher erinnert worden ist.

Wenn die ganze Breite oder Länge der Außenseite sich nicht so will theilen lassen, daß der Quotient eine ungerade Zahl wird: so kann man sich auch dadurch helfen, daß man gleich einen Theil für die besondere Mitte des Gebäudes davon nimmt, damit das übrige einen geraden Quotienten bekomme; alsdann sucht man die abgeschnittene Zahl für die Mitte auf eine geschickte Weise einzutheilen, wie vorher gedacht worden ist. z. B. die Länge wäre 96 Fuß, und man wollte sie gern durch 8 theilen, d. i. jedem Fenster 4 Fuß, und jedem Pfeiler eben so viel, geben. Weil nun auf diese Weise ein gerader Quotient heraus

käme,

käme, so nehme man 16 Fuß für die Mitte ab, und theile den Rest 80 durch 8, so bekömmt man die Anzahl der 8 Fenster. Die Mitte, welche 16 Fuß beträgt, sondere man durch Vortretung oder Einziehung von dem andern ab, und suche ihr eine besondere geschickte Eintheilung zu geben. Sollte, nachdem alles festgesetzt worden ist, sich finden, daß das mittelste Fenster, dem guten Ansehen zum Nachtheil, zu breit oder zu schmal ist, so kann man ihm im ersten Falle durch eine schmälere, im andern durch eine breitere Einfassung etwas helfen.

Die Methode, welche man an vielen Wohnhäusern anbringt, da man der geraden Zahl Fenster nicht hat ausweichen wollen, die Thür an ein Ende der Außenseite zu setzen, giebt oft der innern Eintheilung ziemliche Vortheile; doch steht sie nicht allzu gut für das Ansehen der Außenseite.

Mit der Höhe der Fenster ist der Baumeister weniger gezwungen, weil er die Höhe des ganzen Gebäudes mehr in seiner Gewalt hat, als die Breite desselben. Es muß aber die Höhe sowohl des ganzen Gebäudes, als jeden Stockwerkes, so genommen werden, daß zwischen zwey über einander stehenden Fenstern eine hinlängliche Masse Mauer sey, ungefähr so hoch als ein Fenster, und daß die Gebälke oder Gesimse, welche über den Fenstern weg gehen, ihren vollen Platz haben, und das Fenster nicht einzudrücken scheinen. Am allerungereimtesten ist der Fehler, der doch in einigen prächtigen Gebäuden, wie an dem königl. Schlosse in Berlin, begangen worden ist, da die obersten Halbfenster in das Gebälke hinein treten.

Ueber das Verhältniß der Höhe der Fenster zu der Breite, haben wir wenig anzumerken. Man hat gefunden, daß diejenigen Fenster am besten stehen, welche ungefähr halb so breit, als hoch, sind. Merklich höher, bekommen sie ein zu leichtes Ansehen, und nähern sich dem Ansehen bloßer Ritzen in der Mauer. Merklich niedriger, scheinen sie zu schwer und zu plump. Indessen lehrt die Erfahrung, daß die halben Fenster in Attiken, und halben Etagen, wenn sie ungefähr so hoch, wie

breit,

breit, oder etwas höher sind, das Ansehen der Gebäude eben nicht verderben.

Gewöhnliche Fenster in den allerschlechtesten Häusern müssen 3 Fuß breit, und können noch einmal so hoch seyn; am besten aber ist es, wenn man ihre Oeffnungen so groß, als die gewöhnlichen Thüröffnungen, machet und sie auch in der Grösse bey ansehnlichern Häusern so zunehmen läßt, wie die Größe der gewöhnlichen Thüren zunimmt.

Daß man sie nicht schmäler, als 3 Fuß nimmt, geschieht, weil sie gar zu wenig Licht geben, und zwo Personen nicht zu gleicher Zeit davor stehen, und zugleich heraus sehen können. Ueber 5, oder gar 6 Fuß dieselben breit zu machen, wäre überflüssig und schädlich, weil ein Fenster von 5 Fuß Breite meistentheils dreymal so viel, und eins von 6 Fuß viermal so viel Licht, als eines von 3 Fuß Breite, und also Licht genug giebt. Wollte man es breiter, als 5 oder 6 Fuß machen, so bürdet man dem Theile der Mauer oder Wand über dem Fenster, welcher das Fenster oben schließt, oder dem so genannten Fensterſturz, (Fr. Fermeture, Linteau) zu viel Last auf, daß er leicht brechen kann.

Daß wan die Fenster höher als breiter macht, geschieht der Gemächlichkeit und der Stärke wegen. Denn, wollte man sie breit, und nicht hoch machen, und sie nahe an die Decke setzen, so würden sie zwar Licht genug in das Zimmer geben, man würde aber nicht heraus sehen können, man müßte denn eine Treppe ansetzen, und dadurch das Zimmer beengen. Wollte man sie niedrig legen, daß man füglich heraus sehen könnte, so würde, vornämlich in Städten, das von oben herab fallende Tageslicht nicht vieles von dem Zimmer, und dasjenige, was ein wenig in dem Zimmer, erhaben ist, gar nicht erleuchten; und in beyden Fällen würde der Sturz sehr breit werden, und dadurch die aufliegende Last nicht so gut, als ein schmaler, tragen können. Die Proportion der Höhe zur Breite, nimmt man gern wie 1 zu 2.

Einige wollen die Fenster in der zweyten Etage höher, als in der ersten, und die in der dritten höher, als in der zweyten, u. s. f. machen, und zwar wegen einer optischen Nothwendigkeit, weil die höheren Sachen einen kleinern Augenwinkel machen, und man ihnen durch die Erhöhung der Fenster zu Hülfe kommen könnte. Ich halte aber diese Subtilität, welche man vom Vitruv lernen wollen, für unnütz, weil das Aug schon ungefähr weiß, ob es eine Sache recht- oder schiefwinke-

lig

lig ansieht, und wenn es bey dem schiefwinkeligen Ansehen einen kleinern Augenwinkel erhält, daß darum die Sache nicht kleiner ist; sondern es beurtheilt der Sachen Größe nach dem schiefen Winkel. Ueberdieß würde auch, wenn man den optischen Kunstgriff brauchen wollte, die Frage entstehen, nach welchem Puncte der Aussicht die Einrichtung der Erhöhung zu machen sey; und man würde unzählige Puncte vor sich finden, die auch verschiedene Erhöhung erfordern würden. Daß man der zweyten Etage, falls dieselbe als ein Prachtgeschoß (Bel-Etage, s. Th. XI, S. 663) gelten und die vornehmsten Zimmer erhalten soll, höhere Fenster, als der untern giebt, thut man wegen des jetzt gedachten Vorzuges der ansehnlichen Zimmer; sonst könnten die Fenster der untern Etage höher, als der zweyten, und je höher die Etagen lägen, die Fenster immer niedriger gemacht werden, weil die höhern dem Tageslichte mehr ausgesetzt sind, als die untern, und also hinlänglich Licht geben, wenn sie auch niedrig gemacht werden. Wollte man also folgende Proportion beobachten, und in der ersten Etage die Höhe der Fenster zur Breite, wie 2 zu 1; in der zweyten, wie 12 zu 7; in der dritten, wie 12 zu 8; in der vierten, wie 12 zu 9; in der fünften, wie 12 zu 10 ꝛc. einrichten, so würde man nicht unrecht thun. Es ist aber auch nicht unrecht gethan, daß man in den völligen Etagen gleichhohe Fenster setzt, in den Halbetagen oder Zwischenstockwerken (Entresole, s. Th. XI, S. 76) aber, wenn man solche über die völligen Etagen leget, auch Halbfenster machet, von welchen ich weiter unten sprechen werde.

In Ansehung der Figur, gehen die meisten Stimmen der Kenner auf das Viereckige; die am ekelsten sind, verwerfen alle Fenster mit Bogen, sie seyn voll, oder gedruckt. Diese scheinen den feinsten Geschmack zu haben. Doch kann man nicht sagen, daß die sehr niedrigen Bogen die Schönheit der Fenster ganz verstellen. Fenster mit völlig halbrunden Bogen, zumal wenn sie enge an einander stehen, und Bänder oder Gesimse über die Fenster hinlaufen, haben in der That etwas sehr beleidigendes. Dieses haben die Alten so sehr gefühlet, daß sie nicht einmal ihre Thüren mit Bogen gemacht haben.

Es fallen heut zu Tage einige darauf, daß sie bey hölzernen Häusern den Riegel über den Fenstern nach einem flachen Bogenstücke aushöhlen, als wenn er gewölbt wäre, weil eine Zirkellinie besser, als eine gerade, in das Auge fällt. Nun ist letzteres zwar wahr; allein, die Schönheit muß auch nicht wider die Natur und Stärke streiten, nämlich die Biegung soll als ein Gewölbebogen lassen, da man doch aller Orten wahrnehmen kann, daß Holz vorhanden ist; und überdieß schwächet die Aushölung das Riegelholzes ohne Noth. An gemauerten Häusern, ist ein Bogen bey den Keller- und Halbfenstern nach einem sechsten Theile des Zirkels noch eher zu zugeben, indem beyde dadurch mehr Stärke erlangen, weil ein gewölbter Bogen noch eher zum Tragen fähig ist, als ein gerader Sturz, welches auch die Ursache ist, warum man den Platz über den Schmiegen der Fenster und Thüren mit einem Bogen und nicht mit einem geraden Gewölbe, zumauert. Die Kellerfenster haben das ganze Gebäude über sich, und die Halbfenster das Dach zu tragen; sie können also durch den Bogen gar wohl eine Verstärkung bekommen.

Fenster müssen nothwendig eine Einfassung haben; siehe den Art. Oeffnung. Diese Einfassungen Fig. 632, sind von verschiedener Gattung; nämlich: 1) ganz glatte; 2) Einfassungen, die den Architraven der Säulenordnung die Glieder abborgen; 3) Einfassungen, die außer den Architravsgliedern über dem Sturz, noch einen Borten (Fries) und eine Kranzleiste haben; 4) Einfassungen, die einen Fronton haben; und endlich 5) Einfassungen, die nach heutiger Mode andere als Architravsglieder haben, und wohl noch mit Groteskerie versehen sind, und aus Bildhauerarbeit allerley Verzierungen erhalten.

Die ganz glatten Einfassungen schicken sich am besten an schlechte Häuser, nicht aber an solche, wo Säulenordnungen angebracht sind, es wäre denn nur toscanische Ordnung, oder bey bäurischem Werke. (*) Siehe A, Fig. 632. Diese Einfassung

(*) Bäuerisches Werk, Lat. Opus rusticum, Fr. Bossage Rustique, nennet man in der Baukunst, wenn eine Mauer nicht glatt abgeputzet, sondern mit grob behauenen Steinen überkleidet, oder doch so mit Kalk beworfen wird, daß sie aus dem Groben gehauenen Steinen ähnlich steht; s. Th. VI, S. 249.

fassung zur Breite den fünften Theil des Fensters im Lichten.

B, stellet eine Fenstereinfassung der zweyten Gattung vor. Es gleichet nämlich dieselbe einem Architrav, der rings um des Fensters Oeffnung geht, und aus der dorischen Ordnung genommen ist; daher man sie auch die dorische Einfassung nennen kann. Sie ist nicht gar zu schlecht, doch auch nicht überflüssig ausgeziert.

C, ist eine Einfassung der dritten Gattung, nämlich mit einem Borten und Kranze, so aus der ionischen Ordnung genommen ist; daher diese Einfassung die ionische heißen kann. An den beyden Ecken unter dem Borten, ist die Einfassung oder der sich herunter ziehende Architrav verkröpft, welche Verzierung man halbe Eckzierden nennen kann.

D, bildet eine Einfassung der dritten Gattung ab, indem sie oben einen Borten und Kranz hat; unter den Borten aber sind volle Eckzierden, und das Simswerk ist deutsch; insonderheit ist die Einfassung aus dem Architrave der deutschen Ordnung genommen. Am Kranze sollten billig Sparrenköpfe seyn; allein, weil die Fenstereinfassungen enge und klein fallen, läßt man sie lieber gar weg.

E, ist eine Einfassung der vierten Gattung. Sie hat einen dreyeckigen Fronton, von dessen Gestalt und Bildung ich im Art. Fronton handeln werde. Die eigentliche Einfassung ist aus dem römischen Architrave genommen, und mit vollen Eckzierden an allen vier Ecken versehen, weshalb sie eine römische Einfassung genennet werden kann. Am Kranzgesimse und Fronton sind die Sparrenköpfe aus vorberührter Ursache weggelassen.

H, stellet noch eine Einfassung der vierten Gattung mit einem runden Fronton dar. Die eigentliche Einfassung ist aus dem korinthischen Architrave; daher sie auch die korinthische Einfassung genennet werden kann. Zur hinlänglichen Auszierung befinden sich Seitenrollen an beyden Seiten, die den Kranz tragen helfen, woran aber ebenfalls, aus vorgedachter Ursache, keine Sparrenköpfe angebracht sind.

F und G, sind Fenstereinfassungen der fünften Gattung, die vielleicht einem und dem andern besonders gefallen möchten, einem Auge aber, welches sich an reiner Architectur belustiget, wegen der allzu krausen Groteskenauszierung gewiß mißfallen dürften.

Will Jemand einen ganzen Vorrath von Fensterauszierungen beysammen sehen, so kann er Fäschens hundert Fenster-

Einfassungen vor sich nehmen, und sich daraus die ihm gefälligste auswählen.

Fenster- und Thüreinfassungen können einerley seyn, indem beyde um Oeffnungen kommen, die einander ähnlich, und gemeiniglich gleich groß sind; nur dieser Unterschied kömmt dabey vor, daß bey Fenstereinfassungen auch vor dem Sohlstücke die Umfassung befindlich ist, so aber bey den Thüren nicht nöthig ist. Das Uebrige der Einfassung kann bey beyden gleich angenommen werden.

Die Fenster, welche zur Erleuchtung eines Souterrains, z. B. eines Kellers, einer Kellerküche u. d. gl. dienen, Fr. Fenêtre en abajour, richten sich in ihrer Breite nach den Fenstern im Gebäude. Ihre Höhe kann nach dem Raume oder der Höhe der Stockwerke des Gebäudes genommen werden; gemeiniglich sind sie nur halb so hoch als breit, oder werden wohl noch etwas niedriger gemacht, so, daß sich die Höhe zur Breite, wie 7 zu 8, oder wie 3 zu 4, verhält. Sie werden aus Noth so niedrig gemacht, weil man nicht viel Platz dazu hat; und überdieß haben Keller auch nicht viel Erleuchtung nöthig, ja, es ist gut, wenn die Sonne gar nicht hinein scheinen kann. Sind Domestikenwohnungen in den Sonterrains, so müssen diese, weil die Zimmer keine Staatszimmer sind, auch schon mit der Erleuchtung, welche diese Abajours geben, zufrieden seyn. Siehe auch Th. I, S. 28.

Die Fenster, welche über die Hausthüre gesetzet werden, wenn dem Hausflure kein anderes Licht gegeben werden kann, (oder die von einigen so genannten Oberlichter) betragen in ihrer Höhe den fünften Theil der Thüre im Lichten; die Breite aber bleibt der Thüre gleich.

Die Halbfenster, welche auch Bastardfenster, und mit einem italiänischen Ausdrucke, Mezzaninen, oder Mezzaninenfenster, genannt werden, werden über die ordinären Fenster der Zimmer gesetzt, und machen öfters bey hohen Zimmern inwendig eine Zierde.

Oder,

Oder, es kommen dergleichen in die Entresoles, d. i. in die zwischen der ersten und zweyten Etage befindlichen niedrigen Abtheilungen, wo theils Domestikenstuben, theils aber Vorrathskammern sich befinden. Diese Fenster bekommen den vierten Theil der Höhe des darunter befindlichen Fensters; die Breite aber ist dem darunter stehenden Fenster gleich. Die Brüstung in denselben darf nur 2 Fuß hoch genommen werden, weil sonst nicht Platz genug bleibt, über der Embrasure einen Bogen zu schließen, welcher wegen der aufliegenden Last doch nöthig ist. Damit aber, der niedrigen Brüstung wegen, jemand nicht leicht zum Fenster heraus stürzen könne, wird Inwendig vor dem Fenster, bey 3 Fuß vom Boden an gerechnet, ein eiserner Stab in der Quere befestiget.

Um den Dachböden Licht und Luft zu geben, machet man Kapplöcher und Kappfenster von verschiedener Gestalt. Was zuvörderst die Kapplöcher (Dachlöcher) betrifft, so ist die einfachste Art diejenige, welche man a, Fig. 633, abgebildet sieht. Man macht sie bloß aus einem umgekehrten Festziegel, welchen man unter den Ziegel stecket, der oben darüber ist, wo man eine Oeffnung von ungefähr 8 Zoll gemacht hat, und welche man allenfalls mit etwas Kalk oder Gyps einfaßt. Obgleich dieser umgekehrte Hohlziegel das Regenwasser, so vom obern Theile des Daches kömmt, auf die Seite gießt, so läuft doch jederzeit etwas davon in den Boden. Bisweilen setzt man ein viereckiges Stück Glas hinein, welches man obenher mit der Einfassung von Kalk, welche den Hohlziegel hält, befestiget unten aber lieget es auf dem Rande. Man läßt bey dem Glase auch $1\frac{1}{2}$ Zoll Zwischenraum, damit die Luft durchstreichen könne.

Die andere Art Kapplöcher, b, wird so gemacht, daß man zwey Stückchen Holz von dem einen Sparren zum andern setzt, welche einen kleinen Forst bilden.

Da die Einkehlen an den Seiten sehr klein sind, so macht man sie aus zween Hohlziegeln, und läßt einige Reihen Ziegel darauf stoßen. Alsdann decket man den Forst, und faßt die Seiten mit Kalk oder Gyps ein.

Das rechte und beste Kapploch, c, wird aus einem großen Ziegel a b, Fig. 634, der in der Mitte durchbrochen ist, gemacht. Diese Oeffnung wird mit einer Kappe bedecket, die an jeder Seite ein Loch hat, in welches man zuweilen eine 4 bis 5 Zoll lange Röhre stecket. Den Untertheil a b, setzt man auf eine Latte. Von oben her wird es durch die Ziegel des Daches zugedecket; sein Untertheil aber deckt die Ziegel, welche unten liegen, und es unterbricht diese Oeffnung keinesweges die Ordnung des Daches. Sie hat nur die Wirkung eines großen Ziegels, der ein großes offenes Feld hat, und auf welchen die Kappe gesetzt ist. In c, (Fig. 633) sieht man ihn an seiner Stelle.

Die Dachfenster, welche auch Kappfenster (*) genannt werden, werden entweder nur offen gelassen, ohne ein Glasfenster hinein zu setzen, und heißen alsdann Dachluken; oder sie werden mit Fenstern versehen, und höher als breiter gemacht, diese heißen Lucarnen, aus dem Franz. Lucarne; ist das Fenster aber zirkel- oder ovalrund, wird es ein Ochsenauge, Fr. Oeil de boeuf, Ital. Occhio di bue, genannt.

Die Dach- oder Kappfenster sind von verschiedener Gestalt. Diejenigen, die den Dachdecker angehen, Fig. 635, sind das Dach *à Demoiselle* A; das Dachfenster zum gebrochenen Dache, B; das Dachfenster nach Kapuzinerart, oder vorwärts mit einem Blumen-

Topfe,

(*) Entweder von kapfen, welches auch in einigen Gegenden für gaffen üblich ist, ein Guckfenster: oder sofern Kappe überhaupt das Dach eines Dinges bedeutet; oder endlich auch, sofern solche Fenster mit einer Kappe bedeckt sind. In Franken wird ein Dachfenster die Gaupe genannt.

Topfe, C; das flamländische Dachfenster mit einem Giebel, D; und das Heubodenfenster, E.

Das Dachfenster à Demoiselle, A, wird mit dem vollen Dache gedecket, gegen den Winkel a ausgenommen, wo man eine kurze Rinne, oder eine Kehle, die deren Stelle vertritt, anbringen muß. Auf den Ziegeldächern macht man diese Rinne, von Preis- (Ort- oder Walm-) Ziegeln, welche das Wasser auf beyde Seiten gießen. Bey den Schieferdächern ist diese Rinne mehrentheils von Bley. Sowohl das volle Dach, als das vom Dachfenster, stoßen in diese Rinne vermöge eines, 2 Zoll überspringenden, kleinen Randes.

Das Dach des Fensters B, wird gerade weg mit kleinen Schiefern gedecket, welche eine Rundung machen. Es ist an beyden Seiten durch Abfälle geendigt. Die Vereinigung der beyden Dächer auf dem Forste wird mit einer Bleytafel zugedecket. Gemeiniglich deckt man auch Bley auf den Vordertheil.

Die Dachfenster, welche für den Baumeister und Zimmermann gehören, und bey ansehnlichern Gebäuden angebracht werden, Fig. 636, sind: das Kappfenster mit gedrucktem Bogen, Fr. Lucarne bombée, *A*; das Kappfenster mit vollem Bogen, Lucarne cintrée, *B*; das gerade Kappfenster, Lucarne quarrée, *C*; das zirkelrunde Ochsenauge, Oeil de boeuf rond, *D*; das eyrunde Ochsenauge, Oeil de boeuf ovale, *E*; und das Ochsenauge mit niedrigem Bogen, Oeil de boeuf bombée, *F*.

Die Kappfenster sind von verschiedener Proportion. Erstlich müssen solche, in Ansehung ihrer Breite, samt den Säulen oder Gewänden, und übrigen Fenstern des Gebäudes, wo sie angebracht werden sollen, im Lichten gleich seyn, und also nur die Gewände schmäler ausfallen. Dieses beobachtet man bey allen Gebäuden, in Ansehung ihrer Breite; die Höhe aber muß der Breite $1\frac{1}{3}$mal gleich seyn, wenn sie auf gemeine Gebäude gesetzt werden, oder auch öfters gar viereckig. Bey etwas bessern und zierlichern Gebäuden aber macht man diese Art Fenster $1\frac{1}{2}$mal so hoch, als sie breit sind.

sind. Bey Staatsgebäuden hingegen, welche französische Dächer haben, können sie $1\frac{3}{4}$mal so hoch seyn, als die Breite ist.

Solche Dachfenster aber mögen dreyeckige oder gebogene Frontons haben, so wird die Länge der Sohle in drey gleiche Theile getheilet, wovon alsdann der dritte Theil die Höhe für solches zeigt. Auch macht man das mittelste Fenster öfters größer, als die übrigen, und giebt ihnen einige Verzierungen, da dann die Breite und Höhe nach vorher angegebener Proportion bleibt. Gemeiniglich pflegt man sie mit Eisen- oder Kupferblech zu decken.

Die Dachfenster können in gerader Linie über andere Fenster stehen, auch wohl mitten über einen Schaft gestellet werden, wodurch nicht wider die Stärke, noch auch wider den Schein der Stärke, oder die Schönheit, gehandelt wird, indem eine Oeffnung wohl über einen Pfeiler, (wofür hier der Schaft genommen wird) ein Pfeiler aber nicht über eine Oeffnung gesetzt werden kann; in den Augen aber macht die Stellung, wenn ein Fenster mitten über zwey steht, etwas pyramidalisches, so eben nicht unangenehm ist.

Die kleinen runden Dachfenster, oder Ochsenaugen, setzt man auf den obern Theil bey französischen und holländischen Dächern, oder auf Kuppeln, sowohl um das Gespärre zu erleuchten, als auch die Kuppeldächer zu zieren, welche sonst, wegen ihrer ausgebauten Gestalt, schwer aussehen.

Bey ansehnlichen Kuppeln macht man mehrere Reihen derselben. An der Kuppel der St. Peterskirche zu Rom sind 3 Reihen, jede von 16 Stücken, welche vortrefflich in das Aug fallen, wozu die sonderbare Größe dieser herrlichen Haube vieles beyträgt, welche oben über den Säulen über 24 Klafter, oder 150 Fuß, im Durchmesser hat.

Dachluken und Dachfenster zu machen, und aufzusetzen, wird am Arbeitslohn folgendes bezahlt:

1. Bey schlechten Dachluken auf einem Stall- oder Scheunendache kann man den Arbeitslohn nach der Höhe im Lichten bestimmen, und für eine Dachluke.

a) von

a) von Eichenholz für jeden Fuß
der Höhe im Lichten = = 4 Gr.
b) von Fichtenholz = = = = 3 —
zu machen und aufzusetzen geben.

Wenn sie aber an den Seiten mit Dielen oder Brettern verschlagen werden, so bezahlt man für jeden Fuß der Luke im Lichten, Arbeitslohn, inclusive der Nägel, 2 Gr.

mithin Für eine Luke 2 Fuß im Lichten hoch,
von Eichenholz = 8 Gr.
— — — von Fichtenholz = 6 —
Für eine Luke 3 Fuß im Lichten hoch,
von Eichenholz = 12 —
— — — von Fichtenholz = 9 —
Beyde Seiten zu verschlagen, inclus.
der Nägel = 6 —
Für eine Luke 4 Fuß im Lichten hoch,
von Eichenholz = 16 —
— — — von Fichtenholz = 12 —
Beyde Seiten zu verschlagen, inclus.
der Nägel = 8 —
Für eine Luke 5 Fuß im Lichten hoch,
von Eichenholz = 20 —
— — — von Fichtenholz = 15 —
Beyde Seiten zu verschlagen, inclus.
der Nägel = 10 —
Für eine Luke 6 Fuß im Lichten hoch,
von Eichenholz 1 Thlr. —
— — — von Fichtenholz = 18 —
Beyde Seiten zu verschlagen, inclus.
der Nägel = 12 —

2. Bey verzierten Dachfenstern, mit Fronton und Simswerk, kann man an Arbeitslohn für jedes Stück folgendes rechnen,

a) von Eichenholz für jeden Fuß in
der Höhe im Lichten = = 12 —
b) von Fichtenholz, = = = = 9 —
also für jedes Dachfenster auszuarbeiten und aufzusetzen,
wenn es 2 Fuß im Lichten hoch,
von Eichenholz = 1 Rthlr. —
von Fichtenholz = — 18 Gr.

wenn es 3 Fuß im Lichten hoch

		von Eichenholz	1	Rthlr.	12	Gr.
		von Fichtenholz	1	—	3	—
4	—	von Eichenholz	2	—	—	—
		von Fichtenholz	1	—	12	—
5	—	von Eichenholz	2	—	12	—
		von Fichtenholz	1	—	21	—
6	—	von Eichenholz	3	—	—	—
		von Fichtenholz	2	—	6	—

NB. In runder oder geschweifter Arbeit wird der vierte Theil mehr bezahlt.

J. C. Huth Unterricht zu Bau-Anschlägen, 1. Th. Halberst. 1777, f. S. 54, f.

Ein Anschlag, was von Materialien an Holzwerk, Gesteinen, Speise oder Kalk, Eisenwerk, Farben, Zimmerarbeit, Mauerwerk und Ziegeldeckerarbeit, zu einem ordinären Dachfenster erfodert wird, st. in Angermanns Civilbaukunst, S. 38—340.

Von Dachfenstern an ländlichen Gebäuden, s. im Art. Haus.

Ein Balcon- oder Geländer-Fenster, Fr. Fenêtre à balcon, ist ein Fenster, dessen Oeffnung bis an den Fußboden reichet, und vor welchem, um den Auftritt außenher, ein Geländer gezogen ist. Wenn ein solches Balcon-Fenster noch überdieß mit besondern architectonischen Auszierungen versehen ist, auch wohl zu beyden Seiten noch ein anderes minder verziertes Balconfenster steht, so nennen es die Franzosen Fenêtre en tribune.

Die Balconfenster, welche an ansehnlichen Häusern über der Hausthüre liegen, werden so breit, als die Hausthür gemacht. Ihr Sturz liegt mit den Stürzen der gewöhnlichen Fenster in gerader Linie, oder sie werden, der Festigkeit und Schönheit wegen, mit einem halben Zirkelgewölbe geschlossen, welches über die Linie der Sturze weg raget. Sie gehen, wie die Thüren, bis an den Fußboden, (daher man sie auch Fensterthüren nennet,) und geben bis an den halben Zirkel zween Thürflügel ab, um zu dem Balcon gelangen zu können.

Von außen pflegt man sie, um sich vor der Kälte zu verwahren, mit doppelten Glasthüren zu versehen, auch wohl einen starken Doppeldrillich herunter hängen zu lassen, der sich im Hinaufziehen über einander rollet, und hinter einer besonders dazu verfertigten Verzierung verdeckt ist, daß man alsdann von außen denselben gar nicht sieht. Damit das Regenwasser nicht in die Zimmer laufe, macht man an die Glasthüren Anschläge, welche dasselbe auswärts ableiten, und an die Rahmen etwas breiteres Schnitzwerk, welches man nachher mit einem guten Fensterkitte verstreicht.

Ein Blindfenster, oder blindes Fenster, Fr. Fausse-Fenêtre, Fenêtre feinte, ist ein vertieftes Feld in einer Mauer von außen, welches in der Reihe der Fenster steht, und eines Fensters Stelle vertreten muß, daher bisweilen auch in das Feld ein Fenster gemalet wird, so aber oft gar bald vom Wetter unscheinbar gemacht werden kann, wodurch alsdann ein Mißstand entsteht. Besser ist es, wenn in das Feld wirklich ein rechtes Fenster eingesetzt, und die Wand dahinter schwarz angestrichen wird.

Nachdem ich von den verschiedenen Arten der Fenster, wie auch ihrer Eröffnung, Einfassung und Verzierung geredet habe, muß ich auch von ihrem Rahmwerke und ihrer Verschließung handeln.

Der viereckige Kasten von Bretern, welcher die inwendigen Seiten eines Fensters bekleidet, wird das Fensterfutter; das Bret über der Brustlehne, Fenster-Bret, (die Tischler, wenigstens hiesiger Gegenden, nennen dasselbe Lateebret,) die hölzerne Einfassung der Glasscheiben, der Fensterrahm, oder Fensterrahmen; der in seinem Rahmen und um seine Haspen bewegliche Theil eines Fensters, der Fensterflügel; der am untersten Stücke eines Fensterflügels überhängende oder vorragende breite Rand, welcher den an die Fenster schlagenden Regen übertriefen läßt, und also abhält, daß er sich nicht zwischen den Flügeln einziehen könne, ein Wasserschenkel oder Wetterschenkel, Fr.

Reverseau; das hölzerne Kreuz in der Mitte eines Fensters, an welches die Rahmen und Flügel zusammen schlagen, das Fensterkreuz, Fr. Croisée; die Säule in der Mitte eines besonders großen Fensters, die Fenstersäule; das Eisenwerk, womit ein Fenster und dessen Theile beschlagen werden, der Fensterbeschlag, oder das Fensterbeschläge; der Haken, um welchen die Flügel beweglich sind, die Fensterhaspe; der um seinen Mittelpunct bewegliche Riegel, die Flügel zu verschließen, der Fensterreiber oder Vorreiber; die gläserne Scheibe eines Fensters, die Fensterscheibe; das dreyeckige Stück Glas zwischen den runden, sechs- oder achteckigen Fenstenscheiben, der Fensterzwickel, Fr. Borne; die bleyernen Rinnen, worin die Glasscheiben eines Fensters befestiget werden, das Fensterbley; die dünnen eisernen Stangen, an welche die kleinen Fensterscheiben bey großen Fenstern befestiget werden, das Fenstereisen, oder Windeisen; und die hölzernen Rinnen, worin die Glasscheiben befestiget werden, die Ferstersprossen genannt.

Wenn die Fenster mit 2, 4 oder 6 Flügeln, welche man nach Belieben aufheben kann, und darin sich zuweilen auch noch kleine Flügel oder so genannte Schößchen (s. Gucker) befinden, versehen sind, nennet man sie Gewindefenster; Aufziehfenster, Schiebe- oder Schub-Fenster hingegen, wenn die ganze untere Hälfte des Fensters sich in einer in dem Fensterfutter gemachten Nuth in die Höhe schieben läßt, und durch Gegengewichte in der Höhe erhalten wird.

Zu den gewöhnlichen Fensterrahmen schlagen die meisten Tischler und Glaser, unter dem Vorwande, daß sich das eichene Holz leicht werfe oder ziehe, fichtenes Holz vor. Die Erfahrung bestätigt aber, daß Rahmen von Eichenholz nur alsdann sich leicht werfen, wenn nicht recht ausgetrocknetes Holz dazu genommen ist, welches die von Fichtenholze unter gleicher Bedin-

gung

dingung mit jenen gemein haben. Vielleicht machen die Handwerksleute die fichtenen um deswillen lieber, weil sie weniger Arbeit kosten, eher wandelbar werden, und folglich bald neuen Verdienst für sie bewirken. Man nehme daher nur, in Ermangelung des trocknen Eichenholzes, fichtenes, jedoch auch nicht anders, als wenn es recht fett, kienig, und dabey trocken ist.

Leidet die Fertigung der Fenster einigen Verzug, so lasse man, wenn das Eichenholz noch nicht recht trocken ist, die zum Rahmen zugeschnittenen Stücke ins Wasser bringen, und 4 bis 6 Wochen darin liegen, da dann, besonders wenn die Sonne dasselbe bescheinet, das darin befindliche Laugenartige sich nach und nach heraus zieht, und die Festigkeit des Holzes befördert. Nach Ablauf dieser Zeit, müssen die Stücke an der Luft so lange austrocknen, bis sie zum Bearbeiten tauglich werden. Einige rathen auch, die zugeschnittenen Stücke in heißem Wasser auszusieden.

In No. 27 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1776, S. 245, wird von einem in Bauwesen sehr geübten Manne versichert, daß, nach seiner oft belebten Erfahrung, die Fenster am tüchtigsten würden, wenn das trockne, oder auch noch Feuchtigkeiten enthaltende Eichenholz, als das beste, zu Fensterrahmen zugeschnitten, in einer Braupfanne 3 bis 4 Stunden gekocht, sodann an die Luft, und endlich an die Sonne, zum Trocknen geleget würde, wodurch das Holz am sichersten aller seiner Feuchtigkeiten entlediget, und obgleich durch die Sonne etwas krumm gezogen, doch am zuverlässigsten auf diese Art durch den Tischler zurecht gebracht und bearbeitet würde.

An Wasser gestandene Eichen sind, wegen Menge der eingedrungenen Feuchtigkeit, so wenig als die Steineichen, ihrer innern bey dem Arbeiten ausspringenden Knoten wegen, zu diesem Zwecke brauchbar. Besser sind die Sandeichen, welche nach dem Angeben der Tischler sich accurater und passender arbeiten lassen.

Die Holzverbindung und die Zusammensetzung des Rahmens erfodert die meiste Vorsicht. Um davon richtig und vollständig urtheilen zu können, muß man

den Rahmen, ehe er angestrichen wird, besehen. Es ist gut, wenn man wenig Sprossen macht; man erhält dadurch mehr Licht, und vermeidet viele faulende Stellen. Die Querstücke der Flügel sowohl als des Kreuzes, imgleichen die Ober- und Unterschenkel des Fensterfutters, müssen mit nicht zu schmalen Wetterschenkeln und sogenannten Wetternasen, die, wo möglich, ganz vorn, jedoch nicht rund, sondern in dreyeckiger Figur zu ziehen sind, versehen werden, um das am Glase herunter laufende Wasser so oft, als nöthig ist, abzuleiten. Um das Eindringen der Luft zu verwehren, muß man die Falze doppelt, und inwendig noch übergreifend, verfertigen. Man vermeidet dadurch, daß man den Mittelstab des Kreuzes an einen der Fensterflügel befestiget, eine solche überfalzte Fuge, und erhält daneben noch beym Aufmachen die Bequemlichkeit eines in die Breite ganz geöffneten Fensters. In diesem Falle aber muß der Fensterflügel, an welchem gedachter Mittelstab des Kreuzes sich findet, vermittelst zweener Riegel oben und unten befestiget werden.

Es ist nicht genug, wenn die Wetterschenkel, welche am besten aus dem Ganzen gemacht werden, auf der untern und obern Seite glatt gearbeitet werden; denn die an denselben kriechende Nässe schleicht sich allmählich in die Spalten des Fensterrahmens, bringt die Nässe inwendig hinein, und zieht Fäulniß nach sich, sondern sie müssen auf der untern Seite, wo der Abfall ist, insgesamt ausgekehlt werden. Dieses verursachet, daß die Nässe sich nicht weiter verbreiten kann, sondern herab fallen muß. Sie fällt sodann außerhalb auf das gemauerte Fensterbret; und damit dadurch die äußere Seite des Fensterfutters nicht bald zum Faulen komme, und die Nässe eindringe, ist das Fensterfutter mit Kalk genau von der Mauer an das Futter zu verstreichen, und das gemauerte Fensterbret muß nicht horizontal seyn, sondern von dem Fensterfutter etwas schräg nieder gehen.

Beschreibung eines vorzüglichen Fensterrahmens, dessen vornehmste Theile in dem Fürstl. Zerbstischen Schlosse Dorenburg, im J. 1757, mit gutem Erfolg angebracht worden sind, st. in No. 17. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1763, Art. X. No. 2.

Nach

Nach No. 15. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1775, S. 136, hat man in der Erfahrung gut befunden, daß von dem Fensterbrete, worauf das Fensterfutter gesetzt wird, $\frac{1}{4}$ Zoll abgenommen, und jedes mit 4 Nägeln gleich weit von einander zur Befestigung auswendig angenagelt werde. Hiedurch erlangt man den Vortheil, daß nicht nach und nach zwischen dem Fensterfutter und dem Fensterbrete, wie außer diesem zu geschehen pflegt, eine Spalte zum Vorschein komme, welche die herein dringende Nässe durchläßt; auch wird das Werfen des Fensterfutters auf die Weise vermieden.

An dem Fensterfutter ist auf dem Fensterbrete ein Stab auszukehlen, damit die inwendig von schwitzenden Fenstern herab fließende Feuchtigkeit nicht auf dem Fensterbrete stehen bleibe, sondern sich in das daneben befindliche Kehlrinnchen ziehe. Das Fensterbret wird aus gleicher Ursache nach dem Fensterfutter zu schräg geleget, und, damit die von hohen Fenstern herunter tropfende Feuchtigkeit nicht auf den Fußboden, sondern auf das Fensterbret zur baldigen Ableitung falle, breit gemacht; welches zugleich zum Absetzen bequem ist.

Wenn das Fensterbret zuvor glatt und gleich gehobelt worden ist, wird es von beyden Seiten, nach der Mitte zu, nach und nach und unvermerkt tief durch den Hobel abgestoßen, und das an den vorbemerkten Stab stoßende Kehlrinnchen, worin die Feuchtigkeit fortgebracht werden soll, dergestalt ausgehöhlet, daß es von beyden Seiten, nach der Mitte zu, des Abfalles wegen nach und nach tiefer geht, in der Mitte aber ein schräg gebohrtes Loch erhält, worein ein blechernes Röhrchen, welches in die Mauer ebenfalls schräg einzulegen ist, und auswendig von der Fenstermauer abstehen muß, gepasset, auch auf dem Fensterbrete eingelassen, und mit 2 kleinen Kammzwecken befestiget wird.

Ob das Fensterbret recht gearbeitet sey, läßt sich die Probe mit einer Flasche Wasser leicht machen. Diese gießt man

langsam auf das Fensterbret aus; ist nun hinlänglich und ordentlich abgestoßen, so verläuft sich auch das Wasser bald durch das Röhrchen.

Das Heulen des Windes durch das offene Röhrchen zu verhindern, pflegt man sie auch auswärts zu arbeiten, und an dem hervor ragenden Theile einige Löcherchen, gleich einem Durchschlage, durchzubohren; allein diese Veränderung ist nicht anzurathen, weil das Röhrchen, wenn Fliegen hinein kriechen, verstopft wird; besser aber ist, wenn von dem Fensterbrete ein in die Oeffnung passender Stöpsel gesteckt wird.

Zu Sammlung der Feuchtigkeiten, Kästchen in der Mauer verdeckt zu haben, aus welchen solche vermittelst einer durch die Mauer gehenden Röhre abgeführet werden, ist nicht nützlicher, sondern kostbarer und der Mauer schädlich.

Ueberhaupt muß man, um das Durchdringen des Wassers durch die Fenster zu verhindern, bey Verfertigung neuer Fensterrahmen darauf sehen, daß so wenig das Futter als die Flügel des Rahmens zu klein seyn, sondern in die ihnen gewidmeten Oerter genau passen, da solche überdem oftmals, wenn nasses Holz dazu genommen ist, kleiner werden; auch muß der Rahmen oder das Futter nicht weiter hervor stehen, als die Ständer des Gebäudes, sondern damit gerade, oder noch etwas tiefer liegen, da sonst unfehlbar, bey starkem Regenwetter, das Wasser sich daselbst sammeln, und durch die sich findenden Oeffnungen dringen muß, zumal, wenn selbige der Westseite ausgesetzt sind. Allenfalls kann man auch ein kleines, 6 Zoll breites Schutzdach, schräge über jedem Fenster machen lassen, von welchem der Regen abfließt. Es muß aber letzteres $2\frac{1}{2}$ Zoll über denjenigen Fenstern, die mit Haspen versehen sind, angemacht werden, damit man solche zum Reinmachen ausheben könne.

S. das 91. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767, Col. 1455, f.

An einigen Orten hat die Glaser-Innung sich das Recht angemaßet, die Fensterrahmen zu verfertigen, welches doch lediglich eine Arbeit für Tischler seyn sollte, von welchen man mit Recht fodern kann, daß sie gute Holzarbeiter seyn sollen. Weil aber den Glasern außer der Verfertigung

der Fensterrahmen weiter keine Holz- und Tischlerarbeit vergönnet ist, so darf man sich auch nicht wundern, daß so wenige tüchtige, und für Luft und Regen genugsam verwahrte Fensterrahmen angetroffen werden. Denn, ob es wohl in großen Städten hie und da geschickte Glasermeister giebt, welche ihre Fensterrahmen unverbesserlich zu verfertigen im Stande sind, so finden sich doch in kleinen Städten und auf dem Lande desto mehrere, die kaum mit dem Glase und Fensterbleye umgehen können, und elende Fensterrahmen machen, daß vielmals in dergleichen Landstuben bey stürmischem Wetter kaum das Licht brennend zu erhalten ist.

Das Fensterkreuz macht man von gutem trocknen Eichenholze. An den Kirchfenstern ist es entweder von Eisen, oder von Steinen gemauert. Es muß nicht breit gemacht werden, damit es den Einfall des Lichtes nicht hindere.

Was den Tischlerarbeitslohn bey Fenstern betrifft: so kostet Fensterrahmenholz, welches aus eichenen Bohlen und Dielen geschnitten wird, wie folget:

Kreuzholz, welches 3 Zoll ins Gevierte stark seyn muß, der Fuß 6 Pf.

Futterrahmenholz, $2\frac{1}{2}$ Zoll breit, $1\frac{1}{2}$ Z. stark, kömmt der laufende Fuß 4 Pf.

Flügelholz, 2 Zoll breit, und $1\frac{1}{2}$ Z. stark, der laufende Fuß 3 Pf.

Sprossenholz, $1\frac{1}{2}$ Z. breit, 1 Z. stark, der laufende Fuß $\frac{1}{2}$ Pf.

Schieberrahmenholz, 2 Z. breit, $1\frac{1}{2}$ Z. stark, der laufende Fuß 3 Pf.

Die Bestimmung der Fußzahl des zu einem Fensterrahmen nöthigen Holzes, kann am besten folgendermaßen geschehen. Man misset die Länge des nöthigen Kreuz-Futterrahmen-Flügel-Schieberahmen und Sprossen Holzes, jedoch besonders nach Fußen und Zollen aus, und zwar dergestalt, als wenn jedes Stück durch die ganze Oeffnung des Fensters im Lichten hindurch reichte, weil beym Verschneiden viel abgeht; z. B. zu einem vierflügeligen Rahmen mit Kreuz, Wasserschenkeln und Sprossen, 8 Fuß hoch, 4 Fuß breit im Lichten, und zwar in jedem Flügel eine Sprosse in die Höhe, und 3 Sprossen in die Breite des Fensters, sind

also im ganzen Fenster 2 Sprossen in die Höhe zu 8 Fuß lang, und 6 Sprossen in die Breite zu 4 Fuß lang, als

Kreuzholz 1 Stück in die Höhe zu 8 Fuß	=	8 Fuß
Desgl. 1 Stück in die Breite zu 4 Fuß	=	4
	Summe	12 Fuß.
Futterrahmenholz 2 Stück in die Höhe zu 8 Fuß	=	16 Fuß.
— 2 Stück in die Breite zu 4 Fuß	=	8 —
	Summe	24 Fuß.
Flügelholz 4 Stück in die Höhe zu 8 Fuß	=	32 Fuß.
— 4 Stück in die Breite zu 4 Fuß	=	16 —
	Summe	48 Fuß.
Sprossenholz 2 Stück in die Höhe zu 8 Fuß	=	16 Fuß.
— 6 Stück in die Breite zu 4 Fuß	=	24 —
	Summe	40 Fuß.

Zu einem schlechten Schiebefensterrahmen in geringe Häuser 5 Fuß hoch und 3 Fuß breit im Lichten, mit 2 Schiebern:

Rahmenholz 3 Stück in die Höhe zu 5 Fuß	=	15 Fuß.
— 3 Stück in die Breite zu 3 Fuß	=	9 —
Zu Schiebern 2 Stück in die Höhe zu 5 Fuß	=	10 —
— 2 Stück in die Breite zu 3 Fuß	=	6 —
	Summe	40 Fuß.

Hrn. Landbaum. Huth Bauanschlag. S. 73.

Zu längerer Erhaltung der Fensterrahmen, dient das Anstreichen; und es hat seinen guten Nutzen, wenn man die inwendige Seite an den Flügeln, Schößchen und Futter, worein die Fenster zugewirbelt werden, ebenfalls dünn bestreichen läßt; denn es verwahrt vor dem zeitigen Faulen. Vor dem ersten Anstriche lasse man das ganze Fenster, nebst den Falzen, mit Oehl tränken. Einige pflegen, um der Wohlfeilheit willen, zuerst zum Grunde der Rahmen nur Leimfarbe zu nehmen, und hernach mit Firniß zu überstreichen. Die Leimfarbe erfüllt die Poros des Holzes, und muß nie gebraucht werden, weil nachher, wenn der Leim abgefallen

fallen ist, und Oehlfarbe genommen wird, solche, insonderheit bey dem Froste, sich abblättert. Uebrigens suche man alte ausgetrocknete Fenster, so lange als möglich beyzubehalten, weil die neuern erst nach etlichen Jahren willig auf und zugehen. Es sind daher aufgesprungene oder wurmstichige Flecke mit einem wohl durchgearbeiteten Kitte, zu welchem 3 Loth Silberglätte zu 1 Pfund feinem Bleyweiß, auch Leinöhl genommen wird, erfoderlichenfalls öfters und zu wiederholtenmalen zu bestreichen und zu zufüllen, wodurch die Rahmen auf einige Jahre länger genutzet werden können. Die Pailefarbe ist auch wohlfeil, zu welcher auf 1 Pfund feinem Bleyweiß, 3 Loth Silberglätte, 1 Loth Oker und Leinöhl statt des Firnisses gebraucht werden: denn das Leinöhl pflegt, wenn das letztemal mit dünner Farbe bestrichen wird, so viel Glanz zu hinterlassen, als der Firniß.

Wenn das Anstreichen mit Oehlfarbe an der Sonne oder auch in warmen Stuben geschieht, zieht sich die Farbe $\frac{1}{4}$ Zoll und drüber in das Holz, welches sonst auf keine Weise bewirket werden kann; doch müssen dergleichen angestrichene Sachen hernach bald an die Luft gebracht werden.

Zu dem Fensterbeschläge, gehören Haspen, Vorreiber, Wirbel, Ketteln, gebogene und geschweißte Winkelhaken oder Winkelbänder, welche theils Schlösser-theils Schmiedearbeit sind, und wovon unter diesen Artikeln gehandelt wird.

Die Fenster der Hebräer waren nicht aus Glase, sondern aus Bretern, welche der Sonne entgegen standen, die Luft aber durchliessen.

Das Glas war ehemals, wie ich an seinem Orte zeigen werde, von so großem Werthe, daß auch der älteste unter den Schriftstellern, der Verfasser von der Geschichte des Hiobs, welcher nicht lange nach der Erfindung des Glases gelebt haben kann, dessen mit den Edelsteinen und dem Golde zugleich erwähnet. Bey dem so hohen Werthe des Glases, wäre es daher allzu schädlich gewesen, die Fenster mit zerbrechlichem Glase zu verschließen; wie denn auch keiner von den griechischen

und

und lateinischen Schriftstellern vor dem Lactantius der durch Glas zugemachten Fenster erwähnet. Allein auch die Hitze in Palästina hätte die gläsernen Fenster nicht vertragen können, welche nicht nur die Strahlen und die Hitze der Sonne hinein lassen, sondern auch den freyen Zug der Luft verhindern, so, daß die Hitze die Menschen erstickt hätte, wenn sie nicht eine andere Art von Fenstern gebraucht hätten. Die Breter waren der Sonne zugekehrt, und nach Art der Gitter dergestalt auf einander geleget, daß ein freyer Zwischenraum übrig blieb, wodurch die Luft gehen, das Licht fallen, und hinab gesehen werden konnte, ohne daß die Sonne durchfiel. Man nennet dergleichen Gitter- oder vergitterte Fenster, im Fr. Jalousie, d. i. Eifersuchtsfenster. Daß auf eben die Art noch zu unserer Zeit die Fenster zugemacht und offen sind, wodurch die Einwohner des glücklichen Arabiens Lust und Licht bekommen, und die Verwegenheit der Augen von ihren Weibern zurück halten, sieht man aus des de la Rocque Voyage de l'Arabie heureuse, S. 110. Siehe auch weiter untrn, Jalousieläden, beym Schlusse des Abschnittes von den Fensterläden. Auch in der hebräischen Bibel wird solcher Fenster gedacht. Da die Mutter des Sissera, aus mütterlicher Hoffnung und Sorgfalt die Zurückkunft ihres Sohnes, des Ueberwinders, erwartete, so wird gesagt, sie habe durch das Gitter hinaus gesehen (B. der Richt. V. 28;) und Salomo selbst stellt sich vor, als wenn er durch die Fenster seines Hauses, durch das Gitter gesehen hätte (Sprüchw. VII. 6.) Daher sagt Jeremias, Cap. 22, V. 14, wenn er einen im Bauen ehrgeizigen und verschwenderischen König, der sich weite und kühle Speisezimmer machen wollte, strafet: „er läßt ihm Fenster darein hauen, und mit Cedern täfeln."

Die Chineser bedienen sich, anstatt des Glases, einer gewissen Art von Austern, die Sattelmuschel (Ostrea Ephippium *Linn.*) genannt, deren Schalen nicht dicker als Papier, und durchsichtig sind, welche sie in viereckige Stücke zerschneiden. Das Licht, welches diese Austerschalen geben, ist sehr schön, man kann aber keine Gegenstände dadurch sehen.

In Island wird, wenn eine Kuh geworfen hat, das Aderhäutchen der Nachgeburt (Chorion) aufbehalten, gewaschen und getrocknet; das Schafhäutchen (Amnios) wird gleichfalls zum Trocknen aufgeblasen; beyde

beyde Theile werden hierauf zusammen gerollt, und hernach gebraucht die Fenster damit zu überziehen. Diese Fenster sind entweder viereckig in 4 bis 6 Scheiben abgetheilt, oder (wie fast allgemein) rund von dünn geschnittenen Weidenstangen oder Reisern gemacht. Die vorerwähnten dünnen Häute werden wieder ausgeweicht, ehe man damit die Fenster überzieht, und geben hernach ein eben so helles Licht, als das klareste Glas. Von den runden Fenstern findet man einige an jedes Haus oder Abtheilung des Hofes angebracht.

Olaffens Reise durch Island, Th. 1, S. 128.

In Sibirien und Rußland, werden Fenster aus Eis (s. Th. X. S. 526.) und aus Marienglase (s. in M.) gemacht.

Die Tatarn bedienen sich, an statt der Fensterscheiben, der äußern Haut eines Kälbermagens, welche sie über die Rahmen spannen, und wodurch sie ein ziemliches Licht in den Stuben erhalten.

Die Glasfenster werden von mancherley Glase gefertiget; als: von Tafelglase, Spiegelglase und ordinärem Glase. Siehe Glas. Es giebt viereckige, runde, acht- und sechseckige Fensterscheiben und spitzrauten. (*) Die vier letztern Arten sind im römischen Reiche, in Böheim und Sachsen, noch üblich; sonst ist fast durchgängig die erstere Art die gewöhnlichste. Die andern runden, nennet man auch Ochsenaugen, und die großen Brüderkuchen. (**) Letztere werden nur in kleine Häuser, und meistens bey armen Bauersleuten, und vor Kammern und Ställe gebraucht. Die kleinsten Fensterscheiben nennen die Glaser Form-Scheiben.

Man will aus richtiger Erfahrung wissen, daß durch einige Fensterscheiben, die, bey ihrer Verfertigung, ungefähr eine

(*) In den gemeinen Sprecharten, besonders Niederdeutschlandes, werden die Fensterscheiben Rauten genannt. Siehe Raute.

(**) Vielleicht darum, weil sie in den Klöstern und Kirchen der Mönche ehedem sehr üblich waren.

eine Brenngläserartige Gestalt bekommen, und in die gewöhnlichen Stuben- und Kammerfenster mit eingesetzt gewesen, in Sommertagen, da die Sonne besonders heiß geschienen, und gerade in solcher Scheiben Brennpunct leicht-entzündliche Dinge zu stehen oder zu liegen gekommen, Feuer angezündet worden, und Brand daher entstanden wäre. Man muß daher aufmerksam seyn, und wenn sich etwa eine oder andere Scheiben, von welchen Gefahr zu besorgen ist, in den Fenstern befinden, solche sogleich heraus nehmen, und dafür andere, die nicht gefährlich sind, einsetzen lassen. Könnte aber dieses füglich nicht bald geschehen, so muß man, zumal in heißen Sommertagen, und wenn man aus dem Hause weggeht, und niemand darin bleibt, behutsam seyn, und nichts in der Gegend, wohin solcher Scheiben Brennpunct reichet, liegen oder stehen lassen, was leicht entzündlich ist; oder man darf nur, welches noch sicherer ist, inwendig an eine solche Scheibe ein Papier mit Kleister oder Sauerteig ankleben, oder, wenn der Brennpunct einer solchen Scheibe nicht sehr kurz ist, ein Tüchlein vor die Scheibe oder ein großes Tuch vor das Fenster hängen, oder den Vorhang vorziehen, oder einen von Papier gemachten Fensterladen inwendig im Fenster vorsetzen, oder aussen den ordentlichen Fensterladen vor dem Weggehen fest zu machen.

Manche curiöse Personen lassen sich auch wohl mit Fleiß ein convex oder Brillenartig geschliffenes Glas, statt einer ordentlichen Fensterscheibe, unter die andern Scheiben, in ein Fenster einsetzen, um sich dessen gewissermaßen als eines Fernrohres zu bedienen. Hiebey ist aber eben die, ja noch grössere Behutsamkeit anzuwenden, zumal wenn ein solches Glas nach der Mittagsseite steht. Auch ist es nicht sicher, erhaben geschliffene Brillen an das Fenster zu hängen oder zu stecken, weil solche ebenfalls anzünden können.

A dissertation on the antiquity of Glass in Windows. In a letter by IOHN NIXON, dated London, March. 2, 1758, st. im 2. Th. des 50. B. der Philos. Transact. for. the year 1758, Art. 80, S. 601 — 609.

Die Fensterscheiben werden entweder in bleyerne oder hölzerne Rinnen gesetzt. Im erstern Falle werden dieselben, nachdem ihnen ihre bestimmte Größe angemessen worden ist, nach der Handleiste mit dem Diamante in gerader Linie geschnitten; die Zacken, wofern der Diamant einige stehen gelassen hat, mit dem Fügeeisen abgefüget,

gefüget, und entweder in ordinäres oder in Gestalt eines Karnießes gezogenes, Bley (s. Th. V. S. 691 und den Art. Karnieß-Bley) gesetzt. Im letztern Falle werden die Scheiben, nach dem Zuschneiden, in die Sprossen gesetzt, mit einem dünnen Drahte verstiftet, verkittet, und der Kitt mit einem Messer verstrichen. Zuletzt reibet der Glaser das Glas mit Kreide ab.

Bey den Fugen der Sprossen oder der so genannten Glasnuth, worin das Glas geschoben wird, ist viel Vorsicht nöthig. Denn da das Glas gemeiniglich von ungleicher Stärke und Fläche ist, so wird die gerade gezogene Nuth nicht überall gehörig durch das Glas ausgefüllet, sondern es bleiben hin und wieder Oeffnungen, wodurch das Wasser theils durchdringt, theils sich in den leeren Raum verzieht, und das Holz angreift. Das an einigen Orten dagegen gebrauchte Verschilfen hilft nicht lange, und das Verkitten, welches bisher noch am gebräuchlichsten gewesen ist, erfodert viele Behutsamkeit, damit das Glas dadurch nicht zu fest gespannet werde, und bey quellendem Holze, Frost, oder Erschütterung, nicht springe. Die angestellten Versuche, klaren Streusand unter den Kitt zu mischen, haben bewiesen, daß letzterer dadurch eine besondere Festigkeit bekömmt.

Wenn der Kitt durch Sonne und Luft eintrocknet, muß man die sich zeigenden Oeffnungen mit Oehlfarbe vermittelst eines kleinen Pinsels wieder überstreichen, aber so, daß die Oehlfarbe gerade dahin eindringe.

Einige setzen das Glas in auswärts offene Falzen, und verkitten dieselben. Allein, dieses hält nur so lange, als der Kitt seine Fettigkeit behält; denn sobald die Hitze selbige ausgezogen hat, schwindet solcher, springt und trennt sich vom Glase ab, daß das Wasser ebenfalls zu dem innern Holze kommen, und dasselbe mit Fäulniß angreifen kann.

Der Pariser Fensterkitt wird auf folgende Art gemacht. Man läßt 7 Pfund Leinöhl, und 4 Unzen gemalnen Umber stark unter einander kochen: thut, wenn es noch heiß ist, 2 Unzen gelb Wachs darunter, läßt sodann alles wieder wärmen, und knetet $5\frac{1}{2}$ Pfund gemalne weiße Kreide, und 11 Pfund Bleyweiß darunter.

Leipz. Int. Bl. No. 4. von J. 1763, Art. 7. No. 3.

Nach angestellten Versuchen, hat man folgenden Kitt für den besten gefunden. Man nimmt auf 1 Quart Leinöhl ungefähr 1 Loth Silberglätte, und kocht davon einen Firniß. Hierauf macht man $1\frac{1}{2}$ Pf. Bleyweiß; und gleich viel Kreide, die aber nicht körnig oder sandig seyn muß, am besten auf einem Reibesteine zu ganz feinem Pulver, mischet alles wohl durch einander, und rührt es nach und nach unter den Firniß, bis derselbe zu einem Teige wird. Dieser Teig wird sodann mit den Händen so lange durchknetet, bis er recht fest geworden ist. Je länger das Kneten fortgesetzt wird, je besser wird der Kitt. Mit diesem Kitte kann man Fenster verglasen, ohne daß man Mittelgeschosse von Holz oder Bley nöthig hat. Es müssen aber die Fensterrahmen mit keinen Nuthen ausgefahren, sondern an der auswendigen Seite auf den halben Spund, $\frac{1}{2}$ Zoll hoch, abgestoßen werden, so daß die Scheiben nur auf einer Seite am Holze liegen, an der andern Seite aber mit eisernen Stiften befestiget werden, doch so, daß sie nachgeben können, wenn sich das Holz zieht. Hierauf wird der Kitt Fingers dick aufgetragen, und abgeglättet. Dieser Kitt läßt kein Wasser durch, und ist um deswillen zu empfehlen, weil er wohl ein Jahr lang geschmeidig bleibt, und dem gegenseitigen Holze, woran die Glasscheibe anlieget, beym Verwerfen nachgiebt, daß keine Scheibe deshalb, wie sonst häufig geschieht, zerspringen kann. Will man diesem Firnisse, um bessern Ansehens willen, die Farbe der Fensterrahmen geben,

so

so mischet man solche nach Belieben, entweder bald vom Anfange dem Firnisse, oder nachher dem Teige, bey.

Sollte man aber einen Kitt verlangen, welcher bald trocknet, so nehme man 2 Loth Silberglätte, und 3 oder 4 Loth Ziegelmehl, unter oben angezeigte Portion von Bleyweiß und Kreide. Dadurch wird der Zweck gewisser erreicht, aber die Scheiben sind in Gefahr zu zerspringen, wenn die Rahmen sich ziehen. Man kann zwar von beyden Seiten in Holz eingefaßte Scheiben auch damit verstreichen, es ist aber nicht dauerhaft, weil die wenige Masse des Kittes nicht genugsamen Zusammenhalt hat, auch zu zeitig trocknet und abspringt.

Will man übrigens mit dem ersten Kitte ein Fenster ohne Bley verglasen, so leget man die zweyte Scheibe undefähr $\frac{1}{4}$ Zoll auf die unterste, die dritte eben so auf die zweyte, u. s. f. und trägt den Kitt Fingers dick auf beyde Seiten der Fugen, giebt ihm eine beliebige Form, statt des sonst gewöhnlichen Mittelgeschosses, und heftet beyde Seiten an die Rahmen, wie oben gedacht wurde, ehe sie ebenfalls verkittet werden.

Decon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien. 12. St. v. J. 1774, S. 96, f. und 18. St.. S. 148,

Leipz. Int. Bl. No. 29, v. J. 1775, S. 259; und No. 27 v. J. 1776. S. 246, f.

Im 15. St. der öc. Nachr. der patr. Ges. in Schles. v. J. 1774, S. 124, versichert Hr. Hirsche, sich folgender Methode mit vielem Vortheile bedient zu haben. Die Fensterscheiben mögen in Bley oder Holz eingesetzt werden, so läßt er Sendenmark zuvor in die Fugen legen, worein das Glas kömmt, und diese mit nachstehendem Kitte verstreichen. Zu einem Pfunde weichen Käse, wie man ihn aus den sogenannten Quarksäcken nimmt, mischet er 1 Pfund ungelöschten Kalk; diese Masse wird wohl unter einander gearbeitet, und mit dem dadurch erhaltenen Kitte alle Fugen sorgfältig ausgestrichen. Nach seinen Erfahrungen widersteht ein solcher Kitt aller eindringenden Luft sowohl als der Nässe, und ist überdem dauerhaft und wohlfeil.

Daß das Glas der Fensterscheiben blind wird, daran sind weder unreifes Glas, noch die Sonne und Luft, sondern bloß die Dünste, welche sich an die Schei-

ben anlegen, und deren salzige Theile, welche das Glas anfressen, Schuld. Einen Beweis davon hat man an den Fenstern in den Pferdeställen, wo wenig Sonne hinkömmt, und welche doch am meisten und geschwindesten blind werden, wie auch an den Mistbeetfenstern, wegen des aufsteigenden salzigen Dampfes; ferner an dem Versuche, welchen man mit dem schönsten venetianischen Trinkglase machen kann, welches, wenn man es mit Brunnenwasser anfüllet, solches in der Luft ohne Sonne vertrocknen läßt, und dieses einigemal wiederholt, endlich so blind werden wird, daß man es durch das mühsamste Scheuern nicht wieder hell bekommen kann; da hingegen eine auf einen Pfahl gesteckte und der Sonne und Luft wohl 10 Jahre ausgesetzte Glasscheibe doch nicht blind werden würde, weil sich kein Dunst an derselbe fest setzen könnte. Es ist daher ein Mißbrauch, wenn bey dem Fensterscheuern in großen Häusern gemeiniglich viel Salz gegeben wird, solche hell zu machen; denn es erfolgt die gerade entgegen gesetzte Wirkung, zumal, wenn die Scheiben nicht wieder gehörig abgetrocknet werden, und also entweder die Sonne oder die Wärme der Stube frühzeitig die Salztropfen auf das Glas angetrocknet hat; wie dann auch, wenn die Scheuerarbeit nicht zeitig genug am Tage vorgenommen wird, und der Abend einbricht, die Fenster nicht gehörig abtrocknen können, also die Fugen, das Bley, die Rahmen und Kreuzbleche und Fensterbeschläge voll Salzwasser gezogen werden, welches sodann das Bley zerfrißt, das Holz zum Faulen bringt; und weil das Schilf, in welches die Scheiben eingesetzt sind, verweset, so werden solche lose, und klappern beym geringsten Winde. Ist dieses nun, zumal beym Einheizen, geschehen, so nässen die von dem Salzwasser durchzogenen Rahmen beständig, es hilft kein Abtrocknen, und es wird so gar ein ganz moderiger und ungesunder Geruch in den Zimmern verursachet.

Leipz. Intell. Bl. No. 31. v. J. 1773, S. 434.

Von den, zur Abführung der Dünste in den Zimmern, in den Fenstern anzubringenden Zügen, Ventilatorn ꝛc. s. den Art. Luft-Verbesserung.

Von dem Gefrieren der Fensterscheiben, und den darauf sich zeigenden sonderbaren Figuren, s. Th. X, S. 474, fgg.

Zur Sommerszeit bedient man sich, anstatt der Glastafeln oder Scheiben, gestrickter, oder geflochtener, oder mit Bildhauerarbeit ausgeschnitzter Gitter, und anderer dergleichen Arten.

Es lassen sich auch durchscheinende Fenster von Leinwand, Papiere und Pergament machen.

1. Von Leinwand. Es wird auf den Fensterrahmen schöne zarte Leinwand ausgespannt, welches, wenn es naß geschieht, viel besser ist, als wenn die Leinwand trocken aufgespannt wird. Man läßt sie von selbst trokken werden; nimmt alsdann 2 Pfund venetianischen Terpenthin, $\frac{5}{4}$ Pf. weiß Wachs, und $\frac{1}{4}$ Pf. Schaftalg, und läßt es in einem reinen Geschirre mit einander schmelzen. Hiemit nun überstreicht man, vermittelst eines zarten Pinsels, die vorher warm gemachten und mit Leinwand überzogenen Fensterrahmen, und läßt sie hernach wohl trocknen, so kommen sie, zumal wenn die Felder mit einer Farbe in gewisse scheibenförmige Figuren eingetheilt werden, den gläsernen Fenstern ganz gleich, und es schadet ihnen weder Frost, Regen noch Schnee.

2. Von Papier. Hiezu nimmt man Papier, welches noch nicht geleimt ist, dergleichen die Buchdrucker insgemein zu brauchen pflegen; mischet 6 Theile Terpenthin und 2 Theile Mastix unter einander, läßt es zergehen, bestreicht das ausgespannte Papier damit, und läßt es trocken werden.

Mit geringern Kosten kömmt man davon, wenn man Abschnitzlein von Pergament in Wasser kochen läßt, bis es die Consistenz eines kleberigen Leimwassers erhalte; davon gießt man das Helle ab, läßt es durch ein zartes Tuch laufen, über-

streicht hiemit das aufgespannte Papier, und läßt es trocknen. Den durchscheinenden Glanz zu vermehren, überstreicht man das Papier mit einem dünnen Firnisse, oder mit feinem und weißem Terpenthinöhle, worin 4 Loth helles Tannenharz solvirt worden, oder mit Sandarachfirniß, der mit Lein- Hanf- oder Mohnöhl gemacht ist, und läßt es trocknen.

Oder: Man nimmt reines Postpapier, hält solches über eine gelinde Gluth, und bestreicht es über und über mit weißem Wachse.

Die papiernen Fenster sind in Italien so stark im Gebrauche, daß man selbige auch in theils herzoglichen Pallästen zu schlechtem Vergnügen des Auges antrifft. Das Papier ist mit Oehl getränkt, sowohl zu mehrerer Durchsichtigkeit, als auch um das Eindringen der äußern Luft, die an vielen Orten, sonderlich bey Nachtzeiten, sehr ungesund ist, zu verhindern.

3. Von Pergament. Man nimmt, in der Größe, so viel zu einem Fenster nöthig ist, Pergament von Schaf- oder Ziegenfellen, welches ohne Kalk verarbeitet worden, und läßt es dünn schaben. Hernach mischet man dickes arabisches Gummiwasser, wohl zerklopftes Eyweiß von 12 frischen Eyern, und Honig, der auf das beste geläutert worden, unter einander, und läßt das Pergament darin erweichen. Nachher spannt man selbiges in einen Rahmen, und läßt es darin trocken werden. Endlich malt man Glasscheiben darauf, und wenn diese trocken geworden sind, überstreicht man es mit einem guten Firnisse.

Vor die Fenster werden zuweilen starke eiserne Stäbe gemacht, die entweder neben einander, oder kreuzweise zusammen gesetzet, und Fenstergitter, L. Cladri, oder Transenna, genannt werden.

An den gewöhnlichen Fenstergittern, Fig. 637, gehen die senkrechten Stäbe DD oben spitzig zu, und werden in Löcher gesteckt, die man in den obern Sims macht. BB, ist eine Querstange. EE, eine andere Querstange, auf deren Enden sich die Mauerhaken befinden. Das Ende des untern Rahmstükkes A, und die Enden der Querstangen B E werden in den Pfeilern verstrichen.

Bisweilen, damit man sich der Fensterbrüstung bedienen und sehen könne, was unter den Fenstern vorgeht, bieget man die in die Höhe stehenden Stangen GH, Fig. 638, in EF, so, daß der obere Theil dieser Stäbe sich in der Fensteröffnung befindet, der untere Theil von F bis H aber heraus steht, daher man das Ende des Rahmenstückes A, wie auch das Ende der Querstange biegen muß, um sie wieder in die Fensterseite hinein zu bringen, wo sie verstrichen wird. Diese Stücke bekommen daher am Ende einen Mauerhaken. Die obern Enden der in die Höhe stehenden Stangen verstreicht man in die Steine des Simses über den Fensteröffnungen. Man macht sie entweder spitzig, und ganz gerade, wie D (Fig. 637,) oder bieget die Spitzen einwärts nach dem Fenster zu, wie KG (Fig. 638,) oder mit einer geflammten Spitze, wie in F und f.

Die Fenster werden mit hölzernen Läden, oder so genannten Fensterläden,(*) L. Valva fenestralis, Fr. Venail, verwahret. Die eine bewegliche Hälfte eines Fensterladens, heißt ein Ladenflügel. Die Läden bedecken ein Fenster entweder halb oder ganz, und werden entweder von außen angeleget, theils um zu verhindern, daß Niemand einsteigen, oder den Fenstern Schaden thun könne, theils um das Fenster vor Hagel, Regen und Ungestüm des Wetters zu beschützen; diese heißen im Franz. Contrevents, oder Paravents; oder sie werden von innen zur Bedeckung der Fenster angeleget, und von den Franzosen Guichets oder Volets genannt.

Die Läden, welche inwendig vor die Fenster gemacht werden, pflegt man entweder mit Riegeln, Fallhaken, Drückern, oder Spagnoletten, zu befestigen. Bisweilen verlangt man, daß oben in den Fensterkreuzen wenigstens 4 Scheiben bleiben, die nicht aufgemachet werden. Siehe Fig. 639. Die in diesem Fensterkreuze mit begriffenen Fensterrahmen, von dem Kämpfer(**)an, bis vollends in die Höhe, bleiben beständig

(*) In Franken werden die Fensterläden Grambsen genannt.
(**) Kämpfer, Fr. Imposte, nennet man in der Baukunst ein vorspringendes Simswerk an dem Nebenpfeiler, welcher den Bogen eines Gewölbes trägt.

zu; also ist dabey weiter keine Schwierigkeit. Man kann sie mit Riegeln, Fallriegeln und Drückern zuhalten, deren man sich bloß bedient, wenn man die Fenster rein macht. Die Spagnolette (*) geht nur von dem Kämpfer an, bis hinunter, welches für die Fensterrahmen hinlänglich ist; allein die Läden werden selten unterbrochen, sie gehen am Fensterkreuze von unten an bis oben hinaus. Endigt sich die Spagnolette in q, oder beym Kämpfer, so wird der Theil der Fensterläden qr, nicht von der Spagnolette mit gehalten. Oft hat dieses nicht viel zu bedeuten; denn da dieser Theil nicht allzu groß ist, so dürfen die Rahmen nur einigermaßen stark und von trocknem Holze seyn, so hält sich dieser Theil, ohne daß er sich verwirft; allein manchmal will man ihn fest haben, und dazu hat man 2 Mittel. Das eine ist: man verlängert die Spagnolette bis in r. Die einzige Unbequemlichkeit dabey ist, daß man, wenn der Fensterrahmen offen ist, ein Stück von der über den Rahmen heraus stehenden Spagnolette sieht. Das andere Mittel, dessen man sich öfters bedient, besteht darin. Man hauet die Spagnolette in q, Fig. 640, von einander, und befestiget den Theil qr, auf den zubleibenden Theil des Rahmens im Fensterkreuze, Fig. 639. Unten an diesem Theile ist eine Gabel t, worein der Zapfen s geht, der den untern Theil der Spagnolette endiget. Vermittelst dieses Zapfens, der sich in die Gabel leget, wenn man das Fenster zumachet, wird der Theil qr von dem untern Theile mit fortgenommen, und folgt allen Bewegungen desselben, als wenn die Spagnolette nur aus einem einzigen Stücke bestände.

Die auswendigen Fensterläden, welche gemeiniglich an den Fenstern im untern Stockwerke angebracht werden, sind insgemein mit Bändern beschlagen, die auf die Läden genagelt sind, und sie werden an Haspen gehänget, die in dem Mauerwerke der Fensterseiten verstrichen sind. Auf diese Art fällt alles Was-

ser

(*) Spagnolette, Fr. Espagnolette, nennet man eine Stange Eisen, die man auf das hohe Rahmenstück eines Fensterrahmens oder einer Thüre anmachet, um sie vermittelst einiger Haken zu zuhalten, die am Ende dieser Stange sind, und die in Krampen, welche sich an dem Futter befinden, eingreifen, wenn man die Stange mit einem Hebel, oder so genanntem Griffe umdrehet.

ser, welches an der Mauer herunter läuft, auf den Fensterladen, und er verfault, wenn man gleich die Vorsicht gebraucht, oben an die Fensterläden eine Oeffnung von Eichenholz zu setzen, welches der Fäulniß besser widersteht, als das Ende von den fichtenen Bretern, woraus der Laden gemacht ist. Es ist besser, die auswendigen Fensterläden mit einem gebogenen Zapfen zu beschlagen, der in einer Pfanne steht, die in der Brüstung verstrichen ist, und oben ein gebogenes Band zu machen, damit der Laden, wenn man ihn zumacht, in die Fensteröffnung hinein gehe, und vor dem Regen in etwas sicher sey. Da man will, daß die Fensterläden, wenn sie offen sind, so wenig in die Augen fallen, als möglich ist, so streicht man sie auf derjenigen Seite weiß an, die sich alsdann von außen zeigt; da man hingegen gern sieht, daß die Fenster im Lichten bezeichnet seyn, wenn die Läden zu sind, so streicht man die andere Seite des Ladens braun an. Auf diese Art fallen die Fensterläden wenig in die Augen, wenn sie offen sind; sind sie hingegen zu, so kann man die Fensteröffnungen von den Mauern wohl unterscheiden. Will man diese Fensterläden zuhalten, so kann man sich dabey nicht der Haken bedienen, weil die Fensterrahmen jetzt mit der Nuß gemacht werden; allein, die Schlosser haben verschiedene Mittel ausfindig gemacht, die sie nach Beschaffenheit der Umstände verändert haben, und die meistentheils die verlangte Wirkung thun.

Die bisher beschriebenen auswendigen Fensterläden sind sehr gut; allein sie sind nicht so sauber, als diejenigen, welche an das fest stehende Fensterkreuz selbst angeschlagen sind, und sich unmittelbar an den Fensterrahmen anlegen. Diese Fensterläden haben gemeiniglich 2 Flügel, deren jeder sich in 2 Theile zusammen leget. Sind die Mauern dick genug, so steht der zusammen gelegte Laden nicht über die Fensteröffnung heraus; ist aber die Mauer gegen die Breite der Fensteröffnungen

nicht dick genug, so macht man den Bruch so, daß er just auf die Ecke der Fensteröffnung kömmt, und ein Theil von dem Laden leget sich auswendig an die Mauer. Wird der Laden zugemacht, so muß er just auf den Fensterrahmen passen.

Bey Fensterrahmen, die mit der Nuß gemacht sind, werden die Läden folgendergestalt zugehalten. Da die Läden gebrochen sind, so sind sie mit 3 Bändern versehen, die an 3 spitzigen Haspen hängen, welche in die hohen Stücke des Fensterkreuzes eingeschlagen sind; und da, wo sie gebrochen sind, haben sie ein Charnier wie ein Fischband mit der Ruthe (s. Th. III. S. 510.) Das Ende dieser Bänder erstreckt sich bis an den Rand des Ladens, und die Ränder sind schräg geschnitten, damit beyde Flügel ungefähr ½ Fuß in das Zimmer hinein gezogen werden können, wenn die Fensterrahmen offen sind. Die Läden gehen daher nicht bis auf die Brüstung, sondern endigen sich unten bey dem Wetterschenkel des Rahmens. Man zieht also die beyden Flügel des Ladens hinein, die sich um so mehr von einander entfernen, je weiter sie in das Zimmer hinein gezogen werden können, und zwar aus eben der Ursache, aus welcher sie sich von einander entfernen, wenn man sie hinaus stößt, um sie aufzumachen. Es sind aber an dem hohen Stücke des Rahmens, woran die Schließkappe der Nuß ist, 6 Haken, die man, um mehrerer Festigkeit willen, so hoch anbringt, als die Bänder der Läden angeschlagen sind. Drey von diesen Haken haben ihre Krümmung nach der rechten, und die 3 andern nach der linken Hand zu. Wenn man nun annimmt, daß man beyde Flügel der Läden in das Zimmer hinein gezogen hat, und daß die Ränder derselben aus besagten Grunde einander nicht berühren: so stößt man die Rahmen in ihre Oeffnung, um sie gewöhnlichermaßen zu zumachen; die Haken gehen zwischen den Rändern der beyden Flügel des Ladens durch; und wenn man die Rahmen weiter fortstößt, so stößt man zugleich die Läden mit fort, deren Ränder um so viel näher zusammen kommen, je näher sie an der Fläche des Fensters sind. Sie legen sich also unter die Haken, welche sie zurück halten, und verhindern, daß man sie nicht aufmachen kann, bis man die Rahmen wieder aufgemacht und die Läden in das Zimmer hinein gezogen hat. Die Ränder des Flügels vom Laden gehen aus einander, und hängen sich aus den Haken, die auf dem hohen Stücke des Rahmens sind; und wenn man hierauf die Rahmen aufgemacht hat, stößt man die Läden hinaus.

Man

Man pflegt auf die Fensterläden da, wo die Haken hintreffen, ein Stück gebogenes Eisen, oder eine Art von Schließkappe zu setzen, welche sie bedeckt, damit man sie nicht mit einer Zange zerbrechen könne. Der obere Haken muß allezeit verkehrt eingeleget werden, damit der Laden nicht abgehoben werden könne.

Zur Verhütung oder Verminderung großer Brände, wäre es, bey Aufbauung gemeiner Häuser, sehr gut, wenn man von der Bauzierlichkeit etwas abgienge, und in solchen Häusern, die in einer Reihe dicht an einander hin gebauet werden, am Ende jedes Hauses, wo es an des Nachbarn Haus anstößt, kein Fensterloch ganz nahe an des Nachbarn Haus hin machte. Bey denen aber also schon, zumal in den Oberstockwerken, dicht an den benachbarten Häusern sehr brandgefährlich vorhandenen Fenstern, würde man die Brandgefahr dadurch noch vermindern können, wenn man äußerlich vor solche Fensterläden machte, diese auswendig mit verzinnten Eisenbleche beschlagen ließe, und, wenn etwa Brand in des Nachbarn Hause entsteht, dieselben sogleich verschlösse, und von außen her mit Wasser anhaltend anspritzte, oder mit Salzwasser, guter Lauge oder Thonbrühe benetzte.

Auf dem Lande würden die Fenster noch einmal so lange dauern, auch die Stuben und Kammern im Winter wärmer halten, wenn man sie alle mit Läden von außen verwahrte; und damit diese desto länger in Sonne, Wind, Regen und Schnee dauerten, müßte man dieselben auf beyden Seiten mit Firnißfarbe anstreichen, wozu nichts weiter als Firniß, so wie man ihn in der Apotheke bekömmt, worunter man Bolus und Mennig zu gleichen Theilen gemengt hat, genommen werden dürfte.

Eine von Hrn. Godefroy in Paris erfundene Art Fensterläden, welche sich sehr bequem zusammen legen lassen, wenig Platz einnehmen, und an ihrem Orte

sich wohl befestigen lassen, ist folgende. Siehe Figl. 641.

Das mit Rahmen und Glasscheiben versehene Fenster ABCD, ist von den gemeinen Fenstern nur darin unterschieden, daß auf jeder Seite ein Fensterladen EFGH, befindlich ist, welcher sonst nur aus einem Stücke zu bestehen pflegt, hier aber in 3 Theile nach der Breite abgetheilt, und mit Chanieren zusammen verbunden ist, so, daß man diese 3 Stücke auf oder vielmehr an einander ordnen kann. Der Laden ist an den Fensterrahm selbst angebracht. Jeder Theil des Ladens ist nicht breiter, als die Dicke der Mauer, welche das Fenster formirt. Der Laden, wenn er zusammen gelegt ist, kann ganz bequem an die Schmiege der Mauer angeleget, und daselbst, vermittelst eines Bolzens, der in die Mauer fest eingesetzt werden muß, jedoch auch so, daß er auf die Löcher LL, die in den gebrochenen Läden angebracht sind, passe, durch eine Schließe, die sich vorn am Bolzen einschieben oder einstecken läßt, an der Schmiege befestiget werden. Ein anderer Zapfen oder Bolzen M, der ganz außen befestiget ist, dient dazu, wenn die Läden ganz zugemacht werden sollen, da sie sich denn durch Hülfe der angebrachten Leisten folgends völlig schließen. Noch ein solcher Nagel oder Bolzen, ist, gleiches Nutzens halber, auch an dem obern Theile des Fensters angebracht. Diese Zapfen stimmen gleichermaßen, wie die ersten, mit den Löchern GH zu, die zu äußerst in dem letztern Theile des Ladens durchgebohrt sind.

Wenn man das Fenster mit den Läden verschließen will, zieht man die Schließe aus dem Zapfen I, heraus, macht die Theile des Ladens 2, 3. 3, 4. 4, 5, aus einander, und leget alsdann den Theil 2, 3. an die Schmiege der Mauer. Die andern zween Theile 3, 4. und 4, 5, weil solche mit der äußern Wandfläche in gerader Lage zu stehen kommen, richtet man also gerade, und schließt den letztern Theil 4, 5. mit der Schließe an den Zapfen M fest an. Auf gleiche Art wird auch mit dem andern Fensterladen verfahren. Das solcher Gestalt verschlossene Fenster, wird hier in der Figur, durch die Zahlen 6, 7. M. 8, 9. vorgestellt, und zugleich auch dabey angewiesen, wie der Laden vermittelst der Schließe an dem Zapfen M fest gehalten wird.

Will man nun den Laden nachher wieder öffnen und fest machen, so zieht man die Schließe aus dem Bolzen M heraus, macht die beyden Flügel 3, 4. und 4, 5, auf, leget sie zusammen,

men, applicirt sie, auf jeder Seite, an die Schmiege der Mauer, und befestigt sie zulezt an den in die Mauer eingesezten Zapfen I, I, mit Hülfe der Schließen, die vorn in die Zapfen eingestecket werden.

Machines & Inventions approuvées par l'Acad. R. d. Sc. To. II. a Par. 1735, 4. No. 75, S. 21, f.
Samml. nüzl. Maschinen und Instrum. Nürnb. f. S. 92.

Um sich im Sommer in den Zimmern Luft, und zugleich ein gelindes Licht zu verschaffen, welches nicht so blendend ist, als das unmittelbare Sonnenlicht, hat man, statt der auswendigen Fensterläden, die Jalousie-Läden, Fr. Persiennes, Fig. 642, erfunden.

Dieses ist ein Rahmen ABCD, der in E F G mit Haspen oder Bändern versehen ist, daß man ihn wie die ordentli- Fensterläden auf- und zumachen kann. An den entgegen gesezten Schenkel CD, macht man eine Spagnolette oder einen Riegel mit Federn HI, damit man ihn, nach Belieben, zuhalten könne.

In die Dicke der hohen Seitenstücke AB und CD, macht man dünne Breterchen, deren jedes an beyden Enden einen kleinen eisernen Zapfen hat, der in Löcher geht, welche in die Dicke und inwendige Seite der hohen Seitenstücke gemacht sind, so, daß sich jedes dieser Breterchen KK auf den Zapfen drehen, und so gestellet werden kann, wie man es für gut befindet, oder so, daß die Breite der Breterchen entweder in einer verticalen oder horizontalen Stellung sey. Giebt man ihnen eine verticale Stellung, daß sie einander bedecken, wie der Schiefer auf dem Dache so thut der Jalousieladen die Wirkung eines ordentlichen Fensterladens, und der Durchgang der Luft und des Lichtes ist unterbrochen. Stellet man aber die Fläche aller dieser Breterchen in eine horizontale Stellung, so, daß nur ihre Dicke vorsteht, die gar nicht beträchtlich ist, so kann die Luft und das Licht frey durchgehen, so daß man sich, indem man alle diese Breterchen mehr oder weniger neiget, so viel Luft und Licht verschaffen kann, als man für gut befindet. Man sieht aber leicht ein, daß man sich diesen Vortheil nicht würde verschaffen können, wenn man nach und nach mit der Hand an alle diese Breterchen greifen müßte, um ihre Neigung zu verändern. Die Schlosser haben etwas ausgedacht, daß man alle diese Breterchen sehr leicht auf einmal bewegen kann. Hiezu nehmen sie einen viereckigen dünnen Stab Eisen ZZ, Fig. 642

und 643; sie machen in der Höhe, die man mit der Hand erreichen kann, einen Griff M daran, und auf der Länge dieses Stabes so viel kleine Nägel N, als Bretterchen sind. An den Rand eines jeden Bretchens machen sie ein kleines gebogenes Stück P, an dessen einem Ende ein Lappen O ist, den man auf jedes Bretchen befestiget; und an dem andern Ende ein kleiner Zapfen, der leicht in die Löcher der Stücke N geht. Eins von diesen kleinen Stücken in Gestalt eines S, wird auf der einen Seite des Stabes ZZ auf die Bretterchen angemacht; dasjenige, welches oben ist, wird auf die andere Seite befestiget, und so wechselsweise auf dem ganzen Stabe, wie man es in Fig. 642 sieht. Wenn man also den Kopf oder Griff M in die Höhe hebet, so ist man im Stande, alle Bretterchen in gleicher Quantität und zu gleicher Zeit, wie man es verlangt, in die Höhe zu heben.

Damit im Sommer die Sonne nicht die Fenster eines Wohnzimmers zu sehr drücken möge, werden von außen vor das ganze oder halbe Fenster an Rollen befestigte leinene Tücher, an beyden Seiten mit zween Stäben zum Herunterlassen und Heraufziehen, welche unter den Namen Fenster-Parasols oder Marquisen bekannt sind, und von innen Rollstäbe mit, gemeiniglich bemaltem, Papiere, Leinwand oder seidenem Zeuge, oder so genannte Rouleaux, angebracht.

Die Fenster-Gardinen oder Vorhänge, sind entweder Aufzieh- oder Hängegardinen. Sie werden von bunter oder anderer Leinwand, weißem Nesseltuch, Kattun, Zwillich, oder auch von seidenen Zeugen, je nach dem die Hauptfarbe der Tapezerey, oder die übrige Garnirung des Zimmers an Stühlen u. s. w. ist, gemacht, auch öfters mit Schnüren oder Börtchen eingefaßt, oder nach heutiger Faßon zum Theil mit Falbala besetzt. Die Fenster-Quaste, d. i. die von Horn oder Holz gedreheten, und mit Seide, Kameelhaar, wollenem Garn oder Zwirn vom Posamentirer überzogenen, länglichen Knöpfe, welche an lange geklöppelte, ihnen an Faden und Farbe gleichkommende Schnuren gehängt, und diese an die Vorhänge angeknüpfet werden, vermittelst

deren

deren die Vorhänge sich bequem auf- und zuziehen lassen, und deren zu jedem wenster 4 gehören, waren vormals mehr, als jetzt, Mode.

Außer den Aufzieh- und Hängegardinen, hat man an die Fenster in Zimmern auch Springgardinen, Fr. Store, d. i. ein blechernes Rohr, worin eine aus starkem Eisendraht, gewundene Feder ist, und worauf man ein Stück Zeug rollet, das man von dem Rohre wieder herunter ziehen kann. Eine Anweisung zu ihrer Verfertigung, findet man in Hrn. Dühamel Schlosserkunst, im IX. B. des Schauplatzes der Künste und Handwerke, S. 448, f.

In Zimmern, welche der Sonne ausgesetzt sind, sind weiße Fenster-Vorhänge im Sommer die allerbesten, denn die weiße Farbe wirft am meisten die Sonnenstrahlen zurück, Vorhänge hingegen von anderer, zumal dunkler Farbe, verschlingen sehr viel von den Sonnenstrahlen, und bringen also die Hitze reichlich ins Zimmer. Seidene Vorhänge also von grüner, rother und anderer Farbe, die ins Dunkle fällt, sind im Sommer ein beschwerlicher Putz in einem Zimmer, das keinen andern, als dergleichen Schirm vor den auffallenden Sonnenstrahlen hat. Wer hingegen weiße Gardinen vorhängt, und sie gegen die Zeit, da die Sonne kömmt, dicht zuzieht, wird große Erleichterung finden.

Hanov. Magaz. 35. St. v. J. 1775, S. 559.
Neue Mannigfaltigk. 3. Jahrg. S. 60, f.
Berl. Samml. 8. B. 3. St. S. 277, f.

Die Fenster-Stäbe zu den Vorhängen, sind Erbe; hingegen gehören die eisernen Haken, worauf solche ruhen, nebst den Rollen, zum Lehen.

Die Fenster-Kissen oder Polster, sind nach der Breite und Tiefe des Fensters eingerichtet, ausgestopfte oder gefütterte Kissen, die Arme darauf bequem ruhen zu lassen. Es sind dieselben mit einem Ueberzuge bekleidet, welcher von eben der Couleur, auch wohl von eben dem Zeuge, als die Tafelstühle und Teppiche, im-

gleichen die Vorhänge vor die Thüren genommen sind, oder doch sonst mit demselben accordiren muß. Man pflegt sie übrigens theils zu falbaliren, theils mit Fransen, Campanen und dergleichen Zierrathen mehr auszuschmücken, auch, damit sie länger sauber bleiben, und von der darauf scheinenden Sonne an der Farbe nicht verschießen, mit von feinem Papier überzogenen Mappen zu bedecken.

Die Vorrechte, welche den Fenstern in den Rechten zugestanden sind, daß man einem andern nicht das Licht verbauen darf, die Servitus altius non tollendi, Servitus luminum, u. s. f. heißen das Fenster-Recht, Licht-Recht.

Die Servitus altius non tollendi, oder die Dienstbarkeit, daß man seine Gebäude nicht höher führen, und dadurch etwa dem Nachbar sein Licht, u. d. gl. verbauen darf, gründet sich auf die gemeinen Arten, die Servitutes per pactum, ultimam voluntatem, præscriptionem vel legem, zu erlangen; denn eigentlich kann ein jeder so hoch bauen, als er will, weil jedem nur die Gränze zu beyden Seiten, nicht aber in die Höhe, gesetzt worden ist; und muß derjenige, so von einem andern prätendiret, er solle nicht höher bauen, beweisen, daß ihm dergleichen Dienstbarkeit auf seines Nachbarn Hause zuständig sey. Es wird aber auch hiebey der Casus ausgenommen, si nempe publica utilitas exigat, naturalis ædificandi libertas recte restringitur, wie Wernher in seinen Observat. selectis, Vol. IV, P. 6, Obs. 346. mit einem Responso und dabey gebrauchten Gründen bestätiget. Sonst ist nichts daran gelegen, ob des andern Fenster verbauet werden, oder nicht; denn, so wie ein jeder in seiner Wand Fenster machen kann, wenn sie nur befestiget werden: so kann sie auch der andere verbauen. Ein anderes aber ist verordnet in Ordin. Norimb. Tit. 26. Francof. und Lubec. Lib. III. Tit. 12. Art. 13, da keinem erlaubt ist, auf des Nachbars Hof Fenster zu machen wo nicht vorher welche gewesen sind.

Stryck. Us. mod. Lib. VIII. Tit. 2. §. 12—14.

Im übrigen, wenn ja die Servitus Luminum constituiret ist, so erfordert sie entweder eine fremde oder gemeine Mauer; denn wie schon gedacht, in seiner eigenen Mauer kann man nach Gefallen Fenster machen. Aber weder meines Nachbars, noch

diejenige Mauer, welche ich mit einem andern gemein habe, kann ich nach Gefallen brauchen und Fenster machen, wo ich nicht die Servitutem luminum habe.
Hr. Prof. Polack Mathesis forensis, Lpz. 1770, 4. S. 326, fgg.

Die Römer, in deren Gesetzen man viele Anordnungen findet, welche die Sicherheit in Städten zum Grunde haben, sorgten unter andern auch dafür, daß die Einwohner der Häuser in Städten, sonderlich des Nachts, nichts aus dem Fenster werfen, die Eigenthümer aber für den Schaden stehen, oder alle Einwohner in solidum dafür haften sollten. Der III. Tit. L. IX. ff. handelt davon, ja die meisten so genannten quasidelicta, dergleichen auch bey dieser Klage zum Grunde lag, sind Polizeyverbrechen. Diese Fahrlässigkeit und dieses unbedachtsame Verfahren, welches man noch an vielen Orten, sonderlich in Universitätsstädten, duldet, und wodurch die Gassen und Straßen mit Nachttöpfen und Unflath angefüllet werden, verursachet viele Verletzung und Beschädigung der Vorbeygehenden, die sich sonderlich des Nachts nicht wohl dafür vorsehen können, zumal noch dazu die wilde Unbedachtsamkeit derer, so solche heraus werfen oder ausschütten, die sonst noch gewöhnlichen Verwarnungen mit Rufen öfters unterläßt.

Von Gewächshaus- Mistbeet- und Stallfenstern, werde ich in den Art. Gewächshaus, Mistbeet, und Stall handeln.

Fenster, (Aufzieh-) siehe oben, S. 580.
— — (Balcon-) siehe oben, S. 578.
— — (Bastard-) siehe oben, S. 572.
— — (Blind-) siehe oben, S. 579.
— — (Dach-) siehe oben, S. 574, fgg.
— — (Geländer-) siehe oben, S. 578.
— — (Gewächshaus-) siehe in G.
— — (Gewinde-) siehe oben, S. 580.
— — (Gitter-) siehe oben S. 588, und Jalousie.

Fenster, (Glas-) s. oben, S. 589.
— — (Guck-) s. in G.
— — (Halb-) s. oben, S. 572.
— — (Hausthür-) s. oben, S. 572.
— — (Heuboden-) s. oben, S. 575.
— — (Kapp-) s, oben, S. 574, fgg.
— — (Keller-) s. oben, 572.
— — (Kirchen-) s. oben, S. 560.
— — (Leinwand-) s. oben, S. 595.
— — (Mezzanin-) s. oben, S. 572.
— — (Mistbeet-) s. in M.
— — (Papier-) s. oben, S. 595.
— — (Pergament-) s. oben, S. 596.
— — (Schiebe- oder Schub-) s. oben, S. 580.
— — (Souterrain-) s. oben, S. 572.
— — (Stall-) s. in S.

Fenster-Beschläge, Fenster-Beschlag; siehe oben, S. 580, und 587.

Fenster-Bley, s. oben, S. 580.

Fenster-Bret, s. oben, S. 579 und 583.

Fenster Eisen, s. oben, S. 580.

Fenster-Flügel, } s. oben, S. 579.
Fenster-Futter, }

Fenster-Gardine, s. oben, S. 604.

Fenster-Geld, an einigen Orten, eine Abgabe von den Häusern in den Städten, so nach der Anzahl der Fenster gegeben wird.

Im mittlern Lat. ist Fenestragium, eine Abgabe für das Recht, Waaren in den Fenstern feil zu haben.

Fenster-Gitter, s. oben, S. 596. f.

Fenster-Glas, s. oben, S. 589.

Fenster-Haspe, s. oben, S. 580.

Fenster-Kitt, s. oben, S. 591, fgg.

Fenster-Kluppe, s. Kluppe.

Fenster-Kreuz, s. oben, S. 580, und 585.

Fenster-Kissen, s. oben, S. 605.

Fenster-Laden, s. oben, S. 597, fgg.
Fenster-Nägel, s. unter Nagel.
Fenster-Parasol, s. oben, S. 604.
Fenster-Polster, s. oben, S. 605.
Fenster-Quaste, s. oben, S. 604.
Fenster-Rahmen, s. oben, S. 579, fgg.
Fenster-Recht, s. oben, S. 606.
Fenster-Reiber, Fenster-Säule, Fenster-Scheibe, } s. oben, S. 580.
Fenster-Schwalbe, s. Schwalbe.
Fenster-Sprosse, s. oben, S. 580.
Fenster-Sturz, s. oben, S. 568.
Fenster-Thüre, s. oben, S. 578.
Fenster-Vorhänge, s. oben, S. 604, f.
Fenster-Zwickel, s. oben, S. 580.
Fenugrec, s. Heu. (Griechisch)
Feode, s. Lehen.
Fer, s. Eisen.

Ferandine, Ferendin, Ferrandine, auch Burail genannt, ist ein leichter französischer Zeug, dessen Aufzug von Seide, der Eintrag aber nur von gemeiner Wolle, oder auch von Kamelhaar, Zwirn oder Baumwolle, ist. Es ist eine Art von schlechtem Mohr, oder so genanntem Pou.

Die Länge der Stücke ist von 60 bis 70 Ellen. Sie können von verschiedener Breite, nämlich $\frac{3}{8}$, $\frac{7}{16}$, $\frac{1}{2}$ und $\frac{9}{16}$ Elle seyn; es dürfen auch nicht mehr, als höchstens 2 Zähne vom Kamme, d. i. die Dicke eines Testons, oder 15 Sols-Stückes, zugegeben oder abgenommen werden; die Seide aber, welche man dazu brauchet, muß entweder ganz roh, oder ganz abgesotten seyn, ohne Vermischung der einen mit der andern, bey 60 Livres Strafe.

Ferch. 1. Der Ferch, ein nur im Bergbaue übliches Wort, wo es einen aus flüchtigem Schwefel und Salze bestehenden Dunst bezeichnet, welcher zuweilen in den Bergwerken angetroffen wird.

2. Der Ferch, der Koth der Thiere, die Hürden der Schafe auf dem Felde. Siehe Pferch.

3. Das Ferch, das Blut, Leben, der Leib, der Tod, ein altes oberdeutsches Wort, welches bey den alten Schriftstellern häufig vorkömmt, aber mit seinen Ableitungen Ferchwunde, tödliche Wunde, Ferchfeind, todtfeind, ferchlos, entseelt u. s. f. im Hochdeutschen völlig veraltet ist.

Ferchen, ist nur im Oberdeutschen üblich, für fertigen, fertig machen, hinschaffen. Lebensmittel an einen Ort ferchen, d. i. schaffen. Ein Fercher, ein Güterbestäter. Die Ferchstube, die Expeditionsstube.

Ferdinand, (*Prince*) eine Nelkensorte; s. unter Nelke.

Ferding, eine im Niedersächsischen übliche Münze, so der vierte Theil einer Mark, oft aber nur der vierte Theil einer andern Münze ist; und auch Ferth, Verth, im mittlern Lat. Ferto, lautet; von vier, Niederf. veer.

Zu Riga hält ein Ferding $1\frac{1}{2}$ Groschen; eine Mark Ferdings aber 2 Ferdinge, oder 3 Groschen; 2 Mark Ferdings machen daselbst 1 Mark; 10 Mark Ferdings, 1 Fl.; und 30 Mark Ferdings, oder 60 Ferdinge, einen Reichsthaler. Diese Ferdingsmünze ist die rigische Courantmünze, welche gegen holländisch Courant ungefähr 36 p. C. differiret.

In Bremen ist Veerding, und im Engl. Farthing der 4te Theil einer Mark, oder 8 Grote Bremer Geldes. S. Viertheil.

Ferendin, s. Ferandine.

Ferge, ein Fährmann oder Schiffer, ein altes oberdeutsches im Hochdeutschen unbekanntes Wort, welches Luther aus einer ältern oberdeutschen Uebersetzung beybehalten hat. Deine Fergen werden umkommen, Ezech. 27, 27. Von fahren, wovon Färich, Ferch, Feriger, ein Schiffer; Fährmann, und Fergegeld, für Fährgeld, noch jezt im Oberdeutschen üblich sind. S. Fähre.

Ferien, aus dem Lat. Feriæ, die Zeit, da man von gewissen öffentlichen Arbeiten ruhet, besonders in den Gerichten und Schulen. Ferien haben. Die Aernde-Ferien, Weinleseferien. Die Ferien sind angegangen. Man braucht dieses Wort im gemeinen Leben oft, wenn gleich die Ruhe nur einige Stunden beträgt. S. Fest.

Ferkel, ein junges Schwein, bis es ein Vierteljahr alt ist; daher ferkeln, Ferkel werfen. Siehe Schwein.

Ferkel-Eiche, siehe Th. X, S. 208.

Ferkel-Kaninchen, siehe in K.

Ferkel-Kraut. 1. Hypochæris *Linn.* s. Sau-Kraut.

2. Hyoseris *Linn.* siehe Salat. (Schwein-)

Ferklein, (Schild-) siehe Armadill-Thier.

Ferlande, Münze; siehe Sou.

Ferlin oder Fellin, wie ihn der Tarif des Zollhauses zu Lion nennet, ist ein wollener Zeug, der in England fabricirt wird.

Ferlin, eine alte französische Münze, die einen Vierteldenier galt. Man sieht keine mehr, als nur in Cabineten curiöser Liebhaber.

Fermage, siehe Pacht-Geld.

Ferme, siehe Dachstuhl. Pacht.

Ferment, Fermentation; siehe Gährung.

Fern-Glas, ein optisches Glas, deutlich damit in die Ferne zu sehen.

1. Ein nur aus einem Glase bestehendes und gemeiniglich eingefaßtes Glas, welches die Sachen verkleinert und entfernet, dessen sich diejenigen bedienen, welche nicht gut in die Ferne sehen können; ein Augen-Glas, Fr. Courte vûë, Lorgnette. Es ist entweder auf beyden Seiten, oder nur auf einer hohl, und auf der andern flach geschliffen, und vergrößert die Gegenstände nicht, sondern verkleinert dieselben, doch so, daß sie dadurch überaus deutlich erscheinen. Wer schlechtere Augen hat, muß sich auch ein mehr hohl geschliffenes Glas erwählen.

Sonst werden auch wohl unter der Benennung der Ferngläser, in weiterm Verstande, die unter ihrem eigenen Namen beschriebenen Brillen begriffen.

2. Ein aus mehrern Gläsern zusammen gesetztes Werkzeug, entfernte Gegenstände deutlicher dadurch zu sehen, als mit bloßen Augen möglich ist, welches aber richtiger ein Fernrohr, Perspectiv, Sehrohr, genannt wird. Siehe Seh-Rohr.

Fern-Rohr, siehe den vorhergehenden Artikel.

Fern-säulig, ist nur in der Baukunst üblich, und wird von Gebäuden gebraucht, in welchen die Säulen 18 Modul von einander entfernet sind, **rarsäulig**; im Gegensatze des **feinsäulig**.

Fernambuck-Holz, ist eine Art des Brasilienholzes, und das beste und theuerste unter den so genannten Rothhölzern. Das Brasilien- oder Bresilien-Holz, auch Braunholz genannt, L. Brasilium, Lignum Brasilianum, Lignum Brasilianum rubrum, Fr. Bois de Brésil, ist ein dunkelrothes, zum Theil gelbbraunes, sehr schweres, überaus trocknes, auch ziemlich hartes Holz, welches aus der Provinz Brasilien in Süd-Amerika, über Lissabon, England und Holland, entweder in großen Stücken, oder geraspelt (da man es denn besonders Brasilienspäne nennet,) zu uns gebracht wird. (*) Von dem Stamme wird nur der inwendige Kern, etwa eines Beines dick, heraus geschicket, indem die Indianer den äußern sehr dicken Bast und Schale so weit davon abmachen,

(*) Weil die beste Art dieses Holzes über Portugal aus Brasilien zu uns gebracht wird, so glaubt man gemeiniglich, daß es auch von diesem Lande den Namen habe. Allein, man hat dieses Wort, auch zum Theil auch dieses Holz, lange vorher gekannt, ehe Amerika entdeckt worden ist. In einer alten Handschrift von 1400, bey dem Carpentier heißt es; *Bresillum* est arbor quædam, e cujus succo optimus fit color rubeus; in einer andern Urkunde von 1368 eben daselbst; In colorem *Brisiaci* aut alterius boni ligni; in einer Urkunde Carls IV von 1321, *Brisolium* & quodcunque pastellum; in einer Urkunde von 1193 in *Muratorii* Antiquit. Ital. Th. 2, S. 594, werden die

machen, welche nicht recht roth, sondern vielmehr grau aussieht, und nicht zum Färben tauget.

Man hat aber von dem Brasilienholze verschiedene Arten, sowohl in Ansehung des unterschiedenen Ortes, wo dieser Baum wächst, als auch der Bäume selbst, welche nur wegen einiger Aehnlichkeit diesen Namen erhalten. Und ob zwar alle Arten beynahe einerley Farbe geben, so ist doch die Schönheit und Güte derselben unterschieden.

Das schönste und beste Brasilienholz, besonders zur Seide, ist das Fernambuckholz, Fr. Bréfil de Fernambouc, oder Bois de Fernambouc. Es kömmt aus Fernambucco, oder Fernambuc, einer Stadt Brasiliens, ist das allertheuerste, und die Farbe, die man davon erhält, nicht recht dunkel. Ferner hat man das Japanische oder Sapanische Holz, L. Brasilium de Japan, Fr. Bréfil de Japon, oder Bois de Japon, welches die Engländer und Holländer Sapanholz nennen, und das große von dem kleinen unterscheiden. Das

die grana de *Brasile* erwähnet, wodurch vermuthlich die Cochenille verstanden wird. S. Carpentiers Glossar. v. Brasile, Braxile, Brisiacum, Brissillum, Brisolinm u. s. f. Es scheint daher fast, daß mit diesem Worte eine jede hochrothe Farbe, und die Körper, woraus man solche bereitet, angedeutet worden seyn. Wenn es in dieser Bedeutung kein ausländisches Wort ist, so könnte man es füglich von dem alten Bras, Feuer, und brasen, Griech. βραζειν, brennen, ableiten. Brasa, ist im Schwed. ein helles Feuer, Braise, im Franz. eine Kohle. Brys, im Isländ. eine brennende Farbe, brusare, im Ital. brennen. Vielleicht hat die amerikanische Provinz von diesem Holze den Namen, welches die ersten Entdecker wider Vermuthen daselbst antrafen, da man es bisher nur aus Ost-Indien geholet hatte.

Eine Untersuchnng, ob man das brasilische Färbeholz schon vor der Entdeckung von Brasilien gekannt, anderswo her ausgeführt, und eben so genannt habe; oder, ob es vielmehr den Namen von dem Lande Brasilien, wo es eigentlich wächst, wirklich bekommen habe, und also Brasilien schon vor des Columbus Entdeckung bekannt gewesen sey? st. im 1. B. der von Hrn. Hadelich herausgegebenen Uebersetzungen und Abhandl. welche bey der churf. mainzischen Akad. d. Wiss. übergeben worden, Erf. (1762) 8. S. 158. fgg.

große pflegt man schlechthin Sapan, das kleine aber Sapan Bimacs oder klein Brasilienholz zu nennen. Jenes ist theurer, als dieses. Savary, Lemery, und andere Schriftsteller haben sich geirret, da sie geglaubt haben, dieses Holz käme aus Japan. Denn es ist von daher noch niemals weder Brasilien- noch sonst irgend ein Färbeholz gekommen, sondern es ist gerade das Gegentheil; nämlich die Holländer bringen dessen alle Jahre aus dem Königreiche Siam dahin, welches Land sowohl, als die Küste von Malabar, das beste, und auch in ziemlichem Ueberflusse liefert. Der Baum, welcher dieses Holz giebt, kann nicht außer dem heißen Landesstriche (Zona torrida,) und noch weniger in Japan wachsen, welches in den Gegenden um den 25. Grad der mitternächtlichen Breite gelegen ist. Natürlicherweise kömmt es nur in beyden Halbinseln des Ganges hervor, welche einen guten Theil von Indien ausmachen. Doch ist dieser Baum einer ganz unterschiedenen Art, als der in Brasilien wächst, obgleich ihr Holz viele Gleichheit mit einander hat, und einerley rothe Farbe giebt.

Der Name Sapan ist malayisch, und es haben ihn die Portugiesen und Holländer in der Handlung, die sie damit treiben, beybehalten. Die Malabaren nennen ihn Tsiapangam, und man sieht wohl, daß einer von seinen Namen aus dem andern gezogen worden ist. Dieser Baum wächst auf den Bergen. Sein Holz ist braunroth, und weniger grob, als das Fernambuckholz.

Die dritte Art heißt das Lamoner-Brasilienholz, Brasilium de Lamon, Fr. Bréfil de Lamon. Es wird sonst auch Allerheiligenholz genannt, weil es von der so genannten Allerheiligenbay kömmt. Die vierte, Brasilienholz von St. Martha, Brasilium St. Marthæ, Fr. Bréfil de Ste Marthe, oder Bois de Ste Marthe. Letzteres ist von dem Fernambuckholze nicht verschieden, jedoch röther und weit dunkler. Die Seidenfärber bedienen sich dessen nicht, zur Leinwand und

Baum-

Baumwolle aber wird es gebraucht. Endlich die fünfte, das Brasilienholz aus den antillischen Inseln, Fr. Brésil des Antilles, oder auch nur Bresillet, welches das schlechteste ist.

Die angeführten Arten von Brasilienholz kommen ganz gewiß von verschiedenen Bäumen, ob man gleich solche nicht zuverlässig bestimmen und angeben kann. Vielleicht gehören sie alle unter das Geschlecht, welches der Ritter Linné Cæsalpinia genannt hat; wenigstens sind einige Arten darunter, deren Holz unter obigem Namen zu uns gebracht wird.

Das Sapanholz, welches auch von einigen, wiewohl unrecht, Campechenholz und roth Sandelholz genannt wird, kömmt von der Cæsalpinia Sapan *Linn.* Der Baum wächst in Ost- und West-Indien, hat am Stamme und Aesten kleine gekrümmte Stacheln, wechselsweise gestellte, doppelt gefiederte Blätter, deren Blättchen länglich, stumpf und eingekerbt sind, und in welchen der Nerv nicht in der Mitte hinläuft, daher sie ungleich breite Seiten haben. Die Blumen kommen büschelweise hervor. Der Kelch ist fünfmal eingeschnitten, und der unterste Lappen größer als die übrigen. Die fünf gelblichen Blumenblätter sind einander fast ähnlich, doch ist das unterste schöner, als die übrigen, gefärbet. Die zehn Staubfäden krümmen sich alle nach einer Seite. Die längliche einfächerige Schote enthält viele schwarze Samen.

Das Fernambuckholz kömmt von einem Baume, welchen Marcgrav unter dem Namen Ibira pitangæ angeführt hat, und der den Neuern noch nicht genug bekannt geworden ist. Es soll derselbe in verschiedenen brasilianischen Provinzen, 10 bis 12 Meilen von der See, landeinwärts, an trocknen und dürren Oertern, zwischen andern Blumen, zu einem sehr hohen und dicken, meistentheils krummen und knotigen Stamme erwachsen, eine röthliche stachelige Rinde, lange Aeste,

und viel kleine, halbrunde, grüne, glänzende, nach Mastix riechende Blätter, büschelweise bey einander, an den äußersten Enden der Aeste, sitzende wohlriechende, rothe Blumen, und platte, röthliche, mit zween Samen erfüllte Früchte haben.

Die brasilianische Art hat der Ritter Linné, in seinen Mat. Med. unter dem Namen Cæsalpinia Brasilienſis angeführt, und angemerkt, wie dieselbe von einigen Brasiletto genannt worden ist. Dieser Baum hat nirgends einige Stacheln, und unterscheidet sich dadurch von allen Arten dieses Geschlechtes, trägt aber gleichfalls doppelt gefiederte Blätter, deren Blättchen eyförmig, und kaum merklich eingekerbet sind.

Ob die andern Holzarten von andern Bäumen kommen, und welche diese seyn möchten, ist nicht bekannt.

Alle Arten des Brasilienholzes haben kein Mark, außer das von Japan. Oefters werden sie durch einander gemischt, und unter dem gemeinen Namen des Brasilienholzes verkauft. Es ist aber sicherer, dieses Holz in ganzen Stücken, als geraspelt und in Spänen, zu kaufen, weil bey den letztern öfters das beste mit dem schlechtesten vermischet wird. Beym Einkauf muß man sich auch wohl vorsehen, daß man kein Holz, welches von dem Salzwasser schon ausgezogen ist, bekomme, oder sonst mit faulem Kerne, oder altem Holze, betrogen werde. Das Fernambuckholz insonderheit muß von schönen mittelmäßigen Stücken oder Scheiten, ohne Rinde, Bast und Fäulniß seyn, und, wenn es gespalten wird, anfänglich mehr ins Gelbe, als ins Rothe, zu fallen scheinen, an der Luft aber sich nach und nach in seine röthliche Farbe verwandeln; im Käuen aber eine liebliche Süßigkeit, fast wie Zucker, haben, und den Speichel geschwinde färben. In Ansehung des ersten, nämlich was von den Stücken oder Scheiten gesagt worden, ist es von dem lamoner Brasilienholze, welches in viel größern Stämmen oder

Schei-

Scheiten kömmt, zu unterscheiden. Das Brasilienholz von Japan, ist gemeiniglich etwas feucht, da hingegen die andern alle trocken seyn müssen.

Im Feuer macht das Brasilienholz viel Geprassel, aber wegen seiner großen Trockenheit fast gar keinen Rauch.

Das Raspeln des Brasilienholzes, geschieht gemeiniglich in den Zucht- und Arbeitshäusern vermittelst gemeiner Holzraspeln, welches aber sehr langweilig und mühsam ist. In dem Zuchthause zu Hamburg, bedient man sich hiezu, nach dem Berichte des Hrn. v. Uffenbach, im 2. Th. seiner Reisen, Ulm 1753, gr. 8. S. 92, f. eines Werkzeuges, welches in kurzer Zeit mit weniger Mühe nicht nur viel mehr Späne macht, sondern auch zugleich lauter zarte und dünne Späne abstößt, da hingegen eine gemeine Raspel nichts als kleines Gekrümel macht. Es besteht aus einem viereckigen Holze, welches an beyden Enden Handhaben hat, in der Mitte aber verschiedene Löcher, durch welche ordentliche und sonst gebräuchliche Hobeleisen gesteckt, und mit Keilen befestiget sind. Siehe Fig. 644.

Das Stoßen des übrigen und nicht füglich zu raspelnden Holzes zur Färberey, wird sonst gar füglich in Stampfmühlen, welche vom Wasser getrieben werden, verrichtet, wenn die kleinen und harten Stückchen vorher zerhauen und zerschlagen worden sind. Allein, in Zucht- und Werkhäusern, hat man dergleichen Stampfmühlen mit Schwungrädern und 9 Stampfen, da man an beyden Seiten der Welle, welche die Stampfen hebet, Handhaben, um sie durch Menschenhände in Bewegung zu setzen, anbringt, in kurzer Zeit aber von ein Paar starken Leuten eine große Quantität stoßen lassen kann. Eine solche Stampfmühle hat Hr. v. Uffenbach im magdeburgischen Werkhause angetroffen, und im 1. Th. seiner Reisen, S. 171, f. beschrieben. Siehe Fig. 645.

Was den Nutzen und Gebrauch der Brasilien-Hölzer betrifft, so enthalten sie viel Oehl, und ein wenig flüchtiges Salz, werden aber zur Arzeney wenig oder gar nicht gebraucht, ob sie schon an Kräften dem rothen Sandelholze nicht viel nachgeben, und für hitzige Krankheiten angepriesen werden. Sie adstringiren, stärken den Magen, und sollen auch für böse Augen gut seyn. Man braucht sie als ein Theeinfusum.

Das Brasilienholz läßt sich gut poliren, und ist daher zur Drechslerarbeit dienlich. Es wird zum Furniren, oder auch zu kleinen Arbeiten, z. B. Violinbogen, u. d. gl. verbraucht. Vornämlich aber wird es zum Färben genutzet, indem es, (am besten aber das Fernambuck) schön roth färbet; wiewohl die damit gefärbten Zeuge von keiner beständigen Farbe sind.

Alle Arten des Brasilienholzes geben eine ziemlich schöne Farbe, man möge sie allein brauchen, oder mit Campecheholz und andern färbenden Materien vermengen. Bey dem unächten Violett, thut man, wie Th. V, S. 607, erwähnt worden ist, ein wenig Brasilienholz zu den indianischen; bey dem Weingrau aber, welches so wenig als es auch seyn mag, ins Rothe fällt, nimmt man viel mehr. Bisweilen thut man nur ein wenig Galläpfel zum Brasilienholze, und macht es mit Vitriol dunkel; oft setzt man etwas indianisches Holz, Orseille oder eine andere Materie hinzu, nachdem die Schattirung ausfallen soll. Hieraus erhellet, daß sich von dieser Arbeit keine gewisse Vorschrift geben läßt, weil fast unzählig viel Schattirungen aus vielerley Vermischungen entstehen.

Die natürliche Farbe des Brasilienholzes, zu der es auch am meisten gebraucht wird, ist der unächte oder so genannte Holz-Scharlach, welcher zwar schön wird und Glanz hat, aber doch am Glanze dem Scharlache mit der Cochenille oder dem Gummilack weichet.

Die Farbe aus diesem Holze zu ziehen, bedient man sich des härtesten Brunnenwassers, welches die Seife nicht auflöset. Flußwasser thut dieses bey weitem nicht. Wenn man auf dieses klein geschnittene Holz Wasser gegossen, und solches 3 Stunden lang hat kochen lassen, gießt man es in ein Faß; auf das Holz gießt man frisches Wasser, läßt es noch 3 Stunden kochen, und gießt es zu dem ersten. Diese Farbe, welche man Holzsuppe nennet, muß alt seyn und gegohren haben, und sich wie ein fetter Wein ziehen lassen, ehe man sich ihrer bedienet. Um ein lebhaftes Roth daraus zu erhalten, muß der Zeug mit den Salzen des ordentlichen Absudes versehen werden; der Alaun aber muß dabey die Oberhand behalten, denn der Weinstein allein ist der Schönheit dieser Farbe sehr nachtheilig, sowohl als die sauern Wässer. Man thut also in die Brühe für jedes Pfund Waare 6 bis 8 Unzen römischen Alaun, aber nur 2 Unzen, ja noch weniger, Weinstein. Die Wolle siedet 3 Stunden lang darin, worauf man sie gelinde ausdrückt, und solchergestalt befeuchtet an einem frischen Orte wenigstens 8 Tage erhält, damit sie durch diese Salze zur Abnehmung der Farbe wohl zubereitet werde. Zum Färben thut man, in einen Kessel von gehöriger Größe, 1 oder 2 Eimer Holzsuppe von Brasilienholz, die recht alt ist, und färbet einen gemeinen Zeug darin, der ebenfalls mit Alaun und Weinstein abgesotten worden ist. Nachdem dieser erste grobe Zeug gefärbet ist, gießt man frische Holzsuppe, nur halb so viel, als das erstemal, in den Kessel, und läßt darin einen andern, ebenfalls durch die Salze zubereiteten Zeug gehörig sieden. Beyde Zeuge müssen ungefähr zwey Drittel von der Brühe ausziehen. Wenn die Farbe der Brühe solchergestalt geschwächt ist, nimmt man den Zeug, der 8 bis 10 Tage in dem Sude geblieben ist, und führt ihn darin wohl herum, ohne die Brühe zum allzu starken Sieden zu bringen, bis der

Zeug

Zeug recht gleichförmig gefärbt ist. Man muß aber von Zeit zu Zeit einen Zipfel dieses Zeuges ausdrücken, um seine Farbe zu beurtheilen; denn es scheint derselbe, wenn er naß ist, wenigstens drey Schattirungen tiefer, als nachdem er getrocknet ist. Auf diese Art, die zwar etwas langweilig ist, erhält man sehr schöne lebhafte rothe Farben, und macht gewisse Farben vollkommen nach, welche die Engländer unter dem Namen des Campeche-Scharlachs verkaufen, welche bey den Prüfungen vermittelst des Absiedens nicht besser aushalten, als diese, nur daß sie leicht scheinen mit Färberröthe geröthet zu seyn. Dieses Roth, dessen Verfertigung Hellot zuerst gelehret hat, widersteht der Luft 3 bis 4 Wintermonate, ohne etwas von seiner Schattirung zu verlieren; es wird vielmehr dunkler, und scheint einen tiefern Grund zu bekommen; dem Absieden mit dem Weinsteine aber widersteht es nicht.

Einige Schönfärber bedienen sich des Brasilienholzes, die rothen Farben der Färberröthe zu erhöhen, um sowohl diese Wurzel zu sparen, als auch ihrer Farbe mehr Lebhaftigkeit zu geben. In dieser Absicht bringt man einen Zeug, der mit Färberröthe angefangen ist, in die Brasilienholzbrühe; allein, die Verordnungen untersagen dieses ausdrücklich. Denn die erste Farbe, welche man aus dieser Holzsuppe zieht, ist niemals fest. Sind aber die ersten groben Theile dieser Farbe von gemeinen Zeugen weggenommen worden, so vermengen sich die zurück bleibenden feinern mit den gelben Theilen, welche der bloß holzige Theil giebt, davon dann ein viel festeres Roth entsteht.

Die Färber in Amboise sollen eine Methode besitzen, die Farbe des Brasilienholzes fester zu machen. Nachdem ihre Pinchinats von der Röthe leicht gefärbet worden sind, bringen sie dieselben in eine Wiedebrühe, daß sie also zweymal mit Alaun und Weinstein gesotten werden. Alsdann wird eine hinlängliche Quantität Arsenik und gebrannte Weinhefen in die Brasilienholzsuppe gethan.

Will

Will man eben nicht ein glänzendes Roth aus dem Brasilienholze ziehen, so giebt Hellot folgendes Verfahren an, daß man die daraus erhaltene Farbe dergestalt befestigen kann, daß sie sich nach dreyßigtägiger Aussetzung an die Sonnenstrahlen zur Sommerszeit nicht verändert hat. Diese Arten von Farbe aber sind Kaffee- und in Purpur fallendes Kastanien-Braun. Zu Verfertigung derselben, läßt man den Zeug mit dem Sude befeuchtet 14 Tage im Keller liegen. Man füllet den Kessel bis auf zwey Drittel mit Brunnenwasser, und nachher vollends mit Brasilienholzsuppe, wozu man sehr zart gepülverte Galläpfel thut, ungefähr 2 Loth auf 1 Pfund Zeug, wie auch halb so schwer arabisch Gummi, als die Galläpfel. Dieses läßt man anderthalb bis 2 Stunden kochen, nachdem man die Schattirung dunkel haben will. Von Zeit zu Zeit lüftet man den Zeug; und wenn er die verlangte Farbe bekommen hat, läßt man ihn wohl verkühlen, ehe er gewaschen wird. Wenn dieser Zeug ausgebürstet, das Haar niedergedrückt, und er kalt gepresset wird, so bekömmt er einen vollkommen schönen Glanz und Glätte.

Hellot Färbekunst, Altenb. 1765, 8. S. 295, fgg.

Da man mit dem Fernambuckholze keine gute, oder ächte und dauerhafte Farben zu Stande bringen kann, so ist dasselbe, wie bereits erwähnt worden ist, in dem französischen Reglement verworfen, und zu guten und ächten Farben zu gebrauchen verboten worden, wie dann fast alle andere Färbehölzer ein gleiches Schicksal gehabt haben. Hr. v. Justi aber ist durch seine Versuche auf das vollkommenste überzeugt worden, daß sich sowohl aus dem Fernambuck, als allen andern Färbehölzern, nicht allein schöne, sondern auch sehr ächte und dauerhafte Farben hervor bringen lassen. Alles kömmt darauf an, daß man die rechten Salze und Metalle trifft, die mit den zartesten Theilchen in der ausgekochten Farbebrühe von dem Fernambuck in eine genaue und feste

Ver-

Vereinignng und Verbindung gehen. Ich habe mich oben, S. 69, anheischig gemacht, die von dem Hrn. von Justi in dieser Absicht mit dem Fernambuckholze angestellten Versuche zu erzählen, und es ist hier der Ort, mein Versprechen zu erfüllen.

Hr. v. Justi hat $\frac{1}{4}$ Pfund rothes Fernambuckholz genommen, solches 24 Stunden in Flußwasser in gelinder Wärme weichen lassen, hernach aber dasselbe 1 Stunde gesotten. Er erhielt dadurch beynahe 2 Quart Farbebrühe, welche stark und wohl gesättigt war. Sie war ziemlich dunkelroth, und fiel etwas in das Carmesinroth. Alle folgende Versuche wurden in kleinen weißen Zuckergläsern, die ungefähr 4 Loth von der Farbebrühe fassen konnten, angestellet. Diese Gläser wurden etwas über zwey Drittel angefüllet, so, daß man annehmen kann, daß zu jedem Versuche ungefähr $2\frac{3}{4}$ bis 3 Loth Farbebrühe gebraucht worden sind. Zu einem jeden solcher Versuche wurde ein kleiner Theelöffel voll von Salz, so $\frac{1}{2}$ Quentchen am Gewichte betrug, angewendet. Die Wirkung und Erfolge davon waren folgende:

1. Zuerst wurde ein kleiner Theelöffel voll von zerriebenem Alaun in diese Farbebrühe gethan; und nachdem die Farbebrühe umgerührt war, wurde sogleich das vorher ziemlich dunkle Roth der Farbebrühe in ein schönes Hellroth verändert, daß eine Art von Scharlachroth an sich hatte, jedoch vom wirklichen Scharlach noch weit entfernt war. Es wurde hernach mit einer viermal größern Portion dieser Farbebrühe, und mit hinzu gesetzten 4 Theelöffeln voll Alaun, ein wollener Probelappen gesotten, welcher eben diese Farbe erhielt. Allein, als er in einer kochenden Solution von Seife, 5 Minuten lang der Probe ausgesezt wurde, so verlor sich diese Farbe über die Hälfte, und der Probelappen behielt nur ein schwaches blasses Hellroth. Folglich kann diese Farbe unter den ächten und dauerhaften Farben keinen Platz finden.

2. Zuvörderst wurde hierauf der Versuch mit reinem Eisenvitriol angestellet. Hr. v. J. hatte diesen Vitriol selbst von allem Kupfer, vermittelst der in die Solution über 8 Tage lang gelegten Eisenbleche, gereiniget, und denselben hernach wieder zu Krystallen anschießen lassen. Dieser Vitriol sahe schön grasgrün aus. Sobald ein kleiner Theelöffel voll von diesem reinen Eisenvitriol in die Farbebrühe gethan wurde, veränderte sich dieselbe sogleich in ein schönes Aschgrau, das sich auch sehr dauerhaft bewiesen hat. Nachdem noch ein klei-

ner

ner Theelöffel voll Pottasche zu dem Eisenvitriol hinzu gethan worden war, veränderte sich die Farbe merklich in das Bräunliche, blieb aber dennoch etwas Aschgrau.

3. Er nahm hierauf einen schlechten kaufbaren Eisenvitriol, welcher sehr blaßgrün ist, und etwas in das Gelbliche fällt, und den man unter dem Namen von goslarischem Vitriol verkauft. Als er einen Theelöffel voll hievon in frische Farbebrühe that, kam sogleich eine bräunliche Farbe zum Vorschein, die etwas in das Aschgraue fiel. Als er aber die Portion des Vitriols verdoppelte, und noch einen Theelöffel voll hinzu that, wurde ein gutes Aschgrau daraus, doch nicht so schön, als das in dem 2ten Versuche.

4. Hierauf wurde der blaue oder cyprische Vitriol zum Versuch erwählet. Ein Theelöffel hievon brachte ein Carmesinroth von mittlerer Schattirung zum Vorschein, welches gut und dauerhaft war.

5. Er bediente sich alsdann des salzburgischen Vitriols, dessen schöne grüne Farbe stark in das Bläuliche fällt, oder seladongrün aussieht, der auch die Hälfte Kupfer, wo nicht mehr, zu seinem metallischen Antheil hat. Durch einen Theelöffel voll dieses Vitriols wurde die frische Farbebrühe in ein bräunliches Roth, das stark ins Violett fiel, verändert, so wie jezt eine der besten Modefarben ist, die stark auf Tuch und Sommerzeugen zu Mannskleidern getragen wird. Diese Farbe fällt sehr gut in das Aug, und ist dauerhaft.

6. Vom goslarischen weißen Zink-Vitriol, ward ein Theelöffel voll der natürlichen Brühe von Fernambuck zugesezt. Diese ward sofort in ein gutes Braunroth verwandelt. Nachdem noch ein Theelöffel voll hinzu gefüget worden war, ward die Farbe merklich bräuner. Hierauf wurde zu eben der Farbebrühe, in welcher schon 1 Theelöffel voll Zinkvitriol befindlich war, noch ein Theelöffel voll Pottasche hinzu gethan, und die Farbe veränderte sich in ein schönes Hellbraun. Alle diese Farben wurden sehr gut und dauerhaft befunden.

7. Es wurde ein halber Theelöffel Vitriolöhl in die Fernambuckbrühe gegossen, und die Farbe erschien sogleich orangegelb. Nachdem noch ein halber Theelöffel voll hinzu gekommen war, blieb die Farbe gelb, nur daß sie merklich dunkel wurde.

Die meisten von allen Versuchen, die mit diesen verschiedenen Arten von Vitriol unternommen waren, hat Hr. v. F. auch mit Färbung wollener Probelappen weiter fortgesezt.

Diese

Diese nahmen in dem Sieden eben die Farbe an, die sich in den kleinen weißen Zuckergläsern, nach Hinzusetzung der verschiedenen Arten von Vitriolöhl zeigte. Als diese Probelappen in Seifenwasser 5 Minuten lang gekochet wurden, haben die Farben ihre Beständigkeit und Dauerhaftigkeit darin genugsam bewiesen. Dieses beweiset demnach, daß diese Farben ächt und dauerhaft sind, und daß sie der Sonne, Luft und Witterung vollkommen widerstehen werden.

8. Ein Theelöffel voll Pottasche wurde in die Farbebrühe von Fernambuck geschüttet, und den Augenblick veränderte sich das Rothe dieser Brühe in das schönste Violettblau. Noch ein hinzu gesetzter Theelöffel voll, brachte nicht die geringste Veränderung hervor.

9. Als in ein Zuckergläschen mit frischer Farbebrühe zuvörderst ein kleiner Theelöffel Cremor tartari gethan worden war, ward die Brühe alsobald in ein schönes Gelb verwandelt. Als nachher zu dieser nunmehr gelben Farbebrühe noch ein Theelöffel voll Pottasche geschüttet ward, wurde den Augenblick die gelbe Farbebrühe in ein sehr schönes Carmesinroth verändert.

10. Das Küchensalz veränderte die natürliche Farbebrühe nur darin, daß es dieselbe etwas heller machte, doch ohne merkliche Veränderung der Farbe selbst. Nachdem aber Pottasche hinzugesetzt worden war, kam abermal das schönste Carmesin zum Vorschein, welches nur etwas dunkler war, als das im 9ten Versuche, ohne daß jedoch die Schönheit der Farbe dabey im geringsten etwas verlor.

11. Da die Pottasche zwar schöne Farben hervor brachte, die aber nicht allemal ächt und dauerhaft waren, so wollte Hr. v. J. versuchen, ob man nicht durch hinzu gesetzten Vitriol diese Farben dauerhaft machen könnte. Er setzte also zu eben der vorigen Farbebrühe, welche durch den Cremor tartari in Gelb, und durch die Pottasche in ein schönes Carmesin verändert worden war, noch einen Theelöffel voll reinen Eisenvitriol hinzu. Den Augenblick verwandelte sich die Farbebrühe in ein sehr dunkles Blau, das fast ganz schwarz aussahe. Als aber mit eben diesen drey Salzen, die nach eben dieser Ordnung der Farbebrühe beygemischet wurden, ein Probelappen gesotten wurde, so war derselbe mit einem ziemlich guten Dunkelbraun gefärbet. Die Farbe war ächt und dauerhaft, und hielt die Seifenprobe sehr wohl aus.

12. Um die Wirkung der Pottasche mit noch andern Salzen in Verbindung noch weiter zu untersuchen, ward ein Thee-

löffel

Löffel voll Pottasche in ein Zuckergläschen mit einer Farbebrühe gethan, worauf nach dem Umrühren sofort eine schöne Violettfarbe zum Vorschein kam. Nachdem noch ein Theelöffel voll englisch Bittersalz hinzu gefüget worden war, verwandelte sich das vorige Violett sogleich in ein halbes Carmesinroth. Zu diesen beyden Salzen ward noch ein Theelöffel voll reiner Eisenvitriol gethan, und die Farbebrühe veränderte sich augenblicklich in ein gutes Hellblau, das nur ein wenig ins Violett fiel. Als aber mit eben diesen drey Salzen auf die jetzt gemeldete Art der Beymischung ein Probelappen gesotten wurde, erschien derselbe in einer aschgrauen Farbe, die merklich ins Violett fiel. Die Farbe war gut und dauerhaft.

13. Als ein Theelöffel voll Urinsalz frischer Farbebrühe beygemischt worden war, blieb diese fast ganz unverändert nur daß sie ein wenig dunkler wurde, aber gar nicht zum Vortheil der Farbe, die dadurch vielmehr merklich schlechter in das Aug fiel.

14. Das Küchensalz erhielt sich vollkommen auf eben die Art. Ein Theelöffel davon frischer Farbebrühe beygemischt, brachte wenig oder gar keine Veränderung in derselben hervor, und die Farbe ward dadurch keineswegs verschönert.

15. Nach krystallisirtem Weinsteinsalz, veränderte sich die natürliche Farbe der Fernambuckbrühe in Gelb, welches aber viel stärker orangegelb war, als mit Cremor tartari (No. 9.)

16. Der Salpeter bringt fast ganz einerley Wirkung hervor. Die Farbebrühe wird dadurch gleichfalls gelb, aber von keiner allzu angenehmen Farbe.

17. Vom Borax wird die Farbebrühe in ein sehr schönes helles Carmesin verändert, welches auch in der Probe sich als eine ziemlich ächte und dauerhafte Farbe bewies.

18. Ein Theelöffel voll englisch Bittersalz, gab der Fernambuckbrühe eine dunklere, aber merklich schönere rothe Farbe. Als noch ein Theelöffel davon zugesetzt worden war, ward ein schönes Ponceauroth daraus.

19. Acht Tropfen von einer in Scheidewasser gemachten und stark gesättigten Kupfersolution wirkten in der Farbebrühe ein sehr schönes Carmesinroth von mittlerer Schattirung. Nachdem vorher der Farbebrühe ein Theelöffel voll Alaun beygemischet, und nachher erst 8 Tropfen Kupfersolution hinein getröpfelt worden, fiel der Versuch für die Schönheit der Farbe sehr vortheilhaft aus. Die Farbe wurde dadurch sehr erhöhet, und fast gänzlich in die schönste Scharlachfarbe verändert, so daß, nach des Hrn. v. J. Vermuthung, mit Hin-

Hinzusetzung einer geringen Portion von Cochenille, hieraus ein sehr guter Scharlach wird gefärbet werden können.

20. Es wurde Zinn in Scheidewasser aufgelöset, und 10 Tropfen davon in frische Farbebrühe gethan. Nach dem Umrühren veränderte sich sofort die vorige rothe Farbe in ein schönes Schwefelgelb. Nachdem ein Theelöffel voll Alaun in frische Farbebrühe gethan, und abermal 10 Tropfen Zinnsolution hinein getröpfelt worden, erschien die Farbebrühe schön orangegelb.

21. Als der Versuch mit 8 Tropfen Bleysolution in reiner Farbebrühe angestellet wurde, so wurde dieselbe in Orangegelb, jedoch von keiner besondern Schönheit, verwandelt. Als aber die reine Farbebrühe mit Alaun erhöhet wurde, und hernach erst die Beymischung von 8 Tropfen Bleysolution geschah, so kam ein sehr schönes Hellroth, welches in den Scharlach fiel, zum Vorschein.

22. Als 8 Tropfen von einer stark gesättigten, mit Scheidewasser verrichteten Queckſilbersolution in eine Farbebrühe getröpfelt worden, veränderte sich dieselbe in ein helles Carmesin. Nachdem aber eine andere Portion von Farbebrühe vorher durch Alaun erhöhet wurde, so wirkten 8 Tropfen Queckſilbersolution eine der schönsten und glänzendsten rothen Farben, die sehr scharlachartig war, und nur ein wenig ins Carmesin spielte.

23. Der Zink that fast eben die Wirkung, als vorhin von dem Zinn gemeldet worden. Die reine Farbebrühe wurde dadurch in Schwefelgelb verwandelt; und nach der Erhöhung durch Alaun kam ein Orangegelb zum Vorschein.

24. Endlich wurde auch mit Wismuth in Scheidewasser aufgelöset die Probe vorgenommen; 8 Tropfen darunter veränderten das natürliche Roth der Farbebrühe in ein gutes Carmesin; und nach der Erhöhung mit Alaun wirkten 8 Tropfen der Wismuthsolution keine andere Veränderung, als daß eben dieses Carmesin verschönert wurde.

Hrn. v. Justi chymischer Schriften 3. Band, Berl. 1771, gr. 8. S. 160, fgg.

Einige melden, daß man mit sauern Auflösungsmitteln eine Tinctur aus dem Fernambuckholze machen, und davon, wie aus der Cochenille, Carmin verfertigen könne.

JO. GE. GMELIN obs. de colore quodam coccineo, ex ligno Fernambuci elicito, st. im 3. B. der Act. phys. med. Acad. N. C. Obs. 83.

Wie aus dem Brasilienholze eine schöne blaue Saftfarbe, die fast dem schönsten Ultramarin nichts nachgiebt, und bey Miniaturarbeiten wohl zu gebrauchen ist, zu machen sey, s. Th. V, S. 599, f. Es wird auch die so genannte rothe Kreide, Rosette genannt, daraus verfertiget. Sie ist eigentlich das Blanc de Rouen, dem diese Farbe, vermittelst vielmal darauf gegossener Brasilienholz-Tinctur gegeben worden ist. Einige nennen sie Stil de grun, oder de grain. Sie dient zur Malerey.

Wird das Brasilienholz mit etwas Alaun und Wasser abgesotten, so giebt es eine gute starke Farbe, womit die Ostereyer gefärbet werden, (s. Th. XI, S. 766). Nicht weniger färben die Lichtzieher den Talg mit Brasilienholz, wenn sie bunte Lichter machen. Es wird auch die Altheewurzel, zum Zahnputzen, damit gefärbet, und viele andere Dinge mehr.

CPH. HELLWICH diss. de ligno Brasiliensi. Gryphiswald. 1709, 4.

Fernig, so nur im Oberdeutschen üblich, im Hochdeutschen aber unbekannt ist, vom vorigen Jahre. Ferniger Wein, ferniges Obst, so im vorigen Jahre gebauet worden ist. Im Oberdeutschen lautet dieses Wort auch ferdig, füerdig und firn. Siehe Firn.

Fernißs, siehe Firnißs.

Ferole-Holz, Fr. Bois de Ferole, Bois satiné, oder schlechtweg Satiné. Nach dem Roubo ist dieses Holz, welches jetzt in Frankreich häufig verarbeitet wird, hart, porös, und hat zwischen seinen Fasern viele harzige glänzende Theilchen. Es ist vielmehr schattirt (nuancé, ondé), oder mit Wellen wie mit Adern durchzogen. Es hat mannigfaltige Farben, bald roth mit gelben Adern, bald dunkler roth mit einer grauen Olivenfarbe. Es sieht gleichsam durchsichtig aus, wodurch dessen Werth sehr erhöhet wird, die Tischler können, durch die verschiedene Richtung des Schnittes, seine Zeichnung ungemein verändern, und es nimmt allemal eine gute Politur an.

Roubo sagt, es kömmt von den Antillen. Aublet nennet den Baum Ferolia Guianensis, und sagt ausdrücklich, daß das Holz jezt sehr stark von den Europäern gesuchet, und wegen seiner sanften Politur, Bois satiné, genannt werde. Nach ihm ist es eben dasjenige Holz, welches im Frankreich unter dem Namen Bois de Ferole bekannt ist, weil es ein ehemaliger Gouverneur von Cayenne, Namens *Ferole*, zuerst in den Handel gebracht habe.

In Guiana gehen diejenigen, welche mit diesem Holze handeln, in alte dichte Waldungen, und hauen alle alte längst umgefallene Bäume, die bereits Borke und Splint verloren haben, an; den abgehauenen Span poliren sie sogleich mit einem Messer, und aus der Politur erkennen sie, ob sie einen Baum dieser Art vor sich haben, den sie alsdann nach ihrer Wohnung bringen lassen.

Der Naturforscher, 9tes St. Halle 1776, gr. 8. S. 237, f.

Ferrandine, siehe Ferandine.

Ferresbeere, siehe Berberis.

Ferrum, siehe Eisen.

Ferrum equinum Tourn. siehe Hufeisen-Kraut.

Ferse, eine junge Kuh; siehe Färse.

Ferse (*) die Ferse, L. Calcaneum, Calcaneus, Calx, Fr. Talon, der hintere hervor stehende Theil des untern Fußes, welcher etwas platt ist, und worauf im Gehen und Stehen sich die größte Last des ganzen Körpers stützet.

Ungeachtet den übrigen vierfüßigen und andern Thieren der Knochen oder das so genannte Fersenbein, von welchem eigentlich die Hacke entsteht, nicht fehlet: so ist

(*) Ferse, bey dem Ulphilas Fuirzina, bey dem Tatian Fersna, bey dem Notker Fersenu, ist vornämlich der oberdeutschen Mundart eigen, obgleich auch Fiersn bey den Angelsachsen bekannt war. In einigen oberdeutschen Gegenden lautet es in der einfachen Zahl noch jetzt die Fersen, und in andern ist es ungewissen Geschlechts, das Ferse. Es scheint von fahren herzukommen, sofern solches ehedem auch gehen bedeutete. S. Fährte, indem auch die Lateiner von calcare, ihr calx hatten. Frisch merket an, daß das Lat. perna und Griech. πτερνα mit unserm Ferse verwandt ist. Bey den Niedersachsen heißt dieser Theil des Fußes die Hacke, von der Aehnlichkeit mit einem Haken.

ist sie doch bey denselben weiter in die Höhe gezogen, und daher bey ihnen eigentlich keine Ferse anzunehmen, weil sie, wegen der ganz besondern Richtung ihres Körpers, genöthigt sind, mehr auf die Zehen zu treten.

Von den Mängeln und Verwundungen der Fersen der Pferde, s. unter Fuß des Pferdes, und Huf-Eisen.

Fersengeld, ein Wort, welches nur in der im gem. Leben bekannten figürlichen Redensart, Fersengeld geben üblich ist, d. i. entfliehen, gleichsam mit den Fersen bezahlen.

Fertigen, ein im Hochdeutschen veraltetes, und noch zuweilen im Oberdeutschen vorkommendes Wort, fertig machen.

1. Für verfertigen. Ein Bild fertigen.

2. Für abfertigen. Einen Boten, ein Schiff einen Fuhrmann fertigen.

Im Oberdeutschen sind Fertiger, oder Gutfertiger, solche Personen, welche die Waaren anderer durch Schiffer oder Fuhrleute fortschaffen, Güterbestäter, Spediteur.

Zu Strasburg sind Fertiger, oder Gefertiger, Fr. Couretiers, Visiteurs, fünf zu Beschickung der Schifffahrt auf dem Rheine verordnete jährliche Bediente, die mit einem besondern Eide dazu verpflichtet werden, dafür zu sorgen, daß die Schiffe auf gehörige Art und ohne Jemandes Nachtheil befrachtet, mit den nöthigen Leuten versehen, und abgefertiget werden, in welcher Absicht sie solche besichtigen müssen, und darf ohne ihr Erkenntniß kein Schiffer von dannen abfahren. Für dieses Besichtigen oder Fertigen bekommen sie ein gewisses Fertiger-Geld.

3. Für ausfertigen, daher noch an einigen Orten die kleine Lehenwaare, welche den Beamten für die Ausfertigung des Lehnbriefes oder Lehnscheines gegeben wird, die Fertigungs-Gebühr heißt.

4. Die Gewähr leisten, daher die Fertigung, die Gewährleistung, und Fertigungs-Brief, so viel als ein Bezirk-Brief, eine Urkunde oder Vertrag wegen der Mark- und Gränzsteine.

Ferula, siehe Gerten-Kraut.

Fesche, eine Art Schnürbrüste; siehe Fasche.

Feser, siehe Fächser.

Fessel, (*) der oder die Fessel. 1. Ueberhaupt ein jedes Werkzeug, womit man etwas fasset, d. i. bindet, doch nur in einigen Fällen. 1) Bey den Jägern, der lederne Riemen, oder die tuchene Binde, woran sie das Hiefhorn über der linken Schulter hängen haben, der oder die Fessel, die oder das Hornfessel. Ehedem bedeutete es an den Wehrgehängen auch denjenigen Theil, worin das Schwert hieng. 2) Ein Riemen von Hirschleder, so den Falken um die Füße geleget wird; s. oben, S. 139. Siehe Fuß-Fessel und Hand-Fessel. 3) Die Ketten eines Gefangenen und Sclaven in der edlern und höhern Schreibart, und nur im Plural. Einen in Fessel schlagen, oder legen. Eines Fessel tragen, sein Gefangener seyn.

2. Der Theil des Fußes, an welchem die Fessel angeleget werden. In diesem Verstande ist der Fessel oder die Fessel, an dem Pferdefuße der Raum von der Köthe bis zur Krone, wo man die Pferde auf der Weide zu fesseln pflegt; wenn es nicht hier das Diminut. von Fuß ist, und für Füssel steht; Fr. Paturon.

Von

(*) Fessel, Engl. Fetter, ist vermittelst der Endsylbe—el, welche hier ein Werkzeug andeutet, von dem Zeitworte fassen gebildet, welches auch für binden gebraucht wurde. Ehedem lautete es auch Fesser. Wenn dieses Wort im Singular steht, so wird es im Hochdeutschen fast eben so oft im männlichen, als weiblichen Geschlechte gebraucht. Im Oberdeutschen ist es auch im ungewissen üblich. Im Plural aber kömmt es häufiger im männlichen die Fessel, als im weiblichen die Fesseln vor. Im Nieders. ist dafür Felden und Falden üblich, von halten.

Von der gehörigen Anordnung dieses Theiles bey Pferden hängt nicht nur die Stärke des Fußes, sondern auch der Gang und die Bequemlichkeit der Reiters ab. Der Fessel muß weder zu kurz noch zu lang seyn, auch in Ansehung seiner Lage und Richtung, da er den Fuß und die Köthe verbindet, eine regelmäßige Bildung haben.

Es muß derselbe 1) weder ein- noch auswärts stehen. Es würde dieses eine Schwäche bemerken, die für schädlicher gehalten werden muß, je mehr die Richtung auswärts ist. Dergleichen auswärts gerichtete Fesseln, sind die Ursache, daß sich ein Pferd gern streicht, oder mit dem Stollen die gegenüber stehende Köthe verwundet. Diejenigen, deren Fesseln zu sehr einwärts gerichtet sind, begehen diesen Fehler mit den Seiten der Hufeisen, daher er gerade vorwärts gerichtet seyn muß. Er muß 2) von hinten und vorn platt, von den Seiten aber schmal anzusehen seyn; 3) aus lauter Sehnen und Knochen bestehen, und nichts fleischichtes oder feuchtes daran zu finden seyn; auch 4) die gehörige Länge haben. Diesen lezten Punct, so wie auch die übrigen, verlangen alle Kunstverständige einmüthig. Solleysel sagt zwar: der Fessel soll kurz seyn, insonderheit bey Pferden von leichter Taille; aber bald darauf sagt er auch mit Gründen, daß derselbe nicht zu kurz seyn soll. So viel ist richtig, daß Fessel von mittelmäßiger Länge als die besten anzusehen seyn. Allzu lange Fesseln, welche noch dazu gerade stehen, sind schwach, und wenn diese auch die gehörige Richtung haben, und sich im Gehen nicht durchbiegen, so ist es zwar ein Zeichen, daß dieser Theil starke Nerven besitzt, wodurch verhindert wird, daß sich die Kugel nicht allzu sehr drehen kann; allein, das Pferd ist auch alsdann zu weiter nichts, als zur Parade, gut, denn es steht keine Strapazen aus. Man nennt dergleichen langgefesselte, oder (weil die Fessel auch, wiewohl unrecht, den Namen

Gelenke führen,) langgelenkige Pferde, Fr. Cheval long-jointé.

Die langen Fessel findet man insgemein bey leichten und feinen Pferden, und denen, so von Engländern und Tatarn gefallen sind; daher man solche Pferde auch nicht gern in die Gestüte nimmt.

Zu kurze Fessel (Fr. court-jointé) sind zwar stärker als die langen; allein, außer dem, daß sie für den Reiter unbequem sind, werden sie durch schwere Arbeit leicht Stelzenfüße verursachen; auch werden dergleichen Pferde, wenn sie stark sind, und dabey hohe Fersen haben, gar leicht verhället.

Es giebt Pferde, bey welchen der Fessel auf der einen Seite höher, als auf der andern ist; dieses ist aber ein leichter Fehler, welchem man mit dem Beschlagen abhelfen kann.

Das Haar des Fessels muß, vornämlich bey der Krone, nicht straubig seyn: denn man würde billig vermuthen können, daß die Struppe oder Mauke die Ursache davon sey. Siehe Mauke.

Zuweilen entsteht an dem Fessel in- oder auswendig, oder auch an beyden Seiten zugleich, die so genannte Leiste oder der Leist, Fr. la Forme, d. i. eine anfänglich unempfindliche und unerheblich scheinende Beule, welche sich nach und nach immer mehr und mehr zusammenzieht bis an die Krone, über welche sie einen ansehnlichen Knoten macht, davon das Pferd lahm und unbrauchbar wird. Dieser Fehler ist an den Hinterfüßen noch schädlicher als an den Vorderfüßen, weil jene mehr Gewalt leiden.

Wenn ein Pferd im Gehen über die gewöhnliche Art sich mit der Köthe der Erde nähert, so liegt die Ursache bloß in dem Fessel, und man nennet es Durchtreten. Dieser Fehler ist oft so stark, daß der Fessel beynahe die Erde berührt; und es werden sodann solche Füße Bärenfüße oder Bärentatzen genannt, weil sie in diesem

Stü-

Stücke mit dem Bären eine Aehnlichkeit haben. Auch dieses ist ein Zeichen großer Schwäche, und macht die Bewegung langsam.

Wenn ein Pferd die Fessel durch Einreichen, oder ungeschicktes Vorgreifen, oder bey anderer Veranlassung verwundet hat, nennt man es Fesselwund. Dergleichen Schaden zu heilen, nehme man ein halb Pfund Speck, stecke denselben an ein Holz, thue ein Papier darum, zünde ihn hernach an, und lasse ihn auf rein Wasser tropfen, schäume ihn ab, thue ihn in eine Pfanne, und lasse ihn wieder zergehen. Alsdann nehme man 4 Loth pulverisirte Lorbeeren, und $\frac{1}{2}$ Pfund Schießpulver, und rühre es wohl durch einander, bis es eine feste Consistenz bekömmt. Hiemit schmiert man das Pferd, wo es wund ist.

Oder: man nimmt Baumöhl, Grünspan und Vitriol, von jedem $\frac{1}{4}$ Pfund; ein Gänseey, halb so viel Bleyweiß; stößt alles klein, thut es unter das indessen heiß gemachte Baumöhl, und rührt es wohl unter einander, daß es zu einer Salbe wird. Mit dieser schmiert man den Schaden, nachdem man denselben, wenn er alt ist, vorher rein ausgewaschen hat. Man kann auch mit 1 Eyweiß, 3 Fingervoll Salz, und 1 Qu. Alaun, so man zu einer Salbe unter einander zerrieben hat, den ausgewaschenen Schaden schmieren.

Sind bereits Löcher in dem Fessel, so muß man dieselben nicht zu geschwinde zuheilen, sondern täglich reinigen, und gebrannten Hühnerkoth oder pulverisirten weißen Hundskoth darein streuen, oder von obigen Salben eine oder die andere gebrauchen, und unterdessen das Pferd in kein Wasser gehen lassen.

Fessel-wund, siehe im vorhergeh. Artikel.

Fest, L. Festum, Fr. Fête, eine Zeit von einem oder mehrern Tagen, da man von der gewöhnlichen Arbeit ruhet, und welche man mit gottesdienstlichen Uebungen, oder mit Lustbarkeiten zubringt.

1. Mit gottesdienstlichen Uebungen, in welchem Verstande diejenigen Tage außer den gewöhnlichen Sonntagen Feste genannt werden, welche dem Andenken besonderer göttlicher Wohlthaten gewidmet sind.

Die drey hohen Feste. Ein jährliches Fest, welches alle Jahre gefeyert wird. Unbewegliche Feste, welche beständig auf einen und eben denselben Tag des Jahres fallen, zum Unterschiede von den beweglichen. Siehe Fest-Tag.

2. Mit Lustbarkeiten. Ein Geburtsfest, Namensfest, Siegesfest, Hochzeitfest, Freudenfest u. s. f. Ein großes Fest anstellen. Weil unter dergleichen Lustbarkeiten Essen und Trinken gemeiniglich die vornehmste ist, so wird auch wohl ein jeder Schmaus ein Fest genannt, welche Bedeutung auch das Lat. Festum und das Franz Festin haben.

Fest-Bäcker, siehe Fast-Bäcker.

Fest-machen, sich durch abergläubige Mittel vor Verwundungen in Sicherheit setzen; s. Passauer-Kunst.

Fest-Tag, der Tag, an welchem ein Fest gefeyert wird; insonderheit, ein zu gottesdienstlichen Uebungen ausgesetzter Tag, zum Unterschiede von den Sonntagen; ein Feyertag. Die geistlichen Betrachtungen über die Fest- und Feyertage, gehören in den Bezirk der Gottesgelehrten. Ich betrachte dieselben hier nur nach den Policeygrundsätzen.

Dieser Gegenstand hat in den neuern Zeiten viele Aufmerksamkeit erwecket. Es ist derjenige Streit genugsam bekannt, den der Cardinal Quirini, Muratori, und andere italiänische Gelehrte deshalb geführt haben, und woran selbst der letztverstorbene Papst starken Antheil genommen hat. Man glaubte nämlich, daß die vielen Festtage, insonderheit in der katholischen Kirche, dem Wohlstande des gemeinen Wesens nachtheilig wären; und man hat daher sowohl in verschiedenen katholischen Staaten, als auch in einigen protestantischen Ländern, viele Festtage abgeschafft. Ohne mich in die Beurtheilung dieses Streites einzulassen, bemerke ich nur dieses, daß beyde Parteyen aus gar verschiedenen Grundsätzen in den Streit eintraten. Die überflüssigen Feyer-

tage

tage wurden aus den Grundsätzen der Policey angegriffen, und aus den Gründen der Religion vertheidiget.

So viel ist gewiß, daß eine gute Policey keine überflüssige Feyertage zulassen kann. Der Nahrungsstand leidet gar sehr darunter. Man hat ausgerechnet, daß die unterlassene Arbeit in einem großen Reiche an einem einzigen Festtage eine Million Schaden verursachet; und dieses ist in der That noch der geringste Nachtheil. Jederman will an den Festtagen besser leben; jedermann wendet wenigstens noch einmal so viel auf, als in Werktagen. Man setzt also nicht so viel, wenn man annimmt, daß an einem Festtage 2 Millionen mehr verschwendet werden.

Hr. Tuden, in seiner Policey der Industrie, Brsch. 1768, 8. rechnet, deß bey 300000 Ackerleuten, ein Feyertag ein Land um 500000 Rthlr. bringe.

Ueberdieß wird durch allzu viele Feyertage das Genie des Volkes zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit verdorben. Die Faulheit, die Unlust zur Arbeit, und eine gewisse Trägheit, bemeistern sich der Herzen des Volkes; und wenn die Feyertage einer ausschweifenden Ueppigkeit und Lustbarkeit gewidmet werden, so wird das Genie des Volkes ungleich mehr verdorben werden. Jedoch, die es ist kein Fehler, der an und für sich selbst aus den überflüssigen Feyertagen, sondern aus der Unachtsamkeit der Policey auf das Betragen des Volkes an solchen Tagen entspringt. Unterdessen würde man zu weit gehen, wenn man aus diesen Gründen schließen wollte, daß man die Feyertage so enge als möglich, einschliessen müßte. Vermuthlich hatte man diese Gründe allzu sehr vor Augen, als man in Oesterreich so gar Ostern und Pfingsten nur auf einen einzigen Feyertag setzte, und den zweyten Oster- und Pfingsttag die Leute zur Arbeit nöthigen wollte. Der allgemeine Ungehorsam des Volkes ließ aber dieses Gesetz zu keiner Erfüllung kommen; und vielleicht sahe man auch von Seiten der

Lan-

Landespolicey ein, daß noch andere Gründe vorhanden waren, welche Feyertage, und zwar hohe, aus mehr als einem Tage bestehende Feste nothwendig machten. Ich will diese Gründe in möglichster Kürze erörtern.

Es ist nöthig, daß gewisse Tage seyn, an welchen sich das Volk erquicken, und von seiner Arbeit erholen und ausruhen könne. Eine ununterbrochene Arbeitsamkeit übersteigt gleichsam die Kräfte der menschlichen Natur, besonders in sauern oder mühseligen Arbeiten; und wenn sie möglich wäre, so würde sie der Arbeitsamkeit selbst nicht beförderlich seyn. Ohne alle Erquickungstage würde man die Arbeit viel träger und unfleißiger verrichten. Eine beständig anhaltende Arbeitsamkeit, besonders bey sitzenden Lebensarten, würde auch der Gesundheit der Menschen nicht zuträglich seyn. Diese Gründe haben den Menschen zu allen Zeiten so stark in die Augen geleuchtet, daß auch die barbarischten und unwissendsten Völker, bey welchen man gar keine Spur von einem Gottesdienste gefunden hat, dennoch ihre Feste gehabt haben. Diese Feste, als Ausruhungs- und Erquickungstage, können nicht sämtlich nur in einem einzigen Tage bestehen. Die Menschen haben zuweilen eine längere Erholung nöthig. Sie wollen zuweilen auch ihre abwesende Anverwandte, Freunde und Bekannte besuchen, und sich mit ihnen ergötzen, wozu ein Tag schwerlich zureichend ist. Wollte man sagen, daß dieses zu allen Zeiten ohne hohe Festtage geschehen könnte: so bedenkt man nicht, daß sie ihren Freunden und Bekannten gemeiniglich zur ungelegenen Zeit kommen würden. Ihre Arbeit würde nicht zulassen, daß sie sich mit ihren Gästen vergnügen könnten; diese Gäste würden ihnen vielmehr beschwerlich seyn. Es sind demnach Feste von mehrern Tagen nöthig, die allgemein zu einer längern Ausruhung und Vergnügung bestimmt sind. Auch solche Feste findet man bey allen Völkern ohne Unterschied; und die Weisheit des

großen

großen Gesetzgebers der ältern Juden hat dieses gleichfalls für gut befunden. Wenn wir dergleichen hohe Feste nach den Grundsätzen der Policey, ohne Absicht auf die Religion, erwählen sollten: so würden wir sie zu der angenehmsten Jahrszeit einsetzen müssen. Der traurige Winter ist zu Lustreisen und Vergnügungen nicht geschickt. Auch dieses hat die Weisheit des Gesetzgebers der ältern Juden beobachtet.

Die Festtage müssen nicht allein bloß in Ausruhung und Erholung von der Arbeit bestehen, sondern es muß auch erlaubt seyn, solche den Vergnügungen und Lustbarkeiten zu widmen. Dieses ist ein Grundsatz, den die Policey schlechterdings annehmen muß. Es ist der menschlichen Natur nicht gemäß, unsere Tage bloß mit ernsthaften Beschäftigungen, oder mit einer unthätigen Ausruhung, die alles Vergnügens beraubt ist, zu zubringen. Diejenigen traurigen Gemüther, welche dieses verlangen, müssen nicht nach sich das gesamte Volk beurtheilen, und die Gesetze des Staates darnach einrichten wollen; und dennoch weiß man, daß es vielen solchen vermeinten Heiligen, die alle Vergnügungen verdammen, an geheimen Ergötzungen nicht gefehlt hat. Dieses ist auch die natürliche Folge, wenn die Policey die Vergnügungen und Lustbarkeiten durch eine besondere Strenge abschaffen will. Man nimmt alsdann in den Winkel desto lasterhaftere Ergötzungen vor.

Man muß noch weiter gehen; man muß so gar behaupten, daß die Vergnügungen und Lustbarkeiten zur wirklichen Nothdurft des Staates gehören. Ein Staat, dem es ganz und gar daran fehlt, leidet an einer unentbehrlichen Sache Mangel. Seine Einwohner werden dieser Nothwendigkeit halber eben sowohl zu ihren Nachbarn ihre Zuflucht nehmen, als sie es wegen einer andern Nothdurft des Lebens thun. Sie werden entweder der Lustbarkeit halber in die benachbarten Staaten reisen, und das Geld außer Landes verzehren, oder sie

wer-

werden größtentheils ein so trauriges Land ganz und gar verlassen, und ihre Wohnung in einem andern Lande erwählen; beydes aber ist dem Staate keinesweges vortheilhaft. Kein vernünftiger Regent kann demnach in seinem Lande die Ergötzungen und Lustbarkeiten verbieten, wenn er auch sein Land nach den strengsten Regeln der Gerechtigkeit und der Gottesfurcht, ohne alle geheime Staatsabsichten regieren wollte. Diese geheime Absichten der Staatskunst aber erfordern vielmehr, daß man Lustbarkeiten und Schauspiele von allerley Art zuläßt. Siehe Schauspiel.

Wenn demnach die Vergnügungen und Lustbarkeiten zur Nothdurft eines Staates gehören, so kann die Policey nicht verwehren, daß sich das Volk an Festtagen denselben widmet. Die Sache scheint auch so wenigem Zweifel unterworfen zu seyn, daß bey allen Völkern der Welt die Festtage mehr den Ergötzungen und Lustbarkeiten, als den gottesdienstlichen Handlungen, gewidmet sind; und ob zwar die christliche Religion von ihrem Ursprunge an sich alle ersinnliche Mühe gegeben hat, die Verbindung der Feyertage mit den Vergnügungen und Lustbarkeiten zu verhindern, so hat sie doch hierin ihren Endzweck niemals erreichen können. Bey allen falschen Religionen ist diese Verbindung nicht allein zulässig, sondern auch rathsam. Allein, bey der wahren Religion stellen sich unüberwindliche Zweifel entgegen. Wir müssen dieselben hören.

Es ist gewiß, daß die wahre Religion sehr wichtige Gründe vor sich hat, wodurch sie die Vergnügungen und Lustbarkeiten an den Festen nicht zulassen kann. Diese Feste sind dem Andenken und der dankbaren Feyer von den wichtigsten und erhabensten Wahrheiten der Religion, und der dem menschlichen Geschlechte dadurch erwiesenen Wohlthaten, gewidmet. Solche Tage erfordern, daß sie ganz und gar der Andacht, und einer reinen und dankbaren Freude des Herzens in Gott gewidmet

widmet werden. Sollten wir wohl solche Tage mit irdischen Ergötzungen und Lustbarkeiten zubringen können? können wir wohl solche Tage durch öffentliche Tänze, Schauspiele, lustige und öfters ausschweifende Gesellschaften, entheiligen lassen? wird es wohl erlaubt seyn, uns in solchen Tagen der Unmäßigkeit im Essen und Trinken zu überlassen, oder uns durch Vollbauchsabende zu solcher heiligen Feyer vorzubereiten? Nein, dieses ist dem Endzwecke dieser Feste durchaus zuwieder. Eine Gott geheiligte Andacht, kann mit solchen irdischen Vergnügungen und Lustbarkeiten nicht bestehen; und das Aergerniß, welches öfters damit begleitet ist, macht sie an solchen Tagen noch weit unzulässiger. Alles dasjenige, was man hiewider einzuwenden pflegt, beweget mich nicht, von dieser Meinung abzugehen. So gleichgültig und unschuldig alle Vergnügungen und Lustbarkeiten seyn können, wenn sie in gerechten Schranken bleiben: so sind sie es doch nicht an diesen Tagen, deren Ursache und Endzweck eine ganz andere Beschäftigung erfordert.

Unterdessen haben diejenigen Gründe, die ich in dem Vorhergehenden für die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten beygebracht habe, gleichfalls ihre gute Richtigkeit. Das menschliche Leben ist ohne dieß traurig und elend genug, daß eine vernünftige Obrigkeit gar nicht Ursache hat, ihren Unterthanen alle Vergnügungen und Lustbarkeiten zu verwehren, oder ihnen alle Gelegenheit dazu abzuschneiden. Sie muß vielmehr nach Beschaffenheit der menschlichen Natur dieselben nicht allein zulassen, sondern so gar zu allerley Arten der unschuldigen sinnlichen Vergnügungen selbst Gelegenheiten und Anstalten machen. Concerte, Schauspiele, Bälle, schöne Gärten und Spaziergänge, u. d. gl. müssen allerdings ihre Vorsorge an sich ziehen. Sie gehören nicht allein zur Nothdurft des Landes, sondern sie machen auch eine große Zierde und Annehmlichkeit desselben aus.

Allein,

Allein, wie werden sich diese scheinbaren Widersprüche mit einander vereinigen lassen? Hr. v. Justi thut in No. 104 der Götting. Policeyamtsnachr. v. J. 1756, und im 2. B. seiner Policeywissenschaft, §. 49, fgg. folgenden an sich nicht ungegründeten Vorschlag, wiewohl er selbst nicht glaubt, daß derselbe jemals werde befolget werden.

Er ist der Meinung, daß, weil die eigentlichen Religionsfeste bloß mit dem Dienste des Herren in seinen Tempeln, und mit gottseliger Andacht und geistlichen Betrachtungen in den Häusern zugebracht, und, wie jetzt die Bußtage, gefeyert werden sollten; folglich die den Vergnügungen und Ergötzlichkeiten des Volkes gewidmeten Tage mit solchen Religionsfesten nicht einerley seyn könnten, man zu dieser Vergnügung und Ergötzlichkeit des Volkes, besondere weltliche Freuden- und Feyertage anordnen, dazu die angenehmsten Jahrszeiten wählen, jedes solcher Feste wenigstens auf 3 Tage lang festsetzen, und an solchen dem Volke alle Arten von ehrbaren Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, sonderlich allerley Schauspielen und Aufzügen verstatten sollte; die Gelegenheiten und Veranlassungen aber zu diesen Festtagen könnten von allerhand freudigen Begebenheiten genommen, und selbige z. B. zum Andenken eines erfochtenen Sieges, der Geburt des Landesherren ꝛc, gefeyert werden. Bey dieser Einrichtung würden die sonst gewöhnlichen Bußtage überflüssig seyn und eingestellet werden können; und wenn die drey Hauptfeste der Religion zusammen auf 5 Tage eingeschränkt würden, so würden diese mit dem Charfreytage und Himmelfahrt 7 Tage ausmachen, alle andere Festtage würden auf die Sonntage verleget; und wenn im Sommer 2 weltliche Feste angeleget würden, eines von 3, und das andere von 2 Tagen: so würden dennoch alle Feyertage das ganze Jahr, außer dem Sonntage, nur in 12 Tagen bestehen, welches nicht zu viel wäre.

Um des Landmannes willen, wäre die allzu große Einschränkung und Verminderung der Fest- und Feyertage gar nicht nöthig. Die Bauern gehen Sonn- und Festtags gar nicht öconomisch müßig. Sie berichtigen z. B. den Hirtenschutt, (wo derselbe, wie in Obersachsen, üblich ist); sie besehen das Gehäge;

sie

sie berathschlagen sich, was die künftige Woche über gethan werden soll, damit sie durch die zu befürchtenden Amts- und Hofdienste nicht in den nöthigsten Arbeiten gestöret werden. Sie flicken wohl einiges zu wirthschaftlichen Arbeiten nöthiges Lederwerk aus. Sie thun solche Reisen, die ihre Familienangelegenheiten erfordern. Die Weiber setzen die für sich, Mann und Kinder nöthigen Kleidungsstücke wieder in Stand, u. s. w. Sollte man diese sehr thätige Erholungsstunden dem Bauer wohl nehmen dürfen? Ist der Bauer aber einmal ein Müßiggänger und Schwelger, so wird er aus moralischen Gründen nicht besser, und wenn man auch das dritte Gebot gar abschaffte.

Wittenb. Wochenbl. v. J. 1768, S. 342.

In denjenigen deutschen Staaten, wo die im Reiche geduldeten dreyerley Religionsverwandten ihren öffentlichen Gottesdienst hergebracht haben, muß in Ansehung der Feste und Feyertage auf den westphälischen Frieden zurück gesehen, und der in demselben festgesetzte Annus decretorius beobachtet werden. Denn diejenigen Unterthanen einer gegenseitigen Religion, welche im J. 1624 in dem Besitze der freyen Ausübung ihrer Religion gewesen sind, hängen auch in Ansehung der Feste und Feyertage nicht von der Gewalt ihres Landesherrn, der einer gegenseitigen Religion zugethan ist, ab. Es ist ihnen in dem westphälischen Frieden eine vollkommene und ganz uneingeschränkte Ausübung ihrer Religion versichert worden. Diese würden sie aber nicht haben, wenn sie nicht die Freyheit hätten, ihre Feste mit ihren übrigen Religionsverwandten zugleich und zu einerley Zeit zu feyern. Die katholischen Landesherren können also ihre evangelischen Unterthanen nicht zwingen bey der zuweilen einfallenden Verschiedenheit der Feste nach den gregorianischen und verbesserten Kalendern, zu feyern. Jedoch kann die Landesobrigkeit allemal anbefehlen, daß sie sich an denen

Tagen, an welchen die Hauptreligion des Landes ihre Feste feyert, aller öffentlichen in die Augen fallenden Arbeit und Handels, als z. B. des Verkaufes auf den Wochenmärkten, und aller polternden und lärmenden Arbeit, welche den Gottesdienst stören, oder doch Aergerniß geben kann, enthalten.

Ich glaube auch, daß ein Regent seine Unterthanen gegenseitiger Religion, in einem Lande, wo auf den Annum decretorium gesehen werden muß, nicht so schlechterdings zur Verminderung der Feyertage anhalten könne. Einem protestantischen Landesherrn würde zwar hierunter von seinen beyderley prostantischen Unterthanen nichts in Weg geleget werden; auch würden protestantische Unterthanen sich ihrem katholischen Landesherrn nicht wiedersetzen, wenn die Verminderung der Feyertage allgemein ist, und sich auch über die katholischen Religionsverwandten erstrecket. Allein, wenn ein protestantischer Landesherr die bey seinen eigenen Religionsverwandten eingeführte Verminderung der Feyertage auch bey den katholischen Unterthanen einführen wollte: so dürfte solches mehr Schwierigkeit machen, indem die Katholiken die Feyertage der Apostel und ihrer Heiligen nach ganz andern Grundsätzen betrachten, als die Protestanten. Sie würden sich also steif und fest an den Annum decretorium halten, und wenn der protestantische Landesherr seinen Endzweck erreichen wollte, so würde er sich nicht entbrechen können, bey dem Pabste um dessen Einwilligung nachzusuchen.

Hr. v. Justi meinet zwar, im 2. B. seiner Policeywissenschaft, §. 35, in der Note, daß die Katholiken ein solches Gesetz ihres evangelischen Landesherrn um so weniger ihrer Religionsübung für nachtheilig erachten könnten, da Oesterreich und andere katholische Regenten gleichfalls solche Verminderungen vorgenommen hätten. Allein, ich glaube gewiß, daß sie dieses ohne vorher erlangte päbstliche Einwilligung nicht werden gethan haben. Da im J. 1754 in allen königl. preußischen Staaten, und auch in Schlesien, dergleichen Verminderung der Festtage bey den beyden evangelischen Religionsverwandten

wandten vorgenommen wurde, hatte, um solche auch bey den Katholiken in Schlesien einzuführen, der Bischof zu Breslau an den damaligen Pabst Benedict XIV. geschrieben, und dessen Einwilligung nachgesucht, welche dieser ihm auch in einem Breve vom 28. Jan. 1754, so sich in der Samml. der schlesischen Landesordn. von diesem Jahre befindet, ertheilet, und diejenige Feyertage bestimmet, welche sowohl mit Anhörung der Messe und Enthaltung von aller Arbeit gefeyert werden sollen, als auch diejenigen, die zwar an und für sich selbst in ihrer Feyerlichkeit verbleiben sollen, an selbigen aber, wiewohl nach angehörter Messe, zu arbeiten erlaubet worden.

Hrn. H. K. R. Bergius Policey- und Cameralmagaz. 5. Th. S. 298, f.

Die Geschichte des Thamus, oder Erzählung von einem sehr alten Streite über die Verminderung der Feyertage, st. in Hrn. v. Justi neuen Wahrh. ꝛc. 6. St. Lpz. 1754, 8. S. 687, fgg.

Für die königl. preußischen Lande, ist in dem Edicte wegen Einschränkung der Feyertage; in den evangelisch-reformirten und lutherischen Kirchen, d d. Berl. d. 28. Jan. 1773, verordnet:

1. Daß der dritte Feyertag von den so genannten hohen Festen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, gänzlich abgeschaffet, und als ein Arbeitstag betrachtet, folglich nur der 1ste und 2te Tag gefeyert werden soll; jedoch mit dieser Bestimmung, daß wenn der erste Weihnachtstag auf einen Freytag oder Montag einfällt, dennoch 2 Festtage ausser dem folgenden oder vorhergehenden Sonntag, auf die gewöhnliche Art und mit Enthaltung von der Berufsarbeit, gefeyert werden sollen.
2. Daß die Feyer des grünen Donnerstages gänzlich wegfalle, jedoch die, vielleicht des Donnerstags an einem oder dem andern Orte gewöhnliche Wochen-Predigt und Beichtsitzung beybehalten, sonst aber dieser Tag, als ein gewöhnlicher Werkel- oder Arbeits-Tag betrachtet werde.
3. Daß das Fest der Himmelfahrt Christi, auf den nächst folgenden Sonntag verleget, und alsdann zugleich mit gefeyert werde.
4. Daß in derjenigen Woche, in welcher Weihnachten Ostern und Pfingsten einfällt, keine Wochenpredigt gehalten werde.

5. Daß die zeitherigen vierteljährigen Bußtage gänzlich wegfallen, und nur den Mittwoch nach Jubilate, ein Tag der allgemeinen Demüthigung vor Gott, an welchem die Menschen an die großen geistlichen Wohlthaten Gottes und an die daher entspringenden Pflichten der besondern Dankbarkeit erinnert werden, gefeyert, und an dem nächsten nach Michaelis folgenden Sonntage allemal ein Dankfest für glücklich vollbrachte Erndte gehalten; an denjenigen Orten aber, wo ein besonderes Erndtefest schon eingeführt ist, solches auf diesen Sonntag verleget werde.

Es sind also, nach dieser Verordnung, außer den Sonntagen noch folgende Feyertage, mit Enthaltung von aller Arbeit zu feyern:

a) der Neujahrstag;
b) der erste und zweyte Tag der drey hohen Feste;
c) der Charfreytag, und
d) der auf den Mittwoch nach Jubilate zu haltende allgemeine Bettag.

Um den Unterthanen des platten Landes keine neue Last aufzulegen, ist festgesetzt: daß an denjenigen Orten wo die Unterthanen zu ungemessenen oder alltäglichen Diensten verpflichtet sind, ihnen diese abgeschaffte Feyer- und Buß-Tage dergestalt zu gute kommen sollen, daß sie ihren Gutsherren oder den Pächtern und Verwaltern derselben an diesen eingezogenen Feyer- und Buß-Tagen keine Hofedienste, von deren Leistung sie sonst ein wirklicher Feyertag befreyet, zu leisten schuldig sind, außer in so fern solche Tage in die Saat- und Erndte-Zeit treffen. Dahingegen an denjenigen Orten, wo der Gutsherr nur drey oder wenigere Tage in der Woche Hofedienste zu fordern berechtigt ist, es in desselben Willkühr beruhet, ob er diese bestimmte Dienste an einem dergleichen abgeschafften Feyertage geleistet haben will.

* * *

Die aufgehobenen Festtage der Katholiken, sind; 24. Febr. Matthias Ap.; 2. May, Phil. Jac.; 24. Jun. Johann der Täuf.; 2. Jul. Mar. Heimsuch.; 25. Jul. Jacobus; 10. Aug. Laurentius; 24. Aug. Bartholomäus; 21. Sept. Matth. Evang.; 29. Sept. Michael; 28. Oct. Sim. Juda; 30. Nov. Andreas; 21. Dec. Thomas; und 27. Dec. Joh. Evang.

Sp=z, P. z. L. Gedanken über die in einigen Ländern abgeschafften Feyertage, st. im 2. St. der nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anz. v. J. 1774, und im 6. St. der Mindenschen Beytr. z. N. u. Vergn v. J. 1774.

Von beweglichen und und unbeweglichen Festen, siehe unter Kirchen=Kalender im Art. Kalender.

Feste Hand, nennet man eine solche Einrichtung bey dem Verkaufe einer rohen, oder Handwerks= imgleichen Fabriken= und Manufacturwaare, wodurch man dieselbe in einem beständig gleichen Preise erhält, und verhütet, daß die Abnehmer nicht durch mancherley Wege verursachen können, daß der Preis wanke, unbeständig, ja immer endlich geringer werde. Dergleichen feste Hand ist nicht sowohl einzelnen Personen besonders nützlich, obgleich auch nicht schädlich; als vielmehr einem gewissen Gewerbe, oder einer gewissen und besondern Handlung eines ganzen Landes.

Diese Einrichtung aber geht nicht in allen Waaren an, sondern nur in solchen, welche in Menge vorhanden und unentbehrlich sind, auch sonderlich häufig aus dem Lande gehen, an andern Orten aber nicht genug, oder gar nicht in solcher Güte zu haben sind. Eben diese jetzt beschriebene Beschaffenheit der Waaren lehrt auch die Mittel, theils an Seiten derer, so sie machen und verkaufen, theils an Seiten der Polizey. Die erstern müssen sich also 1) um dergleichen Waaren bemühen, und hienächst 2) unter sich selbst einig seyn, auf einen gewissen Preis zu halten, welches um so eher angeht, weil die Waare unentbehrlich, und anderswo in solcher Güte entweder gar nicht, oder nicht genug zu bekommen ist. Es gehört auch dazu 3) daß derer, die diese Waaren haben, nicht übermäßig viele seyn, und daß sie damit an sich halten können, nicht aber genöthigt seyn, selbige aus Mangel des Geldes loszuschlagen, folglich geringer wegzugeben. Ja, es wird erfordert, 4) daß die Arbeit selbst nicht geringer von Güte gemacht werde. Es gehört auch bisweilen dazu, 5) daß die Arbeit oder die besondern Handgriffe bey Verfertigung einer solchen Waare geheim gehalten oder gesperret, ja 6) die Arbeiter selbst auf eine gewisse Zahl gesezet, und nicht weggelassen werden. Eben hierin besteht auch schon seit langer Zeit die vornehmste Absicht der in Nürnberg gesperrten Handwerker; und also ist ein gewisses

Bemühen, ein Monopolium zum gemeinen Besten zu haben, das eigentliche Mittel dieses Zweckes, nämlich der festen Hand. Weil aber theils der Zustand der Arbeiter oder Verfertiger solcher Waaren nicht allemal zuläßt, auf den Preis zu halten, theils ihre Unart, ihre Privatgewinnsucht, und ihre Uneinigkeit, imgleichen die Menge der Pfuscher solche Einrichtung störet, überdem aber die Abkäufer immer trachten, den Preis herunter zu bringen, sonderlich, wenn man bey diesen Bemühungen um die feste Hand nicht zugleich bedenkt, daß, wofern man den Preis allzu hoch spannet, andere nur dazu gereizet werden, durch List und Künste den Preis zu verringern, und die Waare auch anderswo zum Stande zu bringen: so muß hierbey 7) die Polizey auf viele Weise hinzu treten, wenn sie die in einem Lande so einträgliche feste Hand bey einer angenehmen Waare, sonderlich in Ansehung der Fremden, will erhalten helfen.

Es sind vornämlich folgende Mittel, zu dieser bey einigen Manufacturen und Fabriken sehr nöthigen Einrichtung dienlich: 1) Muß die Polizey einen billigen, festen und gewissen Preis, wobey ein billiger Gewinn zu haben ist, die Käufer aber nicht auf einmal allzu sehr übertheuert und abgeschreckt werden, sezen und erhalten. 2) Muß die Polizey den armen Arbeitern, damit sie nicht geringere Waaren machen, oder aber gute sogleich unter dem Preise wegzugeben, genöthigt seyn, durch Vorschuß oder Leihbänke zu helfen, und sie den Händen gewinnsüchtiger Kaufleute, welche die feste Hand ihres Privat Nutzens wegen, den sie eine Zeitlang davon ziehen, gern stören, zu entreißen suchen; oder 3) es muß der Regent die Waaren selbst annehmen und bezahlen, davon aber die Factoreyen, Niederlagen und Magazine anlegen, und daraus dieselben um den festen Preis verkaufen; maßen er sich eher in die Zeit schicken, und eine Weile damit zusehen kann, als die andern. Sonderlich ist dieses 4) nöthig, wenn die Waare etwa aus allerley Ursachen in größerer Menge, als sonst, oder als sie gesuchet wird, vorhanden ist.

Die feste Hand ist sonderlich in allerley Metallen, vornämlich wenn viel Kupfer in einem Lande gewonnen wird ꝛc. anzubringen.

Feste-Bauer, ein nur im Schleßwigischen üblicher Ausdruck, Lehnbauer zu bezeichnen, zum Unterschiede sowohl von den Bonden, d. i. freyen Bauern, als auch

von

von den Leibeigenen; weil sie ihre Güter festen, d. i. zu Lehen nehmen; im Dänischen Festebonde. Daher Festegeld, die Abgaben dieser Bauern, das Lehengeld.

Fester Ort, oder **Platz**, siehe Festung.

Feston, (sprich Festong) aus dem Franz. Felton, in der Baukunst, Bildhauerey und Malerey, ein in Stein gehauener, in Holz geschnitzter, oder gemalter Zierrath, da Früchte, Blätter und Blumen, in Gestalt eines Kranzes zusammen gebunden, und an einem oder auch an beyden Enden aufgehängt erscheinen; eine Blumenschnur, Fruchtband, Fruchtkranz, Fruchtschnur, Laubschnur, Griech. und L. Eucarpos, Ital. Festoni, Ghirlandi, Fr. Guirlande. Siehe Fig. 646.

An statt der Früchte, Blumen und Blätter, nimmt man auch wohl andere Sachen, als: Muscheln, mathematische oder musikalische Instrumente, Attribute der Fischerey oder Jagd, Frauenzimmerschmuck, Schreibfedern, Tintenfässer, Siegel, Briefe, zusammen gerollte Papiere ꝛc. und nennt es alsdann Gehänge oder Gehenke, wovon an und in dem amsterdamischen Rathhause, und in der Beschreibung desselben, u. d. T. Architecture, Peinture & Sculpture de la maison de ville d'Amsterdam, auf der 76, 82, 83 und 85 Tabelle, allerley Beyspiele zu sehen sind.

Die eigentlichen Festons oder Fruchtschnüre, müssen allemal das Ansehen haben, als ob sie woran, z. B. an die Wand, oder an Schnörkel der Bauzierden gebunden wären. Sie werden entweder frey schwebend, oder Bassi relievi an die Wand gemacht. Sind sie hingegen nur mit einem Ende angehängt, so, daß sie gleichsam gerade längs herab hängen, so nennet man sie Pilaster-Festonen, oder Fruchtgehänge, und gebraucht sie an den Pfeilern und Thürpfosten.

Schon die Alten haben die Fruchtschnüre an den glatten Friesen der ionischen und korinthischen Ordnung, auch unter die Fensterbänke, und an andern sonst glatten Stellen der Gebäude, angebracht. Ohne Zweifel sind dieselben wie verschiedene andere Zierrathen, dadurch in die Baukunst eingeführet worden, daß in den ältesten Zeiten dergleichen, aus wirklichen Früchten zusammen gesetzte Kränze an den Häusern und Tempeln aufgehänget worden sind.

Heut zu Tage werden die Festons verschieden an den Capitälen gebraucht, und an die Schneckenaugen angehänget; doch schicken sich die aus Früchten, Blumen und Blättern bestehenden Festons eher an die Säulenordnungen, als wenn man andere zusammen hängende Sachen anbringt, indem Blätter, Blühten und Früchte an Bäumen wachsen, und die Säulen ihre Gestalt den Stämmen der Bäume abgeborget haben. Siehe Fig. 647, A. und B.

Goldmann macht einen Unterschied der Früchte, Blumen und Blätter, nach dem Unterschiede der Ordnungen, und nimmt bey der ionischen Ordnung Oehlbaumblätter mit wenigen Blumen; bey der römischen, Blumen und viele Früchte, als Aepfel, Birner, Weintrauben, Granatäpfel ꝛc. **Penther** macht folgenden Unterschied: an dem ionischen Capitäl nur Lorbeerblätter, und in der Mitte eine einzige Blume, Fig. 648; am deutschen Capitäl, Blätter und mehr Blumen, als am ionischen Fig. 649; am römischen, Blätter und Früchte, Fig. 650; am korinthischen, Blätter, Blumen und Früchte. Fig. 651.

Wie Fruchtschnüre zu zeichnen, s. Penthers Anweis. zur bürgerl. Baukunst, 3 Th. §. 133—139, und 257.

Wie die Schwere der Fruchtschnüre einzurichten, daß sie eine dienliche oder den Augen angenehme Gestalt annehmen, zeigt Hr. Elvius in seiner Abhandlung von Kettenlinien, im 5. B. der übers. Abh. der kön. schwed. Acad. d. Wissensch. S. 267, und 269, f. n. e. Fig.

Ueberhaupt schicken sich Festons nur an die ausgezierteſten Gebäude, oder auch an einfachere Garten-Häuſer.

Bey Canoniſationen und Feſten einiger Heiligen, pflegen die Katholiken wohl aufgeputzte Aufſätze zu machen, und ſolche bisweilen mit gemalter Architectur zu verſehen, und Gehänge von wirklichen Obſt, Blättern, Blumen, Goldpapier, Zindel, Lahn u. d. gl. daran zu machen. Auch pflegen an einigen Orten, die Kirchthüren an Feſttagen mit verſchiedenem, mit Rauſchgold untermengten Grün oder grünem Zweigwerke ausgeſchmückt zu werden. Dieſe Gehänge nun werden beſonders Festons poſtiches genannt.

Feſtonne, ſiehe unter Schlüſſel-Blume.

Feſtuca, ſiehe Schwingel. Splitter.

Feſtuca fluitans Linn. Schwadengras ſ. Schwaden.

Feſtung, Feſte, Feſter Ort oder Platz, L. Fortalitium, Munimentum, Fr. Forteresſe, ein wegen ſeiner Lage von der Natur oder mit Mauern, Wällen, Gräben und andern Werken, durch die Kunſt wider einen feindlichen Anlauf wohl verwahrter Ort. Die Kunſt der Befeſtigung iſt alt oder neu. Die alte beſtand in ſtarken Mauern, worein in gewiſſe Weite Thürme gefüget waren, von welchen ſie beſtrichen und beſchirmet wurden. Nachdem das Geſchütz aufgekommen iſt, iſt dieſe Art der Befeſtigung untüchtig geworden, und hat eine neue von Wällen, Bollwerken und Bruſtwehren erfunden werden müſſen, die aber von Zeit zu Zeit ſtattlich verbeſſert worden iſt. Man unterſcheidet ſie in natürliche, welche entweder auf hohen unerſteiglichen und unwegſamen Gebirgen und Felſen gelegen ſind, die auch Bergfeſtung genennet wird, oder in Thälern, die mit Moräſten und unpaſſirlichen Wäſſern umgeben ſind, oder künſtliche Feſtung, wo man ſowohl der gedachten guten natürlichen Lage mit künſtlicher Anlegung bequemer Werke zu Hülfe gekommen iſt, als auch, wo ohne ſolche natürliche Vortheile, bloß durch kluge Wahl und vorſichtige Geſchicklichkeit, einen Platz mit Mauern und Wällen eingeſchloſſen iſt.

Ob Festungen einem Lande nützen oder schaden, wird bey den Staatsklugen gestritten. Diejenigen, welche dieselben widerrathen, führen an, daß sie mit Mühe erbauet, mit Kosten unterhalten, mit Schaden verloren, und schwerlich wieder erobert werden. Hingegen streitet für die Nutzbarkeit der Festungen, daß sie mit weniger Beschwerde die Beschirmung des Landes verschaffen, einem geschwinden Einbruche des Feindes wehren, den Einwohnern eine sichere Zuflucht darstellen, und durch ihren Widerstand den Feind aufhalten, bis die Hülfe zu seiner Wiederabtreibung wieder herbey gebracht werden könne. Es würde aber eben so lächerlich seyn, alle seine Gränzplätze in Festungen zu verwandeln als alle seine Küsten zu Seehäfen zu machen; genug, daß man deren so viele hat, um ein Land durch Hülfe der Heere gegen jeden feindlichen Einfall zu decken.

Der Marschall von Sachsen, im ersten Hauptst. des 2. Bandes seiner Memoires militaires, sagt: **ich wundere mich allemal, warum man nicht von dem Mißbrauche abgeht, Städte zu befestigen.** Ich gestehe, daß dieser Gedanke, der von einem so großen Manne kömmt, mich sehr einnimmt, daß er aber auch alle meine Einsicht übertrifft. Ich habe bisher geglaubt, daß die festen Plätze dienten, den schleunigen Fortgang eines Heeres zu hemmen, das in ein Land zu dringen suchet; oder, ein geschlagenes Heer vor seinem gänzlichen Untergange zu retten, und ihm Mittel darzubiethen, sich zu erholen, oder die Länder vor dem Einbruche der leichten Völker, vor Contributionen u. d. gl. zu decken. Meines Erachtens hat Niemand einen andern Zweck dabey im Sinne gehabt, noch unübersteigliche Festungen anzulegen gesucht. Wenn dieses System des Marschalls angenommen werden könnte, so würde die alte Art Kriege zu führen, die auch in Orient noch gilt, bald in Europa wieder aufkommen. Die Heere würden gegen einander ziehen, und die erste oder zweyte Schlacht würde das Schicksal der Völker entscheiden; die Ueberwundenen würden keine sichere Zuflucht wissen, und sich nicht wieder erholen können; überdieß würden die leichten Truppen die Dörfer und kleinen offenen Städte zur Verzweiflung bringen. Man hat sich davon in den leztern Kriegen überzeugen können. Dieselben

ben Husaren, welche Deutschland, Böhmen und Schlesien verwüstet haben, sind unnütze Gespenster geworden, so bald man sie am Ufer des Rheins, in Italien, und in Ländern, wo man starke Festungen hat, hat brauchen wollen. Sie sind durch die genuesischen Bauern erschlagen worden. Die Grundregel, ein Land dnrch eine große Anzahl Festungen vertheidigen zu wollen, ist eine Folge davon, daß Europa gesitteter geworden, und daß man dadurch den Kriegen, die auf gut tatarisch geführt werden, zuvor kommen wollen. Nur muß man dieselben an bequemen Orten anlegen, nicht aber Lagen wählen, wo die Natur sich der Vollkommenheit der Kunst widersetzt.

Freyherrn v. Bielfeld Lehrbegriff der Staatskunst, 1 Th. Bresl. und Lpz. 1777, gr. 8. S. 641.

Die größten Feldherren, die Meister in der Kunst, haben es zur Regel gesetzt, daß man in ein Land, welches man bekrieget, niemals fortrücken soll, wenn man wichtige Festungen in Feindes Händen hinter sich lassen muß. Der Prinz Eugen, so geschickt er war, hat es dennoch vor und nach der Schlacht bey Denain erfahren, wie gefährlich es sey, sich von diesem Grundsatze zu entfernen. Dieses macht den Angriff und die Vertheidigung der Plätze nothwendig. Die Einnahme einer beträchtlichen Stadt entscheidet sowohl den Erfolg eines Feldzuges, als eine gewonnene Schlacht. Es ist also zweyerley bey einer Festung zu überlegen: 1) daß sie vortheilhaft, nicht aber auf ein Gerathewohl oder auf einem abgesonderten Boden angeleget werde, wo sie das Land nicht decket, welches sie schützen soll; wo der Feind sie einschließen kann; wo er sie von nahen Hügeln beschießen kann; wo die Natur sich, in Ansehung der Dauerhaftigkeit der Werke, der Kunst widersetzt, und wo sie folglich mehr Schaden als Nutzen bringt. 2) Muß sie nach einem vortrefflichen Risse gebauet werden, der sich zu dem Grunde, wo sie liegt, wohl schickt. Eigentlich kann man nur dasjenige eine Festung nennen, wo ein Platz mit dauerhaft untermauerten Werken umgeben ist, gute Casematten hat, die bombenfrey sind, gute Minen besitzt, gute Wohnungen für das

Kriegs-

Kriegsvolk, und alles hat, was nöthig ist, eine rechtschaffene Besatzung hinein zu legen. Insonderheit muß dieselbe auch mit genugsamen Wasser versehen seyn, dessen man zum Waschen, Backen, Feuerlöschen und Trinken benöthigt ist; an statt dessen aber, oder wenn es abgenommen hat, Regenwasser in großen Cisternen, und so gar der Thau in ausgespannten Tüchern aufgefangen wird.

Uebrigens kann man in Befestigung eines Platzes verschiedenen Einrichtungen folgen. Cochorn, Vauban, Rimpler, und viele andere geschickte Ingenieure haben verschiedene Arten der Befestignng erfunden, die man aus ihren Büchern und aus den Rissen ihrer Werke ersehen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Kriegsbaukunst auf eben solche sichere, einförmige und unveränderliche Gründe gesetzt werden könnte, als die bürgerliche Baukunst, und verschiedene andere Künste. Allein, die Regeln für alle besondere Festungswerke sind eben keine unstreitige Wahrheiten. Jedes System der Befestigung hat seine Vortheile, die aber allemal durch große Beschwerlichkeiten überwogen werden. Die Vollkommenheit besteht nur noch in der Wahl der geringsten. Personen von Metier werden es leicht begreifen, was ich sagen will; und andern diesen Satz zu beweisen, erlauben die Schranken dieses Werkes nicht. So viele Gründe müssen einen Fürsten bewegen, sich die geschicktesten Feldherren und Officiere in Ansehung der Kriegsbaukunst zu erziehen. Und da diese Kunst jedem Officiere bekannt seyn sollte so würde es sehr vortheilhaft seyn, wenn in jedem wohleingerichteten Staate Schulen oder Academien wären, wo alle, die sich auf das Kriegswesen legen wollen, von geschickten Männern, nicht nur in der Befestigungskunst, sondern auch in der Wissenschaft des Angriffes und der Vertheidigung fester Plätze unterwiesen würden. Es gibt tausend Gelegenheiten im Kriege, wo ein Befehlshaber aus seiner hier erlang-

ten

ten Wissenschaft die größten Vortheile ziehen kann. In den preußischen Staaten sind nicht nur die im VII Th. S. 514 fgg. gedachten Etablissements für das adelige Cadettencorps zu Berlin, Stolpe und Culm, sondern auch insbesondere die zu Berlin errichtete Academie Militaire, von welcher ich im Art. Ritter-Academie nähere Nachrichten zu ertheilen Gelegenheit haben werde, Muster einer solchen für den Staat so ersprießlichen Anstalt.

Das Recht, Festungen anzulegen, gehört unter die Regalien eines Landes; denn dahin gehört das Recht, Krieg und Frieden zu führen. Hieraus folgt, daß der Regent des Landes seinen Unterthanen die Befestigung der Schlösser verbieten, Beysteuer und Handreichung zum Festungsbau anbefehlen, ihre Schlösser, Häuser oder Aecker, ja auch die Kirchen, im Fall der Noth, zur Befestigung anwenden könne.

Die Verurtheilung zum Festungsbau, oder das Bringen auf den Festungsbau, gehört zu den großen und schweren Polizeystrafen, womit diejenigen, die den Staat durch allerley Frevelthaten beleidigt, und die Geselligkeit verletzt haben, beleget werden, und welche auch öfters anstatt des zuerkannten Staupenschlages und der Landesverweisung gebraucht wird.

Festungs-Bau, siehe im vorhergeh. Artikel.

Fett, L. Pinguedo, Fr. Graisse, diejenige weißliche schmierige und unempfindliche Materie in den thierischen Körpern, welche von dem überflüssigen Nahrungssafte abgesondert wird, und in zarten Pergamenthäutchen befindlich ist. Das Fett abschöpfen, von der Brühe. Jemanden mit seinem eigenen Fette betröpfen, im gem. Leben, ihn mit seinem eigenen Vermögen bezahlen. Gänsefett, Hasenfett, Nierenfett, Schweinefett u. s. f. In diesem Verstande ist Fett ein allgemeiner Ausdruck, so alle Arten der thierischen Oehle unter sich begreift, besonders wenn sie durch die Wärme noch

nicht

nicht aufgelöset worden sind; s. Schmalz, Schmeer, Speck, Talg, Thran u. s. f.

Das Fett befindet sich bey thierischen Körpern in einer Membran, die aus 2 Häutchen besteht, welche durch kleine unter einander vereinigte Zellen von einander abgesondert, und mehr oder weniger mit Fett angefüllt sind. Diese Membran, welche daher die Fetthaut oder Schmeerhaut, Membrana adi posa oder cellularis) und, weil sie an manchen Orten Fleischfasern, an sich nimmt, auch Fleischhaut, oder Fleischfell genannt wird, befindet sich nicht allein unter der Haut, sondern windet sich von da auf mannigfaltige Weise, und breitet sich im ganzen Körper aus. Sie füllet die Zwischenräume der Muskeln, macht einen Theil des Magens, der Gedärme, der Blase und aller Eingeweide, aus. Sie formirt das Netz; sie dient den Blutadern, Pulsadern und Nerven, zur Bedeckung. An einigen Orten ist sie sehr dick, und mit vielem Fette angefüllt; an andern ist sie überaus dünn, und von Fett entblößt, überall aber ist sie ohne Empfindung.

Man kann sich solche füglich als eine durchgenähte (gesteppte Decke vorstellen, worunter die Baumwolle ungleich gelegt ist; an einigen Stellen ist viel, an andern nichts, so, daß sich daselbst das Ober- und Unterzeug berührt. Durch diese Membran nehmen die in den Leib gekommenen fremden Körper z. B. Schußkugeln, welche man nicht hat heraus ziehen können, ꝛc. ihren Weg; und da sie mit allen Theilen des Leibes Gemeinschaft hat, so darf man sich nicht wundern, daß selbige zuweilen von einem Orte, durch lange Wege zu einem andern weit entfernten hin kommen, welches man aus Unwissenheit oft einer Zauberey zuschreibt.

Die allgemeine Vereinigung zwischen allen diesen Theilen dieser Membran, wird täglich durch ein Verfahren, welches die Policeyordnungen verbieten, bewiesen. Die Schlächter machen in die Haut eines Kalbes einen kleinen Einschnitt, stecken eine Pfeife oder die Röhre von einem kleinen Blasebalge darein, blasen stark in dieselbe, und diese künstliche Aufschwellung breitet sich überall aus. Gottlose Betrüger haben sich auch dieses abscheulichen Handgriffes bedienet, um Kinder, die sie nachher für Geld sehen ließen, ungestalt et zu machen.

Zu

In dieser Fetthaut häufet sich gemeiniglich bey Wassersüchtigen das aus den Gefäßen ausgetretene Wasser an, und bewegt sich in denselben nach der Richtung seiner eigenen Schwere.

Der Nutzen des Fettes in dem menschlichen Leibe ist: den Körper wider die Kälte (daher auch magere Leute die Kälte weit stärker empfinden, als die fetten, und wider die Schärfe der Salze zu beschützen; die Beugung der Hauptmuskeln und anderer Theile zu erhalten; vielleicht in Hungersnoth auf einige Zeit statt der Nahrung zu dienen; die leeren Stellen zu füllen, in Ansehung dessen es zur Schönheit im Gesichte, Halse ꝛc. dienlich ist, und können hernach, indem es die leeren Räume zwischen dem Hintern, der Mutterscheide und dem Hüftbeine ausfüllet, gemeldete Theile beym Abgang der Excremente und der Frucht besser gedehnet oder erweitert werden; das schmerzhafte Anstoßen oder Anrühren, als: in den Fußsohlen, Arschbacken, und der Gegend um die Schaam, zu verhüten, wo es statt eines Kissens ist; und endlich die Bewegung in gewissen Orten, als: in den Augen und bey den Kinnbacken, zu befördern.

Von der widernatürlichen Erzeugung und Anhäufung des Fettes im menschlichen Körper, und den daher rührenden Zufällen, siehe den Art. Fettigkeit.

Bey einigen Thieren insonderheit, dient das Fett zur Schutzwehre wieder den Frost; und bey diesen ist die Einrichtung so gemacht, daß sie ordentlicherweise gegen den Winter fett werden; es geschehe nun, weil sie zu dieser Zeit einen Ueberfluß an Nahrung, oder einen besondern Trieb, sich zu mästen, haben. Dieses ist gewiß, daß bey der strengsten Kälte der Nordsee alle Fische, der Wallfisch, das Seekalb, auch selbst die Vögel mit häufigem thranigen Fette unter ihrer Haut versehen sind; und außerdem weiß man, daß die Murmelthiere, die Bären und andere Thiere, welche den

Winter

Winter in kalten Ländern überstehen, einen großen Vorrath von Fett mit in ihre Höhlen nehmen.

Die mineralischen Säuren bringen mit dem Fette eben dergleichen Erscheinungen hervor, wie mit den milden nicht flüchtigen Oehlen der Vegetabilien, welche weder eine harzichte noch gummichte Eigenschaft haben, und nicht trocken werden, dergleichen das Brenn- und Olivenöhl ist, und welche die neuern Chemisten deswegen fette Oehle genannt haben. Die Alkalien lösen auch das Fett eben so wohl, wie diese Oehle auf, und machen mit ihm eine Seife von einerley Art. Es enthält keinen Theil, der so flüchtig ist, daß er bey dem Grade der Wärme des siedenden Wassers aufsteigen könne; es fängt nicht anders Feuer, als wenn es in der freyen Luft, bis auf den Punct, da es in Dämpfe aufsteigt, erhitzt worden ist. Endlich bekömmt es, wenn es alt wird, eine scharfe und ranzige Eigenschaft.

Wenn man das Fett bey einem Grade der Wärme, welcher größer, als die Wärme des siedenden Wassers, ist, der Destillation unterwirft, welches folglich in einer Retorte und im freyen Feuer geschehen muß: so geht anfänglich eine saure Feuchtigkeit und eine kleine Portion Oehl über, welches flüssig bleibt; bey fortgehender Destillation wird das Saure, welches aufsteigt, immer nach und nach stärker, und das Oehl immer mehr und mehr dicker, dergestalt, daß es wieder in der Vorlage gesteht, und fest wird. Während dieser Destillation geht keine andere Substanz über; und wenn endlich die Retorte glühet, so bleibt nur eine überaus kleine Menge einer kohlichten Substanz von derjenigen Art übrig, welche nicht anders, als mit der größten Schwierigkeit, verbrennen.

Wenn man das fest gewordene Oehl, welches sich in der Vorlage befindet, zum zweytenmal destilliert, so erhält man noch eine neue Menge Saures welches aber nicht mehr fest wird. Wenn man auf diese Weise

die

die Destillation wiederholt, so verdünnet man immer mehr und mehr das Oehl des Fettes; so wie man ihm sein Saures benimmt, erhält es einen immer mehr und mehr durchdringenden Geruch, und man kann durch häufiges Destilliren dasselbe auf einen Punct bringen, da es so viel Flüchtigkeit, als die wesentlichen Oehle, hat, und bey dem Grade der Wärme des siedenden Wassers aufsteigt.

Man sieht aus allen diesen Eigenschaften des Fettes, daß es ein mildes, festes, nicht flüchtiges, der Butter und dem Wachse völlig ähnliches Oehl ist, und daß es seine Consistenz sowohl, als diese Materien, von einem Sauren hat, welches so genau mit ihm vereinigt ist, daß man es nur nach und nach durch wiederholte Destillationen von ihm scheiden kann.

Wenn das Fett in seinem natürlichen Zustande ist, und noch keine Veränderung erlitten hat, so ist das Saure mit dem öhlichten Theile so gut vereinigt, daß man keine von seinen Eigenschaften gewahr wird; auch ist das gut beschaffene Fett sehr milde, und man bedient sich dessen, wie ich weiter unten zeigen werde, mit vielem Nutzen in der Medicin, als eines sehr stark mildernden Mittels. So sehr aber diese Substanz milde ist, so lange sie keinen Grad der Wärme erlitten hat, welcher sie aus ihrer Mischung setzen kann, oder so lange sie frisch ist: so scharf, reizend und auch beißend wird dieselbe, wenn ihr Saures durch das Feuer und durch die Länge der Zeit entwickelt und zum Theil los gemacht wird.

Die sehr weit gestiegene ranzige Beschaffenheit verändert nicht nur die Kräfte des Fettes ganz und gar, sondern auch viele seiner wesentlichen Eigenschaften, und insonderheit diejenige, da es der Wirkung des Weingeistes widersteht. Denn dieses Auflösungsmittel, welches das unveränderte Fett ganz und gar nicht berührt, löset von selbigem eine Portion auf, wenn es stark erhitzt oder sehr ranzig geworden ist. Hr. de Machy, zu Paris, hat die Bemerkung gemacht, daß man dem Fette alle ranzige Beschaffenheit benehmen kann, wenn man es

mit Weingeist bearbeitet. Dieser Handgriff kann demnach mit vielem Nutzen zur Erhaltung gewisser in der Medicin gebräuchlicher Fette, welche rar sind, und die man sich nicht allezeit recht frisch verschaffen kann, gebraucht werden, oder, wenn man sie wieder in denvorigen Zustand versetzen will.

Da die ranzige und scharfe Beschaffenheit der ausgepreßten Oehle und des Fettes daher kömmt, weil etwas von dem Sauren sich entwickelt hat, und dieselben deswegen innerlich nicht gebraucht werden können, so fragt sichs: ob man sie nicht wieder in einen guten Zustand versetzen könne? Das angegebene Mittel mit Branntwein ist wohl ganz gut, aber zu kostbar. Wenn man hingegen ranzig gewordenes Oehl oder Fett mit frischem Brunnenwasser vermischt und kochet, das Gekochte abschäumet und läutert, und solches etlichemal wiederholt, so bekömmt man ein Fett oder Oehl, welches in der Oeconomie ganz wohl zu gebrauchen ist.

Das Fett von verschiedenen Thieren ist überhaupt sehr wenig von einander unterschieden; sie haben insgesamt einerley wesentliche Eigenschaften; sie sind bloß in Ansehung der Consistenz auf eine merkliche Art unterschieden. Die Thiere, welche Vegetabilien fressen, vornämlich die Schöpse, haben ein sehr festes Fett; die meisten kriechenden Thiere hingegen, und die Fische, welche beynahe alle fleischfressig sind, haben ein sehr weiches, einige auch ein flüssiges Fett.

Um das Fett ganz rein zu erhalten, schneidet man es in Stücke säubert es von den Häuten und Gefäßen, welche mit ihm vermischt sind; man wäscht es in einer großen Menge reinen Wassers, um ihm alle gallertartige Materie, die es enthalten kann, zu benehmen, d. i. bis das Wasser unschmackhaft und ohne Farbe davon abläuft; hernach läßt man es bey einer mäßigen Wärme in einem gehörigen Gefäße mit etwas Wasser schmelzen, und erhält es so lange im Schmelzen, bis das Wasser ganz und gar abgedampft ist, welches man

an

an dem Aufhören seines Aufwallens gewahr wird, als welches nur von dem Wasser herrührt, und so lange dauert, bis kein Tropfen Wasser mehr dabey ist. Man thut es hernach in ein irdenes Gefäß, wo es fest wird und gesteht. Das auf diese Weise gereinigte Fett hat einen überaus schwachen Geruch, der ihm eigen ist, und einen ebenfalls sehr schwachen und tauben Geschmack.

Einige Arten des Fettes machen, nachdem sie geschmelzet und gereiniget worden sind, einen Theil von dem Handel der Specereyhändler und Droguisten aus, indem einige davon zur Arzeney dienlich sind, andere aber zu verschiedenen andern Absichten gebraucht werden. Und zwar wird das Fett bey dem Kochen und Braten aus dem Fleische der geschlachteten Thiere sowohl als der Menschen, durch die Wärme aufgelöset, und läßt es sich, weil es allezeit wie Oehl, oben aufschwimmt, gar leicht abschöpfen, und auf solche Art sammeln. Es giebt aber dessen eigentlich zweyerley Sorten. Einiges bleibt, nachdem es durch die Wärme aufgelöset ist, ganz schmierig, dergleichen das aus den Menschen, Schweinen, Gänsen, Hunden, Dachsen, Hirschen, Bären, Pferden u. s. w. zu seyn pflegt, welches eigentlich Fett, oder Schmeer, und auch wohl Schmalz, Lat. Axungia, Fr. Axonge, heißt. Noch weicher, und mehr einem Oehle als dem Fette gleich kommend, ist das von den Fischen, wovon ich im Art. Thran handeln werde. Das andere aber wird, wenn es erkaltet ist, hart und fest, wie das Kinder- Schöpsen- und Bocksfett, welches man Inselt, Inschlitt, Unschlitt oder Talg, L. Sebum, Fr. Suif, zu nennen pflegt.

Bey dem so genannten Auslassen der Fette, wenn solches in der Bratröhre des Stubenofens geschieht, muß man große Behutsamkeit anwenden, und sich nicht weit und lange aus der Stube entfernen, auch alle brennbare Sachen, die um, auf

und über dem Ofen brandgefährlich vorhanden sind, wegräumen. Wenn ja etwa, durch ein Versehen, dergleichen Fette in Brand kämen, muß man sogleich etliche Handvoll Asche darein werfen, oder eine Quantität Lauge darein schütten. Auch wird Seifenwasser, Milch und Mistpfützenwasser, zu Löschung des brennenden Fettes gute Dienste leisten. Gemeines und reines Wasser aber thut hiebey nicht so gut, oder man müßte dessen zum Löschen eine große Quantität einschütten; wird aber zu wenig Wasser in das brennende Fett gegossen, so wird die Flamme davon nur vermehrt. Zugleich muß man das Feuer im Ofen entweder ausgießen, oder behutsam heraus nehmen lassen.

Wenn Fette in der Küche, auf dem Heerde, oder in den Kaminen, oder Ofenlöchern, Flamme fangen, so pflegt diese Flamme gemeiniglich sofort den Schorstein hinauf zu fahren, und ihn in Brand zu bringen. Dergleichen geschieht, wenn man Butter, Schmalz, Speck, Talg und dergleichen Fette in dem Ofenloche, Kamine, oder auf dem Heerde, über glühenden Kohlen, oder gar über Flammenfeuer schmelzen, und mit Fleiß aufs äußerste braun werden läßt, um sie dadurch schmackhafter zu machen, aber unbehutsam dabey verfährt, daß solche heiß gemachte Fette Flamme fangen. Dergleichen Unglück entsteht auch manchmal, wenn man Bratwürste, Vögel und andere dergleichen Dinge in Butter oder Fett bratet, oder Mehlgebackenes macht, und die heiß gewordene Butter in Flamme gerathen läßt. Dieses ereignet sich vornämlich, wenn unter dem Tiegel oder der Pfanne, worin das Fett ist, nicht bloß Kohlen- sondern auch ein Flammenfeuer ist, oder unversehends darunter oder daneben entsteht, und die äußere Fläche des Tiegels auch etwas fettig geworden ist, oder wohl gar einen Riß hat, daß das Fett durchdringet; da dann das auswendig daran klebende heiße Fett leicht zuerst entzündet wird, und von da die äußere Fettflamme augenblicklich auch das Fett im Tiegel selbst in Flamme bringt. Die Erfahrung hat gelehret, daß das Entzünden der Fette gemeiniglich in metallenen Gefäßen leichter, als in guten und nicht zersprungenen irdenen, geschieht. Wenn aber auch gleich die äußere Seite des metallenen oder irdenen Gefäßes nicht fettig, das Fett im Gefäße aber äußerst heiß geworden ist, daß ein starker Fettdampf davon aufsteigt, so kann dieser dennoch leicht durch eine kleine Flamme vom Holze, ja so gar von einem nahe dazu kommenden Lichte, entzündet werden;

den; oder es darf nur in sehr heißes Fett ein oder etliche Tropfen Wasser gespritzet, oder an einen Löffel hangend, unversehends beym Umrühren hinein gebracht werden, so kann auch bloß dadurch die Entzündung des Fettes verursachet werden. Um nun dieses zu verhüten, muß das Gefäß, worin das heiße Fett ist, mit einer reinen und trocknen eisernen oder irdenen Stürze genau bedeckt seyn. Wenn aber ja dergleichen Fette Flammen fangen, muß man entweder das Gefäß, wenn es offen ist, eiligst mit einer trocknen Stürze, oder Schüssel, oder einem andern Deckel bedecken, und wenn also die Flamme im Gefäße erlischt, dieses, wo möglich, sofort vom Feuer wegheben, oder wenigstens das Feuer hurtig, jedoch behutsam, wegräumen. Könnte man aber etwan also die Fettflamme nicht gleich wieder ersticken, so muß man geschwinde etliche Hanvoll Asche in das brennende Fett werfen, oder dieses aus dem Tiegel gar in die Asche gießen; übrigens auch dasjenige beobachten, was im vorhergehenden Abschnitte in Ansehung des Wassers erinnert worden ist. Man thut allemal besser, daß man auf einem Feuerheerde, und nicht im Ofenloche, oder Kamine, (wie viele gemeine Leute, doch bloß aus Gemächlichkeit thun,) das Fett heiß mache; denn, wenn sich dieses etwa entzündet, so kann die Fettflamme auf dem Heerde doch nicht so leicht, als im Ofenloche oder Kamine, den Ruß im Schorsteine anzuzünden.

Will man das Schmeer oder Fett eine Zeitlang, ja etliche Jahre aufbehalten, so läßt man es wohl aus, siedet es eine gute Stunde, wirft in dieser Zeit auch ein wenig Salz und Zwiebeln hinzu, fasset es in ein glasurtes Geschirr, und übergießt selbiges zu oberst mit reinem Schöpsenfette, daß es sodann eine gute Decke bekomme.

Was zuvörderst den medicinischen Gebrauch und Nutzen der Fette überhaupt betrifft, so wußte man wahrscheinlich in ältern Zeiten keine andere Eigenschaften davon, als daß sie lindernd und erweichend wären; in den neuern Zeiten aber hat sich ihr Arzeneygebrauch weiter verbreitet. Man schreibt ihnen nun mit dem größten Rechte eine obtundirende Kraft zu, wenn sie innerlich genommen werden, weil sie alle Arten der

Schärfe gleichsam einwickeln und schwächen, daß selbige nicht so heftig angreifen können. Auch sind sie brustlösend (expectorirend,) und zwar vornämlich auf die Art gebraucht, wie ich nachher zeigen werde. Sie sind dabey allezeit schlüpfrigmachend, (lubricirend) halten alle Gänge glatt, und die kleinsten Canalwände schlüpfrig, daß die durchfressenden Feuchtigkeiten in ihnen kein Hinderniß finden. Hierin liegt der Grund, warum einige Aerzte vom Nutzen der Fette bey topischen Entzündungsfiebern so viel Rühmens machen. Hr. Hägström, in Schweden, hat Versuche gemacht, Fette, statt Oehle, die aus Samen der Pflanzen ausgepreßt sind, innerlich zu geben.

Er ließ, in dieser Absicht, zuerst 2 Unzen frisches Gänsefett mit 1 Loth arabischen Gummi reiben, und in 1 Pfund Brunnenwasser auflösen. Zuweilen nahm er, statt des Gummi, 2 Eyerdotter, und verfuhr damit auf gleiche Art. Manchmal nahm er, statt des Fettes, frische ungesalzene Butter, welche er eben so gut befand. Manchmal wurden Gummi und Eyergelb in der Solution vermengt. Er fand allemal, daß die fetten Theile besser aufgehalten wurden, wenn die Solution mit Eyergelb, als wenn sie mit Gummi gemacht war; dagegen aber ward erstere eher sauer, als die letzte. Im Geschmacke hatte die mit Eyergelb, einen großen Vorzug vor der andern. Campher läßt sich in diesen Solutionen recht sehr gut auflösen, völlig wie ausgepreßte Oehle; doch scheint es, das Eyergelb löse ihn besser auf, als Gummi. Auch vermischt sich die Eyergelbsolution besser mit ausgepreßten Oehlen, als die Gummisolution.

Man kann diese Solution, als Fett, überall brauchen, wo ausgepreßtes Oehl nöthig ist. Man lindert hiedurch ziemlich sicher Reißen, Kolikspannungen im Unterleibe, Steinkoliken, Tenesmos; auch ist sie gewissermaßen ein gutes Expectorans. Es wäre auch zu versuchen, ob man nicht mit frischem Fette oder Butter, beym Schlangenbisse eben den Nutzen haben könnte, wie mit Baumöhl, welches auf dem Lande nicht allemal zu bekommen ist. Bey Brustschmerzen hat er mit Nutzen Honig oder Syrupp eingemengt. Er hat den Versuch an

sich

sich selbst angestellet, und sich einen Flußhusten mit einer Emulsion von Gänsefett, Eyergelb und ein wenig Honig, gehoben.

Anmerkungen über die Fette oder Schmeere der Thiere, von Anders Joh. Hägström, st. im 34. B. der übers. Abhandl. der Kön. Schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1772, S. 272, fgg.

Des besondern Nutzen der gebräuchlichsten Arten der Fette, wird an seinem Orte gedacht werden, so wie bereits in Ansehung des Bärenfettes, Th. III. S. 433, f. des Biberfettes, Th. IV, S. 410, und des Dachsfettes, Th. VIII, S. 634, geschehen ist.

Einige Fette werden in verschiedenen Manufacturen insonderheit zum Seifenziehen und Lichtziehen, wie auch zur Zurichtung gewisser Sorten von Leder, und zur Einschmierung der wollenen Zeuge, ehe sie geschoren werden, unter dem Namen Inschlitt gebrauchet.

Die leichtflüssigen Metalle, z. B. das Zinn, wenn man sie schmelzet, werden am geschwindesten durch Fett aus ihren Schlacken reducirt, und am leichtesten flüssig. Wenn die Schlosser, Sporer und Nagelschmiede Eisen verzinnen wollen, beizen sie das Eisen erst roh in sauren Molken, scheuern es mit Sande, trocknen es und werfen es in die mit geschmolzenem Zinn, auf welchem Fett steht, versehene Verzinnpfanne, so legt sich im Hineinfallen erst das Fett, und hernach das Zinn, an das eingeworfene Eisen an. Ein mehreres hievon siehe im Art. Zinn.

Das Fett und Oehl gestattet den Ausdünstungen keinen freyen Durchgang, und verwehren das Eindringen der Luft; woraus ihre Wirkungen wider die Kälte, die ich im Art. Frost anführen werde, zu erklären sind. Nach eben dieser Eigenschaft, sind auch Fett und Oehl sehr geschickt, viele Dinge vor der Fäulung, Verwesung und dem Verderben, wenigstens eine geraume Zeit, zu bewahren. Alle Fäulniß und Verwesung ent-

stehen entweder von der Ausdünstung der Feuchtigkeiten, die zu der Eigenschaft einer Sache erfordert werden, in so fern sie frisch und gut seyn soll, oder durch das Eindringen der Luft, die eine Zerstörung seiner Theile und mithin eine Fäulniß verursachet; und gemeiniglich wirken beyde Ursachen gemeinschaftlich, wenn die Dinge eine Fäulniß und ein Verderben leiden. Wenn man nun diejenigen Körper, welche der Fäulniß und dem Verderben unterworfen sind, mit Fett oder Oehl umgeben kann: so ist es, nach der vorhin beschriebenen Eigenschaft dieser Materien, natürlich, daß sie vermöge dieses Mittels, eine Zeitlang vor dem Verderben bewahret werden müssen. Hierauf gründet sich, die im XI, Th. S. 755, f. erwähnte Erfindung des Herrn v. Reaumür, Eyer eine lange Zeit dadurch frisch und gut zu erhalten, daß man sie mit Schöpsentalg überzieht. Es fehlt auch nicht an andern Erfahrungen, daß man sich des Fettes, zu Erhaltung verschiedener Gewächse wider das Verderben, mit Nutzen bedient. Es ist bekannt, daß man den Spargel auf eine Art einmacht, welche hiemit eine große Verwandtschaft hat. Man siedet denselben, so, daß er nur bis zur Hälfte weich oder gar ist; alsdann legt man denselben in einen steinernen Topf schichtweise ein, gießt ein starkes Salzwasser darüber, und bedeckt ihn zween Finger hoch mit geschmolzener Butter. Wenn er gebraucht werden soll, muß er vollends gar gekocht werden. Unterdessen, weil die Butter, wegen der darin befindlichen fremdartigen Theile, die kein Fett sind, selbst dem Verderben unterworfen ist, muß der Spargel alle 8 Wochen umgeleget, und neue Butter darüber gegossen werden. Man erwählet die Butter um deshalb, weil der Geschmack dadurch am wenigsten verdorben wird, und man ohne dieß den Spargel mit Butter zurichtet. Es ist kein Zweifel, daß er sich in reinen Schöpsentalg ohne Salz-

wasser viel länger erhalten würde, wenn davon in dem Spargel kein widriger Geschmack entstände, welches jedoch, meines Erachtens, nicht zu befürchten ist, und leicht zu versuchen wäre.

Da die Butter selbst, vorhin gedachtermaßen, dem Verderben unterworfen ist, so hat man sie bisher noch am besten erhalten können, wenn man sie in steinerne Töpfe eingeschlagen, und eine Scheibe reinen Schöpstalg, etwa Fingersdick, darüber gegossen hat. Eben so haben auch einige Hauswirthinnen mit dem Pflaumen- und Holundermus verfahren. Sie haben dergleichen Scheibe von Schöpstalg auf die mit Mus angefüllten Töpfe gegossen, und dadurch dasselbe ein ganzes Jahr und länger vor dem Verderben bewahret.

Es giebt sehr viele Personen, vornämlich auf dem Lande, welche, ihrer eingeschränkten Glücksumstände wegen, nicht eben den Aufwand zum Lebensunterhalt machen können, wie viele andere. Unterdessen haben dieselben bisweilen doch viele, theils an Kindern, theils an Gesinde, zu unterhalten. Ihr vornehmstes Hülfsmittel ist, daß sie ihnen Suppen vorsetzen, oder Kräuter und Hülsenfrüchte mit Fett, Oehl oder Butter zurichten. Das Bratenfett, welches aus verschiedenen Fetten von Federvieh und eingeschlachtetem Fleische besteht, mit der Brühe selbst von solchem Fleische, ist zwar das vortrefflichste; es kömmt aber auch sehr theuer zu stehen, wenn es gekauft werden soll. Man hat daher den Versuch gemacht, anstatt dessen eine Vermischung ganz gemeiner Dinge zu gebrauchen, welche eben so gut und schmackhaft war. Dieses Gemenge besteht aus gleichen Theilen von geschmolzenem Schweinefett, Speck, frischem Kalbsfett, frischem Lammsfett, Nuß- oder Baumöhl, oder dergleichen andern zu Speisen gebräuchlichen Oehl, und endlich Butter. Man läßt dieses zusammen in einem Kessel schmelzen, und thut Zim-

met, gestoßene Nelken, und etwas Muskatennuß nebst Citronenschale daran. Wenn alle diese Fette gesotten, und mit vorerwähnten Ingredientien wohl unter einander gemengt sind, läßt man sie durch einen weißen Lappen in einen irdenen Topf, oder ein anderes reines Gefäß, laufen. Diese Vermischung schmeckt sehr angenehm, und man kann sich ihrer zur Verfertigung recht guter Suppen, wie auch als eines Backschmalzes, bedienen. Man braucht bey weitem nicht so viel davon, als wenn man eines dieser Fette besonders nimmt, als welches vor sich allein niemals von eben der Güte ist. Es wird diese Composition einige Monate nach ihrer Verfertigung noch besser, und hält sich über ein Jahr lang. Sie muß aber zu diesem Behuf recht gut gesotten seyn, damit solchergestalt alle wässerige Theile davon ausgedünstet seyn. Hienächst muß man auch dieselbe zu salzen, nicht vergessen.

Es ist, wie bereits erwähnt worden ist, vornämlich auf dem Lande, ein solcher Vorrath ein großes Hülfsmittel zur Speisung insonderheit solcher Personen, welche daselbst die groben und schweren Arbeiten zu verrichten haben. Man kann mit dergleichen Fette Kohl oder andere Hülsenfrüchte für sie zurichten, welche eine gute Nahrung für sie abgeben werden. Auch die zärtlichsten Personen werden sich bisweilen dazu bequemen. Doch ist nicht zu läugnen, daß diejenigen, welche viel sitzen und keiner schweren Arbeit gewohnt sind, kräftiger und leichter zu verdauender Nahrungsmittel bedürfen.

Journ. œcon Dec. 1748, S. 550.
Gemeinnützl. Vorath auserles. Aufsätze ꝛc. 1. Th. Lpz. 1767, 8. S. 209, fgg.

Das Fett der Thiere, wohin auch das Knochen-Mark gehört, ist eine der vornehmsten nährenden Substanzen, und es verdient dessen dietätische Betrachtungen unsere ganze Aufmerksamkeit, weil es viel Leute giebt, welche gern fettes Fleisch und fette Suppen essen, viel Butter an den Speisen lieben, und sich am

Speck

Speck, Schweine = und Gänsefchmalz ergötzen. So gar das unangenehme Fischfett und Thran, ist bey einigen nordischen Völkern eine beliebte Speise. Ueberhaupt sind alle Nordländer große Liebhaber von der Butter und vom Fett. Die äußern Norwegen, die Isländer und Lappländer, essen alle Fette, sie mögen auch noch so scharf und verdorben seyn, ja selbst den thranigen Hayspeck und Wallfischthran, sehr gern. Sie essen solche mehrentheils auf gedörrten Fischen. Die Einwohner der Insel Färöe bedienen sich, anstatt der Butter, des sogenannten Kühtalges. Derselbe wird von anderm Talge folgendergestalt gemacht. Sie legen den frischen Talg in Stücke zusammen, und lassen ihn einige Zeit liegen, und in Fäulniß gehen; hernach hacken sie ihn klein, schmelzen ihn nur halb, und kneten ihn in große Stücke zusammen; diese vergraben sie in sumpfiger Erde; und je länger dieser Talg darin verwahrt wird, desto besser wird er. Wenn er alt und zerschnitten wird, riecht er wie alter Käse. Mit dergleichen Talg versehen sie sich alle Jahre, und bedienen sich desselben zu ihren Speisen. In Rußland, und vornämlich an der Wolga, gebrauchen auch ordentliche Leute den aus dem reinem Fischfette ausgesottenen Thran anstatt des Oehles und der Butter, zum Braten der Fische und zur Zurichtung ihrer Grütze.

Das Fett ist nichts anders, als Oehl, welches, wie oben gezeigt worden ist, im frischem Zustande milde und ohne alle Schärfe ist, und aus entzündbaren Theilen besteht, die mehr oder weniger mit schleimigen oder erdig = schlammigen und kleberigen Theilen vermischt sind. Dieser Unterschied der natürlich beygemischten Theile bestimmt die Flüssigkeit und Reinigkeit des Fettes. Bey jungen Thieren ist es noch außerdem mit wässerig= gallertartigen Theilen, bey ältern hingegen mehr leimigen Säften vermischt, wie solches aus der Gegeneinander=

haltung des Fettes vom Kalbfleisch und Rindfleisch erhellet. Ersteres giebt bey dem Kochen ein zartes Oehl, welches sich noch ziemlich mit der Brühe vereiniget; das letztere gerinnt weit schneller an der kühlen Luft, und verwandelt sich in einen zähen Talg, welcher viele erdige und kleberige Theile in sich hält. Drey Dinge sind es hauptsächlich, welche man in dem Urtheile über die Wirkung fetter Speisen in dem menschlichen Körper vor Augen haben muß; nämlich: 1) die erweichende und schlaffmachende Eigenschaft des Fettes; 2) seine Unfähigkeit, sich mit wässerigen Theilen zu vermischen und darin aufzulösen; und 3) seine große Schärfe und Fäulniß in der Wärme. Nach diesen Eigenschaften hat auch der berühmte Hr. D. **Unzer** die Wirkungen fetter Speisen so gründlich beurtheilet daß ich meine Leser nicht besser, als mit seinen eigenen Worten darüber unterrichten zu können glaube.

Alles wohl überlegt, schreibt gedachter Arzt: so kömmt für die fetten thiertschen Speisen ein Urtheil heraus, das ihnen nicht vortheilhaft ist. Das Fett ist noch unverdaulicher, als die Gallerte. Da es sich mit der Fleischbrühe nicht vermischet, noch von ihr aufgelöset wird, weil wir sehen, daß es allezeit auf den Suppen oben aufschwimmt, und da doch gleichwohl die Brühen der nahrhafteste Theil der thierischen Speisen sind: so folgt hieraus unwidersprechlich, das sich das Oehl von fetten thierischen Speisen nicht von selbst mit dem Nahrungssafte vermische der durch die Verdauung aus andern Speisen heraus gearbeitet, und dem Körper zur Nahrung zugeführet wird. Wir würden von Fett und Oehl überhaupt nicht die geringste Nahrung haben, und müßten also dergleichen Speisen schlechterdings meiden, wenn nicht die gütige Natur ein künstliches Mittel erfunden hätte, uns diese Speisen einigermaßen nahrhaft und unschädlich zu machen. Man weiß, daß die Seife ein Mittel ist, wodurch sich öhlige und wässerige Theile mit einander verbinden lassen. Die Natur braucht auch eine solche Seife, um die fetten Theile der Speisen in unserm Magen mit der Brühe

und

und mit unsern übrigen Nahrungssäften zu vereinigen, und sie auf solche Weise geschickt zu machen, ins Blut überzugehen, und unserm Körper zur Nahrung zu dienen. Diese Seife ist die Galle, der Speichel, und der Saft einer großen Drüse, die unter dem Magen liegt, und sich in das erste Gedärm eröffnet. Da diese Säfte sich gleich bey dem Anfange der Verdauung häufig mit den Speisen vermischen, so arbeiten sie auch aus den fetten Speisen die Nahrung für unsern Körper heraus. Die auflösende Kraft dieser Säfte ist eines der wesentlichsten Stücke zur Verdauung der Speisen. Diesem allen ungeachtet aber ist doch das thierische Fett eine Speise, welche zarten Personen viel zu unverdaulich ist. Vermöge der schlaffmachenden und erweichenden Eigenschaften des Fettes, löset es die Fäserchen des Magens und der Gedärme auf. Die Verdauung erfordert aber eine Anstrengung und Zusammenziehung dieser Fäserchen: folglich schwächen die fetten Speisen die zusammenziehende Kraft des Magens und der Gedärme, d. h. sie hindern und entkräften die Verdauung. Es sind zwar die vorerwähnten Verdauungssäfte noch übrig, welche durch ihre seifenartige Auflösung und Vereinigung der fetten und wässerigen Theile einen Theil der Verdauung, auch ohne sonderliche Beyhülfe der Fäserchen des Magens und der Gedärme, vollbringen können; allein, man muß dagegen auch wieder bedenken, daß die fetten und öhligen Speisen die kleinen Oeffnungen derjenigen Gefäße verschmieren, welche die Verdauungssäfte zuführen, und in den Magen und die Gedärme ergießen. So wie das Fett auf der auswendigen Haut das Aushauchen der Schweißlöcher verhindert, so hält es im Schlunde, im Magen und in den Gedärmen, den häufigen Drüsensaft und die Galle zurück, die sich sonst freywillig ergießen, und wenigstens das schwerste den Verdauungskräften vorarbeiten würde. Der schlimmste Umstand bey den fetten Speisen ist noch der, daß sie im Magen so leicht ranzig werden, und eine flüchtige fressende Schärfe erhalten, welche die auflösende Kraft der Galle und des Gekrösendrüsensaftes schwächet, die suppigen Theile zugleich mit in ihr Verderben zieht, und solchergestalt einen unedlen Nahrungssaft erzeuget, welcher, wenn er ins Blut gelanget, dasselbe mit Schärfe oder Fäulniß ansteckt, und äußerst verderbet. Aber auch schon im Magen selbst, ist diese fressende Schärfe höchst beschwerlich. Wenn starke und robuste Leute das Fett und Speck mit dem mehligen Zugemüse genießen, um den

Mehl-

Mehlspeisen die Wege schlüpferig zu machen, so wird noch endlich die dünne ranzige Schärfe des Fettes von dem säuerlichen Safte der Zugemüse aus dem Gewächsreiche verbessert, und die Galle, welche vom bloßen Fett verderben und scharf werden würde, kann bey ihnen in den säuerlichen Theilen der Speise ihre Kraft desto besser äußern, wozu noch das Salz und die Gewürze kommen, welche ebenfalls zu Auflösung und Verbesserung der fetten Speisen und ihrer Schärfe das ihrige beytragen. Allein, bey zarten und empfindlichen Personen, deren Verdauungskräfte ohne dieß schwach sind, nehmen die fetten und öhligen Speisen nur allzu leicht eine solche fressende Schärfe an sich, welche sich durch unleidliches Sodbrennen, und durch einen heftigen Brand und Reiz im Magen und in den Gedärmen verräth, der bald ein Erbrechen, bald einen Durchlauf, bald beydes zugleich erregt, und, wenn sie ins Geblüt übergeht, zur Fäulniß des Blutes und Entzündungsfiebern den Grund leget. Es ist vergeblich, wenn Leute, die eine schwache Verdauung haben, bey dem Genuße fetter Speisen die Säuren zu Hülfe nehmen, um dadurch der Erzeugung dieser subtilen Schärfe ein Gegengift entgegen zu setzen. Obgleich diese Schärfe einigermaßen laugenhaft ist, so ist sie es doch nicht so vollkommen, daß man die Säuren mit gutem Erfolge dagegen gebrauchen könnte. Denn das auf diese Weise verdorbene Fett nimmt bey seiner Schärfe zugleich eine besondere Zähigkeit an, die sich nur durch seifenartige Mittel auflösen und fortbringen läßt. Man kann den Versuch leicht machen, wenn man Speisen mit gebratener Butter und Salat genießt; denn, wer nicht den stärksten Magen hat, wird nach einer solchen Mahlzeit immer ein brennendes Aufstoßen und bitteres Sodbrennen empfinden. Man wird hieraus leicht abnehmen können, warum die Aerzte den häufigen Gebrauch der in Butter zerlassenen Speisen empfindlichen und zarten Personen widerrathen.

Ich will mit diesem allen, fährt Hr. D. Unzer fort, nicht behaupten, daß es überhaupt ungesund wäre, fette und öhlige Speisen zu genießen. Ein starker Magen verachtet alle leichte Speisen, und wird des Specks und Kohls bald mächtig. Allein, Leute von schwacher Verdauung müssen sich mit solchen Speisen nicht abgeben, und überhaupt muß man sie nicht so oft hinter einander genießen. Es geht wohl an, daß man sich einmal von Appetit hinreißen lasse; wenn aber dieser Appetit so oft kömmt, so ist Wahl und Vorsicht von-

nöthen,

nöthen, wenn man seinem Magen nicht trotzen will. Ich will dazu einige Vorschläge thun. Das Fett junger saugender Thiere, ist mit vielen suppichten Theilen vermischt, und giebt also nicht nur mehr Nahrung, sondern ist auch verdaulicher, als das Fett alter Thiere, welches zu einem förmlichen Oehl wird, und aller Verdauungskräfte spottet. Eben dieses gilt von den verschnittenen Thieren, deren Fett locker, saftig und auflösbarer ist, als anderes. Daher genießt man fette Hühner, Kapphähne, Vögel, und fettes Kalbfleisch, Lammfleisch u. s. w. ohne sonderliche Beschwerlichkeit. Unter den ältern Thieren ist das Fett derer, die arbeitsam sind, besser, als solcher, die in Ruhe sind, und sich noch dazu mit faulen und verdorbenen Nahrungsmitteln mästen. Das Rindfleisch ist noch nicht so schädlich, als der Speck der zahmen Schweine, welcher seine Bösartigkeit bey empfindlichen Leuten besonders offenbaret. Er thut nicht allein im Magen bey ihnen alle die üble Wirkungen, welche oben genannt worden, sondern er verderbt auch die übrigen Säfte im menschlichen Körper sehr schnell. Auch unter den fetten Fischen ist ein großer Unterschied zu machen. Das Fett der Karpfen ist zarter und gesünder als das Fett anderer Fische, besonders der geräucherten Häringe, der Aale, und der frischen geräucherten Lachse. Diese letztere Fischarten erfordern einen starken Magen. Die Bücklinge verursachen Aufstoßen, und die Makrelen selbst, die einen so feinen Geschmack haben, werden dieses Uebels schuldig, weil sie schon an sich viel öhlichtes Fett haben, und doch wohl noch in Butter gebraten werden. Der Lachs hat eine besondere Fettigkeit, welche dazu gemacht zu seyn scheint, das kalte Fieber zu erregen. Das Fett der Aale hat mit dem Oehle der frischen Lachse viel ähnliches, und empfindliche Magen können es nicht vertragen. Ob man gleich die frischen Lachse und Aale stark würzet, und mit Essig speiset, so kann man doch an Leuten, die vor kurzem vom Fieber genesen sind, ihre schädliche Eigenschaften erkennen, indem sie es solchen Leuten fast unfehlbar wieder bringen. Das Mark der Knochen, kömmt, seiner Natur nach, dem Fette der Thiere am nächsten: doch vermischt es sich nicht eher mit der Brühe, wenn es darin zerrieben wird, und ist an sich schon nahrhafter, als das Fett im Netze und dem faserigen Gewebe. Es verträgt viel Salz, und wird am besten mit einem leichten und wohl gerösteten Brode gespeiset, welches das Fett in sich sauget, und, da es sich selbst leicht verdauen und auflösen läßt, dadurch verhütet, daß es nicht zu lange im Magen verweile, und ihn

erschlaf-

erschlaffe. Nichts desto weniger kann man gar leicht davon zu viel genießen, und in der Hoffnung, wohl gemästet zu werden, sich den Magen verderben. Das Mark ist nicht nahrhafter und unschädlicher, als in der Fleischbrühe aufgelöset, zu genießen; und daher ist es ein wesentliches Stück in guten Kraftsuppen, worin sonst weder Fett noch Gallerte viel taugen. Wenn man bedenkt, was eine fette Suppe in einem schwachen Magen wirke, so wird man leicht eingestehen, daß nichts der Gesundheit nachtheiliger seyn müsse, als sie in Verbindung mit einer andern unauflösbaren und unverdaulichen zu genießen. Das Fett entkräftet die Fasern des Magens, und verstopft die Quellen, welche ihm den Verdauungssaft zuführen. Was soll in einem solchen Magen wohl aus einer zähen und nicht leicht verdaulichen Speise werden? Wenn dem Magen alle seine Verdaungssäfte im reichsten Maße zuströmten, und wenn seine Fasern aufs beste gestärkt wären, so würde er doch alle Mühe haben, einen weichen warmen zähen Mehlteig in guten Nahrungssaft zu verwandeln, ob er gleich, mit allen seinen Kräften gewaffnet, an diese Arbeit gienge. Gesezt aber, man gäbe mit dieser Speise zugleich dem Magen das Gift der Verdauung, das Fett; was würde wohl daraus erfolgen; würde nicht der warme Mehlteig, der sich ohne dieß schwer auflösen läßt, wie ein Stein in dem schwachen Magen liegen bleiben und drücken, und die Verdauung und den Appetit verderben? Das geschieht, wenn man fette Pfannkuchen, und Klöße mit Speck und fettem Fleisch genießt, wie auch um die Zeit, da man Hettweck (*) (eine im Hamburg zur Fastenzeit gewöhnliche Speise aus Semmel, mit warmer Butter) speiset, an vielen Personen, welche sich eine Fastnachtsfreude zu machen gedenken.

Hr. D. Zückert Abhandl. von den Speisen aus dem Thierreich, Berl. 1777, gr. 8. S. 16, fgg.

Von dem Fette oder schmierigen Wesen in der Schafwolle, L. Oesypus, Fr. Oesype, oder Suin, siehe unter Wolle.

Fett, L. Pinguis, Obesus, Fr. Gras. 1. Eigentlich, 1) Wohl genährt, gut gefüttert, gemästet. Er ist dick und fett. 2) In engerer Bedeutung, Fett habend, es sey nun von Natur oder durch die Kunst.

Fettes

(*) Hettweck, von heet, heiß, und Weck, ein längliches oder keilförmiges Brod.

Fettes Fleisch. Die Brühe ist sehr fett. Ein fetter Ochs, ein fettes Schwein, fette Gänse. Die Speisen fett machen, Fett, Butter oder auch vegetabilisches Oehl daran thun, s. oben, S. 665, f. In weiterm Verstande braucht man dieses Wort auch von den dem thierischen Fette ähnlichen Theilen der Butter und der Oehle. Die Maybutter ist fetter, als die Herbstbutter. Das provencer Oehl ist fetter als das italiänische. 3) Mit Fett besudelt. Sich fett machen.

2. Figürlich. 1) Dem Gefühle nach dem Fette ähnlich, schmierig anzufühlen. In diesem Verstande nennet man das Kupfer fett. 2) Saftig von Gewächsen. Die fette Henne, eine wegen ihrer dicken saftigen Blätter also genannte Pflanze, Sedum Telephium *Linn.*; siehe Zungen=Kraut. 3) Reichlichen Dünger habend. Ein fetter Boden. Ein fetter Acker. Imgleichen, was diese Fruchtbarkeit an den Tag legt, von Gewächsen. Eine fette Weide. 4) Reichlich, einträglich. Eine fette Pfründe. Ein fettes Amt. Ein fettes Heurathsgut. Eine fette Küche, wo der Ueberfluß herrscht. 5) Reich, vornehm, begütert, aber nur in der niedrigen Sprechart. Er ist ein fetter Gast. 6) Bey den Malern und Kupferstechern bedeutet fett, so viel als dick oder breit. Ein fetter Pinsel, reichlich und überflüssig aufgetragene Farbe. Ein fetter Zug, eine fette Schraffirung, welche mehr Breite hat, als ein schlechter Einschnitt. Auf eine fette Manier arbeiten, viele solcher Züge oder Schnitte machen. Ein fett gehaltener Zug oder Schnitt, ein breiter und dicker. 7) Beschmutzt, auch wenn solches nicht bloß mit Fette geschehen ist, doch nur im Oberdeutschen. Fette Wäsche, fette Kleider.

Fett=Ammer, siehe Ortolan.
Fett=Feder, siehe oben, S. 373,

Fett = Finne. 1. Bey den Fischern, eine Art von Floßfedern; siehe unter Fisch.

2. Finnen in dem Fette der vierfüßigen Thiere, besonders der Schweine; siehe Finne.

Fett = Flecken, ein Schmutzflecken von Fett, in den Kleidern, Papier u. s. f. Siehe unter Flecken.

Fett = Gans, Plautus Pinguis *Klein.*; s. unter Gans.

Fett = Gestrecke, siehe unter Gold = Schläger.

Fett - Haut, siehe oben, S. 654,

Fett = Kram, der Kram, d. i. Handel mit fetten Waren, (Fettwaaren) z. B. Oehl, Butter, Speck, Talg, Thran, Bökelhecht, u. s. f. Daher der Fett = Krämer, der mit solchen Waaren handelt, im Nieders. Smeerhöker, Fett = Speiser.

Fett = Krankheit der Seidenwürmer; siehe unter Seidenwurm.

Fett = Kraut, Pinguicula *Linn.*; siehe Schmeerwurz.

Fett = Macher, eine ehemalige schimpfliche Benennung, welche die alten einmannischen und schlechten deutschen Tuchmacher den neuen aus den Niederlanden gekommenen Tuchmachern gaben, weil sie nach ihrer Art etliche unterrichteten, und die Wolle mit Fett besser zubereiten lehreten, als die alten thaten.

Fett = Männchen, eine am Nieder = Rheine, besonders im Clev = und Cölnischen übliche Scheidemünze, welche $\frac{2}{3}$ Albus oder 8 Heller gilt; ohne Zweifel von einem ehedem darauf geprägten wohl genährten Erzbischofe oder Heiligen.

Fett = Magen, siehe unter Magen.

Fett = Markt, siehe unter Markt.

Fett = Noppen, siehe unter Noppen.

Fett = Schmelzen, bey den Pferdeärzten, eine sehr unschickliche Benennung einer Art von Ruhr bey den Pferden, bey welcher ein weißer Schleim mit abgeht, welchen die Unwissenheit für geschmolzenes Fett hält; s. Th. IX, S. 759.

Fett-Speiser, siehe Fett-Kram.
Fett-Stein, siehe Speck-Stein.
Fett-Thon, siehe unter Thon.
Fett-Waare, siehe Fett-Kram.
Fett-Weide, siehe unter Weide.
Fett-Wolle, siehe unter Wolle.
Fett-Wurz, Consolida major, Symphytum; siehe Schwarzwurz.

Fette. 1. Siehe Fettigkeit. 2. In der Baukunst, ein horizontal liegendes Stück Zimmerholz: besonders dasjenige, welches die Stuhlsäulen eines Daches oben mit einander verbindet, und auch die Dach-Fette, Dachstuhlfette, Stuhlfette genannt wird. Siehe Th. VIII, S. 523.

Fetten, fett machen, im gem. Leben, besonders Oberdeutschlandes. Den Fraß der Hunde fetten, bey den Jägern.

Fetticht, dem Fette ähnlich. Der Speckstein, der Thon fühlt sich fetticht an. Das Kupfer hat etwas Fettichtes an sich.

Fettig, mit Fett besudelt. Sich fettig machen. Fettige Hände haben.

Fettigkeit, im Oberd. Fette, die fette Beschaffenheit einer Sache, in allen Bedeutungen des oben S. 672, f. erklärten Beywortes. Im gem. Leben, auch eine fette Materie, ein Fett.

Es ist hier der Ort, von der Corpulenz oder allzu großen Fettigkeit des menschlichen Leibes zu handeln, die Ursachen, welche dazu beytragen, wie auch die beschwerlichen und gefährlichen Folgen derselben zu benennen, und endlich die Mittel dagegen anzuzeigen.

Wenn unser Blut mit zu viel nahrhaften und öhlichten Theilen angefüllt ist, so schwitzen dieselben durch unzählige kleine fast unsichtbare Schweißlöcher durch die Häute unserer Puls- und Blutadern hindurch,

und versammeln sich in fächerigen Häuten, womit sehr viele Theile unsers Leibes versehen sind (S. 654.) Daselbst formiren sie kleine Fettbeutel, welche desto stärker angefüllt werden und aufschwellen, je häufiger ihnen dieser überflüssige Nahrungssaft zugeführet wird. Auf diese Weise werden die sonst ledigen Zwischenräume des Körpers ausgefüllt, und so wird man rund und fett, oder corpulent.

Man kann von mancherley Ursachen fett werden, die ich erzählen will, ob ich gleich weiß, daß sich viele deren bedienen werden, die es lieber lassen und mager bleiben sollten. Unter allen kommen die weichen, flüssigen, sehr nahrhaften Speisen und Getränke, am ersten in Betrachtung. Es ist daher, wie ich an seinem Orte zeigen werde, der häufige Genuß der Kraftsuppen gesunden Leuten zu widerrathen. Allein, diese sind es nicht allein, sondern auch das weiche, sehr nahrhafte Fleisch, die Milch- und Mehlspeisen, die fetten Biere, und überhaupt alle Nahrungsmittel, welche viele Fetttheile in das Geblüt führen. Man kann es an den Ammen sehen, wie häufige und fette Milch sie bekommen, wenn sie eine Zeitlang viel Milch trinken, worin Speck gekocht worden ist. Diese nahrhafte Mittel mästen aber desto schneller und stärker, je weniger Leibesbewegungen man dabey hat; und dieses ist eine neue Ursache der Fettigkeit. „Ein Mensch, der „gut speiset, „sagt Hippocrates, "kann nicht ge„sund seyn, wenn er nicht Leibesübung dabey hat, „und man muß immer zusehen, daß die Arbeit und „die Sättigung einander im Gleichgewichte halten." Diese Regel ist es, wider welche die fetten Leute gesündiget haben, und Krüger sagte, daß hier fette Bäuche die Denkzettel wären, welche die Natur denen anhienge, die sich an ihr versündiget hätten. In der That sieht man aus der Erfahrung, daß

nichts

nichts geschwinder mäste, als gutes Essen und Trinken, mit der Leibesruhe und Gemächlichkeit verbunden. Wie schnell werden nicht die Pferde fett, wenn sie bey gutem Futter müßig stehen! Wenn man die Zugochsen, die vor dem Pfluge abgetrieben sind, auf eine gute Weide bringt, so legen sie in kurzer Zeit ein wohlschmeckendes Fett an. Durch reichliches Futter und eine künstliche Lähmung werden die Gänse, Tauben und anderes Federvieh unförmlich fett gemästet; ja, man weiß von den Menschen selbst, daß sie auf diese Weise am geschwindesten fett gemacht werden können. Als Demetrius Poliorcetes in die Gefangenschaft gerieth, und darin dennoch königlich bedient wurde, nahm bey ihm das Fett dergestalt überhand, daß er nach wenigen Monaten daran sterben mußte.

Auch die Gemüthsruhe mästet, wenn die übrigen Umstände dazu kommen, weil sie die Gesundheit befördert, und den Kräften der Verdauung kein Hinderniß in den Weg legt. Hiedurch wird das Blut mit nahrhaften Theilen sehr überhäuft, und dieser Ueberfluß legt sich beym Mangel der Strapazen zu Fette an. Daher findet man nicht leicht, daß Leute fett werden, welche heftigen Leidenschaften unterworfen sind, aber wohl, daß die zu Fett geneigten Leute gemeiniglich entweder sehr leichtsinnig oder sehr unempfindlich sind. Aus eben diesem Grunde befördert der lange Schlaf den Anwuchs des Fettes. Daß die Bären, welche den Winter hindurch schlafen, nicht mager, sondern fett aus ihren Löchern wieder hervor kommen, ist keiner andern Ursache, als ihrem langen Schlafe und ihrer Ruhe zu zuschreiben. Darum mischt man den Hühnern, die man mästen will, Trespensamen unter das Futter, daß sie davon desto mehr schlafen sollen. Eben deshalb werden auch die Karpfen so fett, wenn man sie in

Moos einhüllt, weil sie außerhalb ihrem eigenen Elemente in einer müßigen Unthätigkeit und Betäubung liegen müssen.

Der Mangel solcher Leidenschaften, welche die Kräfte schwächen und die Lebensgeister verzehren, trägt nicht wenig zu fetten Bäuchen bey. Man darf nur einen geduldigen Ochsen und muthlosen Wallach mit einem trotzigen Stiere und feurigen Hengste in Vergleichung stellen, so wird man finden, daß der schwächlichere Körper und das kühlere Blut die ersten zur Anlage des Fettes ungemein geschickter mache, als die leztern. Dieser ruhigere Umlauf des Blutes begünstiget die Absonderung des Fettes überhaupt, und er ist die Ursache, warum die mehresten Menschen erst im 40 und 50sten Jahre ihres Alters sehr fett zu werden pflegen. Zu dieser Zeit sind die Herzschläge und die Kräfte des Umlaufes nicht mehr so heftig und schnell, als in der wildern Jugend, und allerdings muß auch das aufhörende Wachsthum des Körpers hiezu das seinige beytragen. Man speiset und arbeitet um deswillen nicht anders, ob man gleich aufhört zu wachsen; und der Nahrungssaft, welcher sonst zur Ausdehnung und Vollendung der Gliedmaßen angewendet worden ist, wird also von dieser Zeit an zu einem Ueberflusse, welcher zu Fette schlägt. Es ist eben so, wie mit den Leuten, denen Arme und Beine abgenommen worden sind. Weil sie darum nicht weniger speisen, ob sie gleich diese Glieder nicht mehr ernähren dürfen: so werden sie bey einer Lebensart, die sie vorher nicht mästete, ungemein vollblütig und fett, indem sie täglich eine große Menge guten Nahrungssaft übrig behalten, der nicht mehr, wie sonst, sich durch die Glieder mit ausdehnet.

Quesnay hat ausgerechnet, daß ein erwachsener Mensch, wenn er sich im natürlichen Zustande befindet, ungefähr 8 Pfund Fett haben müsse. Das

mittlere

mittlere Gewicht eines Menschen ist 160 Pfund. Da es nun aber sehr fette Leute gegeben hat, welche 400, 500, ja so gar 600 Pfund schwer gewesen sind: so kann man leicht erachten, daß dieses Uebergewicht eine ganz ungeheure Abweichung vom Zustande der Natur seyn müsse. Man hat Leute gesehen, welche 6 Zoll hoch Fett unter der Haut gehabt haben, und bey den Thieren findet man ähnliche Beyspiele. Es giebt Schweine, die so fett gewesen sind, daß ihre Haut 15 Zoll hoch vom Knochen abgestanden hat. Ein Ochs, der sonst etwa 500 Pfund wiegt, kann auf 2600, ja bis 2800 Pfund steigen, welches die Hälfte vom Gewichte eines Elephanten ist. Diese erstaunliche Abweichungen von der Natur können unmöglich glückliche Folgen haben, und die Aerzte aller Zeiten haben dieses schon eingesehen. Hippocrates warnte schon, daß die Gesundheit, wenn sie auf den höchsten Grad gestiegen wäre, wie bey den fetten Athleten, gefährlich sey, weil sie alsdann keine Veränderung mehr leiden könnte, ohne sich zu verschlimmern. Celsus hielt die vierschrötigen Körper für die besten, die weder fett noch mager wären; denn, sagt er, die dürren sind kränklich, und die fetten sind schwach.

Ich will bey der Erzählung der Gefahren, welche sehr fette Leute zu befürchten haben, andere Aerzte reden lassen, ohne an diesen bösen Weissagungen sonderlich Antheil zu nehmen. Die Schlagflüsse sind in dieser Reihe. Schon Hyppocrates wußte aus seiner Erfahrung, daß die fetten Leute gemeiniglich eines plötzlichern Todes sterben, als die magern. Boerhaave schreibt die Neigung fetter Leute zu Schlagflüssen dem schwerern Umlaufe des Blutes durch die verengten Gefäße zu, welche das Fett zusammen drückt. Das Blut weicht diesem Drucke aus, und häufet sich an solchen Stellen an, wo kein Fett die Gefäße hindern kann, sich auszudehnen. Da nun das Gehirn nie fett wird, so überhäufet sich das Blut in dessen

dessen Gefäßen, dehnet sie übermäßig aus, und zersprengt sie, welches die unmittelbare Ursache des Schlagflusses ist. Hr. v. Haller setzt es, als eine jedermann bekannte Sache, voraus, daß die fetten Leute zu Schlagflüssen sehr geneigt sind. Man kann keine Schwierigkeit machen, so großen Zeugnissen zu glauben, die überdieß die Erfahrung aller Zeiten beweiset.

Die fetten Leute haben auch die Schlafsucht zu befürchten. Boerhaave sprach einsmals mit einem fetten Doctor, welcher sich durch öfteres überflüssiges Blutlassen fett gemacht hatte; und dieser Mann war so schlafsüchtig, daß er wohl zehnmal unter dieser Unterredung einschlief. Athenäus erzählt von Dionysius, einem Beherrscher von Heraclea, daß er bey seinem vielen Fette so schlafsüchtig gewesen, daß man ihm Nadeln durch das Fett bis aufs Fleisch habe stoßen müssen, um ihn aufzuwecken.

Mit dieser Krankheit geht die Unempfindlichkeit und Dummheit fetter Personen in gleichem Paare. Denn das Fett bedeckt und verbirgt die Nerven, welche von empfindbaren Dingen berührt werden müssen, wenn sie ein Gefühl davon haben sollen. Ausserdem verrückt und lähmet es auch die Muskeln, deren Nerven es zugleich ungeschickt macht, sie zu bewegen. Nicomachus von Smyrna ward vor Fettigkeit zu allen Bewegungen ungeschickt, und der dicke Kerl in England, welcher 500 Pfund wog, konnte seinen eigenen Körper kaum von der Stelle bewegen. Die magern Thiere, wie die Windhunde, die dürren Klepper unter den Pferden, die Hirsche ꝛc. haben die behendesten Glieder, und fliegen gleichsam durch die Luft.

Weil das überflüssige Fett die Lungen zusammen drückt, so begreift man hieraus, warum dicke Leute sehr kurzluftig sind, und öfters plötzlich ersticken. Dieses wiederfährt sehr oft den Ortolanen und andern Vögeln, die viel Fett ansetzen. Man hat von Menschen sehr viel ähnliche Beyspiele. Die fetten Leute haben auch den Mangel des Blutes zu

fürch

fürchten. Ihr Nahrungssaft legt sich häufig und gleichsam roh in die Fetthaut, weil ihn die geschwächten Kräfte nicht verdauen können. Außerdem werden auch die Adern zu sehr von dem Fette zusammen gedrückt, als daß sie viel Blut in sich enthalten könnten. Bey den Lähmflüssen der fetten Leute kann ich auch die Gicht, das Reißen, das Podagra und Chiragra nicht mit Stillschweigen übergehen, wodurch sie sehr ungeduldig gemacht werden. Kein Handarbeiter, kein Lastträger, der sich anstrengen muß, ist fett, und dieser niedrige Pöbel weiß auch nichts von der vornehmen Gicht, von Reißen. Allein, wenn sich ein Bauer zur Ruhe begiebt, wenn er aus einem Hausknechte ein vornehmer Pachter wird, der vom Zusehen, wie seine Knechte arbeiten, fett wird: so erhebt sich nach und nach sein Bauch, wie sein Stand; und dieß ist der Anfang der Periode, da er gichtbrüchig wird.

Zuletzt, sagt Hr. v. Haller, zieht eine starke Fettigkeit die Wassersucht herbey; und dieß ist das gemeinste Ende solcher Personen, an denen vielleicht die Blutadern gesperrt sind, welche sonst die zurückfließenden dunstigen Säfte hätten wieder aufnehmen sollen. Endlich hat man auch die Beobachtungen, daß sich in den mit Fett überhäuften Nieren gar leicht Steine erzeugen.

Da die Fettigkeit mit so vielen verdrüßlichen Zufällen vergesellschaftet ist, so kann ich es nicht begreifen, wie so viele Menschen sich recht mit Fleiß die Fettigkeit zu zuziehen suchen, oder doch selbiges für etwas sehr Gutes halten, und fett zu werden eifrig wünschen. Man findet indessen Personen, die, ob sie es gleich nicht wünschen, dennoch wegen eines natürlichen Ansatzes sehr fett werden, und sich der mit ihrer großen Fettigkeit verbundenen Beschwerlichkeiten gern entledigen wollen; und ich bin viel zu mitleidig, als daß ich nicht

auch die Mittel anzeigen sollte, deren man sich bedienen muß, wenn man entweder mager werden oder bleiben will.

Zuvörderst ist das Fasten oder der Hunger ein recht goldenes Mittel wider den Ueberfluß des Nahrungssaftes. Die Schlangen werden nach anhaltendem Hunger ganz mager. Der Chamäleon, die Eidechsen, die Frösche, haben im Herbste alle ihre Fettbehältnisse voll, und nach dem Winterfasten findet man sie bey ihnen im Frühjahre ganz ledig. Es ist daher auch fetten Leuten zu rathen, daß sie das gewöhnliche Maß ihrer Speisen etwas verkürzen, und zuweilen ordentliche Fasttage anstellen. Es hat solches einen zweyfachen und gewissen Nutzen. Denn 1) wird dadurch verhindert, daß die Menge des Fettes nicht so sehr zunehmen kann; und 2) wird auf diese Art, insonderheit wenn die Fasttage häufiger kommen, ein Theil von dem gesammelten Fette verzehrt, indem dasselbe bey anhaltendem Hunger, wo nichts von nährender Materie vermittelst der Speisen und Getränke in das Blut gebracht wird, dem Körper Nahrung verschaffet. Ob es indessen gleich gewiß ist, daß man vom Fasten nicht fett wird, so gehört doch gleichwohl auch viel dazu, ehe man davon mager werden kann. Wir müssen also bewährtere Mittel suchen.

Galenus pries die Gemüthssorgen wider die Fettigkeit, und Ovidius wußte es wohl, daß sie mager machten. (*) Hr. v. Haller führt ein Paar Beweise von dieser Sache an, die ich mitnehmen muß. „Die Gemüthssorge und die Anstrengung der Seelenkräfte machen den Körper sehr mager; und diejenigen sind jederzeit fetter, bey denen die Gemüthsbewegungen mit gemäßigtem Feuer geschehen. Daher kam es, daß Cäsar zu sagen pflegte, er

(*) Attenuant vigiles corpus miserabile curæ;
Adducitque cutim macies, & in aëra succus
Corporis omnis abit; vox tantum atque ossa supersunt.

er fürchte sich nicht vor den fetten und eingesalbten Männern, weil er sehr wohl erkannte, daß dergleichen Leute sich weder das Beste des gemeinen Wesens, noch den Trieb zur Freyheit sehr zu Herzen gehen lassen. Der bekannte Swift blieb, so lange er mit Sorgen und Zorn beständig überhäuft war, ungemein mager. Er wurde aber ausnehmend fett, nachdem sich seine Seelenkräfte erschöpft hatten, und er darüber kindisch wurde."

Man kann gewissermaßen alle starke Leidenschaften hieher rechnen; und um nur die Wollust allein zu nennen, so sieht man wohl bey den Thieren, daß ihre Fetthaut jederzeit mit ihrer Liebe im umgekehrten Verhältniß stehe.

Die starken Leibesübungen verzehren auch das Fett. Man sieht solches an den schnelllaufenden Thieren, die gar kein Nierenfett haben, und an den gemästeten, welche, sobald sie zur Arbeit gezogen werden, schnell wieder verfallen. Das träge Faulthier erschöpfet sich, indem es von einem Baume herab steigt, und nach einem andern fort kriecht, von der geringen, ihm aber sehr beschwerlichen Arbeit dermaßen, daß es einem Gerippe gleicht, ob es gleich fett gemästet vom Baume herunter gestiegen war. Die brasilischen Ochsen werden, wenn man sie aus entlegenen Landschaften nach Fernambuck, oder der Bucht aller Heiligen, treiben läßt, unter Weges ganz mager; und man trifft in den Ochsen und Schafen, die man vom platten Lande nach den Städten treibt, wenn sie in der Stadt ankommen, gar kein Mark an, ob es sich gleich sehr geschwinde wieder sammelt.

Bey dieser Regel ist aber eine sehr wichtige Anmerkung zu machen: Man muß keine starke Leibesübungen vornehmen, ehe man nicht einen großen Theil des überflüssigen Fettes auf eine andere Weise verthan hat; wie dann die Engbrüstigkeit und Trägheit der fetten Leute ihnen die Strapazen ohne dieß verbietet. Man muß demnach den Schmeerbauch vorher auf andere Weise zu verdünnen suchen; und hiezu kann vielleicht das Reiben, welches eine passive Motion ist, dienen.

Wenn

Wenn eine fette Person ein Fieber bekömmt, so verzehrt sich ihr Fett auf eine wunderbare Weise. Durch eine solche Krankheit ist Jemand 30 Pfund, ein anderer, nach der Speichelcur, 50, ja einer in den Blattern, 80 Pfund leichter geworden. Dieses kann etwas helfen. Allein, man muß wissen, daß sich nach den Krankheiten, nach den Holztränken und Speichelcuren, das Fett gemeiniglich eben so geschwinde wieder einfinde, als es verschwindet. Es geht überhaupt mit diesem Wachsen und abnehmen sehr schnell zu. Man kann ein eingesperrtes Schwein in drey Tagen fett mästen; und eine fette Lerche, die in einer Nacht gemästet worden, ist schon am folgenden Tage wieder viel magerer.

Ich wünsche den dicken Leuten keine Krankheiten zu ihrer Cur. Noch viel weniger aber kann ich ihnen Arzeneyen rathen. So gar die harten Speisen, und die scharfen, hitzigen und reizenden Gewürze, welche in der That das Fett verzehren, müssen nicht eher gebraucht werden, als bis man wenigstens gewiß weiß, daß fette Leute nicht zugleich vollblütig sind, damit man sie nicht durch solche hitzige reizende Mittel in Gefahr setze. **Galen** hat einen fetten Jüngling mit Theriak, mit Theriaksalz, mit Laufen und Reiben befreyet. Das Käuen des Tobackes hat einen andern mager gemacht. **Boerhaave** gebrauchte saure Sachen, die Weinstein-Kryställen, den Weinsteinrahm, und dergleichen Purganzen; einige haben den Weinessig mit Nuzen genommen, wie der General, von welchem **Strada** redet, welcher sich durch dieses Mittel um 87 Pfund leichter gemacht hat. Doch ist er die meistenmale schädlich: und Hr. v. Haller führt das Beyspiel eines Baumeisters an, der sich des Weinessigs, um sich mager zu machen, bedient

hat,

hat, sich aber ohne Aufhören darnach erbrechen müssen. Sein Magen wurde nach seinem Tode, in der Dicke von 2 Zoll, ganz verhärtet gefunden.

Im London Magaz. v. J. 1760, S. 249, rühmt Flemyng, die Seife von Alicante, als das beste Mittel wider die Corpulenz, oder wenigstens wider die davon entspr'.zenden Uebel und Krankheiten. Man nimmt sie am besten des Abends vor Schlafengehen. Man kann es die ersten 4 oder 5 Tage mit 1 Quent versuchen, und wenn man davon kein sonderliches Ungemach verspürt, mit der Dose bis zu 2, 3, ja 4 Q.. steigen. Man nimmt sie entweder wie einen Bolus, mit einem beliebigen angenehmen Syrupp, oder in Form der Pillen, oder in ½ Nößel Wasser aufgelöset. Ein gewisser Mann, von 45 Jahren, welcher, wegen großer Fettigkeit, stark zur Schlafsucht geneigt war, machte im Jul. 1754, zu welcher Zeit er 20 Stein und 11 Pfund (über 250 Pfund) wog, den Anfang mit der Seifencur. Er nahm alle Abend 1 Qu. castilische Seife, welche in ¼ Nößel Wasser aufgelöset war. Diese Cur setzte er, meist ununterbrochen, bis zum Aug. 1756 fort, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß daß Gewicht seines Körpers 2 ganze Steine abgenommen hatte, und er im Stande war, eine Meile gemächlich zu gehen, da er vorher nicht vermögend war, 100 Schritt in einem weg zu gehen.

Brem. Magaz 6. Band, S. 315, fgg.

Wenn der Magen die Seife so lange vertragen kann, und wenn die Vermeidung saurer Speisen und Getränke, die zu dieser Cur erfordert wird, dem Blute nicht andere Gefahr drohet, so ist diese Arzenen in ihrer Wirkung sicher genug, um versucht werden zu können. Es ist übrigens keine unumgängliche Nothwendigkeit, die Seife beym Schlafengehen zu nehmen, und wäre nicht einmal rathsam, wenn man des Abends zu speisen gewohnt ist. In diesem Falle kann es füglicher des Morgens geschehen. Die beste Präservation derer, die zur Fettigkeit geneigt sind, besteht in einer magern Kost, und starken Leibesübung. Wo diese nicht Statt finden, wird die Seife

aller-

allerdings die Fetttheilchen im Blute eben so gut auflösen und durch die Ausführungsgefäße mit sich nehmen, als sie dieselbe aus der Fetthaut verzehrt. Ich fürchte aber, daß die Magenbeschwerden vielen die langweilige Seifencur verhaßt machen werden.

Daß die Fenchelpflanze, in Suppen oder Brühen abgekocht, die fetten Körper mager machen könnte, ist, wie oben, S. 550, erwähnt worden ist, ungewiß.

Von der übermäßigen Fettigkeit der Hühner, siehe Th. XXVI, S. 237.

Der übermäßigen Fettigkeit der Pferde, kann man durch nichts sicherer, als durch Salpeter, vorbeugen. Man giebt dem Pferde 3 Doses, jede von 4 Loth, im Getränke; eine des Abends, die andere des Morgens darauf, und die dritte den folgenden Abend. Im Winter wiederholt man den Gebrauch dieses Mittels, nach Beschaffenheit der Umstände, zwey bis dreymal.

Ende des zwölften Theiles.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

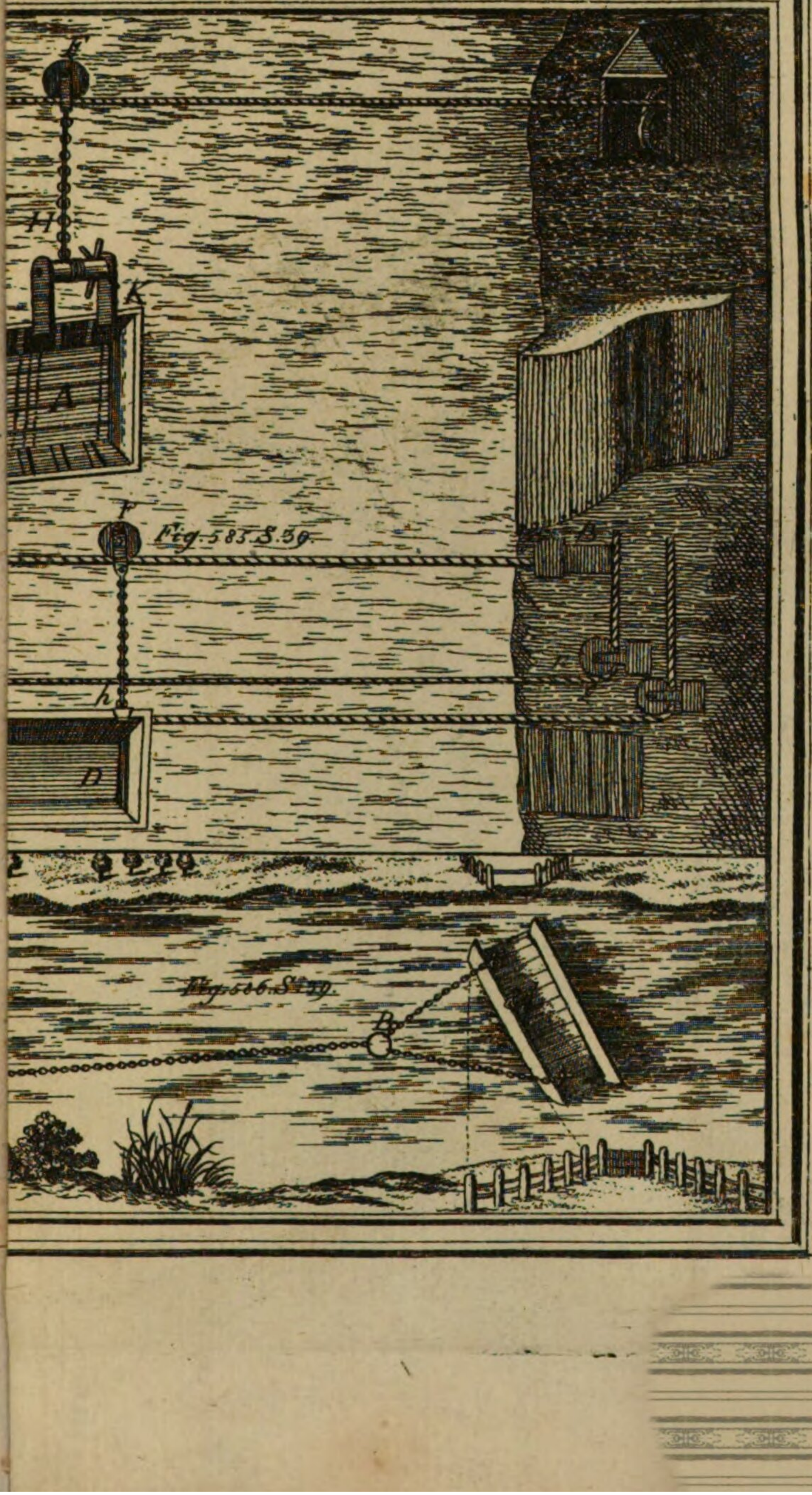

F
H
K
A
f
Fig. 583. S. 59.
h
D
B
Fig. 586. S. 59.

Fig. 592. S. 72.

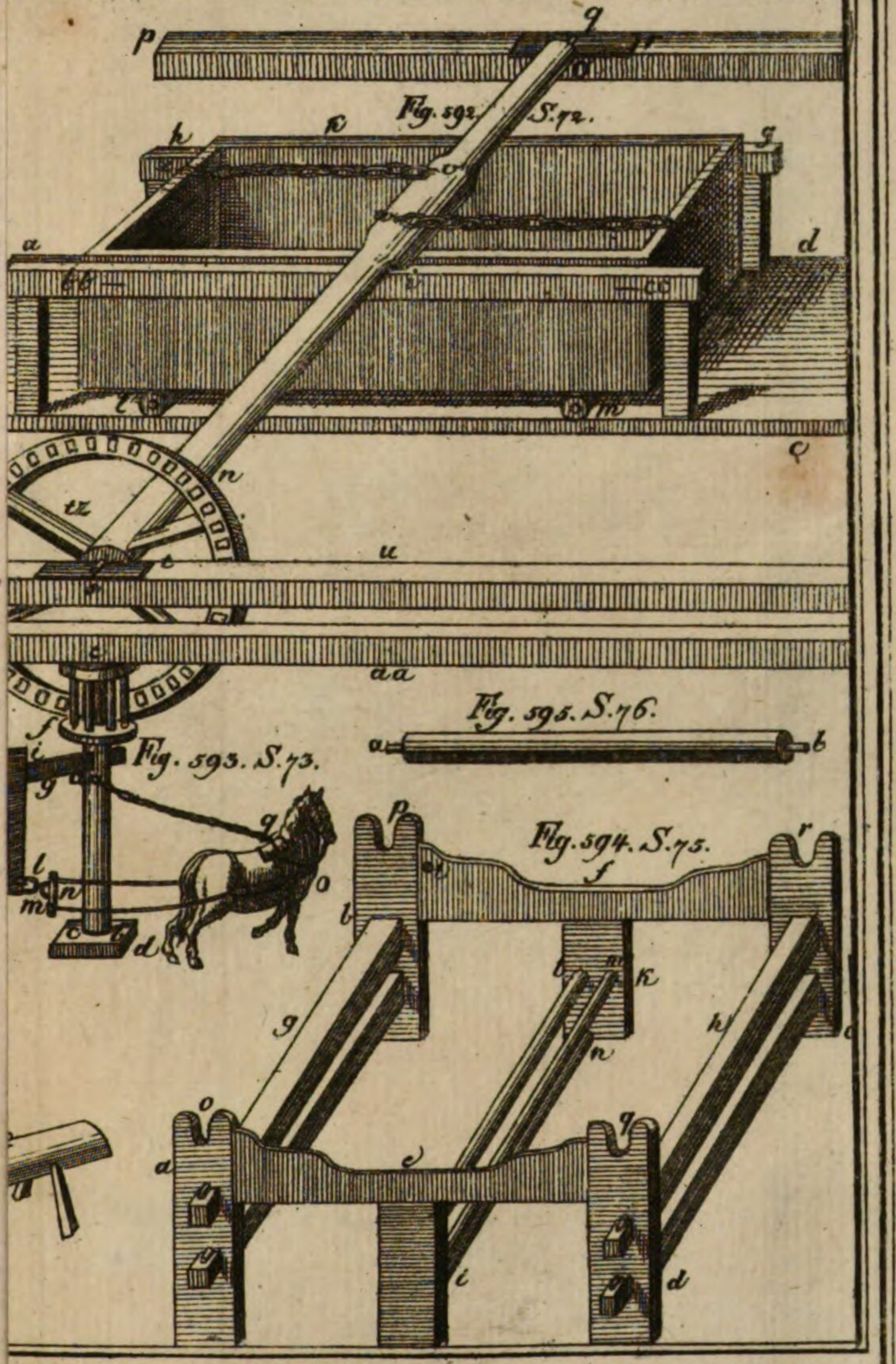


Fig. 593. S. 73.

Fig. 595. S. 76.

Fig. 594. S. 75.

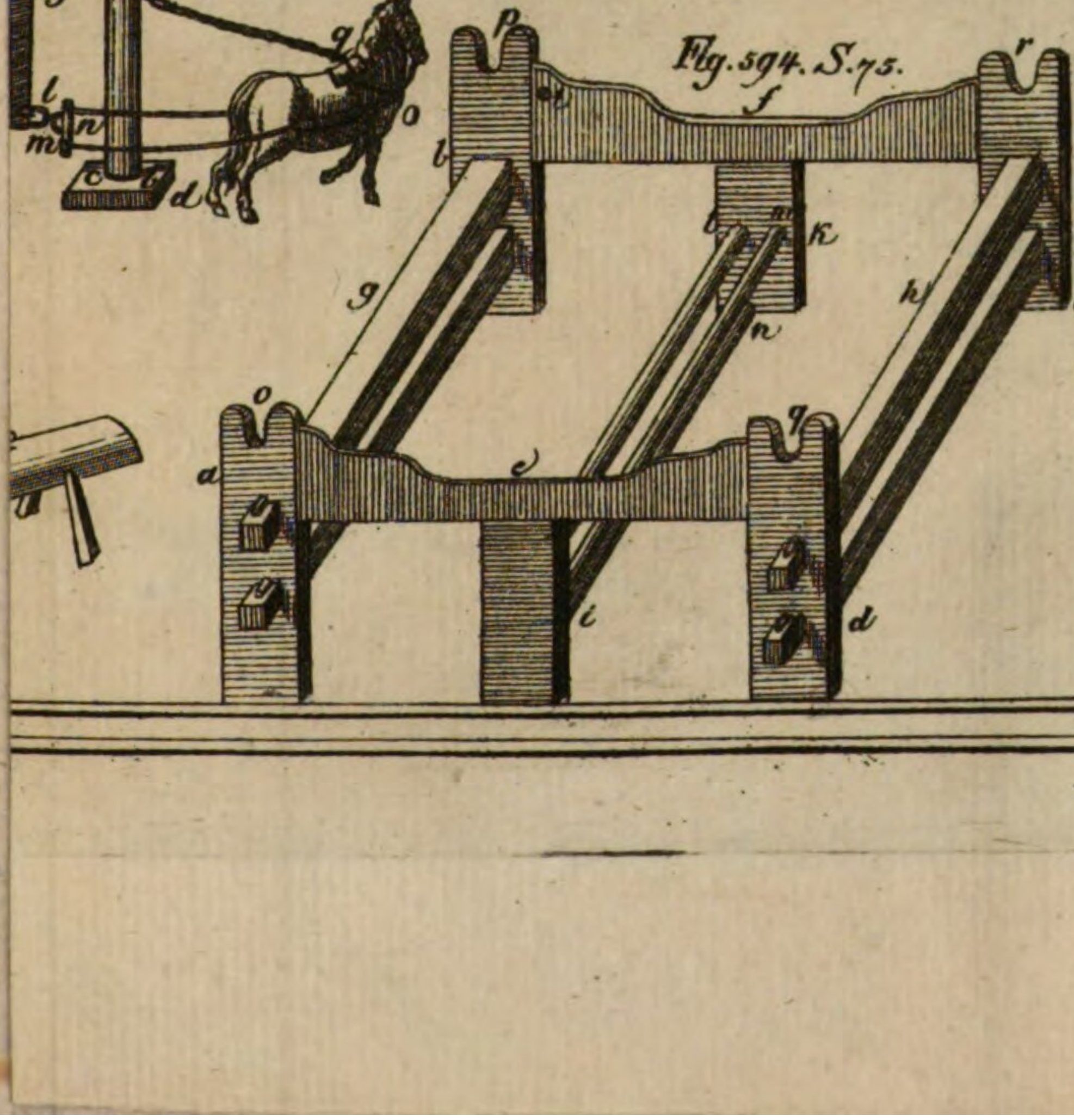
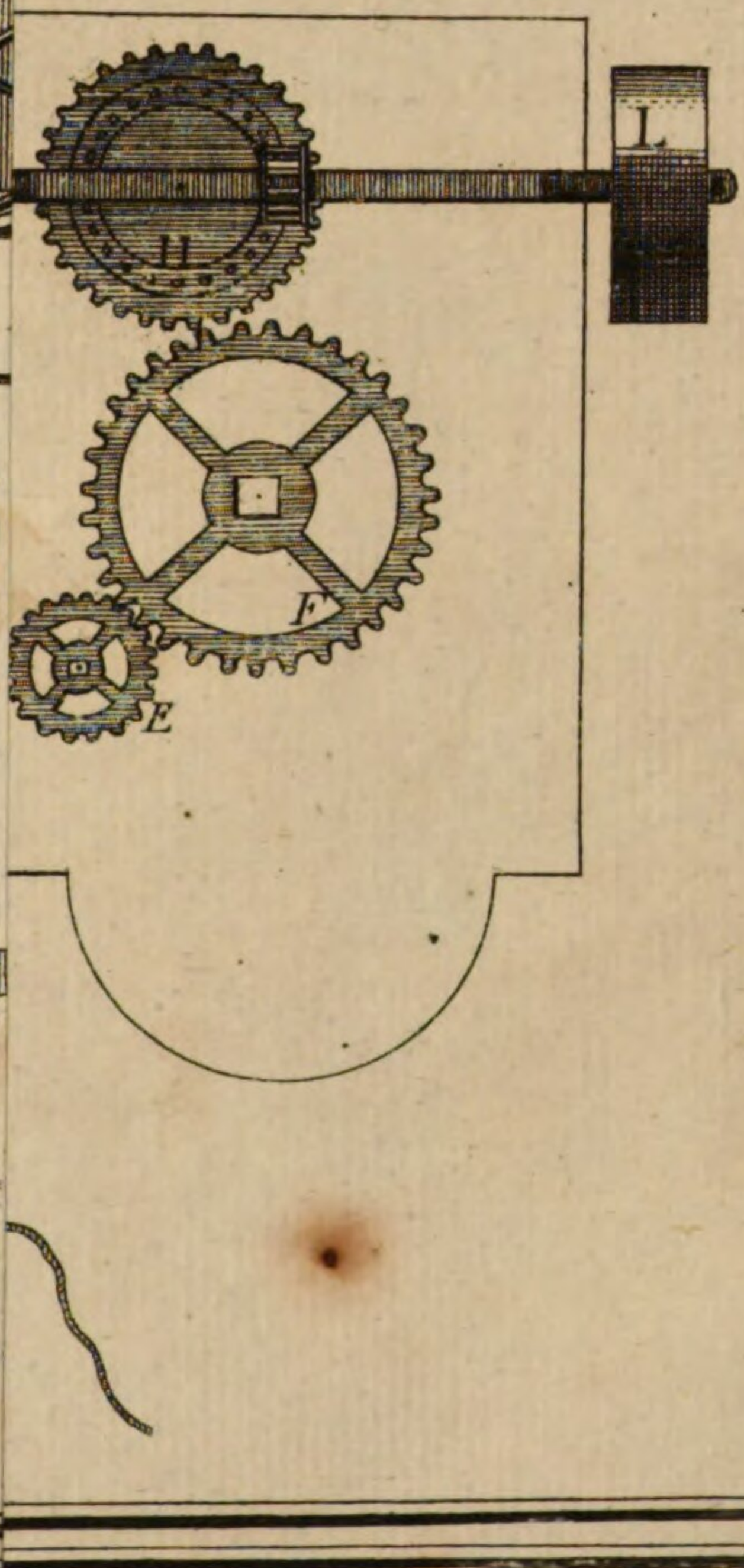


Fig. 604. S. 112.



7. 609. S. 117.

Fig. 610. *)

Fig. 607. S. 116.

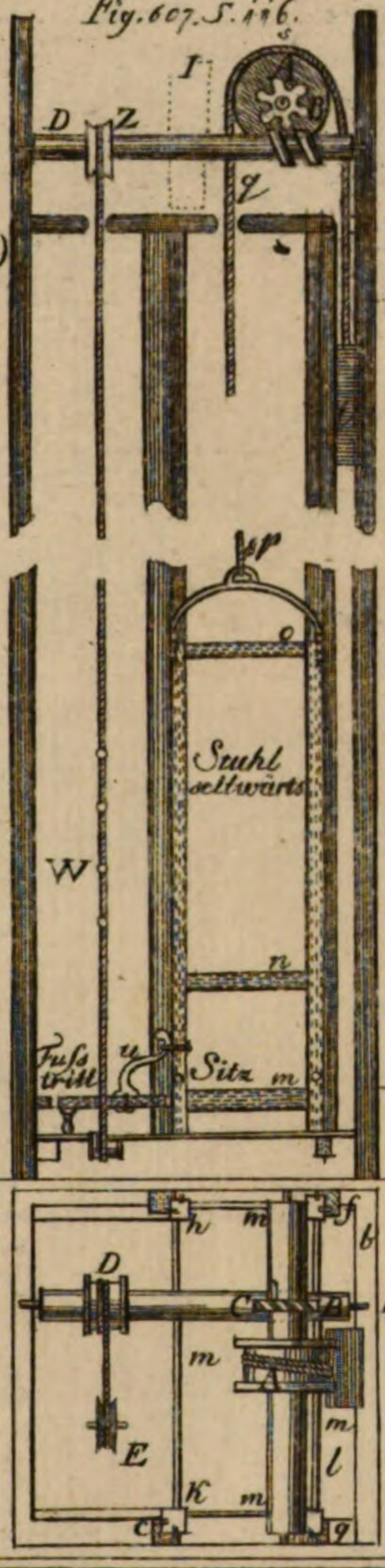
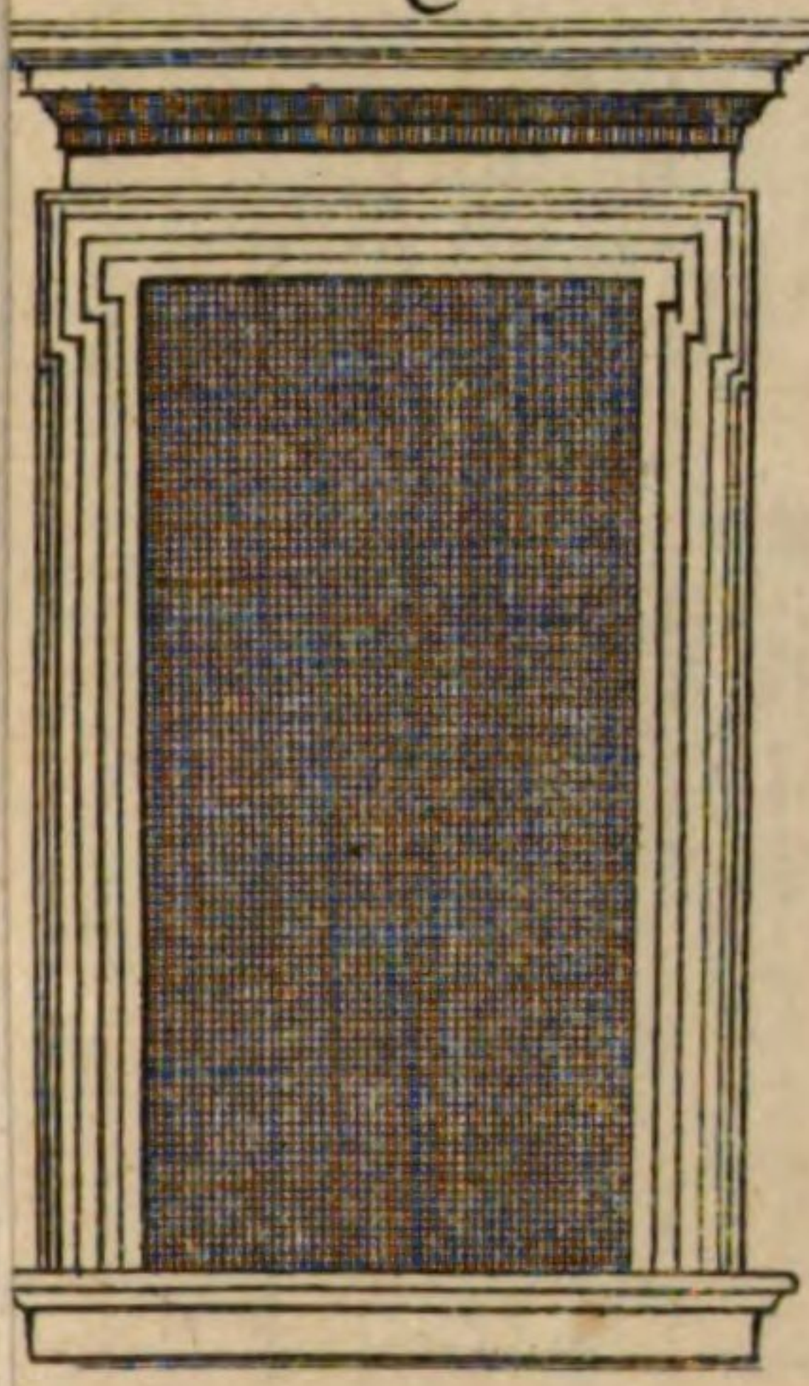


Fig. 608. S. 116.

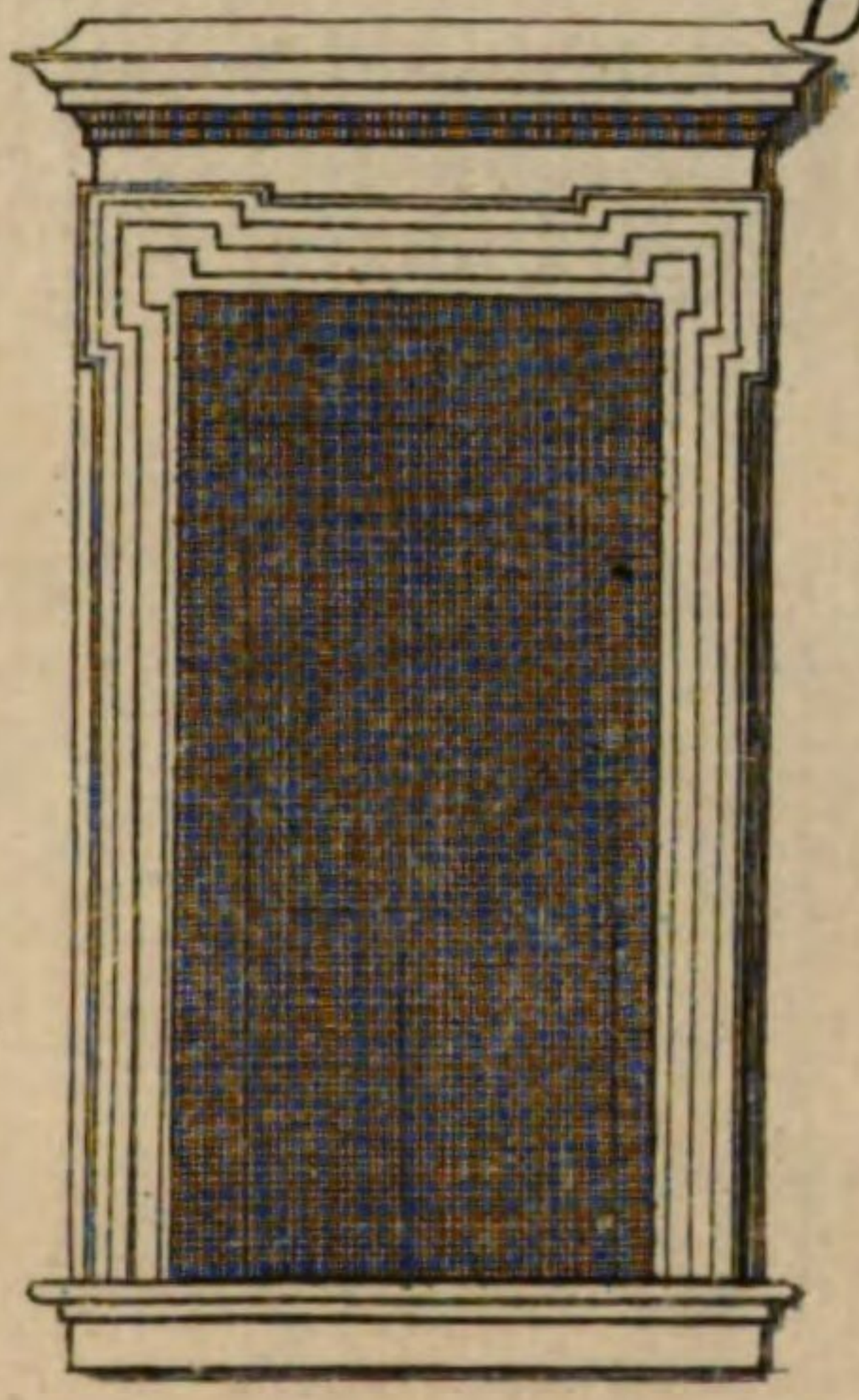
SCHE
AATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

p. 369.

C

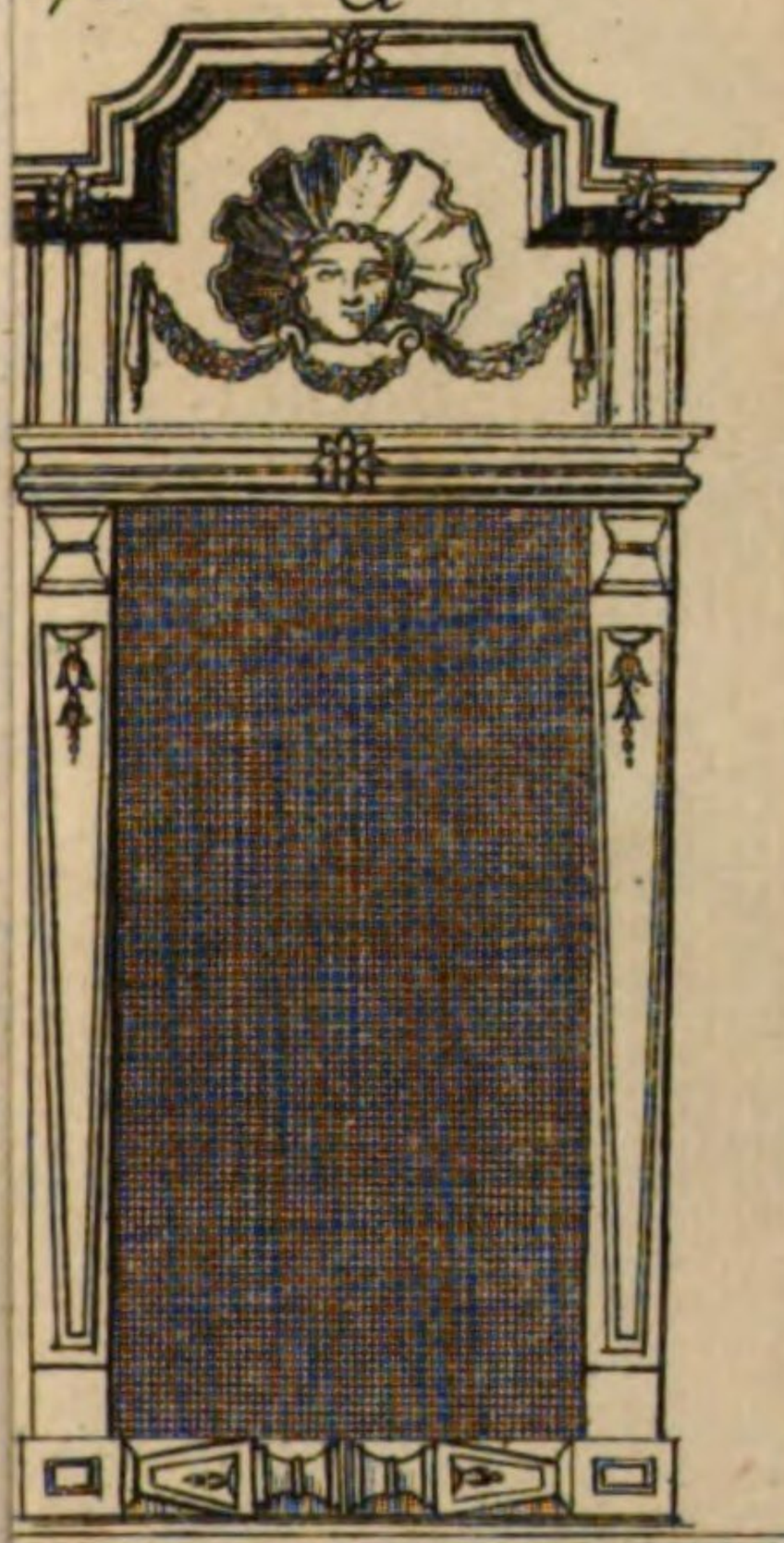


D

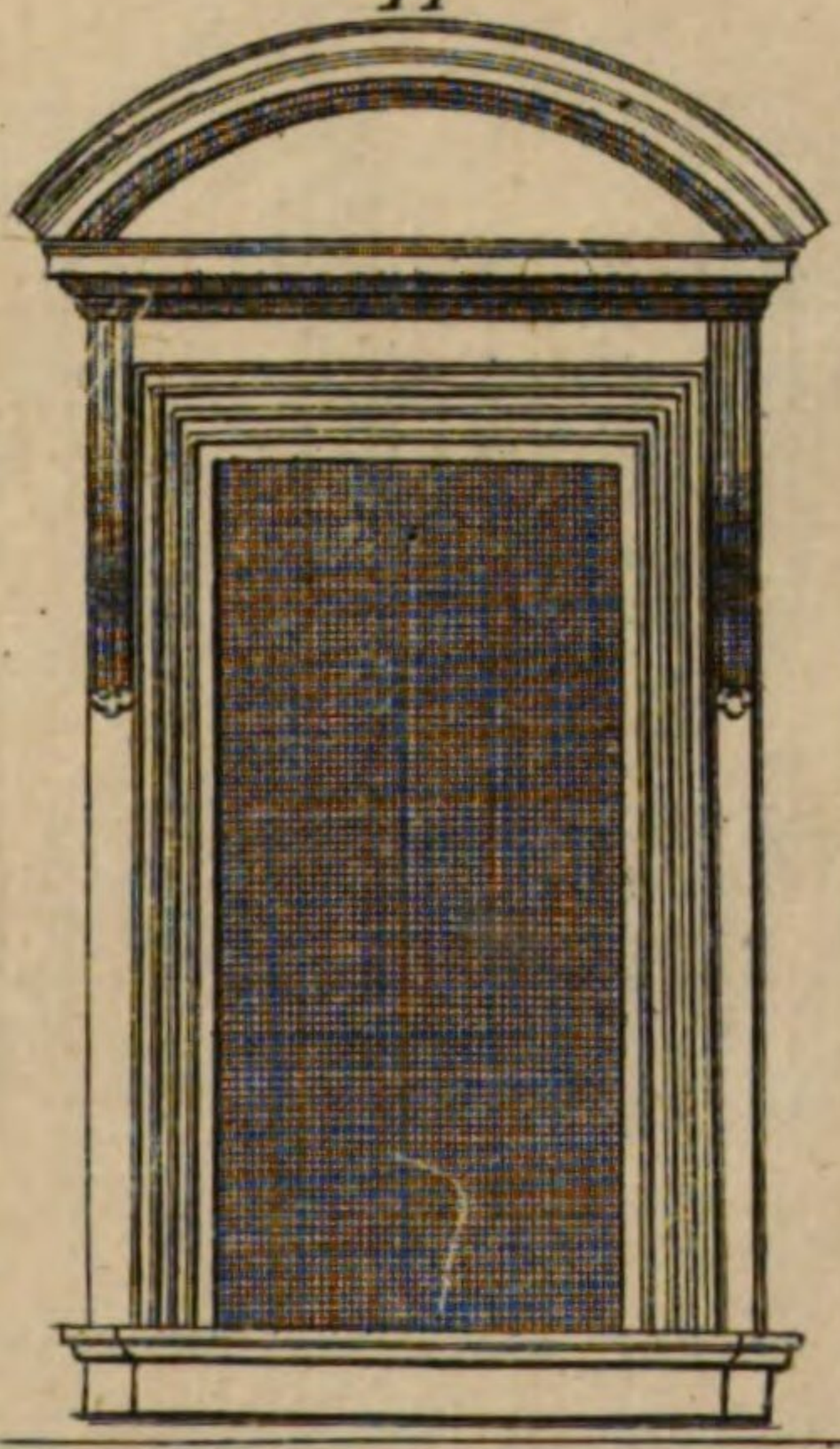


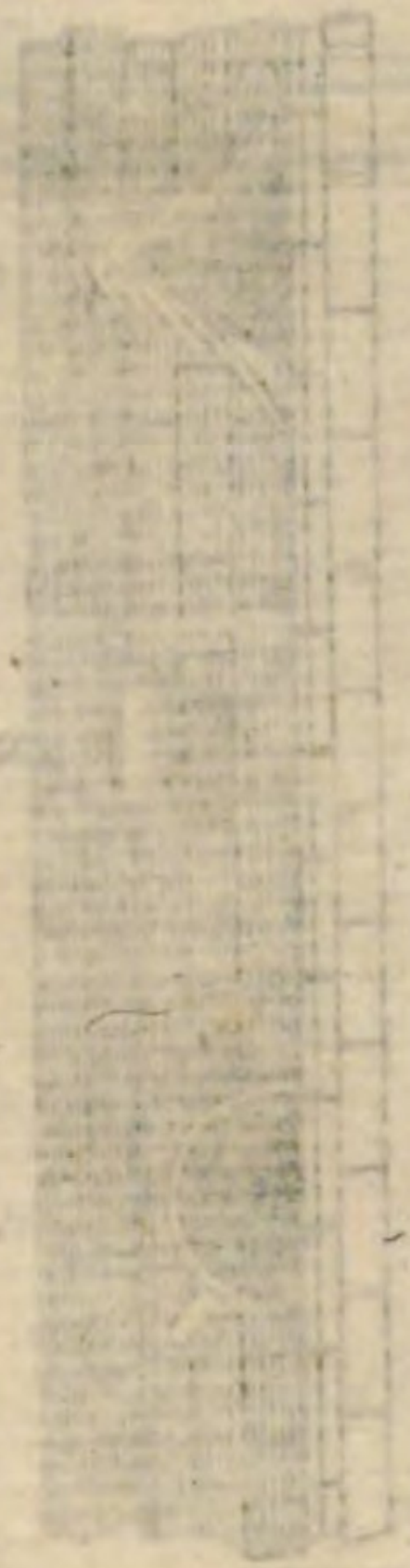
570.

G



H





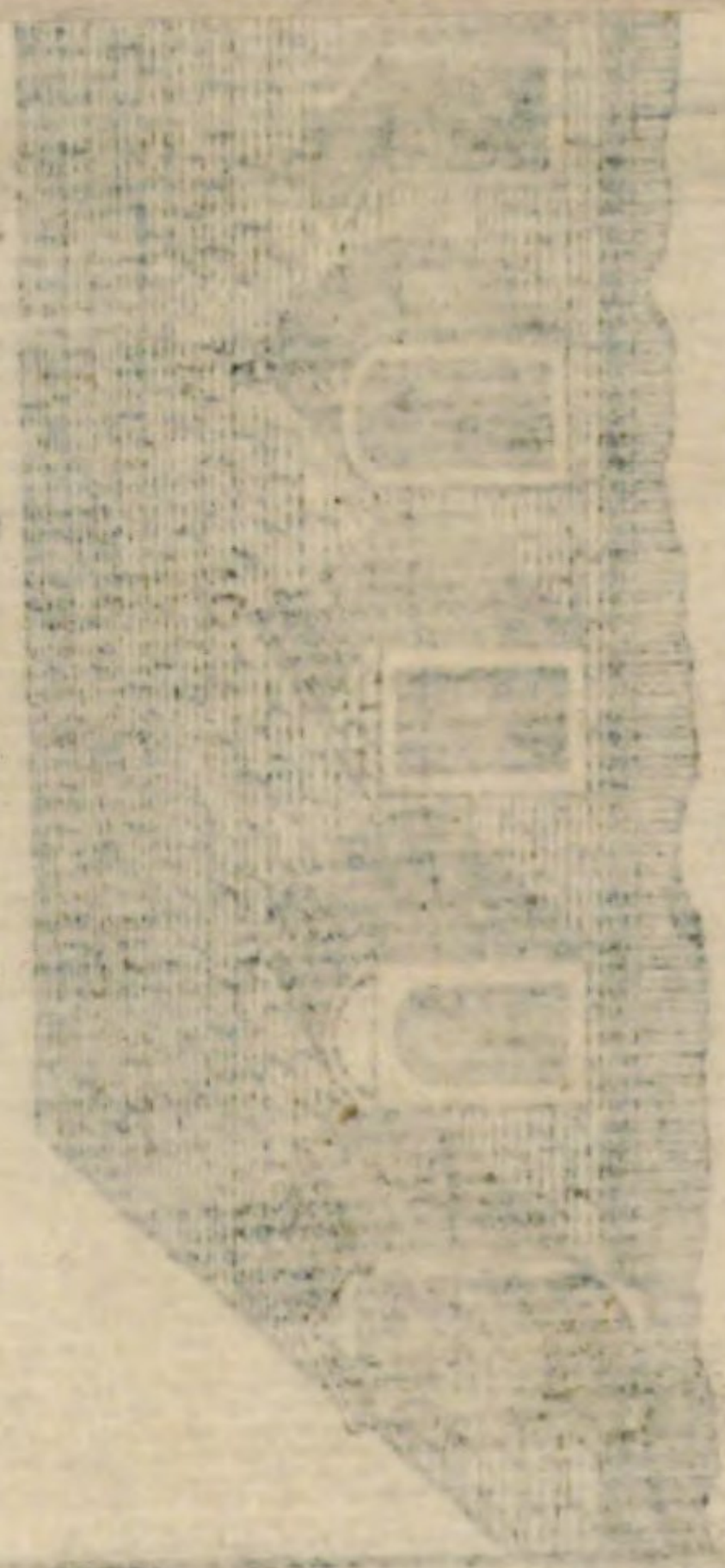


Fig. 642. S. 603.

641. S. 602.

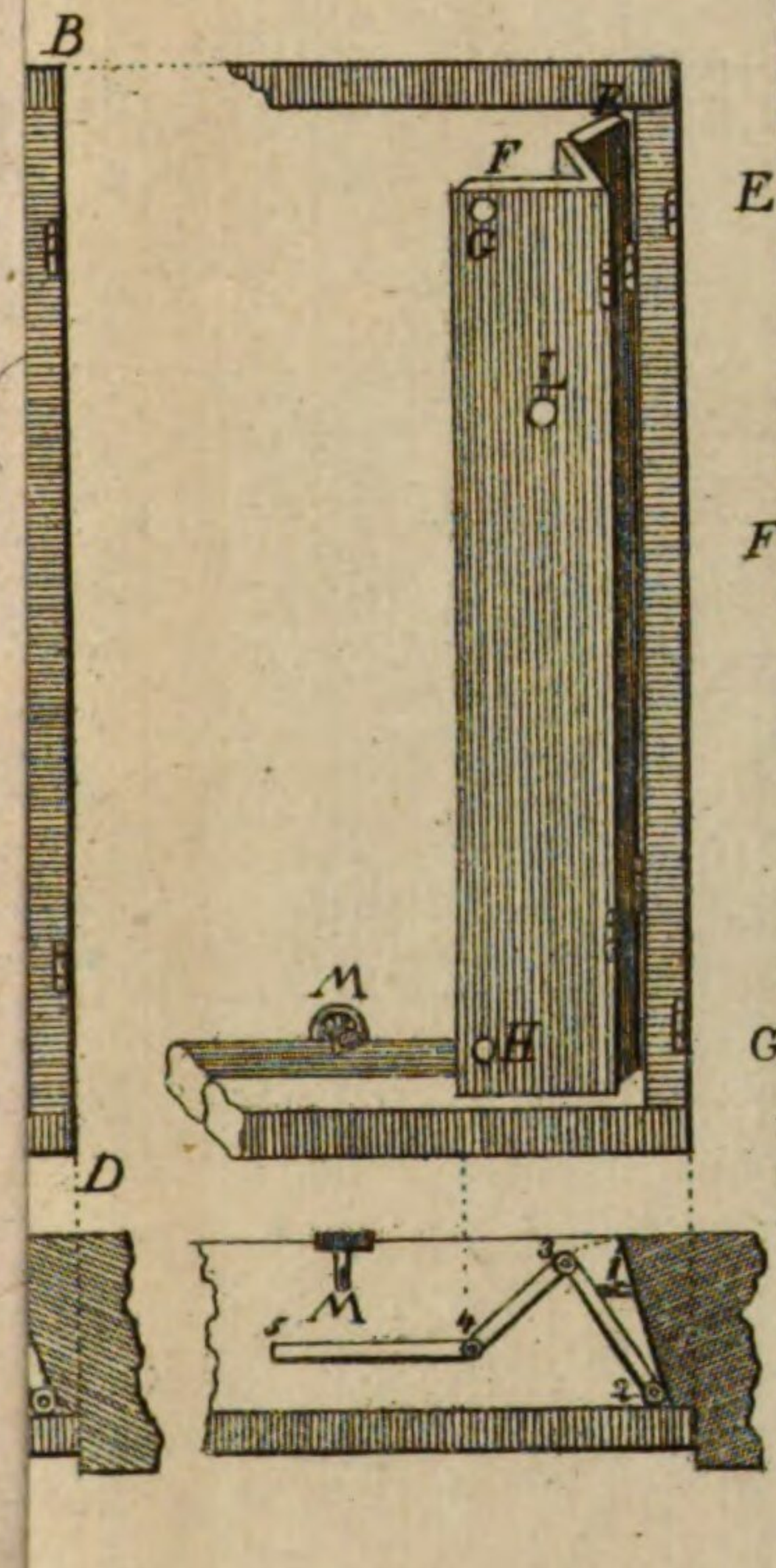


Fig. 643. S. 604.

'SCHE
'A'TS'
'BLIOTHEK
M. EACHEN

p. 369.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft Mit 13 Kupfern

Bd.: 12

Brünn 1788

Oecon. 1033-12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296844-6
VD18 90040120